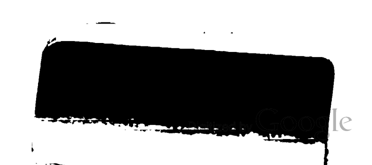



INSEL
ALMANACH
AUF
DAS
JAHR
1926


PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



INSEL ALMANACH

AUF DAS JAHR

1926

LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

KALENDARIUM

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich werden Licht und Schatten
In echter Klarheit wieder gatten
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die wahren Weltgeschichten,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Novalis



JANUAR		
1	Neujahr	
2	Sonnabend	
3	Sonntag n. Neujahr	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Epiphanias (Heil. 3 Könige)	
7	Donnerstag	☾
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	1. Sonntag n. Epiphanias	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	●
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	2. Sonntag n. Epiphanias	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	☽
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	3. Sonntag n. Epiphanias	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	○
29	Freitag	
30	Sonnabend	
31	Septuagesima	

FEBRUAR		
1	Montag	
2	Mariä Lichtmeß	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	☾
7	Sexagesima	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	●
13	Sonnabend	
14	Estomihi	
15	Montag	
16	Fastnacht	
17	Aschermittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	☽
20	Sonnabend	
21	Invocavit	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Sonnabend	○
28	Reminiscere	



MÄRZ		
1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	
7	Oculi	☾
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Sonnabend	
14	Lätare	●
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Sonnabend	
21	Judica	☽
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Sonnabend	
28	Palmarum	
29	Montag	○
30	Dienstag	
31	Mittwoch	

APRIL		
1	Gründonnerstag	
2	Karfreitag	
3	Sonnabend	
4	Ostersonntag	
5	Ostermontag	☾
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	
11	Quasimodogeniti	
12	Montag	●
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	Misericordias Domini	
19	Montag	
20	Dienstag	☽
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	
25	Jubilate	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	○
29	Donnerstag	
30	Freitag	



MAI		
1	Sonnabend	
2	Kantate	
3	Montag	
4	Dienstag	
5	Mittwoch	☾
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Sonnabend	
9	Rogate	
10	Montag	
11	Dienstag	●
12	Mittwoch	
13	Himmelfahrt	
14	Freitag	
15	Sonnabend	
16	Exaudi	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	☽
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Sonnabend	
23	Pfingstsonntag	
24	Pfingstmontag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	○
28	Freitag	
29	Sonnabend	
30	Trinitatis	
31	Montag	

JUNI		
1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Fronleichnam	☾
4	Freitag	
5	Sonnabend	
6	1. Sonntag nach Trinitatis	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	●
11	Freitag	
12	Sonnabend	
13	2. Sonntag nach Trinitatis	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	☽
19	Sonnabend	
20	3. Sonntag nach Trinitatis	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	○
26	Sonnabend	
27	4. Sonntag nach Trinitatis	
28	Montag	
29	Peter und Paul	
30	Mittwoch	



JULI

1	Donnerstag
2	Freitag ☾
3	Sonnabend
4	5. Sonntag nach Trinitatis
5	Montag
6	Dienstag
7	Mittwoch
8	Donnerstag
9	Freitag
10	Sonnabend ●
11	6. Sonntag nach Trinitatis
12	Montag
13	Dienstag
14	Mittwoch
15	Donnerstag
16	Freitag
17	Sonnabend
18	7. Sonntag nach Trinitatis ☽
19	Montag
20	Dienstag
21	Mittwoch
22	Donnerstag
23	Freitag
24	Sonnabend
25	8. Sonntag nach Trinitatis ○
26	Montag
27	Dienstag
28	Mittwoch
29	Donnerstag
30	Freitag
31	Sonnabend ☾

AUGUST

1	9. Sonntag nach Trinitatis
2	Montag
3	Dienstag
4	Mittwoch
5	Donnerstag
6	Freitag
7	Sonnabend
8	10. Sonntag n. Trinitatis ●
9	Montag
10	Dienstag
11	Mittwoch
12	Donnerstag
13	Freitag
14	Sonnabend
15	11. Sonntag nach Trinitatis
16	Montag ☽
17	Dienstag
18	Mittwoch
19	Donnerstag
20	Freitag
21	Sonnabend
22	12. Sonntag nach Trinitatis
23	Montag ○
24	Dienstag
25	Mittwoch
26	Donnerstag
27	Freitag
28	Sonnabend
29	13. Sonntag nach Trinitatis
30	Montag ☾
31	Dienstag



SEPTEMBER

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	
5	14. Sonntag nach Trinitatis	
6	Montag	
7	Dienstag	●
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	
12	15. Sonntag nach Trinitatis	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	☽
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	
19	16. Sonntag nach Trinitatis	
20	Montag	
21	Dienstag	○
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Sonnabend	
26	17. Sonntag nach Trinitatis	
27	Montag	
28	Dienstag	☾
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	

OKTOBER

1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	18. Sonntag nach Trinitatis	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	●
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	19. Sonntag nach Trinitatis	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	☽
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	20. Sonntag nach Trinitatis	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	○
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	21. Sonntag nach Trinitatis	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	☾
29	Freitag	
30	Sonnabend	
31	Reformationsfest	



NOVEMBER		DEZEMBER	
1	Aller Heiligen	1	Mittwoch
2	Aller Seelen	2	Donnerstag
3	Mittwoch	3	Freitag
4	Donnerstag	4	Sonnabend
5	Freitag	5	2. Advent
6	Sonnabend	6	Montag
7	23. Sonntag nach Trinitatis	7	Dienstag
8	Montag	8	Mariä Empfängnis
9	Dienstag	9	Donnerstag
10	Mittwoch	10	Freitag
11	Donnerstag	11	Sonnabend
12	Freitag	12	3. Advent
13	Sonnabend	13	Montag
14	24. Sonntag nach Trinitatis	14	Dienstag
15	Montag	15	Mittwoch
16	Dienstag	16	Donnerstag
17	Bußtag	17	Freitag
18	Donnerstag	18	Sonnabend
19	Freitag	19	4. Advent
20	Sonnabend	20	Montag
21	Totenfest	21	Dienstag
22	Montag	22	Mittwoch
23	Dienstag	23	Donnerstag
24	Mittwoch	24	Freitag
25	Donnerstag	25	1. Weihnachtsfeiertag
26	Freitag	26	2. Weihnachtsfeiertag
27	Sonnabend	27	Montag
28	1. Advent	28	Dienstag
29	Montag	29	Mittwoch
30	Dienstag	30	Donnerstag
		31	Silvester

SZENISCHER PROLOG ZUR NEUERÖFFNUNG DES JOSEFSTÄDTER THEATERS

VON HUGO VON HOFMANNSTHAL

Die Dekoration zum „Diener zweier Herren“ von Goldoni ist gestellt. Die Personen der ersten Szene (Doktor, Pandolfo und Tebaldo) sind auf der Szene.

Doktor: Hier haben Sie meine Hand. Es bleibt dabei.

Pandolfo: Es bleibt dabei.

Truffaldino (*in der Kulisse sichtbar, sucht von der Bühne ins Haus zu sehen*).

Pandolfo (*fortfahrend, nachdem er beunruhigt auf Truffaldino hingesehen*): Heute Verlobung und morgen Hochzeit. Unser junges Volk ist so ineinander verliebt. – Sie sollen Zeuge sein. (*Er winkt Truffaldino, zu verschwinden.*)

Tebaldo: Viel Ehre.

Truffaldino (*hinter ihm Smeraldina, suchen ins Publikum zu sehen*).

Tebaldo (*nochmals um die Unterbrechung zu verdecken*): Viel Ehre.

Pandolfo: Man kann wohl sagen, hier hat der Himmel seine Hand im Spiele gehabt. (*Für sich.*) Was will der Bursche! Zu früh! Truffaldino! Fort! Zu früh!

Doktor (*dreht sich beunruhigt um*).

Souffleur (*sehr merklich*): Ohne den plötzlichen Tod des jungen Rasponi –



Pandolfo (*mit Energie*): Ohne den plötzlichen Tod des jungen Rasponi wären wir wohl nie Schwäger geworden!
Smeraldina (*sucht Truffaldino, dessen Neugier nicht zu bezähmen ist, vom Betreten der Bühne abzuhalten*).
Tebaldo: Was, der junge Rasponi ist tot?
Truffaldino (*reißt sich von Smeraldina los und tritt auf. Indessen er seine ersten Worte sagt, sucht er eine Stellung zu gewinnen, in der er den ganzen Zuschauerraum überblicken kann, und spricht dabei mit sichtlicher Zerstreutheit seinen Text*): Übrigens habe ich die Ehre, mit aller Hochachtung zu sein Euer Hochedelgeborener dienstwilliger Diener und Freund –
Tebaldo: Was, der junge Rasponi tot?! (*Zu Truffaldino*): Tritt ab! Verschwinde! Du bist zu früh aufgetreten!
Pandolfo und Souffleur: Tot! Er ist ermordet worden! In einer Gesellschaft wilder junger Leute!
Inspizient (*zu Truffaldino*): Zurück! Abtreten!
Doktor (*zu Truffaldino*): Unauffällig abgehen! Sie sind zu früh aufgetreten! Verschwinden Sie, bevor das Publikum was merkt!
Souffleur: Der Liebhaber seiner Schwester, den er nicht leiden konnte –
Pandolfo (*verliert die Fassung*).
Doktor: Wenn er nicht sofort abgeht, schmeißt er uns das Stück, bevor es noch angefangen hat!
Inspizient (*links vorne, sucht Truffaldino durch Zeichen wegzuschaffen*).
Truffaldino: Laßt mich doch einen Blick auf das neue Haus werfen, man ist doch neugierig! So eine stattliche Versammlung! So viel hübsche Frauen! Und alle sind sie begierig! gespannt! und auf uns! Man ist doch kein Holzklotz! man hat doch ein Herz in der Brust! Man möcht

doch Bekanntschaft machen! (*Sie bemühen sich, ihn von der Rampe fortzuziehen.*) Es geht doch etwas aus von einem solchen Anblick! Es liegt doch etwas in der Luft! Das ist doch wie bei einer ersten Begegnung mit einer Person, von der wir viel gehört haben und die uns, wenn wir ihr zu gefallen vermöchten, sehr beglücken könnte. Man will doch einen Eindruck machen.

Pedant (*indem er die Arme übereinanderschlägt*): Den macht man durch Leistungen.

Truffaldino: Oh, du kennst die Welt schlecht! Alles hängt davon ab, wie man sich präsentiert. Der erste Moment entscheidet. Es ist genau wie bei den Frauen. Ein Wort zu wenig – und die schönste Gelegenheit ist vertan.

Erster: Aber ein Wort zu viel verdirbt alles!

Zweiter: Wir haben uns das Versprechen gegeben, keine Reden zu halten, sondern in aller Bescheidenheit hier einzutreten. Es ist auf diesen Brettern schon genug Theater gespielt worden, und wir wollen nichts tun, als weiterspielen. Man dichtet unserer Truppe allerlei Ehrgeiz an, und man wird uns nichts durchgehen lassen, was man andern durchgehen läßt.

Dritter: Wer das „Glas Wasser“ im alten Burgtheater gesehen hat, dem werden wir nicht erzählen, wie man Theater spielt.

Truffaldino (*sanft*): Man wird mich nicht davon abbringen, daß die Herrschaften (*er schiebt sich näher an die Rampe*) begrüßt werden wollen. Sie sehen ganz so aus!

Vierter (*schiebt ihn weg*): Als eine unerhörte Anmaßung wird man es uns Schauspielern ankreiden, wenn wir hier Reden halten!

Fünfter: Aber wenn wir schweigen, als Aufgeblasenheit!
Truffaldino (*immer sanft*): Laßt mich nur ein paar Worte sagen, ganz ohne Pathos!

Die übrigen verstellen ihm den Weg.

Pedant: Man will uns Theater spielen sehen, so gut es in unsern Kräften liegt; das ist alles, was man will. (*Mit erhobener Stimme.*) Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man einem Wiener Publikum –

Von nun an alle Stimmen immer lauter gegeneinander.

Einer: Den Spiegel unseres Zeitalters werden wir ihnen vorhalten! Das ist es, was sie von uns erwarten!
Anderer: Vergessen wollen sie das Zeitalter! Darum gehen sie ins Theater!
Dritter: Nein, sie wollen ja gerade heraus aus dem Theater!
Zweiter: Nein! Hinein wollen sie ins Theater!
Erster: Sie wollen, daß der Schauspieler wieder zurücktritt hinter den Dichter!
Fünfter: Hervortreten wollen sie ihn sehen, den Schauspieler! Das Stück war ihnen immer egal!
Pedant: Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man einem Wiener Publikum –
Sechster: Das Aktuelle wollen sie, das Heutige! Strindberg wollen sie sehen!
Zweiter: Strindberg wollen sie nicht sehen! Sie wollen ihren Grillparzer sehen! ihren Raimund!
Siebenter: Grillparzer und Raimund wollen sie nicht sehen! Das ist eine Lüge, sie wollen keine Antiquitäten!
Truffaldino (*versucht durchzudringen*): Nur ein paar Worte, ganz ohne Pathos! Nur einen Blick auf die Galerie hinauf, zu den jungen Leuten!

Die Stimme noch verstärkt und gereizt im Ton.

Einer: Sie wollen sehen, was keiner Zeit angehört!

Pedant (*deklamierend*): Alles Vergängliche – ist nur ein Gleichnis. – Das Unzulängliche – hier wirds Ereignis! (*Bei dem „hier“ stampft er auf.*)

Andere: Sie wollen nicht, daß man ihnen was sagt!

Anderer: O ja, sie wollen, daß man ihnen das sagt, was sie hören wollen!

Truffaldino (*wie oben*): Nur ein paar ganz kurze Worte, ganz ohne Pathos!

Anderer: Aber sie wissen nicht, was sie hören wollen!

Anderer: Dann müssen sie wollen, was wir wollen!

Anderer: Nein, wir wollen, daß sie wollen, was wir wollen!

Pedant: Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man einem Wiener Publikum – –

Alle reden gleichzeitig; die Klingeln fangen zu läuten an. Die Nichtbeschäftigten sind auf die Bühne gekommen.

Truffaldino: Nur ein paar schlichte Worte! Ich möchte ihnen irgend etwas zuliebe tun!

Einer (*zu Pantalon*): So bringen Sie ihn doch zur Ruhe, es ist doch Ihr Sohn!

Die Kokette (*in Männerkleidern*): Sie wollen ihn nicht reden lassen, und damit tun sie unrecht. Das ist eine Stadt, wo man mit sich reden läßt!

Truffaldino: Hört ihrs?

Die Kokette: – und es ist eine Dummheit, wenn man irgendeine Gelegenheit versäumt, dem Publikum, von dessen Gunst wir abhängen, etwas Liebes zu sagen.

Truffaldino: Das predige ich doch!

Die Kokette: Denn es gibt nun einmal ein gewisses Fluidum, das wir brauchen, und wenn es ausbleibt, sind wir weder hübsch, noch liebenswürdig, noch begabt. Man muß dem Publikum sagen, daß zwischen ihm und uns sich heute etwas anspinnt, das nur gut werden kann, wenn beide Teile miteinander ins Spiel kommen; daß es in jeder Liebschaft traurig ausschaut, wenn der eine Teil – nur empfangen und nicht auch geben will.
Truffaldino (*eifrig zustimmend, schnappt ihr das Wort vom Mund weg; er steht ihr zur Linken*): – nur empfangen und nicht auch geben will! (*Zugleich mit ihr.*)
Die Kokette (*hält ihm mit der linken Hand den Mund zu und fährt fort*): – nicht auch geben will. Das alles müßte man ihnen natürlich nicht so sagen, wie ich es jetzt sage, sondern so, daß es eine Art hat, und das hätte man sich eben vorher von irgendwem aufsetzen lassen müssen. Aber wenn wir nichts Aufgesetztes haben, so soll er halt hingehen und es ihnen sagen, so gut er kann.
Alle weiblichen Personen: Laßt ihn reden!
Truffaldino: Ja, laßt mich mit zwei Worten sagen, wie mirs ums Herz ist.
Einer: Gut, aber sage es nicht umständlich!
Anderer: Deutlich!
Dritter: Herzlich!
Truffaldino: Das ist doch meine Stärke!
Vierter: Klipp und klar!
Fünfter: Aber ohne Pathos!
Truffaldino: Das will ich doch! das will ich doch!
Sechster: Verhalten!
Siebenter: Mit Humor!

Achter: Mit diskretem –
Truffaldino: Mit diskretem Humor. Du nimmst mir das Wort vom Munde!
Erster: Aber ohne Witze!
Truffaldino: Ohne Witze!
Erster: Keine nichtssagenden Artigkeiten!
Zweiter: Kein Loblied auf die Vergangenheit!
Vierter: Kein Appell an die Zukunft!
Fünfter: Und keine Anspielung auf die Gegenwart!
Truffaldino: Nichts von dem allen.
Sechster: Sprich ihnen nicht von Literatur, das interessiert sie nicht.
Siebenter: Und nicht von Politik, von der wollen sie nichts wissen.
Truffaldino: Laßt nur! Laßt mich!
Achter: Bedenke aber, daß sie seit neuerer Zeit Demokraten sind, daß sie keine Unterschiede kennen!
Truffaldino: Natürlich!
Erster: Aber viele Abstufungen!
Truffaldino: Das hab ich im kleinen Finger!
Zweiter: Schmeichle ihnen nicht!
Truffaldino: Wie werd ich?
Eine Frauenstimme: Wer nicht schmeichelt, verletzt!
Truffaldino: Da hat sie recht!
Dritter: Rede ihnen nicht von unserm Ernst, den können sie nicht leiden!
Truffaldino: Ich weiß, wie mans anfängt!
Vierter: Nichts von Programmen, nichts von Plänen!
Truffaldino: Ach, ach!
Fünfter: Aber unterstehe dich nicht, leichtfertig von uns

zu reden, denn es ist uns sehr ernst mit dem, was wir bringen!
Truffaldino: Das will ich meinen!
Sechster: Verletze keinen!
Siebenter: Bevorzuge niemanden!
Erster: Bedenke, es sind Geschäftsleute, Advokaten, Ärzte!
Zweiter: Sorgenvolle, abgespannte Menschen!
Dritter: Verkümmere ihnen nicht das bißchen Aufheiterung!
Truffaldino: Ist das meine Art?
Vierter: Aber es sind Wiener, geborene Phäaken, heitere, behagliche Pessimisten!
Fünfter: Also tritt ihrem Ernst nicht zu nahe!
Truffaldino: Wie werde ich!
Sechster: Raube ihnen nicht ihre Unbefangenheit!
Siebenter: Unterfange dich nicht, ihre Vorurteile zu verletzen!
Truffaldino: Ich werde mich hüten!
Achter: Bedenke, daß Kritiker unter ihnen sitzen!
Erster: Laß dir nicht einfallen, dich bei ihnen einschmeicheln zu wollen!
Truffaldino: Sieht mir das ähnlich?
Zweiter: Und noch weniger, sie zu verstimmen!
Eine Frau: Begnüge dich damit, das auszusprechen, was jeder einzelne von uns –
Mehrere: Was wir alle –
Einer: Was die Stunde verlangt!
Zweiter: Ganz ohne Umschweife!
Dritter: In zehn Worten! Wir sind hier und wollen – also sagt, was wir wollen!

Vierter: Wir wollen Theater spielen, ganz nach der alten Art!
Fünfter: Aber andrerseits doch –
Sechster: Ja, natürlich, auf eine neue Weise!
Erster: Die aber insofern auch wieder die alte ist, als wir gar keine neuartigen Absichten damit verbinden –
Anderer: Sondern im Gegenteil – aber natürlich trotzdem –
Dritter: Insoferne wir doch moderne Menschen sind –
Die gleiche Frau wie oben: Ach Gott, ist denn das so schwer? Wir begrüßen in ihnen das Publikum einer Stadt, die –
Einer: Nein, wir begrüßen in diesem Publikum den Geist einer Stadt, der ...
Anderer: Der immer ...
Dritter: Der auch mit uns war, wenn wir anderswo waren ...
Die gleiche Frau: Und zu der wir jetzt nicht auf Besuch, sondern wieder nach Hause kommen!
Einer: Ja, ungefähr das sage!
Zweiter: Aber in größter Kürze!
Dritter: Also vorwärts!
Vierter: Und keine gebildeten, hochtrabenden Wörter!
Fünfter: Das Wort „neuer Stil" streiche aus deinem Lexikon!
Sechster: Aber das Wort „Tradition" ebenfalls. Das könnte den Leuten an dieser Stelle anmaßend erscheinen.
Siebenter: Kurz, rede, wie dir der Schnabel gewachsen ist!
Achter: Aber laß dir kein unüberlegtes Wort entschlüpfen!

Alle: Hast du begriffen?

Truffaldino (*sieht sie entgeistert an*).

Alle: Also rede! (*Sie machen ihm Platz.*)

Truffaldino (*tritt vor, nimmt einen Anlauf zu reden. Dann stockt er: sein Gesicht verrät inneren Schreck, dessen er aber mit Gewandtheit sogleich wieder Herr wird*): Ich habe Ihnen nichts zu sagen. Sie (*auf die Schauspieler deutend*) haben mir in ihrem Eifer alles vorweggenommen. Entnehmen Sie daraus, wie sehr wir alle bestrebt sind, Ihre Gunst zu erwerben – und zu verdienen! (*Verneigt sich. Alle ebenso.*)

Der Inspizient: Das Stück fängt an. Ich bitte, wer nicht beschäftigt ist, die Bühne freizugeben. Erster Akt, erste Szene. Auftritt: der Doktor, Pandolfo, Tebaldo!

*



Holzschnitt von H. A. Müller zu Stevensons Flaschenteufelchen

ICH MÖCHTE WISSEN WARUM

VON SHERWOOD ANDERSON

Früh um vier standen wir auf. Es war unser erster Tag im Osten. Am Abend vorher waren wir bei den ersten Häusern der Stadt aus einem Güterzug geklettert und hatten mit der Nase von richtigen Kentucky-Jungens sofort den Weg durch die Stadt bis zur Rennbahn und zu den Ställen gefunden. Nun war alles in Ordnung. Hanley Turner traf auch gleich einen Nigger, den wir kannten: Bildad Johnson, der im Winter bei uns in Beckersville in Ed Beckers Tattersall arbeitet. Bildad kann gut kochen, wie die meisten Nigger bei uns, und natürlich liebt er die Pferde; das tut hier in Kentucky jeder Mensch, der überhaupt einer ist. Im Frühling fängt Bildad an, überall so ein bißchen herumzuscharren. Bei uns zu Hause beschwatzen die Nigger jeden und schmeicheln einem so ziemlich alles ab, was sie gern möchten. Bildad geht den Stalleuten und den Trainern in den Gestüten rings um Lexington um den Bart. Die Trainer kommen abends in die Stadt, stehen herum und schwatzen; kann sein, daß sie auch mal einen Poker machen. Dann schlängelt Bildad sich an sie heran. Er tut ihnen alle möglichen kleinen Dienste und redet mit ihnen über gutes Essen, gebratene Hühner, und wie man am besten süße Kartoffeln macht oder Maisbrot. Wenn man ihm nur zuhört, wässert einem schon der Mund.

Dann kommt die Rennzeit, die Pferde werden auf die Rennbahnen gebracht, und abends auf der Straße ist überall von den neuen Fohlen die Rede, und jeder erzählt, wann

er nach Lexington fährt oder zu den Frühjahrsrennen nach Churchill Downs oder nach Latonia, und die Rennreiter kommen zurück, die unten in New Orleans oder bei den Winterrennen in Havanna auf Kuba gewesen sind, und bleiben acht Tage zu Hause bei uns, ehe sie wieder hinausgehen. In dieser Zeit, wo ganz Beckersville überhaupt von nichts anderem spricht als bloß von Pferden, wenn die Rennleute abziehen und man Rennluft atmet, wo man geht und steht, da tritt Bildad plötzlich als Koch bei irgendeiner Renngröße auf. Oft, wenn ich mir so überlege, wie er immer auf jedes Rennen geht und im Winter im Tattersall arbeitet, wo doch auch Pferde sind und all die Leute hinkommen, die gern von Pferden reden, dann hätt ich auch Lust, ein Nigger zu sein. Es ist ja albern, so was zu sagen, aber es ist nun mal so: ich bin eben einfach wild auf alles, was mit Pferden zu tun hat; ich kann nichts dafür.

Und jetzt muß ich also berichten, was wir gemacht haben, und mit der Geschichte anfangen, die ich eigentlich erzählen will. Wir vier, alles Jungens aus Beckersville, Söhne von Weißen, von ordentlichen Beckersviller Bürgersleuten, setzten uns in den Kopf, daß wir zum Rennen wollten; ich meine nicht bloß eben nach Lexington oder Louisville, nein, auf die große Bahn im Osten, von der bei uns die Leute immer reden, nach Saratoga. Wir waren alle noch ziemlich klein damals. Ich war eben fünfzehn geworden und der Älteste von uns vieren. Mein Plan wars. Das muß ich zugeben. Ich hab die andern herumgekriegt, daß wir es mal versuchen wollten. Hanley Turner war dabei, und Henry Rieback, und Tom Tumberton, und ich. Ich hatte siebenunddreißig Dollar, die hatt ich mir verdient, wie ich

letzten Winter die Abende und Sonnabends in Enoch Myers Krämerladen mithalf. Henry Rieback hatte elf Dollar, und die beiden andern, Hanley und Tom, jeder nur einen oder zwei. Wir machten alles unter uns ab und hielten uns ganz still, bis die Frühjahrsrennen in Kentucky vorbei und ein paar von unsern Kerls weg waren, die schneidigsten von allen, auf die wir den größten Neid hatten – da zogen wir auch los.

Ich will gar nicht erst davon erzählen, was das für Mühe machte, in den Güterwagen mitzukommen, und was wir sonst alles anstellten. Wir kamen über Cleveland und Buffalo und noch andere große Städte, und die Niagarafälle haben wir gesehen. Da kauften wir allerlei Kram für unsere Mütter und Schwestern, Andenken und Löffel, Ansichtskarten und Muscheln mit Bildern von den Wasserfällen; aber nach Hause schickten wir lieber nichts. Es ging doch nicht an, daß unsere Leute Wind von uns bekamen und wir am Ende geklappt wurden.

Wie ich schon erzählte, kamen wir abends in Saratoga an und gingen auf die Rennbahn. Bildad gab uns erst mal satt zu essen. Er zeigte uns oben in einem Schuppen einen Platz im Heu, wo wir schlafen konnten, und versprach uns, den Mund zu halten. Nigger verstehen so was. Die machen keine Geschichten. Wenn man so ausgerissen ist und gerät an einen Weißen, dann kann der auch oft tun, als wäre er ganz vernünftig; er gibt einem vielleicht sogar ein paar Cents oder einen halben Dollar oder sonst irgend was, und dann geht er doch hin und verklatscht einen. Weiße tun so was, aber kein Nigger. Denen kann man trauen. Die sind anständiger mit Jungens. Warum, weiß ich nicht.

In dem Jahr waren eine Menge Leute von zu Hause in Saratoga. Dave Williams und Arthur Mullford und Jerry Myers und noch andere. Und dann noch eine ganze Masse aus Louisville und Lexington, die Henry Rieback kannte, ich aber nicht. Die waren Rennschieber von Beruf, wie Henry Riebacks Vater, der ist auch so einer. Er ist so ein Zeitungsschmierer, fast das ganze Jahr ist er unterwegs auf den Rennen. Wenn er im Winter in Beckersville ist, bleibt er auch nicht lange. Dann fährt er in den großen Städten herum und spielt Pharo. Nett ist er übrigens und sehr nobel; Henry schenkt er immer was, mal ein Rad, mal eine goldene Uhr oder einen Pfadfinderanzug, und all so was.
Mein Vater ist Rechtsanwalt. Er ist soweit ganz ordentlich, aber viel Geld verdient er nicht, und kaufen kann er mir nichts; doch allmählich bin ich nun auch so groß, daß ich so was nicht mehr erwarte. Gegen Henry hat er nie das leiseste zu mir gesagt, aber die Väter von Hanley Turner und Tom Tumberton, die tun das immer. Die haben ihren Jungens gesagt, daß man von solchem Geld nichts hat, und sie hätten ihre Söhne nicht großgezogen, daß sie mit anhören sollten, was Schieber und Spieler sich erzählen; sie brauchten solches Zeug nicht im Kopf zu haben, und das fehlte noch, daß sie am Ende selber damit anfingen.
Das stimmt ja, und sie wissen wohl auch, was sie sagen; nur kann ich nicht einsehen, was das mit Henry zu tun hat oder gar mit Pferden. Darüber schreibe ich diese Geschichte ja gerade. Ich zerbreche mir den Kopf. Ich soll nun ein Mann werden und will gern denken, wie es sich gehört, und ganz Klasse sein, und hab doch beim Rennen da im Osten etwas gesehen, woraus ich nicht klug werden kann.

Ich kann nichts dafür, ich bin auf Vollblüter rein versessen. Ich bin immer so gewesen. Als ich zehn Jahre war und merkte, daß ich für einen Jockei zu groß werden würde, bin ich beinahe gestorben vor Kummer. Harry Hellinfinger in Beckersville, der Sohn vom Postmeister, ist schon erwachsen und zum Arbeiten zu faul; aber auf der Straße herumlungern und Jungens aufziehen, sie zum Beispiel in ein Eisenwarengeschäft schicken nach einem Bohrer, mit dem man viereckige Löcher machen kann, und lauter solchen Blödsinn, das kann er. Mir hat er auch was aufgebunden. Er sagte, wenn ich so eine halbe Zigarre aufäße, würde ich nicht mehr wachsen und immer ein kleiner Butt bleiben und könnte vielleicht doch noch Jockei werden. Ich bin auch richtig drauf reingefallen. Wie Vater mal nicht hinsah, hab ich mir eine Zigarre aus seiner Tasche geholt und sie hinuntergewürgt, so gut es ging. Mir wurde gräßlich übel dabei, und der Doktor mußte kommen, und nützen tat es gar nichts: ich wuchs ruhig weiter. Er hatte mich bloß angeführt. Als ich sagte, was ich getan hatte und wozu, da hätten die meisten Väter mich gehauen. Aber meiner hat es nicht getan.
Na, ein kleiner Butt bin ich nicht geblieben, und gestorben bin ich auch nicht. Harry Hellinfinger geschieht das ganz recht. Dann nahm ich mir vor, Stallknecht zu werden, aber das ging auch nicht. Stallknechte sind meist Nigger, und ich wußte, Vater würde mirs nicht erlauben. Wozu ihn dann erst fragen!
Wer niemals wild auf Vollblüter gewesen ist, der war eben nie mit vielen von der Art zusammen und weiß es deshalb nicht besser. Prachtvoll sind sie. Nichts ist so schön und

fein, so feurig und treu und famos durch und durch wie manche von den Rassepferden. Auf den großen Gestüten, die rings um unsern Ort herumliegen, sind Bahnen, wo morgens ganz früh die Pferde bewegt werden. Tausendmal und noch öfter bin ich vor Tag aufgestanden und die paar Meilen nach dem Gelände hingegangen. Mutter wollte mich nicht hinlassen, aber Vater sagte immer: Laß ihn doch! Dann nahm ich mir ein Stück Brot aus dem Kasten und Butter und Jam dazu, schlang es hinunter und machte mich aus dem Staube.

In der Bahn sitzt man dann auf dem Zaun mit Weißen und Niggern zusammen, die kauen Tabak und erzählen sich was, und dann werden die Fohlen herausgeführt. Es ist noch früh, das Gras schimmert von Tau, auf dem Acker geht einer hinter dem Pflug, in dem Schuppen, wo die Stallnigger schlafen, wird gebraten, und das weiß man ja, wie ein Nigger quietschen kann vor Lachen und einen ins Lachen bringen. Kein Weißer kann das, und auch sogar mancher Nigger nicht, aber ein Stallnigger kanns allemal.

Und nun werden also die Fohlen herausgeführt und einige eben mal von Stalljungens Karriere vorübergeritten; aber auf einer großen Bahn, die einem reichen Mann – in New York, glaube ich – gehört, da laufen immer, fast jeden Morgen, ja wirklich beinah jeden Morgen ein paar Fohlen und mehrere alte Rassepferde, Wallache und Stuten frei herum.

Wenn ein Pferd läuft, wird mirs ganz dick im Hals. Ich meine nicht bei jedem Pferd, aber bei manchem. Ich weiß eigentlich immer schon vorher, bei welchem. Es liegt mir

im Blut wie Rennstallniggern und Trainern. Wenn sie auch nur so sachte hintraben mit einem kleinen Nigger auf dem Rücken, ich kann doch erkennen, welches ein Sieger ist. Wenn mir der Hals weh tut und ich nicht recht schlucken kann, dann ists einer. Wenn man den losläßt, läuft er wie der Teufel. Und wenn er nicht jedesmal siegt, ist es das reine Wunder und kommt bloß daher, weil der Jockei sich festreitet oder ihn mit Willen zurückhält, oder er ist schlecht gestartet, oder es ist sonst irgendwas los. Wollte ich Rennschieber werden wie Henry Riebacks Vater, ich wüßte wohl, wie ich reich würde. Henry meints auch. Ich brauchte nur aufzupassen, wenn ich ein Pferd sehe, ob mirs dabei im Hals weh tut, und setzte dann jeden Pfennig. Wenn ich Schieber werden wollte, tät ichs. Ich will aber nicht.

Morgens auf der Bahn – nicht auf Rennbahnen, meine ich, sondern auf den Trainiergeländen bei Beckersville – sieht man solche Pferde, von denen ich eben sprach, nicht so sehr oft, aber nett ist es da doch auf jeden Fall. Jedes Vollblutpferd, das einen guten Vater und eine gute Mutter hat, kann laufen, wenn es richtig zugeritten wird. Wenn es das nicht könnte, wozu wäre es denn da und ginge nicht vor dem Pflug?

Also sie kommen aus dem Stall mit den Jungens auf dem Rücken, und fein ist es, dabei zu sein. Man knufft sich oben auf dem Zaun herum, und innerlich kocht man. Drüben im Schuppen juchzen und singen die Nigger. Sie braten Speck und kochen Kaffee. Fein riecht das alles. Nichts riecht so gut wie Kaffee und Mist und Pferde und Nigger und gebratener Speck und Pfeifenrauch im Freien an so einem Morgen. Man ist einfach weg.

Aber nun Saratoga. Sechs Tage saßen wir da, keine Seele von zu Hause hat uns gesehen, und es kam genau, wie wirs uns gewünscht hatten, glänzendes Wetter, Pferde, Rennen, alles überhaupt. Dann schlugen wir uns wieder durch bis nach Hause, und Bildad gab uns einen Korb, mit gebratenen Hühnern und Brot und sonst allerhand zu essen drin, und ich brachte noch achtzehn Dollar wieder mit nach Beckersville. Mutter heulte und schimpfte, aber Papa sagte kaum was. Ich hab alles erzählt, was wir gemacht haben, bis auf eins. Das hab ich allein erlebt und gesehen, und darüber schreibe ich jetzt. Umgeschmissen hats mich. In der Nacht denk ich immer darüber nach. Das war so.
In Saratoga schliefen wir nachts im Heu da im Schuppen, den Bildad uns gezeigt hatte; morgens aßen wir mit den Niggern, und auch abends, wenn die Rennleute alle weg waren. Die von zu Hause blieben meistens bei den Tribünen und am Totalisator und gingen nicht dahin, wo die Pferde standen; nur eben vor den Rennen, wenn die Pferde gesattelt wurden, kamen sie auf den Sattelplatz. In Saratoga werden die Pferde nicht in offenen Schuppen gesattelt wie in Lexington und Churchill Downs und den andern Bahnen in unserer Gegend, sondern richtig im Freien unter Bäumen auf einem Rasen so weich und schön wie der vor Bankdirektor Bohons Haus hier in Beckersville. Es ist zu schön. Die Pferde sind naß und nervös und glänzen, die Leute kommen, rauchen Zigarren und sehen sie sich an, die Trainer sind da und die Besitzer, und das Herz hämmert einem, daß man kaum atmen kann.
Dann bläst das Signal zum Start, und die Jockeis kommen herausgelaufen in ihren seidenen Anzügen, und dann rennt

man zum Zaun, um einen Platz bei den Niggern zu erwischen.
Immer hab ich mir gewünscht, Trainer oder Besitzer zu sein, und so ging ich denn vor jedem Rennen auf den Sattelplatz, auf die Gefahr hin, geschnappt und nach Hause spediert zu werden. Die andern Jungens taten das nicht, bloß ich.
An einem Freitag kamen wir in Saratoga an, und den Mittwoch darauf war das große Mullford-Handicap. Middlestride und Sunstreak sollten laufen. Das Wetter war klar und die Bahn fest. Die Nacht vorher konnt ich nicht schlafen.
Was mich so aufregte, war, daß die Pferde beide von der Art waren, bei der ich nicht ordentlich schlucken kann, wenn ich sie sehe. Middlestride ist lang und nicht sehr elegant und ist ein Wallach. Er gehört Joe Thompson, einem kleinen Rennstallbesitzer aus unserer Gegend, der nur ein halb Dutzend Pferde hat. Das Mullford-Handicap geht über eine Meile, und Middlestride geht schwer ab. Er legt langsam vor und liegt die erste halbe Meile immer zurück. Dann holt er auf, und wenn er ein und eine viertel Meile zur Verfügung hat, überholt er alle und machts.
Sunstreak ist anders. Der ist ein nervöser Hengst und gehört zum größten Gestüt, das wir bei uns im Staat haben, dem Van Riddle-Hof von Herrn Van Riddle aus New York.
Sunstreak ist wie ein Mädchen, an das man manchmal denkt und das man doch niemals zu sehen kriegt. Er ist durch und durch gesund und dabei entzückend. Seinen Kopf möchte man am liebsten küssen. Zugeritten hat ihn

Jerry Tillford, der kennt mich auch und ist schon manchmal nett zu mir gewesen. Er läßt mich zu den Pferden in die Box, damit ich sie mir ganz aus der Nähe besehen kann, und tut mir alles mögliche zuliebe. So was Sanftes wie dies Pferd gibt es nicht zum zweitenmal. Ganz ruhig steht er am Start und läßt sich gar nichts merken, und dabei brennt er innerlich glatt auf. Wenn dann die Barriere hochgeht — weg ist er, schnell wie der Sonnenstrahl, nach dem er heißt. Es tut einem weh, wenn man zusieht. Richtig weh.

Nieder mit dem Kopf, und dann los wie ein Hühnerhund. So einen Gang seh ich nie wieder, höchstens Middlestride, der hat wohl ebenso einen, wenn er in Fahrt kommt und sich streckt.

Gott ja! ich lungerte nach diesem Rennen, wo die beiden laufen sollten, ich lungerte danach und hatte doch Angst davor. Keiner von beiden sollte geschlagen werden! Nie vorher haben wir zwei solche Pferde zugleich auf der Bahn gehabt. Die alten Herren in Beckersville sagtens, und die Nigger sagtens auch. Es war tatsächlich so.

Vor dem Rennen ging ich hinüber auf den Sattelplatz, um zu gucken. Ich warf einen letzten Blick auf Middlestride, der so auf dem Platz nicht viel herzeigt, und dann ging ich zu Sunstreak.

Das war sein großer Tag. Wie ich ihn sehe, wußt ichs. Ich vergaß ganz, daß ich doch nicht gesehen werden durfte, und ging gerade auf ihn los. Alle Beckersviller waren da, aber keiner gab acht auf mich außer Jerry Tillford. Der sah mich, und da geschah etwas. Davon will ich jetzt erzählen.

Ich schaute mir das Pferd an und stand und lungerte. Wie-

so kann ich nicht sagen, aber ich wußte genau, wie es Sunstreak inwendig zumute war. Er stand ganz ruhig, ließ die Nigger seine Beine abreiben, und Herr Van Riddle legte ihm selbst den Sattel auf; aber in ihm toste es nur so. So wie das Wasser im Strom oben an den Niagarafällen, ehe es runtersaust. An Laufen dachte das Pferd nicht. Das hat er nicht nötig. Er dachte bloß, wie er sich zurückhalten sollte, bis es losging. Das wußte ich. Ich konnte förmlich mitten in ihn hineinsehen. Ich wußte, er würde laufen wie wahnsinnig. Und dabei spielte er sich gar nicht auf, bäumte sich nicht, machte überhaupt keine Mätzchen, kaum ließ er sich was merken. Er wartete bloß. Ich wußte das, und Jerry Tillford, sein Trainer, auch. Ich blickte auf, und wir beide sahen uns ins Auge. Da stieß mir was zu. Ich glaube, ich hatte den Mann gerade so lieb wie das Pferd, wohl weil er wußte, was ich wußte. Als ob nichts auf der ganzen Welt sonst wäre, nur der Mann, das Pferd und ich. Ich weinte, und Jerry Tillford hatte einen Glanz in seinen Augen. Dann war ich wieder am Zaun und wartete aufs Rennen. Das Pferd war besser als ich, viel mehr stetig und sicher, und besser als Jerry, das weiß ich jetzt. Von uns dreien war das Pferd am allerruhigsten und sollte doch das Rennen machen.

Natürlich siegte Sunstreak und schlug den Weltrekord über eine Meile. Das habe ich gesehen, und wenn ich nie wieder etwas sehen sollte. Alles kam genau, wie ichs kommen sah. Middlestride blieb beim Start zurück, holte dann auf und wurde Zweiter, ganz wie ichs erwartet hatte. Er wird schon auch eines Tages einen Weltrekord machen. Ja, unsere Pferde müssen sie uns lassen.

Ich sah mir das Rennen ruhig an, denn ich wußte ja, wie es auslaufen würde. Ich war ganz sicher. Hanley Turner und Henry Rieback und Tom Tumberton waren alle viel aufgeregter als ich.
Mir war was Komisches zugestoßen. Ich dachte an den Trainer Jerry Tillford, wie glücklich der während des ganzen Rennens war. An dem Nachmittag hatte ich ihn lieber als meinen eigenen Vater. Beinahe hätte ich über ihn die Pferde vergessen. Bloß weil ich das in seinen Augen gesehen hatte, wie er auf dem Sattelplatz neben Sunstreak stand, ehe das Rennen losging. Ich wußte, er hatte Sunstreak aufgezogen, an ihm gearbeitet seit der Zeit, wo der ein ganz kleines Fohlen war, hatte ihn laufen gelehrt und geduldig warten, hatte ihm beigebracht, wann er sich loslassen sollte, und daß er nie ausbrechen darf, auf keinen Fall. Ich wußte, für ihn war es wie für eine Mutter, die dabei sein darf, wenn ihr Kind etwas ganz Tapferes und Großartiges tut. Es war das erstemal, daß ich für einen Menschen so ein Gefühl hatte.
Am Abend nach dem Rennen lief ich den andern weg. Ich wollte für mich allein sein, oder dicht bei Jerry Tillford, wenn es irgend ging. Und nun kommt es.
In Saratoga liegt die Bahn ziemlich am Ende der Stadt. Sie ist sehr fein angelegt, mit immergrünen Bäumen und Grasplätzen ringsum, und alles ist schön angestrichen und sehr hübsch. Wenn man über das Gelände hinübergeht, kommt man auf eine asphaltierte Autostraße, und ein paar Meilen weiter hinunter ist eine Wegkreuzung, von der eine Straße abgeht zu einem komischen kleinen Bauernhaus auf einem Hof. Den Abend nach dem Rennen also ging ich auf dieser Auto

straße, weil ich gesehen hatte, daß Jerry mit ein paar andern da hinunterfuhr. Ich glaubte gar nicht mal, daß ich sie finden würde. Erst lief ich ein Ende, dann setzte ich mich an einen Zaun, um nachzudenken. In der Richtung waren sie gefahren. Ich wollte so dicht bei Jerry sein, wie ich nur konnte. Ich fühlte mich ihm auch ganz nahe. Nach einer kleinen Weile ging ich dann die Seitenstraße hinauf – warum weiß ich nicht – und kam zu dem komischen kleinen Bauernhaus. Ich war so allein und sehnte mich nach Jerry, ganz wie in der Nacht, wenn man noch ein kleiner Bengel ist und nach seinem Vater verlangt. Da kam ein Auto um die Ecke. Jerry saß drin, und Henry Riebacks Vater, und Arthur Bedford aus Beckersville, und Dave Williams und noch zwei andere, die ich nicht kannte. Sie stiegen aus und gingen in das Haus; nur Henry Riebacks Vater, der zankte sich mit ihnen und sagte, er wollte nicht mit. Es war erst gegen neun, aber sie waren alle betrunken, und das Bauernhaus, das so komisch aussah, war ein Haus für schlechte Weiber. Also das war es. Ich kroch am Zaun entlang und guckte ins Fenster. Da sah ich was.

Und das macht mich ganz verrückt. Ich kann nicht draus klug werden. Die Weiber da sahen alle scheußlich gemein aus, auch nicht eine ein bißchen hübsch oder lieb. Und so gewöhnlich waren sie, alle, bis auf eine Große, die erinnerte ein bißchen an den Wallach Middlestride, nur war sie nicht rassig wie der. Sie hatte einen harten häßlichen Mund und rote Haare. Ich hab alles ganz deutlich gesehen. An einem alten Rosenbusch bin ich hinaufgeklettert bis an ein offenes Fenster und hab hineingesehen. Die Weiber hatten liederliche Kleider an und saßen auf Stühlen im Zimmer herum.

Dann kamen die Männer herein, und einige von ihnen setzten sich den Frauenzimmern auf den Schoß. Der ganze Ort stank faul, und auch was sie sprachen, war faul. Von der Sorte, wie Jungens es den Winter über im Tattersall in so einem Nest wie Beckersville zu hören kriegen; aber man stellt sich doch nun und nimmermehr vor, daß jemand so reden kann, wenn Frauen dabei sind. Faul war es. Ein Nigger geht bestimmt nicht in so ein Haus.

Ich schaute mir Jerry Tillford an. Ich habe ja erzählt, wie ich ihn geliebt hatte, weil er auch wußte, was in Sunstreak vorging in dem Augenblick, bevor er zum Start sollte für den Weltrekord.

Jerry spielte sich auf in diesem übeln Haus, wie Sunstreak sich bestimmt niemals aufgespielt hätte. Er sagte, bloß er hätte das Pferd gemacht, und er hätte das Rennen gewonnen, und er hätte den Rekord geschlagen. Er flunkerte und tat sich dick wie ein Affe. So ein blödes Gewäsch habe ich noch nicht gehört.

Ja, und dann? Dann sah er das Weibsbild an, diese dürre Hartmäulige, die ein bißchen aussah wie der Wallach Middlestride, aber nicht rassig wie der, und seine Augen glänzten wahrhaftig gerade so wie nachmittags auf dem Sattelplatz, als er Sunstreak und mich ansah. Da stand ich nun am Fenster – Herr Gott nochmal! Wär ich doch nicht weggegangen von der Bahn, wär ich doch bei den Jungens und den Niggern und den Pferden geblieben! Das lange schmutzige Frauenzimmer stand zwischen uns genau wie Sunstreak nachmittags auf dem Sattelplatz.

Da fing ich auf einmal an, diesen Kerl zu hassen. Ich hätte am liebsten losgebrüllt und mich auf ihn gestürzt und ihn

totgeschlagen. Nie vorher hab ich so ein Gefühl gehabt. Ich war so rasend durch und durch, daß ich heulte und die Fäuste ballte, bis die Nägel sich mir ins Fleisch bohrten. Jerrys Augen aber glänzten und glänzten, er torkelte hin und her, und dann ging er hin und küßte dies Weib. Da kroch ich weg und lief zurück nach der Bahn und ging zu Bett, aber schlafen tat ich eigentlich beinah gar nicht; und am nächsten Tag brachte ich die andern Jungens dazu, daß wir abfuhren, und ich hab ihnen nie gesagt, was ich gesehen hatte.

Ich denke immer noch darüber nach. Ich kann nicht daraus klug werden. Nun ist wieder Frühjahr, und ich bin beinah sechzehn und gehe morgens auf die Bahn wie immer und sehe Sunstreak und Middlestride, und ein neues Fohlen, das heißt Strident, und ich wette, das sticht sie noch mal alle aus. Außer mir glaubt das allerdings keiner, nur noch zwei oder drei Nigger.

Aber es ist nicht mehr wie sonst. Die Luft im Gelände schmeckt nicht mehr und riecht auch nicht mehr so gut. Und das alles, weil ein Mann wie Jerry Tillford, der doch weiß, was er tut, ein Pferd wie Sunstreak laufen sehen und am selben Tage so ein Weibsbild küssen konnte. Ich kann nicht draus klug werden. Hol ihn der Teufel, wie kam er bloß dazu? Ich muß immer darüber nachdenken, wenn ich Pferde sehe und rieche was Guts und höre die Nigger lachen. All das ist mir nun verdorben. Manchmal bin ich davon so toll, daß ich mich mit irgendeinem schlagen könnte. Es macht mich rein verrückt. Wozu hat er das getan? Ich möchte wissen warum.

Übersetzt von Th. Mutzenbecher.



Holzschnitt von H. A. Müller zu Stevensons Flaschenteufelchen

*

ZWIEGESPRÄCH

(NACH EINER LEBENSBESCHREIBUNG)

VON MARTIN BUBER

Ikkyu, der zweite Sohn des Mikados Go-Komatsu, war in jungen Jahren Priester geworden. Einst pilgerte er zum Tempel von Kashima. Er stand schon vor dem Heiligtum, als aus dem Schatten des Hains ein sieben Fuß hohes Wesen von unbekannter Art tauchte, ihm entgegentrat und fragte: Buppo wa ika ni? Zu deutsch etwa: Wie steht es um deinen Buddhaglauben?

Er ist in meiner Brust, antwortete er.

So spalte ich sie und spähe nach.

Es zog ein Schwert, das war wie aus Eis, und richtete es gegen Ikkyu, daß die Spitze seine Haut stach. Da sang er das alte Lied:

Die Kirschbäume der Berge
zu Yoshino, o knospend
in jedem Frühling!
Spalte die Bäume, spähe
im Gemach der Blüten!

Zitternd entschwand das wunderliche Wesen, nirgendwohin.

*

DER WIENER UNBEKANNTE

VON WILHELM WEIGAND

Es gehört zum Wesen des Menschen, daß aller seelische Reichtum nach Mitteilung drängt, und Goethes übermütiges Wort, daß eigentlich nur der Dichter der wahre Mensch sei, gilt auch für geringere Naturen, in denen irgendein schöpferischer Funke lebt. Beim Briefschreiber wird man allerdings fragen müssen, ob die Mitteilung an einen Freund dem Bedürfnis der Stunde entsprang oder ob dem Schreibenden daran lag, einen schönen Augenblick oder eine beglückende Stimmung festzuhalten. Der briefliche Erguß kann sich nun zum Kunstgebilde runden, ohne daß es dem Mitteilenden zum Bewußtsein kommt; wenn sich aber eine klare Natur, um des eigenen Behagens willen, mitteilen muß, entstehen oft außerordentliche Zeugnisse für ein höheres geistiges Leben, und gewisse Zeiten, wie das achtzehnte Jahrhundert, wären ohne die Bekenntnisse

bedeutender und unbedeutender Menschen einfach undurchsichtig geblieben.

Als die Briefe Alexander von Villers' unter dem Titel „Briefe eines Unbekannten“ zuerst erschienen, erregten sie nur das Interesse eines kleineren Kreises, den gleiche Bildung und gleiche Lebensstellung vereinte: die Männer und Frauen des österreichischen Hochadels genossen in diesen Episteln noch einmal die Anregung, die ihnen der Verkehr mit einem geistreichen Weltmann geboten hatte, und Fernerstehende erlebten eine Natur.

In Deutschland wurde der Wiener Unbekannte erst durch die zweibändige Ausgabe des Insel-Verlages, die ich im Jahre 1912 mit dem Grafen Karl Lanskoroński nach den Originalen der Briefe veranstaltete, vielen ein vertrauter Freund, und von der neuen Auswahl in einem Bande bleibt zu hoffen, daß sie einer größeren Anzahl Deutscher zum freudigen Erlebnis werde.

Als der Legationsrat bei der sächsischen Gesandtschaft in Wien Alexander von Villers im Jahre 1870 als Achtundfünfziger seinen Abschied nahm und sich im sogenannten Wiesenhaus in Neulengbach an der österreichischen Westbahn niederließ, war er zwar seinen Freunden eine vertraute Figur aus der vornehmen Wiener Gesellschaft; aber die wenigsten kannten den Entwicklungsgang des geistreichen Mannes, der erst als Dreißiger zu einem mangelhaften Abschluß seiner Studien in seiner sächsischen Heimat gelangte und es dann, trotz einer ungewöhnlichen Begabung, zu keiner namhaften Stellung im diplomatischen Dienste bringen konnte. Der Sohn des französischen Emigranten Friedrich von Villers und Neffe des ersten Vermittlers zwischen

deutscher und französischer Kultur, des verdienstvollen Karl von Villers, hatte eine stürmische Jugend hinter sich, als er in den Staatsdienst gelangte: er war Setzerlehrling, Bohêmien, Hauslehrer, Musikstudierender und Hofmeister gewesen und hatte sich als Autodidakt das Beste der deutschen und französischen Bildung angeeignet. Als er sich, nach widerwillig ertragenem Dienst, zur Ruhe setzte, um sein Altersdasein auf seine Weise zu genießen, war er in jeder Hinsicht mit seinem Leben fertig geworden.

Nun sind es nicht die schlechtesten Menschen, die spät zur Reife gelangen. Mag auch der Glanz oder das Stürmische der Jugend ihren Äußerungen mangeln: produktiv im höchsten Sinne ist im allgemeinen doch nur der Mann, und der Glanz, der auf dem Herbste eines reichen Lebens ruht, weckt zuweilen ein tieferes Gefühl des Seins als der Sturm der Tage, in denen die ruhelose Natur ihren Rausch erlebt. Die Freude, die Villers an dem neuen, längst ersehnten Zustand der Altersruhe empfand, wurde noch durch den Zwang gesteigert, sich seinen Alterswinkel erst auszubauen, damit er alles bot, was ein Stadtflüchtiger von dem Landleben erhoffen mußte: aus den Briefen, in denen er sein neues Dasein schildert, weht uns zuweilen ein faustisches Gefühl an, und es ist kein Zufall, daß zwei so heitere und klar gestimmte Menschen wie der Abbé Galiani und der Unbekannte ihre Freude daran fanden, ein Stückchen Erde zu eigenem und zu fremdem Behagen nutzbar zu machen.

Auf eigenem Grund und Boden wurde Villers zum halben Dichter, der seinen Freunden von seinem inneren Reichtum mitteilen mußte, um sein eigenes Behagen recht zu

genießen. Der Einsame, der seelisch und geistig zu reich und regsam war, um in einer theoretischen Weltanschauung aufzugehen, gehörte zu den glücklichen Naturen oder Augenmenschen, für die, als für Schauende, die Außenwelt als Glücksspenderin vorhanden ist. Es geht ein Hauch homerischen Behagens durch viele seiner Briefe; aber der leichte Humor, der darüber schwebt, gibt ihnen oft ein eigenes Gepräge, das kindlich-genial anmutet. Ihre drollige Grazie, die sich selbst genießt, erinnert an den gallischen Grundzug seines Wesens: auch bei dieser Natur stoßen wir auf die Rasse. In seinen Geschmacksneigungen und seinem regen Sinn für die Form, der ihn zuweilen ungerecht gegen alles Barocke stimmt, verrät sich ein sicherer Rationalismus, der rein französisch anmutet. Wie bei allen Franzosen stand seine heitere Phantasie im Dienste eines logischen Bedürfnisses, und zuweilen erinnert er in seinen Selbstbespiegelungen an den skeptischen Einsiedler Montaigne, dessen fabelhafte Unbefangenheit ebenfalls aus dem Grund einer mittleren gesunden Natur erblühte und die selbstgewählte Einsamkeit als Vermittlerin der schönsten Lebenskunst genoß. Aber der lachende Rationalismus Voltaires, der im „Candide“ die Summe aller irdischen Weisheit in der Mahnung „Il faut cultiver notre jardin“ zieht, erweist sich hier im schönsten Sinne als produktiv.

Selbst das aristokratische Einsamkeitsgefühl wird diesem wählerischen Halbeinsiedler zu einer Quelle des Genusses. An seinen Freund Hoyos schreibt er: „Einzeln bin ich geboren, einzeln will ich leben und werde auch einzeln sterben. Darunter mein’ ich nicht Alleinsein, aber nicht Mengegefühl will ich pflegen. Der Stempel des Einzelnen

liegt auf der ganzen Natur, und kein Baum will Wald sein; wollte ers, es gäbe keinen Wald. Seine Wurzeln, nicht des Waldes Wurzeln nähren ihn; ihn nähren sie; was da wächst, ist er und ein jeder; aber nicht der Wald, der nur Erscheinung ist. Jedes Ganze schildert dem Einzelnen alles, und wo das Einzelne sich gesamt fühlte, war es durch das Ganze. Pereat mundus! Damit werf ich mein Korn in die Mühle des Sozialismus, sie mag es zermalmen.“ (26. Dezember 1878.)

Indessen ist dieses Einsamkeitsgefühl, das auf den Plebejer Rousseau zurückgeht, bei Villers durchaus antiromantisch. Der Freigewordene hält sich für freiwillig gebunden, und sein Bekenntnis: „Wenn ich nicht an der Kette liege, kenne ich kein Gesetz der Harmonie“ gibt uns den Schlüssel zu der seelischen Harmonie des Greises von Neulengbach in die Hand. Dabei wußte Villers sehr gut, daß er in aller Stille sein Leben gestaltete; am 16. Januar 1877 schreibt er an die Gräfin Eleonore Hoyos: „Malen ist eine Kunst, Dichten auch, und gar Musik; die größte Kunst aber ist Leben. Am eigenen Leben ein Künstler werden, ist allein wert, Zahnschmerzen zu dulden und Geld zu entbehren. Wenn die Finger erstarren, soll ein Kunstwerk aus der Hand fallen; der eine bekam Gold zu einem Geschmeide, der Elfenbein zu einem Götterbilde; aber wärs nur eine Handvoll Dreck, ein Modell ließ sich draus kneten. Und wenn Sie fragen, was tun wir damit? Das – sag ich. Wenig oder viel, groß oder klein ist gleichgültig, etwas ist alles.“

Es gibt ein Glück des Herbstes, das auf sich selbst zu lauschen scheint: alle Tiefen sind gestillt und alle Höhen licht. Es ist eine andere Schönheit, die sich da offenbart,

als im Sturm und Drang der Jugend, deren Fülle ja nicht immer ein langes Leben und kraftvolles Schaffen verbürgt. Und es gibt Menschen, die erst in ihrem Herbst zu jener goldenen Ruhe gelangen können, die jeden Irrtum der Entwicklung rechtfertigt und aus der milden Fülle klaren Bewußtseins den Gleichgestimmten ihre Früchte darreicht. Villers gehört zu diesen auserlesenen Altersnaturen, die harmonisch endigen müssen: was er denkt und tut, Schrullen und Launen, Tiefsinn und Narretei führen immer wieder auf eine bedeutende Persönlichkeit zurück, die nicht ohne wahrhaft geniale Züge ist. Die „Briefe des Unbekannten" werden ihren Platz in der deutschen Literatur behaupten; denn sie sind nicht nur ein Denkmal einer gewissen Zeit und eines bestimmten Kreises, sondern auch, in usum hominum elegantiorum, die Offenbarung einer Natur im Sinne Goethes.

*

DER DICHTER UND DER ENGEL

EIN ZWIEGESPRÄCH VON FELIX BRAUN

DER DICHTER

(*schlafend*)

Wie aber kam das Böse in die Welt,
Wenn Gott die Güte ist? Ich fass es nicht.

DER ENGEL

Der Schöpfer schuf es nicht. Es kam durch euch.

DICHTER

Durch mich?

ENGEL

Durch dich. Durch euch Geschöpfe alle!

DICHTER

Was schüfen wir? – Der Schöpfer schufs uns an.
Und tat er das – in ihm auch wäre Böses! –
Du schweigst? – So ist es dies!

ENGEL

Der Schöpfer ist
Die ganze Gottheit nicht.

DICHTER

Das kann ich fassen!
Ich bin nicht nur der Künstler. Aber ich
Verbessere, was ich für schlecht erkannt.

ENGEL

Auch wenn du ruhst?

DICHTER

Wie mag die Gottheit ruhen?

ENGEL

Weißt du das nicht? Noch währt sein Ruhetag.

DICHTER

Wie?

ENGEL

Eure Ewigkeit: die siebente.

DICHTER

Schafft er denn nicht Geschöpfe der Natur
Noch fort?

ENGEL

Seit ihr erschaffen wart, nicht mehr.

DICHTER

Wohl wahr. Von keinem neuen Tier hört man,
Von keiner neuen Blume, außer die
Wir selber züchten.

ENGEL

Es ist Ruhetag.
Der Schöpfer sieht euch zu. Er kann euch nicht
Mehr ändern. Aber helfen. Und er hilft
Euch oft – das wißt ihr.

DICHTER

Oft – jedoch nicht immer.

ENGEL

Sechs Ewigkeiten schuf die große Kraft.
Blick in die Welt: ermissest du die Fülle?
Bedenkst du, daß Äonen leuchteten
Ohne die Rose? Daß erst spät im Erz
Das Gold erwachte? Höchlich freute ihn
Der Fische Bildung. Oh – ich sah ihm zu,
Wie er aus Himmelslichtern, deren viele
Seither verloschen sind, die seligen
Vögel von Eden in den Äther hauchte
Und sie entflatterten ins Abendrot.
Einst brausten Urwaldwipfel durch das Blau,
Das eisig dunkel glomm, wie das Gefieder
Des Alks noch heut. Das war die furchtbare
Zornzeit, da er geflügelte Echsen hetzte

Aus Hagelwolken, schwarz, wie nicht die Nacht,
Die sanfte, schattet, die er euch gemildert
Aus Un-Licht-Schächten namenlos. Zwar hob
Er solchen Greul von euch. Doch Liebliches
Ersann er nicht mehr aus, seit ihr hier atmet.

DICHTER

Wie wars, da ihm die Tanne einfiel? Sicher
Der Tag nicht, da er die Platane fand.

ENGEL

Tor! Was belehr ich dich? Dies wisse: Gott
Ließ ab von euch. Er ruht. Er freut sich seiner
Geschöpfe.

DICHTER

Freut sich, sagst du?

ENGEL

Euer kaum!
Doch all der andern, ja!

DICHTER

Warum nicht unser?
Ich will dirs sagen: Weil er –

ENGEL

Still!

DICHTER

Weil er
Die Anklage in unserm stummen Aug
Nicht mehr erträgt!

ENGEL

Du sagst es. Wie denn wäre
Das Leiden in der Welt, wenn nicht er selbst,
Der Schöpfer, litte?

DICHTER

Woran litte er?

ENGEL

Du, Künstler, fragst das?

DICHTER

Aber er ist Gott
Und ist allmächtig!

ENGEL

Sag: vielmächtig – und
Du wirst geringer fehlgehn.

DICHTER

Steht es so –:
Wozu dann noch ein Gott? Ich kann ihn leugnen,
Ohn daß sein Blitz mich trifft!

ENGEL

Glaubst du aus Furcht,
So leugne nur getrost.

DICHTER

Im Dämmerkreis
Führst du mich, aber Festes greif ich nicht.
Gott ist, so lehrst du, und so glaub ich dir,
Doch nicht allmächtig sei er, ja zur Zeit,



Grabmal des Theron. Handzeichnung von Goethe

Wie ein Ermatteter von großem Werk,
Rastend, gar schlafend. In uns doch wirkt fort
Sein göttlich Wesen – ach, wie, Engel, wirkts?
Böse, als wär es nicht von ihm gezeugt,
Vielmehr – vergib! – von –

ENGEL

Glaube! Liebe! Hoffe!

DICHTER

Ich will. Doch unbeschwichtigt fragts in mir.

ENGEL

Du bist zu jung. Euch reift die Einsicht spät.

DICHTER

Bleib! Fragen muß ich dich –

ENGEL

Schon rufts mich ab.

DICHTER

Nur dieses eine noch!

ENGEL

Sprich rasch!

DICHTER

Nochmals
Erkläre mir: Gott schuf, doch ruht davon?
Gott schuf das Gute, und es wird das Böse?

ENGEL

Geschöpf, laß ab, des Schöpfers zu gedenken,
Den du nicht fassest!

DICHTER

Wie kann Böses sein,
Wenn Gott die Güte ist?

ENGEL

Wach auf!

Aus dem neuen Gedichtband.

*

ÜBER MOZARTS TOD

EIN BRIEF VON SOPHIE HAIBL AN NIKOLAUS NISSEN

Mozart bekam unsere selige Mutter immer lieber und selbe ihn auch, daher Mozart öfters auf die Wieden, wo unsere Mutter und ich beim goldenen Pflug logierten, in einer Eile gelaufen kam, ein Säckchen unter dem Arme trug, worinnen Koffee und Zucker war, überreichte es unserer guten Mutter und sagte: „Hier, liebe Mama, haben Sie eine kleine Jause.“ Dies freute sie denn wie ein Kind. Dies geschah sehr oft. Kurz, Mozart kam nie mehr leer zu uns.

Nun als Mozart erkrankte, machten wir beide ihm die Nachtleibel, welche er vorwärts anziehen könnte, weil er sich vermög Geschwulst nicht drehen konnte. Und weil wir nicht wußten, wie schwer krank er seie, machten wir ihm auch einen wattierten Schlafrock (wozu uns zwar zu allem das Zeug seine gute Frau, meine liebste Schwester, gab), daß, wenn er aufstehete, er gut versorgt sein möchte. Und so besuchten wir ihn fleißig, und er zeigte auch eine herzliche Freude an dem Schlafrock zu haben. Ich ging alle

Tage in die Stadt, ihn zu besuchen, und als ich einmal an einem Sonnabend hineinkam, sagte Mozart zu mir: „Nun, liebe Sophie, sagen Sie der Mama, daß es mir recht sehr gut gehet und daß ich noch in der Oktave zu ihrem Namensfeste kommen werde, ihr zu gratulieren." Wer hatte eine größere Freude als ich, meiner Mutter eine so frohe Nachricht bringen zu können, nachdeme selbe die Nachricht immer kaum erwarten konnte. Ich eilte dahero nach Hause, sie zu beruhigen, nachdeme er mir wirklich auch selbsten sehr heiter und gut zu sein schien.

Den andern Tag war also Sonntag. Ich war noch jung und gestehe es, auch eitel und putzte mich gerne, mochte aber aufgeputzt nie gerne zu Fuß aus der Vorstadt in die Stadt gehen, und zu fahren war mirs ums Geld zu tun. Ich sagte dahero zu unserer guten Mutter: „Liebe Mama, heute gehe ich nicht zu Mozart; er war ja gestern so gut, so wird ihm wohl heute noch besser sein, und ein Tag auf oder ab, das wird wohl nichts machen." Sie sagte darauf: „Weißt du was, mache mir eine Schale Koffee, und nachdeme werde ich dir schon sagen, was du tun sollst." Sie war ziemlich gestimmt, mich zu Hause zu lassen, denn die Schwester weiß, wie sehr ich immer bei ihr bleiben mußte. Ich ging also in die Küche. Kein Feuer war mehr da, ich mußte ein Licht anzünden und Feuer machen. Mozart ging mir denn doch nicht aus dem Sinne. Mein Koffee war fertig, und mein Licht brannte noch. Nun sah ich, wie verschwenderisch ich mit meinem Licht gewesen, so viel verbrannt zu haben. Das Licht brannte noch hoch auf. Jetzt sah ich starr in mein Licht und dachte, ich möchte doch gerne wissen, was Mozart macht – und wie ich dies dachte und ins Licht

sehe, löschte das Licht aus und so aus, als ob es nie gebrannt
hätte; kein Fünkchen blieb an dem großen Dochten. Keine
Luft war nicht, dies kann ich beschwören. Ein Schauer
überfiel mich. Ich lief zu unserer Mutter und erzählte es
ihr. Sie sagte: „Genug, ziehe dich geschwinde aus und gehe
hinein und bringe mir aber gleich Nachricht, wie es ihm
gehet! Halte dich aber ja nicht lange auf!" Ich eilte, so ge-
schwinde ich nur konnte.

Ach Gott, wie erschrak ich nicht, als mir meine halb ver-
zweifelnde und doch sich moderieren wollende Schwester
entgegenkam und sagte: „Gott Lob, liebe Sophie, daß du
da bist! Heute nacht ist er so schlecht gewesen, daß ich
schon dachte, er erlebt diesen Tag nicht mehr. Bleibe doch
nur heute bei mir, denn wenn er heute wieder so wird, so
stirbt er auch diese Nacht. Gehe doch ein wenig zu ihm,
was er macht." Ich suchte mich zu fassen und ging an sein
Bette, wo er mir gleich zurufte: „Ach gut, liebe Sophie,
daß Sie da sind! Sie müssen heute nacht dableiben, Sie
müssen mich sterben sehen." Ich suchte mich stark zu
machen und ihm es auszureden, allein er erwiderte mir auf
alles: „Ich habe ja schon den Totengeschmack auf der
Zunge" und „Wer wird denn meiner liebsten Konstanze
beistehen, wenn Sie nicht hierbleiben!" „Ja, lieber Mozart,
ich muß nur noch zu unserer Mutter gehen und ihr sagen,
daß Sie mich heute gerne bei sich hätten; sonst gedenkt sie,
es seie ein Unglück geschehen." „Ja, das tun Sie, aber kom-
men Sie ja bald wieder!"

Gott, wie war mir da zumute! Die arme Schwester ging
mir nach und bat mich um Gottes willen, zu denen Geist-
lichen bei St. Peter zu gehen und einen Geistlichen z

bitten, er möchte kommen so wie von ungefähr. Das tat ich auch, allein selbe weigerten sich lange, und ich hatte viele Mühe, einen solchen geistlichen Unmenschen dazu zu bewegen. Nun lief ich zu der mich angstvoll erwartenden Mutter. Es war schon finster. Wie erschrak die Arme! Ich beredete selbe, zu der ältesten Tochter, der seligen Hofer, über Nacht zu gehen, welches auch geschah, und ich lief wieder, was ich konnte, zu meiner trostlosen Schwester.
Da war der Süßmayr bei Mozart am Bette. Dann lag auf der Decke das bekannte Requiem, und Mozart explizierte ihm, wie seine Meinung seie, daß er es nach seinem Tode vollenden sollte. Ferner trug er seiner Frau auf, seinen Tod geheimzuhalten, bis sie nicht vor Tag Albrechtsberger davon benachrichtigt hätte: „denn diesem gehört der Dienst vor Gott und der Welt".
Closset, der Doktor, wurde lange gesucht, auch im Theater gefunden; allein er mußte das Ende der Piece abwarten. Dann kam er und verordnete ihm noch kalte Umschläge über seinen glühenden Kopf, welche ihn auch so erschütterten, daß er nicht mehr zu sich kam, bis er nicht verschieden. Sein Letztes war noch, wie er mit dem Munde die Pauken in seinem Requiem ausdrücken wollte; das höre ich noch jetzt.
Nun kam gleich Müller aus dem Kunstkabinett und drückte sein bleiches, erstorbenes Gesicht in Gips ab.
Wie grenzenlos elend seine treue Gattin sich auf ihre Kniee warf und den Allmächtigen um seinen Beistand anrufte, ist mir, liebster Bruder, unmöglich zu beschreiben. Sie konnte sich nicht von ihm trennen, so sehr ich sie auch bat. Wenn ihr Schmerz noch zu vermehren gewesen wäre,

so müßte er dadurch vermehrt worden sein, daß den Tag auf die schauervolle Nacht die Menschen scharenweis vorbeigingen und laut um ihn weinten und schrien.

Aus Leitzmann, Wolfgang Amadeus Mozart. Berichte der Zeitgenossen und Briefe.

*

ZWEI GEDICHTE

VON RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

DIE ABDANKUNG

Da du nun hingehst, Jugendzeit,
Und ich den Tag im Rücken habe,
Wollt ich, der Abschied wär mir leid
Und rein der Dank für deine Gabe.

Ach, daß du selber mich genarrt
Um Tränen, die mein Wunsch dir gönnte,
Dies Herz, vor deinem Hohn erstarrt,
Sich noch um dich erweichen könnte,

Daß mir noch irgendein Verlust
Erschütternd an mein Innres rührte,
Zu einem Seufzer meine Brust,
Zu Klage meinen Mund verführte!

O, glaube, Dauer dünkt kinderleicht,
Belohnt den frommen Geber gerne,
Da du mir scheelen Blicks gereicht
Die Frucht mit unfruchtbarem Kerne.

Verwunschen: weder jung noch alt
Ertäubt ich unter deinem Segen;
Daß ich noch bin, ist durch Gewalt,
Die ich mir antat, dir entgegen.

Mich hebend aus dem dunklen Bann,
Mit dem mich dein Gebot umzirkte,
In Reiche, da der Geist gewann,
Was unter Menschen Mensch verwirkte.

Und heischtest dennoch hochgemut
Für jeden Trug, mit dem du trogest,
Den Zoll, den du aus meinem Blut
Mit ewig leerer Lippe sogest.

Fahr, Schemen, denn auf immerdar
Hinunter zu den andern Schemen;
Für Gabe, die nicht Gabe war,
Magst Dank du, der nicht Dank ist, nehmen.

Denn ich – so sehr dirs Undank heißt –,
Leb erst, wo du mich nicht mehr schatzest,
Nicht mehr in meinen Becher spei'st,
Nicht mehr aus meiner Schüssel atzest.

Wo du nicht flohst, nahm ich die Flucht,
Der nicht vermocht dich zu erstillen,
Schon dankbar, wenn er nicht verflucht
Dich und sich selbst um deinetwillen.

Du magst an deine Niederfahrt,
Ich an die meine mich begeben.
Die Straße, die uns beiden ward,
Trennt ein Gebirg: unwendbar Leben.

*

VOR MORGEN

Geheimnisvoll
Dein Kommen und dein Gehn. –
Rief ich, hast du gerufen?
Zwiesprach unvorgesehn,
Geheimnisvoll
Auf unbetretenen Stufen
Dein Kommen und dein Gehn! –

O Augen-Blick,
O Strahl, der durch mich schlägt,
Entsündigung, Verklärung!
Wie, daß dies Herz erträgt
Den Augen-Blick,
Den Funken der Bewährung,
Den Strahl, der durch mich schlägt!

Und wärs, und wärs
Zerbrochen, wär verbrannt,
Das finstre Weltgesichte,
Das kennend nichts erkannt, –
Und wärs, und wärs
Im wandellosen Lichte
Zerbrochen, wär verbrannt!

Nur Du, nur ich! –
Das andre war ein Traum.
Im Aufgang steht das Zeichen,
Da wirs erwartet kaum.
   Nur Du, nur ich! –
– Die Nachtgestirne bleichen. –
Das andere – war – – Traum. – –

*

VERSUCH EINER ALLGEMEINEN VERGLEICHUNGSLEHRE

VON GOETHE

[Bruchstück aus der ersten Hälfte der neunziger Jahre]

WENN eine Wissenschaft zu stocken und, ohnerachtet der Bemühung vieler tätiger Menschen, nicht vom Flecke zu rücken scheint, so läßt sich bemerken, daß die Schuld oft an einer gewissen Vorstellungsart, nach welcher die Gegenstände herkömmlich betrachtet werden, an einer einmal angenommenen Terminologie liege, welcher der große Haufe sich ohne weitere Bedingung unterwirft und nachfolgt und welcher denkende Menschen selbst sich nur einzeln und nur in einzelnen Fällen schüchtern entziehen.

Von dieser allgemeinen Betrachtung gehe ich gleich zu dem Gegenstande über, welchen wir hier behandeln, um sogleich so deutlich als möglich zu sein und mich von meinem Zwecke nicht zu entfernen.

Die Vorstellungsart, daß ein lebendiges Wesen zu gewissen Zwecken nach außen hervorgebracht und seine Gestalt durch eine absichtliche Urkraft dazu determiniert werde,

hat uns in der philosophischen Betrachtung der natürlichen Dinge schon mehrere Jahrhunderte aufgehalten und hält uns noch auf, obgleich einzelne Männer diese Vorstellungsart eifrig bestritten, die Hindernisse, welche sie in den Weg lege, gezeigt haben.

Es kann diese Vorstellungsart für sich fromm, für gewisse Gemüter angenehm, für gewisse Vorstellungsarten unentbehrlich sein, und ich finde es weder rätlich noch möglich, sie im ganzen zu bestreiten. Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine triviale Vorstellungsart, die ebendeswegen, wie alle triviale Dinge, trivial ist, weil sie der menschlichen Natur im ganzen bequem und zureichend ist. Der Mensch ist gewohnt, die Dinge nur in der Maße zu schätzen, als sie ihm nützlich sind, und da er, seiner Natur und seiner Lage nach, sich für das Letzte der Schöpfung halten muß: warum sollte er auch nicht denken, daß er ihr letzter Endzweck sei? Warum soll sich seine Eitelkeit nicht den kleinen Trugschluß erlauben? Weil er die Sachen braucht und brauchen kann, so folget daraus: sie seien hervorgebracht, daß er sie brauche. Warum soll er nicht die Widersprüche, die er findet, lieber auf eine abenteuerliche Weise heben, als von denen Forderungen, in denen er sich einmal befindet, nachlassen? Warum sollte er ein Kraut, das er nicht nutzen kann, nicht Unkraut nennen, da es wirklich nicht an dieser Stelle für ihn existieren sollte? Eher wird er die Entstehung der Distel, die ihm die Arbeit auf seinem Acker sauer macht, dem Fluch eines erzürnten guten, der Tücke eines schadenfrohen bösen Wesens zuschreiben, als eben diese Distel für ein Kind der großen allgemeinen Natur zu halten, das ihr ebenso nahe am Herzen liegt als der sorg-

fältig gebauete und so sehr geschätzte Weizen. Ja, es läßt sich bemerken, daß die billigsten Menschen, die sich am meisten zu ergeben glauben, wenigstens nur bis dahin gelangen, als wenn doch alles wenigstens mittelbar auf den Menschen rückfließen müsse, wenn nicht noch etwa eine Kraft dieses oder jenes Naturwesens entdeckt würde, wodurch es ihm als Arzenei oder auf irgendeine Weise nützlich würde.

Da er nun ferner an sich und an andern mit Recht diejenigen Handlungen und Wirkungen am meisten schätzt, welche absichtlich und zweckmäßig sind, so folgt daraus, daß er der Natur, von der er ohnmöglich einen größern Begriff als von sich selbst haben kann, auch Absichten und Zwecke zuschreiben wird. Glaubt er ferner, daß alles, was existiert, um seinetwillen existiere, alles nur als Werkzeug, als Hülfsmittel seines Daseins existiere, so folgt, wie natürlich, daraus, daß die Natur auch ebenso absichtlich und zweckmäßig verfahren habe, ihm Werkzeuge zu verschaffen, wie er sie sich selbst verschafft.

So wird der Jäger, der sich eine Büchse bestellt, um das Wild zu erlegen, die mütterliche Vorsorge der Natur nicht genug preisen, daß sie von Anfang her den Hund dazu gebildet, daß er das Wild durch ihn einholen könne. Es kommen noch mehr Ursachen dazu, warum es überhaupt den Menschen unmöglich ist, diese Vorstellungsart fahren zu lassen.

Wie sehr aber ein Naturforscher, der über die allgemeinen Dinge weiter denken will, Ursache habe, sich von dieser Vorstellungsart zu entfernen, können wir an dem bloßen Beispiel der Botanik sehen. Der Botanik als Wissenschaft

sind die buntesten und gefülltesten Blumen, die eßbarsten und schönsten Früchte nicht mehr, ja im gewissen Sinne nicht einmal so viel wert als ein verachtetes Unkraut im natürlichen Zustande, als eine trockne unbrauchbare Samenkapsel.

Ein Naturforscher also wird sich nun einmal schon über diesen trivialen Begriff erheben müssen, ja, wenn er auch als Mensch jener Vorstellungsart nicht loswerden könnte, wenigstens insofern er ein Naturforscher ist, sie soviel als möglich von sich entfernen.

Diese Betrachtung, welche den Naturforscher im allgemeinen angeht, trifft uns auch hier nur im allgemeinen; eine andere aber, die jedoch unmittelbar aus der vorigen fließt, geht uns schon näher an. Der Mensch, indem er alle Dinge auf sich bezieht, wird dadurch genötigt, allen Dingen eine innere Bestimmung nach außen zu geben, und es wird ihm dieses um so bequemer, da ein jedes Ding, das leben soll, ohne eine vollkommene Organisation gar nicht gedacht werden kann. Indem nun diese vollkommene Organisation nach innen zu höchst rein bestimmt und bedingt ist, so muß sie auch nach außen ebenso reine Verhältnisse finden, da sie auch von außen nur unter gewissen Bedingungen und in gewissen Verhältnissen existieren kann. So sehen wir auf der Erde, in dem Wasser, in der Luft die mannigfaltigsten Gestalten der Tiere sich bewegen, und nach dem gemeinsten Begriffe sind diesen Geschöpfen die Organe angeschaffen, damit sie die verschiedenen Bewegungen hervorbringen und die verschiedenen Existenzen [sich] erhalten können. Wird uns aber nicht schon die Urkraft der Natur, die Weisheit eines denkenden Wesens, welches wir

derselben unterzulegen pflegen, respektabler, wenn wir selbst ihre Kraft bedingt annehmen und einsehen lernen, daß sie ebensogut von außen als nach außen, von innen als nach innen bildet? Der Fisch ist für das Wasser da scheint mir viel weniger zu sagen als: der Fisch ist in dem Wasser und durch das Wasser da; denn dieses letzte drückt viel deutlicher aus, was in dem erstern nur dunkel verborgen liegt, nämlich: die Existenz eines Geschöpfes, das wir Fisch nennen, sei nur unter der Bedingung eines Elementes, das wir Wasser nennen, möglich, nicht allein, um darin zu sein, sondern auch, um darin zu werden. Ebendieses gilt von allen übrigen Geschöpfen. Dieses wäre also die erste und allgemeinste Betrachtung von innen nach außen und von außen nach innen; die entschiedene Gestalt ist gleichsam der innere Kern, welcher durch die Determination des äußern Elementes sich verschieden bildet. Eben dadurch erhält ein Tier seine Zweckmäßigkeit nach außen, weil es von außen so gut als von innen gebildet worden und, was noch mehr, aber natürlich ist, weil das äußere Element die äußere Gestalt eher nach sich als die innere umbilden kann. Wir können dieses am besten bei den Robbenarten sehen, deren Äußeres soviel von der Fischgestalt annimmt, wenn ihr Skelett uns noch das vollkommene vierfüßige Tier darstellt.

Wir treten also weder der Urkraft der Natur noch der Weisheit und Macht eines Schöpfers zu nahe, wenn wir annehmen, daß jene mittelbar zu Werke gehe, dieser mittelbar im Anfang der Dinge zu Werke gegangen sei. Ist es nicht dieser großen Kraft anständig, daß sie das Einfache einfach, das Zusammengesetzte zusammengesetzt hervor-

bringe? Treten wir ihrer Macht zu nahe, wenn wir behaupten: sie habe ohne Wasser keine Fische, ohne Luft keine Vögel, ohne Erde keine übrigen Tiere hervorbringen können, so wenig als sich die Geschöpfe ohne die Bedingung dieser Elemente existierend denken lassen? Gibt es nicht einen schönern Blick in den geheimnisreichen Bau der Bildung, welche, wie nun immer mehr allgemein anerkannt wird, nach einem einzigen Muster gebaut ist, wenn wir, nachdem wir das einzige Muster immer genauer erforscht und erkannt haben, nunmehr fragen und untersuchen: was wirkt ein allgemeines Element unter seinen verschiedenen Bestimmungen auf ebendiese allgemeine Gestalt? was wirkt die determinierte und determinierende Gestalt diesen Elementen entgegen? was entsteht durch diese Wirkung für eine Gestalt der festen, der weicheren, der innersten und der äußersten Teile? Was, wie gesagt, die Elemente in allen ihren Modifikationen durch Höhe und Tiefe, durch Weltgegenden und Zonen hervorbringen.

Wie vieles ist hier schon vorgearbeitet, wie vieles braucht nur ergriffen und angewandt zu werden, ganz allein aur diesen Wegen! Und wie würdig ist es der Natur, daß sie sich immer derselben Mittel bedienen muß, um ein Geschöpf hervorzubringen und zu ernähren!

So wird man auf ebendiesen Wegen fortschreiten, und wie man nur erst die unorganisierten, undeterminierten Elemente als Vehikel der organisierten Wesen angesehen, so wird man sich nunmehr in der Betrachtung erheben und wird die organisierte Welt wieder als einen Zusammenhang von vielen Elementen ansehen. Das ganze Pflanzenreich z. E. wird uns wieder als ein ungeheures Meer er-

scheinen, welches ebensogut zur bedingten Existenz der Insekten nötig ist als das Weltmeer und die Flüsse zur bedingten Existenz der Fische, und wir werden sehen, daß eine ungeheure Anzahl lebender Geschöpfe in diesem Pflanzenozean geboren und ernährt werde, ja wir werden zuletzt die ganze tierische Welt wieder nur als ein großes Element ansehen, wo ein Geschlecht auf dem andern und durch das andere, wo nicht entsteht, doch sich erhält. Wir werden uns gewöhnen, Verhältnisse und Beziehungen nicht als Bestimmungen und Zwecke anzusehen, und dadurch ganz allein in der Kenntnis, wie sich die bildende Natur von allen Seiten und nach allen Seiten äußert, weiterkommen. Und man wird sich durch die Erfahrung überzeugen, wie es bisher der Fortschritt der Wissenschaft bewiesen hat, daß der reellste und ausgebreitetste Nutzen für die Menschen nur das Resultat großer und uneigennütziger Bemühungen sei, welche weder taglöhnermäßig ihren Lohn am Ende der Woche fordern dürfen, aber auch dagegen ein nützliches Resultat für die Menschheit weder am Ende eines Jahres noch Jahrzehents noch Jahrhunderts vorzulegen brauchen.

Aus der neuen Ausgabe von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften.

*

DER SPAZIERGANG

VON OTTO FREIHERRN VON TAUBE

ABENDS fuhr Henner ab von Berlin mit dem guten Schnellzuge. Im Abteil Dritter war Platz. Er konnte sich strecken; er machte sichs weich durch Unterlage seines Mantels und

tat den Rucksack sich unter den Kopf. Er war guten Mutes und schlief gut. Zwar mußte er zweimal umsteigen, doch erst gegen Ende der Reise, als er schon ausgeschlafen hatte. Bald sah er in mildem Morgenglast die Gegend liegen, die ihn erregte und ansprach: weite, just sich rötende Heidestrecken, leicht gewellt bis zur blauen Ferne; Feld, Gehölz; Baumreihen, überwiegend von Birken, und hin und wieder auf gewissen Bereichen – auf den ersten Blick täuschend, als wärs eine weidende Herde von dunklem Getier, dann aber kenntlich durch untrügliche Pflanzenhaftigkeit ein seltsam gestaltetes Volk von Wacholdersträuchern. Das Bahnhofsgebäude, da er endgültig ausstieg, glich allen kleinen Bahnhöfen. Doch es befand sich ganz am Rande der Ortschaft, und jenseits der Schienenstränge lag, weithin verblauend, jenes schon auf der Fahrt von ihm genossene Land, dessen herzweitende Sicht den jahrelang in der Großstadt Abgeschlossenen, unter Stein Versteinten weich werden ließ und ihn eigentümlich rührte. Und welche Sonne darüber just in diesem Augenblick! Und wie süß wehte dorther, allen Ruß- und Kohlengestank des Fahrzeugs überwindend, ein süßer Honig! Das Bedürfnis, bald loszuwandern, drum rasch zu frühstücken, trieb Henner in die erste beste Wirtschaft grad dem Bahnhof gegenüber. Wie weiß, wie duftig war das Brot, wie groß der Kaffeetopf! Zaghaft, den Preis befürchtend, griff er nach Schinken und Eiern; und wie billig war trotzdem die Zeche! Er fühlte sich kräftig, wohlgelaunt. Herrlich ließ sich der Tag an; gut war jedes Vorzeichen.

Er fragte nach dem Wege nach Möllersbostel. Man wies ihn gleich unter der Bahnunterführung durch, ohne daß er



Gustave Doré:
Holzschnitte zu Balzacs Tolldreisten Geschichten

das Städtchen zu berühren brauche, in jenes fernhin verblauende Land, daraus ihn der Honigduft angeweht hatte. Er fragte nach der Länge des Weges. Man beschied ihn, sechs Stunden Landstraße; wenn er über die „Steinhäuser" – die Hünengräber – kürzen wolle, viereinhalb bis fünf. Er entschloß sich zu letzterem, zumal man ihm sagte, daß ein Weiser angebe, wo der Seitenweg von der Hauptstraße abzweige.

Er ging. Es war sonnig; doch eben noch Morgen, und ein frischer Wind, gekühlt über der unweiten deutschen See, nahm der Witterung alles Drückende. Ein Erfahrener hätte den Rucksack sich vielleicht leichter gepackt, ein anderer als Henner auch weniger Papierenes mit sich zu nehmen brauchen. Aber, er war ja nicht schwach; die Bürde plagte ihn vorerst nicht. Und sein Herz war heut wie die Welt ganz voller Morgens. Die birkenbefolgte hohe Landstraße führte bald vorbei an Heideflächen, bald an bebautem Feld; das Getreide wurde schon blond; der Klee und manch anderes landwirtschaftliches Kraut, das er nicht kannte, blühten; er sah nur die Farben der Flächenstücke, die goldgelbe der Lupinen, die weißrosige des Buchweizens, die grauliche der Serradelle. Seit er, wo er den Wegweiser traf, von der Straße abbog, ward ihm noch freier zumut. Jetzt führte ihn die weiche, sandige, geschlängelte Bahn, gleichfalls begleitet von der anmutigen Baumart – zweigrieselnder Häupter, jungfräulicher weißer Stämme –, ganz durch ein rosig erblühtes Wellengelände, während vom Rande manchmal ein Gehölz näher trat, selten – und immer wegab gelegen – ein breites Gehöft ziegelrot aus dem Schutze der hundertjährigen Wettereichen vorlugte; jetzt konnte er

nahe auch die Wacholdervölker gewahren, die gleich dunkelen schlanken Lebewesen in Herden an den Hängen weideten. Auch wirkliche weidende Schnucken traf er an. Wie bewegte ihn nun die Erwartung, wo er näher schritt, mit wirklichem Auge zum ersten Male ein Hünengrab zu schauen, das er sich nach Abbildungen oft schon vorgestellt hatte. Und auf einmal in Lüften ein Schrei. Was wars? Hatte er von diesem Laute seine einstige Kinderseele wieder eingefangen? War er auf einmal wieder der ungebunden selige Knabe, wie er es, da sein gewaltiger Vater noch lebte, im Heimattal von Zennern gewesen war? „Der Bussard!" wachte die Erinnerung auf und mit ihr ein längst verschüttetes Ich, das Natur und Freiheit gewohnt und darin glücklich gewesen war. Das Auge ward ihm feucht. Er war am Weinen. Und wußte nicht, ob vor Schmerz um etwas, das mit ihm anders geworden wäre, oder vor Seligkeit, weil das Alte wieder auflebe. Und tief ergriff ihn die Sucht, seine Heimat wiederzusehen, in seiner Heimat seine Zukunft zu suchen. Die Heimat sollte, träumte er jetzt, der Schauplatz werden seiner Erlösungstaten. Er, der sonst jahrelang niemals geschaut vor lauter Gedanken, heut hatte er geschaut, und das hatte ihn auftauen lassen, ihm wohlgetan.
Nun aber begann er von seiner Zukunft zu träumen, und seine Augen kehrten sich nun wieder in sich herein. Der Bussard rief abermals; Henner wachte noch einmal auf. Wars nicht Zeit, an den Steinhäusern vorüberzukommen? Er konnte sie vor sich nicht wahrnehmen; er sah um sich herum. Und ein neuer Schmerz ergriff ihn: er hatte sich an ihnen vorbeigeträumt; dort hinten, wo er achtungslos vorbeigewandert war, gerade noch deutlich sichtbar, schimmerten sie bereits,

die grau im Schatten eines überhängenden Holzes hingelagerten mächtigen Gefüge aus Findlingsblöcken, einer davon als Dach über drei als Wände gestellt, wie von Riesenkräften hingewälzt; schwarz gähnte von diesen urtümlichen Gehäusen die vierte, die offene Seite ihm nach, und drohend, just über ihrem gewaltigsten, hob sich aus dem Nadelgehölz eine teils abgestorbene Eiche, neben ihrer noch weithin greifenden grünen Halbkrone das knorrige, rindenentblößte Gebilde eines toten Astes kreideweiß gegen den dunkelen Grund aufreckend. „Weh, weh!“ durchfuhr es ihn auf einmal: er, der seines Volkes Väter und Wurzeln suche, ihre echtesten Male hatte er nicht wahrgenommen, indem er sich selbst geträumt! Sollte er etwa in dem, was er wolle, am Deutschen vorüberträumen? Sein Gedanke schweifte zurück; er hielt an vor des alten Neddenriep Gestalt. Ja, ja, ihm fiel ein, er habe irgendwie gehört, er sei gestorben. Und dann wieder, er habe ihm einst erzählt, daß sein Geschlecht, ehe es in Hannover städtisch geworden, der Bauernschaft dieser Heide angehört habe und in anderen Zweigen dort noch gedeihe. Und wieder trat ihm vor die Seele, wie sein alter Meister, der milde Mann, ihm doch noch ganz andere Seiten des Deutschtums gezeigt habe, als er, Henner Dippel, sie habe sehen wollen. Er zweifelte, ob er umkehren sollte und die Blockgebilde unter der Eiche in Augenschein nehmen. Beinahe winkte ihm, aus dem Dunkel des Holzes sich abhebend, der dräuende tote Ast. Aber es war Mittag geworden, heiß. Und nun drückte ihn doch seine Last. Die Mühe, die das Zurückgehen bis zu den Steinhäusern ihm zu machen versprach, schreckte ihn ab. Er beschloß, weiterzuwandern. Er ging den Sandweg fort zwischen den zwei

Reihen Birken, bald wieder, wie gewohnt, versunken in seine Gedanken, nur noch tiefer eingelullt von Sonnenwärme und Honigduft. Kein Schrei aus den Lüften riß ihn mehr heraus, der einem anderen den Blick erhoben und in blauer Höhe den Schreienden selbst, den Bussard, gezeigt hätte, wie er seine prächtigen Kreise zog, oder aber den Vogel dieser Ebenen, den – wie die weiße Möwe über blauen Meeren – über roter Heide und grüner Wiese sich wiegenden weißen Weih. Eh er sichs versah, war er wieder auf der Landstraße, und das Bild des fernher auftauchenden, beim Wachsen der Nähe wachsenden großen Dorfes mit spitzem Kirchturm und Gartengrün entging ihm, weil er erst dicht vor der Mauer des ersten Hauses des inne wurde, daß er den Ort betrat.

Aus einem neuen Roman.

*

PROLOG UND EPILOG ZU SHAKESPEARES ‚STURM'

QUASI UNA PHANTASIA

VON STEFAN ZWEIG

PROLOG AN ARIEL

Wo bist du, Ariel, wo bist du? Meine Augen sind dunkel und erfühlen dich nicht, meine Hände liegen matt in Erwartung, aber mein Herz bebt, als ginge weißer Wind drüber hin. O die Erde an meinem Fuß, wie sie brennt, o die Schwere in den Schultern, wie michs drückt, und doch nahe schon fühl ich, Flügelschlag, dich, Schwinge der Heiterkeit. O faß mich, du Unsichtbarer, heb mich auf in dein Reich, heb mich auf, denn du bist Musik!

Ariel, Ariel, unsichtbare Welle der Luft, stürmende Woge meines Bluts, töne doch, ströme süß in mich ein! Aus deiner Flöte runden, wie aus des Knaben Rohr buntes Seifengebläse, sich milde Gebilde des Traums! Und ich will träumen, Ariel! Rühr mir die Stirne, Schmetterlingsflügelnder, und selbst werde ich leicht schon! Bist du mir nah, schweb ich auf, – bist du mir fern, so irr ich, ein Caliban, im geilen Dickicht der Erde.
O deine Schwebe, du Klang, du wehender Zauber, nun spür ich, nun spür ich sie schon! Du hast mich berührt: vom Nagel des Fingers bis in der Seele Gehäus zittere, glühe, taumle ich hin! Wo bin ich? Wo schweb ich? Was rauscht aus mir auf, – ist es mein Blut noch? Nein, Meer ist es, Meer, kobaltnes, fremdes, urheiliges Meer! Es glänzt in die Frühe des Morgens, weiß knistert Sand vom Gestade des Traums, Bäume wachsen grün aus meinem Gefühl, und in den Lianen schaukeln spitzschnäblige Vögel sich. O trunkene Einsamkeit, selig Hinsinken in dich, und um mich immer weiter und weiter das Meer, das Meer, das Meer: eine Insel ward mein Herz, rauschend im Schwall ihres Bluts, Strand unendlicher Träume. Wie mild ihre Brandung, wie schwanweiß die Wolke des Tags! Wie weich dies Alleinsein, doch nein! – sanft rührt sichs im Grün, weiß schreitet es her, ein Streifen Licht, ein Mädchen! O sie ist schön und sanft, in ihrer schlanken Fremdheit vergessene Kindheit, und mit einem Male, wie sie nun lächelnd in meinen Blick tritt, weiß ich ihren Namen auch, und er schmilzt auf den Lippen im Seufzer: Miranda! Bist du allein, Miranda? Laß mich, zitterndes Gras, deine Knie streifen, laß mich, spiegelnder Bach des Gefühls, dein Lächeln

trinken, kühl und doch eilend erregt, laß mich, trunkener Wind, einatmen den Duft deiner Unberührtheit, laß mich, bleicher Mond, auf deiner süßen Stirne schweben des Nachts! O selige Insel, die ich bin, ruhend in Welle ohne Begier, durchrauscht von Geflüster und Wind! Aber jetzt, jetzt wogt es wilder durch mich, ich schwanke, ich schaukle, Schiff bin ich, Schiff, schneidend durch Meerflut, ich schäume, ich stürze, klirrende Hände klammern sich an meines Herzens Bord, Trunkene grölen in meinem Eingeweide, – Sturm, Sturm aller Leidenschaft schleudert mich hin an deine Küste, Miranda!

Wach bin ich, wach, ich weiß, es ist alles Spiel nur: und doch, seit du mich rührtest, Ariel, bin ich Musik! Meine Augen sind zugetan, und doch glüht mir die Welt, ich liege im Schweren und schwebe doch; mit gelöstem Gefühl umschweb ich wie die Biene den Kelch aller Dinge Kern, alles Wesens Magie, denn selbst, selbst ward ich Musik! O selig, wen du anrührst, selig, wen du erlöst, Ariel, denn Musik ist aller Worte Sinn und Schwebe aller Schwere Lust: nah bin ich der Welt nun und fern doch den Menschen. Ich habe mich vergessen und verloren, namenlose Insel im ewigen Meer, ich lausche nur und fühle: so heb an, Ariel, spiele dein Spiel! In deiner Schwinge verschlungen schweb ich und schaue und trinke den bunten Schaum des Geschehens: hebe an, Ariel, und spiele dein Spiel, ich lausche und rausche und weiß schon nicht mehr, spiele ich mit, oder spielt es mit mir!

EPILOG AN CALIBAN

Caliban! Caliban! Spring auf die Beine, Verschreckter, Verprügelter, du! Glotz nicht so dumm, blinzle nicht so scheu ins weiße Licht – reck dich nur, spring auf die Füße – sie sind fort, alle fort! Das ganze Pack, sieh, dort steuerts auf schwindendem Schiff, nach Neapel fahren sie, Hochzeit halten, König spielen und Kinder machen und ihre Völker quälen mit Steuern und Schrauben, wie sie dich preßten mit Psalter und Buch! Ach, spei doch nicht ihnen nach, laß den Schleim in den Zähnen, sie sind ihn nicht wert! Lache lieber jetzt, Caliban, lache, daß die Fledermäuse von den Bäumen fallen, lache, lache, sie sind fort, das Menschengeschmeiß, das hier mit Branntwein und Säuselrede die Luft verpestet, und Ariel, der Quälgeist, er weht wo verloren im Wind, frei wie du, Caliban, frei, frei! Spürs doch, Caliban, Hexensohn, Faunsbruder, Panssohn, frei bist du, frei, Prospero ist fort, der alte Betbruder, und Miranda, die keusche von gestern (ist sie's heute noch?) und ihr Zuckerprinz Ferdinand, – es stinkt nicht mehr nach Menschen, es frömmelt nicht mehr nach Bibel, es muffelt nicht mehr von Seufzern der Liebe: nur die Blumen tun sich schweigend auf, und der Wind wirft sie hin und wider wie die Wellen draußen im Meer.

Caliban, Caliban, Dreckfink von Gottesgnaden, Niemandssohn, du Kobold, du Faun, du Bockskerl, spürs doch: jetzt bist du König hier auf deiner Insel, und sieh doch, sie ist so wüst nicht, wie jener gute Greis meinte. Denn des Menschen Augen sind ja blind hinter ihren Brillen, sie spüren das Lebendige nur in den Männern, die sie würgen, und in den Frauen, die sie tasten, aber das große Geheimnis, sie

wissens nicht, die Klügler! Sieh um dich! Kaum sind sie fort, kaum ist ihr schmutziger Atem von den Dingen, so regt sichs schon brüderlich um dich im Busch. Schau doch, höre nur, fühls, wie es brodelt um dich, wie in die Dolden Leben quillt und die Tiere aufschnobern mit wissendem Blick. Dort im Baum, der geil sich krümmt unter glitzernder Last, leuchtets weiß, biegsam-üppiges Fleisch, träubig hängts nieder vom stämmigen Ast: die Dryas, Caliban, nackt blinzt sie dir zu, und dort eine andere, und wieder eine, wieder eine! Und drüben, Caliban, weiß schäumt Schulter und Schenkel aus der Welle, schamhaft und lockend, die Najaden! Es lockt, es girrt, es turtelt, es röhrt, es stöhnt, es lacht, es giert, es schreit brünstig aus Wasser und Baum, das Leben ist wach, Caliban, der große Pan hat die Brüder gesandt, die Schwestern, daß sie dich suchen. Wie Granatäpfel saftig und prall sind ihre Schenkel, und ihre Brüste zittern wie wilde Tauben, – ach, sie sind keine Mirandas, keine Jüngferlein, die dem Mond selbst den Busen vernesteln und denen der Gürtel fester sitzt als der Verstand. Caliban, sie sind Weiber, sie blinzen grad auf deine starken haarigen Lenden und warten nur, daß du sie anspringst, ein toller Bock, um vor dir kreischend zu fliehn, bis du sie hast und das Kreischen Girren wird und ihr Schrei ein heißer Biß. Das große Spiel wollen sie spielen mit dir, das weiser ist als alle Worte Prosperos, und sieh nur, die Welle wirft sie dir zu, und der Busch zittert vor Neugier, dir Lager zu sein, und die Bäume rauschen ungeduldig, euch zu decken.

Aber Caliban, Caliban, du Narr, du Verschreckter, du zögerst ja! Was springst du sie nicht an, und zitterst doch

vor Wollust bis in dein struppiges Haar? Hast du's verlernt, mit den Händen, seit sie das Kreuz schlagen mußten, ein Weib in die Knie zu knicken? Aber ach, jetzt weiß ichs, du hast keinen Mut mehr, weil sie alle dich häßlich nannten, ein Ungeheuer, eine Ziegengeburt, weil ein besoffener Kellner, dem die Nase wie eine Mohnblüte brannte, dich ein Scheusal schalt und das Jüngferlein dir die Beine sperrte! Nein, Caliban, fürchte dich nicht! Laß dich einmal ansehen, wirf die schleißigen Fetzen weg, mit denen sie deine starke Scham umhängten, zeige sie nur offen, deine zottige behaarte Brust und deine stämmigen hufigen Beine! Freilich, fein bist du nicht gedrechselt, deine Mutter Sykorax hat Grobschmiedearbeit getan, dreimal drei Monate, bevor du zum ersten Male in die Nacht heultest, du bist nicht so glatt wie dieser spinndürre Fernando, und daß ich dirs offen gestehe, du stinkst ein wenig nach Bock, und pfui, wie du eben gerülpst hast – nein, fein bist du nicht, mein Caliban, aber stark und männlich. Ein bißchen zu weit offen sind deine Nüstern und dein Bart wie schmieriges Moos, aber wie weiß doch die Zähne hinter dem sinnlichen Breitmaul, die könnten Pferdeknochen zerknicken mit einem Biß, und da, die Muskeln auf deinen kurzen Armen, die springen wie Baumwurzeln vor. Und jetzt, wie du stampfst, ein böser Stier, heiß und wütig, scheinst du gar nicht so tölpisch mehr. Ein Tier bist du, Caliban, ein wildes, geiles, brünstiges Tier, Ziegensohn, Pansenkel: aber doch, glaube mir, wenn die Damen von Mailand und Neapel dich so sehen würden in deiner starken Nacktheit, aufgereckt die Lust in jedem Glied, glaub mir, Caliban, du gefielest ihnen, wie du mir gefällst.

Nein, Caliban, zögere nicht, tu, wie dichs juckt, du bist Herr jetzt und König, fort sind sie, fort, die dich in den Hintern getreten und dazu salbaderten von der großen Güte. Glaub mir, sie haben dich nur gehaßt, weil sie spürten, daß du stark bist, und sie dich lau haben wollten und verlogen, wie sie's selber sind. Miranda, was tut sie denn anders jetzt mit ihrem Zuckerprinz Fernando, als du ihr tuen wolltest damals in der Hütte (und hättest es besser getan, du Steifbock, als die geschniegelte Engbrust), und sie wird Kinder kriegen, sieben feine prinzliche Kindlein, und Prospero die Gicht zu seinem Herzogtum; du aber, Caliban, wirst so rasch nicht alt, weil du klüger bist, ja, klüger, denn du spei'st auf diesen Firlefanz von Ehre und Anstand. Lach sie aus, Caliban, lach sie aus! Ein Gott bist du und ein wildes Tier, wie du jetzt nackt und wiehernd über die Wiese dich wälzst und die Traube durch den Mund ziehst, daß der Saft dir rot über die Lippen rinnt; die selige Trunkenheit bist du, die göttliche Nacktheit, die ewige Brunst, und weißt doch nichts von all diesen breiten Worten, du Prächtiger. Ja, pack sie nur, deine Dryas, so, reiß sie vom Baum, hinunter ins Dickicht, daß die Äste krachen, – ach, wie ich dich liebe in deiner faunischen, phallischen Kraft! O wie gern möchte ich du sein, den Ariel erwürgen in meinem Herzen, der einen aufhebt in Musik und dann hinwirft in die ewige Dumpfheit des Lebens! Ach, Erde sein, Brunst, Gier, Tier wie du, unwissend, wild, nackt und trunken! Gib, gib mir die Traube aus deinem geilen Maul, schon bin ich trunken mit dir; komm, Caliban, sei mein Gesell, denn du bist Leben, die Wahrheit über allem Wissen, und, ich sage dirs offen, Caliban: ich liebe dich mehr als die Menschen!

GEDANKEN, MEINUNGEN UND ANEKDOTEN
VON HENRI BEYLE GENANNT DE STENDHAL

Wird man mich anklagen, ich verteidigte gewisse Zustände, weil ich sie beschreibe? Mich, der ich fest daran glaube, daß die Quelle der großen Liebe die Keuschheit ist?
Ach, es ist mein Schmerz, daß es keine Geheimsprache gibt, nur Eingeweihten bekannt. Dann könnte der ehrliche Mensch frei reden, in der Gewißheit, nur von seinesgleichen verstanden zu werden.

*

Die große Masse fühlt das Vorhandensein eines modernen Schönheitsideals dermaßen bestimmt, wenn auch unklar, daß sie sogar einen Namen gefunden hat: Eleganz. Was ist Eleganz? Etwas, dem vor allem eines eigentümlich ist: Mangel an jedweder, nicht in Beweglichkeit verwandelten Kraft.

*

Ich möchte, meine Leser glaubten mir nichts wörtlich, wenn sie das gleiche nicht selber schon festgestellt haben. Aufs Wort etwas glauben ist in der Politik wie in der Moral meist das bequemste; in Dingen der Kunst aber ist das der breite Weg zur Langweile. Ich empfehle Mißtrauen gegen jedermann, auch gegen mich. Die Hauptsache ist: nur bewundern, was wirklich Freude macht, und stets glauben, daß der bewundernde Nachbar bezahlt ist, um dich zu betrügen.

*

Man betrachte die Wirkung, die Napoleon in Europa hervorgerufen hat, wobei ich weit entfernt bin, das Große im Charakter dieses Mannes verkleinern zu wollen; aber ich möchte darauf hinweisen, wie minderwertig die führenden Männer des 18. Jahrhunderts in dem Augenblick waren, als er auftrat. Das dumpfe Staunen der Masse und die Bewunderung der höheren Minderheit stärkten seine Macht ins Wunderbare. Nun besetze man im Geiste die Throne von Deutschland, Italien, Rußland und Spanien mit Karl V., Julius II., Cäsar Borgia, Francesco Sforza, Alexander VI., Lorenzo und Cosimo Medici, gebe ihnen zu Beratern einen Morone, Ximenes, Gonsalvo di Cordova, Prospero Colonna, Acciajuoli, Picinnino, Capponi und frage sich dann: hätte der Kaiserliche Adler ebenso leicht um die Türme von Berlin, Wien, Neapel, Madrid und Moskau gekreist, wenn er Renaissancemenschen wider sich gehabt hätte?

*

Wann wird man in Europa erkennen, daß die Völker immer nur *den* Grad von Freiheit, in sich wie unter sich, haben, den ihr Mut ihrer Feigheit abringt?

*

In schweren Zeiten muß eine aufstrebende Nation Genies auch für die kleinen Stellen haben, die man in glücklichen Epochen mit Advokaten und Unterbeamten besetzt. Hätte Ludwig XVI. weiterregiert, so wären Danton und Moreau Rechtsanwälte gewesen, Pichegru, Masséna, Augereau Steuerkontrolleure, Desaix und Kleber Kompagniechefs, Bonaparte und Carnot Artilleriehauptleute (d. h. wenn sie

es über den Oberleutnant gebracht hätten), Lannes und Murat Huthändler oder Postmeister, Siéyès Großvikar und Mirabeau subalterner Diplomat.

*

Die Deutschen haben allesamt die Heiratsmanie. Die Häuslichkeit geht ihnen über alles. Unzweifelhaft würden sie mehr große Männer haben, wenn sie in der Mehrheit nicht so früh heirateten und damit im Spießbürgertum untergingen.

*

Im ersten Theater Roms führte man um 1785 Metastasios *Artaxerxes* mit der Musik von Ferdinando Bertoni (gestorben 1813) auf. Die Rolle des Arbaces sang der unvergleichliche Gasparo Pacchiarotti. In der berühmten Gerichtsszene, an der Stelle, wo der Komponist auf die Worte: *Eppur son innocente* ... einige Instrumentaltakte folgen läßt, bemerkte Pacchiarotti zu seinem Schreck, daß das Orchester nicht weiterspielte. Was ist da los, was macht ihr? rief er den Musikern zu. Sie waren von der Schönheit der Situation und seines mächtigen Gesanges dermaßen hingerissen, daß sie aus ihrer Ekstase aufgerüttelt werden mußten. Und ganz naiv antworteten sie dem Sänger: Wir weinen!

*

Mailand, am 2. Oktober 1817

Luigi Bassi [bekannt der Nachwelt als erster Darsteller von Mozarts Don Juan] ist ausgezeichnet. Dem fehlt es nicht an Seele! Ein göttlicher Buffo, hätte er nur Stimme. Welch Feuer, welche Energie! Er spielt seit vierzehn Tagen in der *Testa di bronzo*. Ein geistvoller Mann; schreibt ent-

zückende Komödien. Ein Mensch wie er würde sich in Frankreich vor der Lächerlichkeit fürchten, wenn er sich in seiner Rolle (er spielt den feigen, empfindlichen Kammerdiener eines ungarischen Granden) unvergleichlich wichtig macht. Ich gestand ihm heute abend diesen Einwand. Er antwortete: Ich spiele, weil es mir selber Spaß bereitet. Ich kopiere einen bestimmten Lakaien, dessen inneres Wesen ich bei der Erstaufführung intuitiv erfaßt habe. Einen feigen Lakaien darzustellen, ist mir ein Genuß. Dabei schaue ich nie in das Parkett; ich würde meine Stimmung verlieren, ja mein Gedächtnis würde mich im Stiche lassen. Übrigens muß ich Schauspieler sein, da meine Stimmittel gering sind.

*

Gestern im Konzert der Madame Catalani sah ich den schönsten Kopf, den ich je in meinem Leben gesehen habe, den der Lady Fanny Harley. Einige Minuten war ich starr vor Bewunderung. *Raffael, ubi es?* Keiner unsrer kläglichen orden- und titelbehangenen Maler von 1817 vermöchte diesen Kopf darzustellen. Sie würden allesamt die Antike nachahmen oder stilisieren, wie man in Paris sagt, das heißt: einem Angesicht, das gerade durch das Fehlen des Kraftvollen so rührend wirkt, Ruhe und Kraft verleihen. Gewisse moderne Gesichter sind der Antike durch den Ausdruck leichter Erregbarkeit und unsagbar zarter naiver Anmut überlegen. Wenn wir wenigstens im Zeitalter des Ghirlandajo und des Giorgione (1490) lebten! Dann wären unsre Künstler imstande, die Natur getreu zu spiegeln, und was gäbe ich für einen Spiegel, der mich das Antlitz der Lady Harley, so wie ich es gestern sah, immerfort sehen ließ!

*

Wirklich bewundert habe ich in Mailand den Blick über die Baumwipfel der Villa Belgiojoso auf den Dom, die Fresken Appianis in dieser Villa und die Apotheose Napoleons im Palazzo reggio. Dergleichen bringt Frankreich nicht hervor. Um das schön zu finden, bedarf es keiner Gehirntätigkeit. Es erfreut das Auge. Ohne solche geradezu instinktive, unüberlegte Freude des ersten Augenblicks haben Musik und Malerei eigentlich keinen Sinn. Gleichwohl habe ich in Königsberg Leute gefunden, die durch Denken zum Kunstgenuß kommen. Nordische Naturen urteilen nach vorgefaßter Meinung, südliche nach der momentanen Sinnenfreude.

*

Um 1786 lebte in Brescia ein Graf Faustino Lecchi, ein Sonderling, dessen Energie an die Männer des Mittelalters gemahnt. Alles, was ich von ihm gehört habe, erinnert mich an die Art von Castruccio Castracani [1280–1328, Gewaltherrscher von Lucca]. Da er bloß Privatmann war, so beschränkte er sich darauf, sein Vermögen auf die seltsamste Weise zu verschwenden, für eine geliebte Frau große Torheiten zu begehen und schließlich eine Reihe von Rivalen aus der Welt zu schaffen.

Als einmal irgendein Kavalier seine Dame anblickte, die er am Arm führte, schrie er ihm zu: Augen weg! Und da der andre fortfuhr seine Begleiterin anzustarren, schoß er ihn auf der Stelle nieder. Für einen reichen Patrizier waren derlei Kapriolen belanglose kleine Vergehen; doch als Lecchi den Großneffen eines venezianischen Granden niedergestochen hatte, ward er verhaftet und in den berüchtigten Kerker neben dem Ponte dei Sospiri geworfen.

Lecchi war ein bildschöner Mann und sehr beredt. Er versuchte die Frau des Gefängnisverwalters zu betören, aber dieser kam dahinter und rächte sich durch seine Macht, d. h. er legte ihn in Ketten. Dies gab dem Gefangenen Gelegenheit, mehrfach mit dem Kerkermeister zu sprechen. In Ketten und ohne Geld gelang es ihm gleichwohl, ihn sich zu gewinnen. Der Mann fand Vergnügen daran, täglich ein paar Stunden mit dem merkwürdigen Gefangenen zu plaudern. Was mich am meisten quält, sagte Lecchi eines Tages zu ihm, das ist, daß es mir geht wie Euch. Ich habe Ehrgefühl. Während ich hier in meinen Ketten faule, brüstet sich mein Feind in Brescia. Ach, könnte ich ihn töten und dann sterben!

Gerührt sagt der Kerkermeister: Ich gebe Ihnen auf hundert Stunden die Freiheit.

Der Graf fällt ihm um den Hals.

An einem Freitagabend verläßt er den Kerker und fährt in einer Gondel nach Mestre, wo ihn eine Sediola erwartet. Vorbestellte Relais bringen ihn weiter. Am Sonntagnachmittag um drei langt er in Brescia an und postiert sich vor dem Domportal. Sein Feind kommt aus dem Vespergottesdienst. Inmitten der Menge streckt ihn ein Karabinerschuß nieder. Niemandem fällt es ein, den Grafen festzunehmen. Er schwingt sich in seine Sediola und trifft am Dienstagabend im Kerker prompt wieder ein.

Alsbald erhält die *Signoria* Meldung von der neuen Mordtat. Graf Lecchi wird zitiert. Er ist so schwach, daß er sich kaum vor seine Richter zu schleppen vermag. So scheint es wenigstens.

Man verliest ihm den Tatbericht.





Philipp Otto Runge: Holzschnitte zu Spielkarten

Wieviel Zeugen haben diese erneute Verleumdung unterschrieben? fragt Graf Lecchi mit einer Stimme wie aus dem Grabe.
Mehr als zweihundert! lautet die Antwort.
Die Herren wissen, daß ich am Tage des Mords, am letzten Sonntag, hier im gottverfluchten Kerker gesessen habe. Seht, solche Feinde habe ich!
Einige ältere Richter waren erschüttert; die jüngeren wollten ihm als Sonderling sowieso längst wohl. Kurz, der neue Mord brachte ihm die Freiheit ein.
Ein Jahr später empfing der Kerkermeister durch die Hand eines Priesters 180000 Lire venete (75000 Goldmark). Der Graf hatte sein letztes schuldenfreies Gut verkauft.
Spaßig ist eine andre Geschichte. Vierzehn Tage lang hauste er aus Eifersucht in einem Kamin, um seine Geliebte zu belauschen. Zu seiner maßlosen Freude stellte er ihre Treue fest. Am fünfzehnten Tage hat sie eine Unterredung mit einem schwerreichen jungen Herrn, der ihr seine Liebe erklärt, schließlich aber mit der Hand ihrer Tochter vorliebnimmt. Im Moment, wo Lecchi von der Unschuld der Angebeteten überzeugt ist, läßt er sich plötzlich aus dem Kamin fallen und sagt lachend zu dem verblüfften jungen Manne: Du kommst heil davon, weil du es mit einem Ehrenmann zu tun hast, der gründlich vorzugehen pflegt. Jeder andre hätte dich ohne weiteres erledigt und sich nicht die Mühe gemacht, den Tatbestand aufzuklären.
Lecchi war immer heiter, niemals düster, und seine Scherze entbehren nie der Anmut. Eines Tages, in der Karwoche, läßt er den Beichtvater seiner Geliebten zu einem seiner Buli (Bravi) rufen, der den Sterbenden spielen muß. Er

selber sitzt mit am Bett und reicht dem Geistlichen ein Glas Wein mit Opium. Wie der Priester eingenickt ist, zieht er ihm das Ornat vom Leibe, schreitet gravitätisch in den Beichtstuhl und examiniert seine Cœurdame.
Lecchi ist hochbetagt gestorben, von seinen Nachbarn gefürchtet, unter Hinterlassung von zwei Töchtern und vier Söhnen, alle von hervorragender Schönheit.

Aus „Stendhal, Gesammelte Werke, Band I, Gedanken, Meinungen, Anekdoten". Deutsch von Arthur Schurig.

*

REISE IM NÖRDLICHEN AFRIKA
VON HUGO VON HOFMANNSTHAL

Das Gespräch in Saleh

Der Anfang war schwierig, sagte der Hauptmann de B. Ich war mit fünfundzwanzig eingebornen Reitern ganz allein dort unten im Atlas; das Gebiet, das ich „in Ruhe zu halten" hatte, umfaßte zehn Tagesreisen mit einer Bevölkerung von vielleicht zweimalhunderttausend Berbern, nomadische und niemals zur Ruhe und zur Unterwürfigkeit geneigte Stämme; man war zu Anfang des großen Krieges und unsere Situation hier im ganzen höchlich auf der Schneide des Messers. Aber es war dies der große Moment des Marschalls Lyautey – einer der großen Momente seines Soldatenlebens – Sie haben davon gehört –, und wir sind imstande gewesen, unsere Aufgaben zu lösen, sowohl im großen ganzen als im einzelnen. Ich die meinige aber nur durch die Hilfe eines Deutschen.
Ich sah ihn an.

Dieser Deutsche befand sich nicht bei mir; ich habe ihn nie gesehen. Aber als ich mich auf meinen Posten begab, wußte ich, daß ich nichts ausrichten würde, wenn ich zu urtümlichen und kriegerischen Menschen durch den Mund eines Dolmetschers spräche – in einer Lage, in der alles auf die persönliche Geltung ankam. Es handelte sich um die Sprache, welche diese Stämme dort im Süden und auch weiter südlich des großen Atlas sprechen, um das „Schlö", eine Sprache, deren Kenner in Europa damals wohl an den Fingern einer Hand hergezählt werden konnten. Aber ich hatte in der Tasche eine vollständige Grammatik der Schlö-Sprache, keine fünf Jahre alt, das Werk eines Deutschen.
Einer unserer fleißigen Reisenden, der vor eurer Ankunft das Atlasgebiet durchstreift und diese philologischen Kenntnisse gesammelt hatte, sagte ich.
Keines Reisenden. Dieser Herr hat sein Leipzig nicht verlassen und seinen Fuß nicht auf die afrikanische Erde gesetzt. Aber der Zufall hat einmal fünf Schlö-Tänzer nach Leipzig verschlagen; sie sind, scheint es, dort in einem Zirkus aufgetreten.
Und mein Deutscher? Das heißt, Ihr Deutscher?
Hat sich über sie hergemacht und sie nicht verlassen, bis er diesen Menschen in Gott weiß was für Gesprächen, mit Gott weiß welchem Aufwand an Ausdauer, Geschicklichkeit und philologischem Genie die Elemente ihrer Sprache herausgelockt und diese in ein grammatisches System gebracht hatte, das ich heute, wo das Schlö mir in zehnjähriger Übung geläufig geworden ist, nur noch mehr bewundere. Wenn Sie jemals nach Leipzig kommen und Herrn Stumme begegnen –

So werde ich diesem deutschen Gelehrten sagen, daß er einem französischen Offizier einen sehr praktischen Gefallen erwiesen hat. Sic vos non vobis –

Das zarte, aber sehr feste Gesicht des Hauptmannes de B. faßte sich aus der Gelöstheit des leichten Gespräches zu einem Ausdruck zusammen, der sehr militärisch war. So mußte dieser Mann aussehen, wenn sich ihm Schwierigkeiten entgegenstellten. Aber die Schwierigkeit dieses Augenblicks war ganz innerlicher Art; dies verriet sich augenblicklich in einem leichten Erzittern der Augensterne. Er war in der sympathischen Art verlegen geworden, in der sich bei männlichen und entschlossenen Menschen die jähe Verlegenheit ausspricht; er sah in diesem Augenblick um zwanzig Jahre jünger aus, als er war. Der Gedanke hatte ihn gestreift, mich oder uns, nämlich mich und den abwesenden Unbekannten zusammen, möglicherweise verletzt zu haben. Mein Zitat aus Vergil war für sein sehr empfindsames Zartgefühl schon zu scharf gewesen.

Aber, sagte ich schnell, um dies wieder gutzumachen, Sie haben beide wunderbar kollaboriert, und es liegt darin, wie der Deutsche aus einem fast Nichts von Gegebenheit ein System von Erkenntnissen hervorspinnt und wie Sie sich wieder dieses Resultats in der entgegengesetzten Sphäre, in der des praktischen Lebens, bedienen – es liegt viel von dem Wesen beider Nationen darin ausgedrückt. Aber, sagen Sie mir dies, wenn ich Ihnen eine direkte Frage stellen darf: Sie haben diese fünf Jahre bei dem Kaid eines berberischen Stammes zugebracht als sein Hausgenosse. Es war ein Mann um weniges älter als Sie, dieser junge Fürst, ein Soldat wie Sie. Er war Ihr Verbündeter und Gastfreund

Sind Sie Freunde geworden, Freunde durch die Sympathie des Gespräches und durch die Sympathie des Schweigens, in einer ähnlichen Weise, wie es mit einem Europäer fast unvermeidlich gewesen wäre?

In einer besseren Weise, als mit sehr vielen Europäern, antwortete er; und was er sagte, um diese Antwort zu begründen, war mir schön und merkwürdig, aber ich zeichne es hier nicht auf. – Wir saßen, als wir dies sprachen, auf dem flachen Dach der Medersa von Saleh, der alten kleinen Stadt der atlantischen Küste, deren Einwohner alle „Andalusier" sind – einst Vertriebene aus den maurischen Königreichen in Spanien – und daher von einem besonderen Stolz, einer besonderen Wohlerzogenheit, einer besonders hohen Bildung. (In den Jahrhunderten aber, die dann folgten, liefen von hier aus die gefürchteten maurischen Piratenschiffe, vor denen die Küste von Cadix bis Genua oder Livorno zitterte.) Zu unseren Füßen lagen die engen Straßen der Stadt, draußen das Meer, einwärts das Land; rechter Hand der starke Fluß, der sich hier ins Meer ergießt, und überm Fluß die größere Stadt Rabat, weiß und von einer hohen, gelbbraunen Mauer umgeben. Ich sah aufs Meer hinunter, auf Rabat hinüber. Störche flogen überall. Die Farben in dieser Stunde vor dem Sonnenuntergang waren von einer unglaublichen Kraft: das Meer von der reinsten Bläue, die Häuser der Stadt überm Fluß von leuchtendem Weiß. Über dem Meer hatte sich aus dem goldenen Dunst des Abends eine einzige schmale Wolke gebildet. Sie glich einem Fisch aus einer durchscheinenden Koralle geschnitten; an seinem Kopf ging das Korallenfarb in ein durchscheinend glühendes Gold über.

Der Hauptmann hatte sich in meinem Rücken zu den vier oder fünf anderen jungen Herren gesetzt, die uns begleitet hatten. Sie saßen auf einem schmalen Mauerrand, hoch über der alten Piratenstadt, die immer mehr ins vornächtliche Dunkel versank, und sprachen miteinander. Ich hörte ihnen zu und verlor mich zugleich an der Schönheit der Farben, mit denen alle Gegenstände im Bezirk des Meeres und der Erde über alle Begriffe geschmückt waren. Von einem einzelnen Baum, der zwischen der Stadt und dem Fluß stand und im reinsten Smaragdgrün leuchtete, schwang sich ein großer Vogel. Er schien wie aus Edelsteinen zusammengesetzt. Er flog über den Fluß, näherte sich den Mauern von Rabat, die wie vom Widerschein eines Brandes erglühten – wich wieder zurück, überflog eine Mauerbresche und ließ sich im Gewipfel von schönen Bäumen nieder, dort drüben: das war Schella: der Wallfahrtsort, der murmelnde Quell, der kleine Friedhof mit den alten, verfallenen Sultansgräbern. Meine Phantasie war mit dem Vogel ganz dort drüben; zu sehr im Flug nur hatte ich die zauberische Stätte betreten, zu der ihn, sooft er wollte, die Flügel im schwimmenden Abendlicht zurücktrugen. Aber wir sind gemäß dem Reichtum unserer Sinne einer mehrfachen Aufmerksamkeit fähig. Ich verlor kein Wort von dem Gespräch, das ein paar Schritte von mir geführt wurde. Sie sprachen lebhaft; die jungen Stimmen kreuzten sich, aber das Gespräch blieb durchsichtig. Jeder von ihnen warf sich hinein, hielt wieder an sich, im Vergnügen des Zuhörens, warf sich wieder hinein; keiner rang nach Geltung, aber jeder kam zur Geltung.

Ich wandte mich zu ihnen um. Eure Sprache, sagte ich

eure französische Sprache, welch ein Quell der Geselligkeit, welch ein Zusammensein! Indem ihr sprecht, befindet ihr euch in einem Saal, der die geistige Blüte der ganzen Nation umschließt. Ebenso in eurer Gesellschaft wie die Ausgewähltesten der Mitlebenden sind auch die Toten – sie sind es nicht nur, indem ihr sie beim Namen nennt, sondern in tausend Wendungen und Schwebungen eurer Rede ist ihre fortwirkende Gegenwart fühlbar. Euer Gespräch ist schlechthin die geistige Allgegenwart der Nation. Aber auch davor, daß die Sprache dadurch überfeinert und künstlich würde, hat euer Schicksal euch bewahrt. Nicht mehr zwar erneuert sich euch aus dem tiefsten Quell, wie vielleicht den Deutschen, die volle Flut der Bilder, Gefühle und Anschauungen; eure Sprache ist fertig, sie ist da, voll Bewußtsein, taghell; wie sie auserlesen ist als Gedächtnis der Jahrhunderte, ist sie voll Gegenwart als unmittelbares Echo des Tages; und ohne große Schwünge und wilde Flüge belebt sie sich immer wieder in sich selber. Ihr redet eine Sprache aus dem Mund der liebenden Frau, des Gelehrten, des Politikers, des Soldaten. Aus den Redensarten und Wörtern, die der lebendige Alltag hervorbringt, schlagt ihr doppeltes und dreifaches Kapital. Ihr braucht sie in der höheren, endlich in der höchsten Sphäre – so wird euch diese nie dünn und gespenstisch. Alle Pulse eurer Sprache klopfen immer frisch, und wo man ihr begegnet, das ganze Volksgemüt ist immer lebendig. – Ich sprach lebhaft und aufrichtig, aber ich fühlte, indem ich sprach, daß ich nicht ganz aufmerksam bei mir selbst war. Ich sah nach Schella hinüber. Ich war mit meiner Phantasie, während ich weitersprach, dort drüben in der Falte des Hügels, bei dem mur-

melnden Quell, über den sich Feigenbäume und wilde Birnbäume beugten. Ich sah noch die verfallenen Sultansgräber, um die mit sonderbaren Sprüngen und murmelnd ein Schatzgräber kreiste, ein alter, wirrhaariger Mann, der fern aus dem Sus gekommen war, angezogen von dem Geheimnis der Schätze Goldes, die hier mit den großen vergessenen Sultanen begraben waren. Ich sah die zwei schönen Greise, die von ihren Maultieren gestiegen waren, sinnend unter einem gewaltigen Maulbeerbaum sitzen und den Frieden des Ortes genießen; und ich sah den kleinen Trupp von Pilgerinnen aus dem Süden, wie sie, unter sich lachend, ihre Schleier lüpfen, damit der Anhauch der Schattenkühle sie treffe, oder der Blick von uns Vorübergehenden. Ich hatte zu schnell von dort wieder weg müssen. Der Fleck Erde dort, und das Verschwundene – das Geheimnis der Zeiten (denn es war vordem eine mächtige maurische Hauptstadt dort gestanden, und jene fürstlichen Gräber waren ihre letzte Spur; und vordem waren die Goten dort gesessen, und vordem die Vandalen, und vor diesen die christlichen und die heidnischen Römer, und vor ihnen die Numider; und vor diesen hatten die Karthager und die Phönizier auf diesem Hügel gehaust, und der murmelnde Quell war ein Heiligtum der Tanit, und auch davon: daß hier einer Liebesgöttin gedient wurde, davon umweht ein Etwas diese Hügel, davon haftet ein Etwas dunkel im Bewußtsein auch dieser Pilgerinnen aus dem Süden, und die Schleier lüpfen sich leichter als anderswo unterm Anhauch dieses feuchten Quellgrundes); dies Verschwundene alles, auch im Wort nur geisterhaft Gegenwärtige, und das, was noch dort war; die Einmaligkeit des Ortes und der Stunde, die Kürze des

Lebens, die Welt, die Fremdheit – dies alles bewegte sich in mir und hob mich fast aus mir selber. Aber so weiträumig ist unser Gemüt in manchen Augenblicken: auch noch einem anderen Gedanken folgte ich, und er bewegte sich wolkenhaft mit großen, weiten Aspekten zugleich in mir und vermischte sich noch mit jenen Mischgefühlen aus halb sehnsüchtiger Ergötzung und staunender Bangigkeit, die auf dem Grunde der Seele des Reisenden liegen und manchmal überstark aufsteigen. Es war, indes meine Lippen noch das Lob jener anderen Sprache formten und mein Auge sich an dieser abendlichen Landschaft verlor, der Gedanke an die eigene Sprache, und wie unser ganzes Schicksal in ihr ist. Wie die hohe Sprache bei uns aufsteigt ins unheimlich Geistige, kaum mehr von den Sinnen Beglänzte, und wie der Sprachsinn dann müde hinabsinkt ins Gemeine oder sich in den Dialekt zurückschmiegen muß, um nur wieder die Erde zu fühlen – und dazwischen ein Abgrund. Wie jeder sich die Sprache neu schaffen muß und nicht weiß, ob er noch tut, was er darf, oder schon ins Müßige, Künstliche gerät, und jeder in diesem Tun jeden bezweifelt und befeindet und oft auch sich selber, und wie die Sprache doch durch die Herrlichkeit ihrer Aufschwünge und Offenbarungen wieder alles Erlittene aufwiegt.

Indem ich meinen zwiefachen Gedanken nachhing, von denen die einen eine Träumerei der Sinne waren und die anderen ein plötzliches Wiedererleben von etwas oft Gedachtem und Gewußtem, und sich doch beide berührten in dem besonderen Lebensgefühl dieses Augenblicks zu einer Einheit von wunderbarer Natur: Einsamkeit, Angst des Individuums – und die völlige Überwindung beider durch

den Geist, schlug es an mein Ohr, daß jetzt eine besonders junge Stimme lebhaft sprach und daß das Thema der Unterhaltung gewechselt hatte. Ich sah hin. Dieser junge Herr trug Zivil. Er mochte zum Zivilkabinett des Marschalls gehören oder zu dem kleinen Stab junger Historiker und Orientalisten, welche ich beim Tee in der neubegründeten Bibliothek in Rabat kennen gelernt hatte. Er sprach von Deutschland, von der Schönheit einer Stadt, einer Gegend, dem Zauber eines kleinen Friedhofs: von dem Friedhof in Bonn, wo Schumann begraben liegt.
Sie lieben Schumann? fragte ich.
Ich weiß, sagte er, man sagt in Deutschland, es ist nicht möglich, Schumann zu lieben, seit Wagner existiert hat, oder es ist nicht denkbar, daß man Schumann liebe, da es doch Bach gebe – aber ich weiß nicht...
Er wurde verlegen, da er sich vor dem Fremden zu tief in das weglose Dickicht der deutschen Komplikation verstrickt fühlte. Und da Verlegenheit immer verjüngt, so wurde er vollends zu dem hübschen Knaben, der er vor zehn Jahren gewesen war. Er sprang schnell ab und sagte: Es war eine Christnacht, in einem der Kriegsjahre, ich glaube 1917. Ich war damals ganz jung. Ich war im Graben irgendwo; der deutsche Graben war sehr nahe. Gegen Mitternacht hörte auf beiden Seiten das Schießen auf, und es wurde ganz ruhig. Die Sterne standen groß und still über den beiden Völkern. Aus der Ferne, dort wo unsere Linie umbog, hörte man die Marseillaise spielen, ganz leise und geisterhaft. Dann fing im deutschen Graben eine Stimme an zu singen. Es war eine wunderbare Tenorstimme, und sie sang Bach. Oh, welche Sprache Sie haben! Denn das ist Ihre wahre Sprache.

Da stand P. V. auf, mit dem ich schon auf dem Schiff viel gesprochen hatte. Es schien ihm nicht recht zu sein, daß sein junger Freund (er selbst war in der Tat um wenige Jahre älter) das frühere Gespräch mit dieser Wendung gleichsam abgeschlossen hatte.
Nein, sagte er. Eure Musik ist eine große Herrlichkeit, aber nicht sie ist eure Sprache. Sie ist neben eurer Sprache noch gegeben, als ein Mehr vielleicht, als ein anderes. – Aber die deutsche Sprache ist ein großes Geheimnis. Sie ist euer Schicksal, das des ganzen Volkes und das jedes Einzelnen. (Mir war, als antwortete er auf das, was ich früher gedacht, aber nicht ausgesprochen hatte.) Goethe hat unter ihr gelitten, und jeder, der nicht Goethe ist und sich in ihr wahrhaft ausdrücken will, läuft Gefahr, von ihr verschlungen zu werden. Sie ist unbequem, aber großartig. Ungesellig, ich weiß, daß ihr selbst sie manchmal so genannt habt, „weltlos", ja, das mag sie sein, aber immer mit einer Welt trächtig. In einem ungeheuren ruhelosen Auf und Ab wandelt sie beständig Geist zu Leib, Leib zu Geist. So gebietet sie euch die Form eures Lebens: euer geistiges Leben ist immer erneute schmerzvolle Neugeburt. Eure Toten sind nicht beständig bei euch, sie sind nicht in einem Saal mit euch, wie die unseren. Aber sie werden euch in wilden Stürmen neugeboren. Heinrich von Kleist, Büchner, Hölderlin; ich sehe diese vor hundert Jahren Verstorbenen stärker in euer Leben eingreifen, als wen immer von den Lebenden. Und seid ihr nicht im Begriff, euer ganzes siebzehntes Jahrhundert umzuwerten? Denn ihr ruhet nicht auf dem Sein, sondern ihr habt euer Schicksal im Werden. Aber welch ein Wunder, eure Sprache! Welche Weite! Welche Be-

fruchtung aus der Dunkelheit! Sie isoliert mehr, als sie verbindet; aber das Große isoliert immer, das Poetische isoliert, und das Genie ist immer einsam. Welche Möglichkeit aber für das Genie, in dieser Sprache fast über die Grenzen der Menschheit hinauszukommen!
Sein ernstes, oft einem leidenden Ausdruck nahes Gesicht belebte sich sehr, indem er sprach. Er war glücklich, so beredt und frei ein geistiges Phänomen zu bewundern und Sympathie zu äußern. Einzelnes, die Eigennamen natürlich, aber auch andere Wörter, sagte er auf deutsch, in einer sehr reinen, hauchenden, schwebenden Betonung; so dies Wort „weltlos", das „Weltlose". Eigentümlich kamen mir diese deutschen Wörter in seiner Rede entgegen: so zart, wie gespiegelt, etwas geisterhaft.
Alles aber auch um uns sah in diesem wunderbaren Licht aus wie gespiegelt. Die Häuser uns zu Füßen, die hohen gelbroten Mauern drüben in Rabat, Tiere und Menschen am Ufer des Flusses, alles war völlig entkörpert. Die schmale Wolke in der Gestalt eines Fisches glühte purpurviolett. Ein Starenzug flog von ihr aus gegen Osten hin, und dort ging das Türkisblau in ein zartes Grün über. Das Ferne schien sehr nahe – das Nahe ungreifbar vergeistigt. Alles bebte in sich, aber eine Harmonie hielt alles in zauberhaftem Gleichgewicht, und die Offenbarung des Schönen schien eine ungeheure Bedeutung anzunehmen, die uns, im nächsten Augenblick, fühlten wir, sich zu unverlierbarem Besitz enthüllen würde.



MYSTISCHE DICHTUNG

HILDEGARD VON BINGEN
(1098—1179)

Sequenz zu Ehren des Heiligen Geistes

O Feuer des Tröstergeistes, du Leben des Lebens aller Kreatur, heilig bist du, weil du die Wesen lebendig machst. Heilig bist du, weil du die gefährlich Zerbrochenen salbst. Heilig bist du, weil du die eiternden Wunden reinigst.
O Atem der Heiligkeit! O Feuer der Liebe! O süßer Genuß der Seelen und Eingießung der Herzen im guten Geruche der Tugenden.
O reinste Quelle, in der man sehen kann, daß Gott die Abtrünnigen sammelt und die Verlorenen aufsucht.
O Panzer des Lebens, du Hoffnung der Verbindung aller Glieder, o Gürtel der Ehre, bewahre die Glücklichen.
Schirme, die eingekerkert sind vom Feind, und löse die Gebundenen, welche die göttliche Macht bewahren will.
O gewaltigster Gang, der alles durchdrungen hat in den Höhen und auf Erden und in allen Abgründen, du sammelst und vereinigst alle.
Durch dich strömen die Wolken, fliegt der Äther, haben die Steine Feuchtigkeit, senden die Gewässer die Bächlein aus und treibt die Erde ihr Grün.
Du auch erhebst immer die Unterwiesenen, die durch die Einhauchung der Weisheit froh gemacht sind.
Darum sollst du gepriesen sein, der du der Klang des Lobes und die Wonne des Lebens bist, die mächtigste Hoffnung und Ehre, welche spendet die Gaben des Lichtes.

*

UNBEKANNTER DICHTER

Carmen sponsae (*Lied der Braut*)

(15. Jahrhundert)

Hätt ich die Flügel von Seraphim,
ich wollte so hoch fliegen,
herauf in die Ewigkeit
zu meinem süßen Liebe.

So wollt ich sagen: „Gott, Vater mein,
nu gib mir eine Kronen,
da ich so lange darumb gedient.
Wanne willt du mirs lohnen?“

„Was wolltst du mit der Kronen mein?
Was wolltst du mit der Kronen?
Du magst wohl ein klar Spiegel sein,
darin ich kläre mein' Augen.“

„Daß ich dir aber ein Spiegel bin,
das mag mir Freude bereiten.
Doch gib mir noch ein Doppelkrone
und setz mich an deine Seiten.“

„Nu sei froh, mein liebe Braut,
ich soll dir geben die Kronen,
ich han so viele Jungfraun schön
hier oben an meinem Throne.

Sie sind gezieret und wohlgetan,
sie kommen aus fernen Landen,
sie han überguldete Kleider an
und Palmen in ihren Handen.“

Als sie vor die Pforte kamen,
da fragten sie unsern Herren,
ob er sie lohne hundertfalt,
sie haben darumb gestritten.

„Geht fort, ihr hehren Seraphim,
geht fort, ihr Engel alle,
schmückt mir diese liebe Braut,
daß sie mir wohl gefalle!“

Sie führten sie in der Jungfraun Chor,
sie sollten sie da zieren;
da kam die heilge Dreifaltigkeit
und sollte sie konfirmieren.

Maria bracht ein Hemdechen,
das war von Seiden kleine:
„Nu tu dies an, o liebe Braut,
von Sunden bist du reine!“

Unser Herre bracht einen Mantel dar,
ein' Mantel von gutem Golde:
„Nu tut ihn umb meiner lieben Braut,
denn dies ist meine Getreue.“

Der Heil'ge Geist bracht ihr eine Kronen,
so wunderbar geschlagen,
daß all die hehren Seraphim
allsolche nimmer sahen.

Johannes bracht ihr ein Hütechen,
ein Hütechen von Minne.

Sie ging vor ihren Bräutigam stehn
als eine Königinne.

Allda so ward ein Feur entfachet,
allda so saß sie inne.
„Ach," sprach sie, „o süße Lieb,
ich brenne in deiner Minne."

*

NOVALIS

(1772—1801)

Hymnen

Wohin ziehst du mich,
Fülle meines Herzens,
Gott des Rausches,
Welche Wälder, welche Klüfte
Durchstreif ich mit fremdem Mut.
O, welche Höhlen
Hören in den Sternenkranz
Cäsars ewigen Glanz mich flechten
Und den Göttern ihn zugesellen.
Unerhörte, gewaltige,
Keinen sterblichen Lippen entfallene
Dinge will ich sagen.
Wie die glühende Nachtwandlerin,
Die bacchische Jungfrau
Am Hebrus staunt
Und im thrakischen Schnee
Und in Rhodope, im Lande der Wilden,
So dünkt mir seltsam und fremd



Kaiser Heinrich VI. und sein Kanzler Conrad
Nach einer zeitgenössischen Zeichnung

Der Flüsse Gewässer,
Der einsame Wald ...

*

Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt?
Herberg ist dir schon längst bestellt.
Verlangend sieht ein jedes dich
Und öffnet deinem Segen sich.

Geuß, Vater, Ihn gewaltig aus,
Gib Ihn aus deinem Arm heraus:
Nur Unschuld, Lieb und süße Scham
Hielt Ihn, daß Er nicht längst schon kam.

Treib Ihn von dir in unsern Arm,
Daß Er von deinem Hauch noch warm;
In schweren Wolken sammle Ihn,
Und laß Ihn so hernieder ziehn.

In kühlen Strömen send Ihn her,
In Feuerflammen lodre Er,
In Luft und Öl, in Klang und Tau
Durchdring Er unsrer Erde Bau.

So wird der heilge Kampf gekämpft,
So wird der Hölle Grimm gedämpft,
Und ewig blühend geht allhier
Das alte Paradies herfür ...

Aus dem Dom-Bande „Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten“.

*

EIN MODERNER BRUMMEL

VON RUDOLF KASSNER

SEIN Gesicht? War zunächst noch lange nicht das Gesicht. Sein Gesicht waren die Schuhe von Coyle und Early, war der Anzug von Poole, war seine Art, die Krawatte zu binden, war seine Wäsche, war sein zugleich muskulöser und graziler Hals, der aus prachtvoll ausladenden Schultern aufstrebte – nicht den Schultern des Antinoos, als in welchen die zwiefache Schönheit des Männlichen und Weiblichen vereint erscheint, sondern ganz männlichen, strengen, kühnen –, war der völlige Mangel an Beleibtheit, welcher sich freilich mehr als das Ergebnis einer gewissen Bemühung und die glückliche Fügung der Natur denn jenes einer langen Zucht dem Kenner verriet, war der schmale Schädel, als welcher die überaus kostbare Eigenschaft hatte, daß jeder Hut darauf richtig saß. Wie mehr als bloß peinlich, wie beinahe schreckhaft zu denken oder einmal zu träumen, er sei durch die Natur gezwungen, einen seiner wundervollen Hüte auf dem kugelrunden Schädel eines sächsischen Zollbeamten zu tragen! Es kann füglich behauptet werden, daß in keiner der großen Weltstädte, die in Betracht kämen, ein Gesicht zu finden war, das also im Einklang gewesen wäre sowohl mit der Kleidung wie auch mit dem Automobil dessen, für oder gegen den dieses Gesicht sprach. Das Gesicht: die Backen, das Kinn, die Schläfen (Zwischenbemerkung eines Boshaften und Voreiligen: vielleicht gibt es in diesem Gesicht nur Backen, Kinn und Schläfen?) waren nicht so sehr geschaffen (von Gottes Hand) wie geschnitten, es ist gut, hin-

zuzufügen: aus einem völlig Gegebenen und Verfügbaren, nicht anders geschnitten als schließlich die berühmten, viel beneideten, immer nachgeahmten und nie erreichten Revers seiner Sakkos und Überröcke. Was aber dann, wenn er vielleicht dennoch trotz allen glücklichen Fügungen und Begünstigungen der Natur unter der Hutkrempe eine wenn auch nur leise gewölbte Musikerstirn oder zwei tüchtige Buckel über den Augen oder rückwärts einen übermäßig geschweiften Hinterkopf besäße? Warum auch sollte ihm nicht ein Vorfahre diese Zeichen einer gewissen – nach der Ansicht der Phrenologen – inneren Begabung und Berufung vermacht haben? Ach nein, so ist ihm nicht beizukommen. Damit auch das zur Sprache komme: er hatte gar keine Vorfahren oder verschwieg sie, soweit er welche hatte, da solche nur seine kostbare, ja einzige Gegenwart in einer entschiedenen Weise zu stören imstande gewesen wären. Seine Stirn war also ... Ja, was war sie? Haaransatz, notwendiger Bestandteil der Frisur? Nein, sie war und sie war nicht. Denn das Geheimnis und der Zauber seines Gesichtes bestand darin, daß niemand von denen, die es zu besehen öfter Gelegenheit hatten, genau und eindeutig zu sagen wußte, wie dessen Einzelheiten in Wirklichkeit beschaffen wären. O einzige Harmonie und Gegenwart! O einzige Sicherheit des Lebens, also das Ja und das Nein der Dinge zusammenzubinden, daß daraus die völligste Bezauberung floß für jeden, dem die Fähigkeit eignete, sich solchem Zauber hinzugeben! Was war also hier nicht Gesicht? Sein Gang gehörte dazu, jede seiner Handbewegungen, die nicht leichte Kunst, etwas in die Hand zu nehmen und wegzulegen, so schwer wie jene, zu sehen

und nicht zu sehen, alles und nichts zu geben – es geht immer um die Bindung des Ja mit dem Nein –, dazu gehörte nicht minder sein gutes, starkes Gebiß, sein gesundes, frisches Zahnfleisch, die unbrüchigen Nägel seiner Finger, seine matten, trockenen Farben, als welche auf ein ruhiges Herz, eine ausgezeichnete Verdauung sowie Funktion der Niere schließen ließen. Würden nicht kranke Nieren oder eine schlechte Blutzirkulation das ganze System dieser Eleganz in Frage stellen und aufheben müssen? Ich sage endgültig und ein für allemal, sein Gesicht war nicht dieses oder jenes Detail, sondern die Eleganz überhaupt, und diese war von so supremer Einfachheit und dennoch durch Neuheit, irgendein Unerwartetes, einen Risque also aufrührend und erschütternd, daß Frauen und Jünglinge nie wußten, ob sie sich in ihn oder in sein Bild verliebten, in die Vorstellung von ihm, in seine Anmaßung, wobei auf der Stelle zu bemerken ist, daß zwischen ihm und dem Angemaßten völlige Identität bestand, so daß er immer auch das war, was er zu sein vorgab. Er war allen, die sich in ihm sehen wollten, ein Spiegel, doch so, daß die Menschen darin nicht sich selber, sondern ihn sahen, weshalb es nicht nur schwer, sondern auch unmöglich, ja sinnlos war, in ihn einzudringen oder ihn besitzen zu wollen. Es ist jetzt an der Zeit, das tiefste und wahre Geheimnis dieser seiner vollkommenen Eleganz und damit auch seines Gesichtes auszusprechen: die Ausrottung der Sehnsucht im Menschen. Es sollte diese, es sollte keine Albernheiten des Herzens, keine Schauspielerei, keine Kulissen mehr geben, es sollte überhaupt keine Schauspieler oder nur mehr ganz lächerliche geben. Nur so, durch die Ausrottung der Sehnsucht, ist die

gewiß merkwürdige Tatsache zu begreifen, daß diese Eleganz unmittelbar auf das Geschlecht wirkte und den Frauen und Jünglingen in seiner Nähe die Stimme verschlug, das Blut in die Wangen peitschte und die Hände zittern machte ...

Wie war nun aber sein Gesicht wirklich? Ohne die unvergleichliche Umgebung und Landschaft der Eleganz? Ist nie ein Beobachter so weit vorgedrungen: bis zum wirklichen, bis zum nackten Gesicht? Oder gab es dieses wirkliche Gesicht nicht? Statt dessen aber zuweilen eine sehr deutliche Verlegenheit im Ganzen, im Gesicht des Gesichts, etwas Verwischtes, Unklares, Trübes, fast Geärgertes, fast Beleidigtes, als hätte ihn jemand einmal geschlagen, etwas fast Böses. Es ist keineswegs ein Grund dafür anzugeben; Gründen wären wir wohl noch, sage ich hier in seinem Namen, gewachsen, doch ist es so da und vorhanden, daß ich mir vorstellen kann, wie in Augenblicken, die gewiß von der Eleganz in Abzug zu bringen wären, der pure Ärger, die pure Bosheit aus dem Ganzen nur so herausquoll ... Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß der alte, große, unsterbliche Brummel vor seinem Tode im Wahnsinn, der ihn überfallen hatte, seinen eigenen Kot fraß ...

Zuweilen versuche ich mir vorzustellen, wie Don Quixote, wohl der denkbar größte Gegensatz zu Brummel, ausgesehen haben mochte: so lang, so ausgerenkt, übertrieben und verzogen wie der Schatten eines Dinges am frühen Morgen oder am späten Nachmittag, erhaben und lächerlich zugleich wie die Sehnsucht. Doch das Wichtige, das Bedeutende waren gewiß weder die Figur noch das Auge, aus welchem wohl der Wahn bis kurz vor dem Tode des

Helden sprach, sondern der Mund. Ich meine, daß um diesen Mund in Augenblicken eine solche unsagbare Süße und Unschuld, eine solche fast überirdische Güte und Reinheit gewesen sein müsse, daß einer, der dies einmal erblickt und erfaßt hat, auf der Stelle oder nach Jahren in der Erinnerung daran noch aufschluchzte und erschauerte vor Seligkeit darüber, was seinem Auge, gewohnt, das Erbärmliche an allen Orten zu sehen, hier zu erschauen verliehen ward.

Aus „Rudolf Kassner: Die Verwandlung. Physiognomische Studien“

*

BRIEF AN NIKOLAUS MEYER
VON CHARLOTTE VON SCHILLER

Weimar den 24ten Feb: 1806.

ERLAUBEN Sie, mir Ihnen selbst, meine Empfindungen des Danks auszusprechen. Ihr Gedicht, so wohl wie das zierlich, und schön erdachte Geschenk, welches ich Schillers Freunden zu ehren heilig aufbewahren werde, haben mich sehr gerührt!
Es ist mir eine tröstende Empfindung dem Antheil und die Liebe für das heiligste Andenken meines Lebens, in so vielen Deutschen Herzen zu finden, und jede neue Stimme die zu mir dringt, ist mir um so werther, da ich immer gern einen Anklang an meine eignen Schmerzen vernehme.
Je schneller die zeit fortschreitet, in der ich meinen verlust beweine, je tiefer ists in meinem Herzen dieses Gefühl, daß mich durch ein trauriges leben begleiten wird.



Mein Leben hat nur noch dem Werth in der Klage um Schiller! aber eine Brust die meinen Schmerz ahndet, versteht mich wenn ich sage, daß ich Augenblicke habe die mich über dem Schmerz erheben, u. die mir durch die Erinnrung der Vergangenheit noch eine reiche Existenz geben.
Ihre Zueignung hat mich innig gerührt!. dafür daß Sie grade diese Scenen und Stellen aus Schillers werken selbst wählten, danke ich Ihnen auch, denn es sind auch diese, die ich mir oft sagen muß, um mich zu erheben über das leben, oder um ihm zu klagen.
Jezt ist es noch das einzige was mir das Leben Gutes bieten kann, in der vergangenheit zu leben, und das Andenken an Schiller in Seinen Kindern lebendig zu erhalten. Ich hoffe sie sollen einst durch ihre Handlungen zeigen, daß sie sich des Nahmens ihres ewig Geliebten Vaters, werth machen wollen, auch werden sie sich immer bestreben, Dankbar zu sein, und mit Freude werden sie sich zu einer Nation rechnen, der das Andenken ihres Vaters so heilig ist.
Sie werden die Güte haben, und Ihren Freunden meine Rührung und Dankbarkeit auszusprechen. Mit Achtung und Ergebenheit.

Charlotte von Schiller.

*

ROSALINO

VON D. H. LAWRENCE

ROSALINO paßt wirklich zum Hause, obgleich er erst zwei Monate hier bedienstet ist. Als wir hingingen, um uns das

Grundstück anzusehen, sahen wir ihn im Patio[1] herumlungern und uns unter seinen Brauen hervor verstohlen anblicken. Er ist keiner von den geradegewachsenen kleinen Indianerknirpsen, die einen mit schwarzem, unbegreiflichem, manchmal aber auch trotzigem Blick anstarren. Mag sein, Rosalino besitzt einen Tropfen anderes, nicht zapotekisches Indianerblut in sich. Mag aber auch sein, daß er nur etwas anders geartet ist. Die Andersartigkeit liegt in einer gewissen Empfindsamkeit und Einsamkeit, als wäre er ein Mutterkind. Wie er so den Kopf hängen läßt und seitwärts unter seinen schwarzen Wimpern hervorblickt, argwöhnisch, beargwöhnend, sozusagen als suche er sich seinen Weg. Nicht mit dem kühnen, männlichen Funkeln der meisten Indianer, die aussehen, als ob sie überhaupt nie, niemals eine Mutter gehabt hätten.

Die Aztekengötter und -göttinnen sind, soweit wir etwas über sie erfahren konnten, eine unliebenswürdige Gesellschaft, die man gar nicht liebhaben kann. In ihren Sagen liegt keine Anmut, nichts Reizvolles, nichts Dichterisches. Nur dieser ewige Groll, Groll, dies Grollen, ein Gott grollt dem andern, die Götter grollen den Menschen wegen ihres Daseins, und die Menschen den Tieren. Die Göttin der Liebe ist die Göttin des Schmutzes, der gewerbsmäßigen Unzucht, eine Schmutzfresserin, ein Greuel, ohne jeden Hauch von Zartheit. Will der Gott sich ihr in Liebe nahen, so muß sie sich vor ihm hinrekeln, brüllend und aufnahmebereit.

Und empfängt sie dann schließlich und gebiert, was bringt sie dann zur Welt? Wer ist der kleine Gott, den sie zärt-

[1] Patio = innerer Hof des mexikanischen Hauses.

lich hegt? Ratet, ihr Völker alle, und freut euch eures Sieges!
Ihr brächtet es nicht fertig.
Ein Steinmesser ists.
Ein scharfes Messer, so scharf wie eine Rasierklinge, aus schwärzlich-grünem Kiesel, das Messer der Messer, der reine Heilige Geist aller Messer. Es ist das Opfermesser, mit dem der Priester seinem Opfer die Brust aufschlitzt, bevor er ihm das Herz herausreißt, um es rauchend zur Sonne emporzuhalten.
Und von der Sonne, der Sonne, die hinter der Sonne sitzt, nehmen sie an, sie sauge das rauchende Herz gierig mit unersättlicher Eßlust auf.
Also ein hübscher Weihnachtsabend. Seht, die Göttin hat sich zu Bett begeben, um ihr Kind zu gebären. Seht! ihr Menschenkinder, erwartet die Geburt des Heilandes, das Weib eines Gottes will Mutter werden.
Tarum-tarah! Tarum-tarah! blasen die Trompeten. Das Kind ist geboren. Uns ist ein Sohn geboren. Bringt ihn, legt ihn auf ein weiches Kissen. So zeigt ihn allem Volke.
Seht! seht! seht es auf dem Kissen, das zarte Neugeborene, wie es dort ruht! Ah, qué bonito! oh, was für ein hübsches, schwärzliches, glattes, scharfes Steinmesser!
Und bis auf den heutigen Tag bringen die mexikanischen Indianerfrauen anscheinend Steinmesser zur Welt. Seht sie euch an, die Söhne dieser unbegreiflichen Mütter, mit ihren Augen, so schwarz wie Kieselstein, und ihren straffen, kleinen Körpern, so stramm und schneidig wie ein Obsidianmesser.[1] Paßt auf, daß sie euch nicht aufschlitzen.

[1] Obsidian = Glasachat.

Unser Rosalino ist eine Ausnahme. Ein ganz klein wenig läßt er die Schultern hängen. Er ist auch etwas größer als der Durchschnittsindianer hier unten. Er muß ungefähr fünf Fuß vier Zoll sein. Und er hat auch nicht die großen Obsidian-Starraugen. Seine sind kleiner, schwärzer, wie rasche schwarze Eidechsenaugen. Sie sehen einen nicht mit dem Obsidian-Starrblick an. Sie haben gerade ein klein bißchen das Bewußtsein, daß da am andern Ende des Blickes ein anderes, unbekanntes Wesen vorhanden sei. Deshalb läßt er auch den Kopf ein wenig argwöhnisch hängen, als schirme er sich, als wäre er verwundbar.

Gewöhnlich haben diese Leute keinerlei Beziehungen zu unsereinem. Für sie ist der weiße Mann oder die weiße Frau eine Art Erscheinung, genau wie ein Affe eine Art Erscheinung ist; etwas, was man beobachtet, worüber man sich wundert und lacht, mit dem man aber nicht auf gleichem Fuße steht.

Der weiße Affe hat merkwürdige Kniffe. Zum Beispiel kennt er die Zeit. Für einen Mexikaner nun und einen Indianer ist Zeit ein unbestimmtes, nebelhaftes Etwas. Es gibt nur drei Zeiten: en la mañana, en la tarda, en la noche: morgens, nachmittags, nachts. Selbst Mittag und Abend gibt es nicht.

Aber für den weißen Affen, schaudervoll zu erzählen, da gibts genaue Zeitpunkte, wie fünf Uhr, halb zehn. Der Tag ist ein schreckliches Rätselspiel genauer Zeitpunkte.

Ebenso geht es mit Entfernungen: schrecklichen, unsichtbaren Entfernungen, die zwei Meilen, zehn Meilen heißen. Für den Indianer gibt es nur nah und weit und sehr nah und sehr weit. Es gibt zwei Tage oder einen Tag. Aber zwei Meilen sind für ihn so gut wie zwanzig, denn er geht

nur nach dem Gefühl. Kommen ihm gewisse zwei Meilen weit vor, dann sind sie weit, sind muy lejos! Kommen ihm dagegen gewisse zwanzig Meilen nahe und bekannt vor, dann ist das für ihn nicht weit, o nein, dann ist das bloß eine kleine Strecke. Und er läßt dich abends ohne Gewissensbisse losziehen, so daß die Nacht dich in der Wildnis überfällt. Das ist nicht weit.

Aber der weiße Mann hat eine schreckliche, wirklich schreckliche affenartige Leidenschaft für unsichtbare Genauigkeit. Für den Eingeborenen kann mañana morgen heißen, in drei Tagen, in sechs Monaten, ja niemals. Im Leben gibt es keine anderen Festpunkte als Geburt und Tod und die Fiestas.[1] Die Festpunkte von Geburt und Tod verfliegen von selbst ins Unbestimmte.

Ebenso mit dem Gelde. Was bedeuten denn diese Centavos und Pesos überhaupt? Kleine reizlose runde Scheiben. Der Eingeborene besteht auf der Rechnung mit unsichtbaren Münzen, Münzen, die es hier gar nicht gibt, wie Reales oder Pesetas. Kaufst du zwei Eier für einen Real, dann hast du zwölfeinenhalben Centavo zu bezahlen. Da es nun einen halben Centavo gar nicht gibt, verlierst du oder der Verkäufer etwas Nichtvorhandenes.

Ebenso mit der Ehrlichkeit, dem meum und tuum. Der weiße Mann hat eine schreckliche Art, sich selbst eines Centavo zu entsinnen, ja eines Fingerhuts voll Mescal.[2] Schrecklich! Mir scheint, der Indianer ist nicht von Natur unehrlich. Er ist nicht von Haus aus habsüchtig, besitzt selbst keine angeborene Gier.

---

[1] Fiesta = Kirchenfest. — [2] Mescal = aus Agavensaft hergestellter Schnaps.



Für den wirklichen Mexikaner, nein! Der kümmert sich nicht drum. Er mag nicht einmal sein Geld behalten. Sein tiefster Trieb ist, es sofort auszugeben, so daß er es nicht zu behalten braucht. Tatsächlich möchte er nichts behalten, nicht einmal seine Frau und Kinder. Nichts, wofür er verantwortlich wäre. Weg, weg, weg mit Vergangenheit und Zukunft, laß den nackten Augenblick der Gegenwart unentwirrt. Weg mit dem Gedächtnis, weg mit Voraussicht und Sorgfalt: nur den Augenblick, unbeugsam und scharf und unbewußt, wie das Obsidianmesser. Das Zuvor und das Hernach sind Dinge des Bewußtseins. Der gegenwärtige Augenblick ist stets scharf, von der Rasiermesserschärfe der Vergessenheit, wie das Opfermesser.

Aber der große weiße Affe hält die Schlüssel zur Welt, und der schwarzäugige Mexikaner muß dem großen weißen Affen dienen, um zu leben. Er muß die Kniffe der weißen Affenschau erlernen: die Tageszeit, Geldmünzen, Maschinen, die augenblicklich losgehen, Arbeit, die keinen Sinn hat und doch mit Genauigkeit in richtiger Münze bezahlt wird. Ein ganzes Dasein voller Affenkniffe und Affentugenden.

Auch Rosalino machen die Weißen-Affenkniffe Spaß. Er will wohl für die weißen Affen arbeiten, ein paar ihrer Kniffe lernen, ihre Affensprache von Spanisch, ihre Ticktackweisen. Er arbeitet für vier Pesos im Monat und sein Essen: ein paar Tortillas.[1] Vier Pesos sind zwei amerikanische Dollars: ungefähr neun Schilling. Er besitzt zwei Baumwollhemden, zwei Paar Kaliko-Unterhosen, zwei Blusen, eine aus rosa Baumwolle, die andere aus dunklerem

[1] Tortilla = kleiner Kuchen.

Flanell, und ein Paar Sandalen. Ferner seinen Strohhut, den er umgekrempelt hat, damit er recht flott aussieht, und ein recht altes, mit der Maschine gewobenes, recht billiges Umschlagetuch oder eine buntgestreifte Decke mit einer Franse. Et praeterea nihil!

Seine Pflichten sind, morgens aufzustehen und die Straße vor dem Hause zu fegen und zu besprengen. Dann fegt und besprengt er die breiten, ziegelgepflasterten Verandas und staubt die Stühle mit einer Art aus flaumigem Rohr bestehendem Flederwisch ab. Hierauf geht er hinter der Köchin her – sie ist sehr hochmütig, hatte einen Spanier zum Großvater, und Rosalino muß sie Señora anreden – und trägt ihr den Korb zu Markte. Vom Markte heimgekehrt, fegt er den ganzen Patio, sucht die Blätter und den Kehricht zusammen, tut sie in seinen Weidenkorb, nimmt den auf die Schultern und hält ihn mittels eines Bandes um die Stirn und zieht so als Lasttier los, um den Kehricht zur Seite eines der kleinen Wege abzuladen, die aus der Stadt führen. Jeder kleine Weg verläßt die Stadt zwischen Haufen von Kehricht, eine in der Sonne sich mit Blasen bedeckende Hochstraße von Kehricht.

Wieder zu Hause, besprengt Rosalino den ganzen Patio. Das nimmt den größten Teil des Morgens in Anspruch. Nachmittags sitzt er herum, ohne viel zu tun. Hat es geweht oder war der Tag heiß, so zieht er etwa um drei Uhr wieder los, fegt Blätter auf und sprengt überall mit einer alten Gießkanne.

Dann zieht er sich in die Haupteinfahrt zurück, den Zaguan, der mit seinen großen Türen und seinem katzenkopfgepflasterten Wege groß genug ist, um einen Ochsen-

wagen hineinzulassen. Der Zaguan ist sein Heim: gerade die Einfahrt. In einer Ecke befindet sich eine etwa vier Fuß lange und achtzehn Zoll breite, niedrige Holzbank. Auf dieser kauert er sich zusammen und schläft, gekleidet wie er gerade ist, in seine alte Sarape[1] eingewickelt.

Aber das vorweg. – Im Dunkel des Zaguan sitzt er und brütet, brütet, brütet über einem Schulbuch, da er lesen und schreiben lernt. Ein wenig lesen kann er, und auch etwas schreiben, einen großen Aktenbogen hat er vollgeschrieben: ganz nett. Aber ich fand heraus, daß, was er geschrieben hatte, ein spanisches Gedicht war, ein Liebeslied mit „no puedo olvidar" und „voy a cortar" – der Rose, natürlich. Er hatte das ganze Ding glatt heruntergeschrieben, ohne irgendwelche Verszeilen oder Anfangsbuchstaben oder Trennungszeichen, einfach eine lange Reihe von Worten, einen ganzen Bogen voll. Als ich ein paar Zeilen laut vorlas, krümmte er sich vor Lachen in einer Todesqual verwirrter Gefühle. Und von dem, was er geschrieben hatte, verstand er ein ganz, ganz klein wenig, papageienhaft, von oben bis unten. Tatsächlich bedeutete es für ihn bloß Worte, Töne, Geräusche: ein Castellano, Kastilianisch genanntes Geräusch. Genau wie für einen Papagei.

Von sieben bis acht geht er in die Abendschule, um wieder etwas Papier vollzukritzeln. Zwei Jahre geht er schon hin. Wenn er noch zwei Jahre hingeht, ist er vielleicht imstande, sechs verständliche Sätze zu schreiben und zu lesen: aber nur Spanisch, das ihm genau so fremd ist wie einem englischen Bauernjungen Hindustani. Wenn er dann seine gehörige Menge Spanisch sprechen und in sehr unsicherem

[1] Sarape = Decke, Tuch.

Umfange auch lesen und schreiben kann, dann geht er wieder in sein zwei Tagereisen zu Fuß entferntes Dorf in den Hügeln, und dann mag er zu seiner Zeit es bis zum Alkalden bringen oder Vormann im Dorfe, der der Regierung verantwortlich ist. Ist er erst Alkalde, dann bekäme er auch ein kleines Gehalt. Aber viel wichtiger ist ihm der Ruhm: imstande zu sein, den Hauptmacher zu spielen.

Er hat einen Paisano, einen Landsmann, der mit im Zaguan schläft, um das Tor zu bewachen. Wer ins Haus oder den Patio hinein will, muß durch diese großen Türen. Einen andern Eingang gibt es nicht, selbst nicht einmal ein Nadelöhr. Die Fenster nach der Straße hinaus sind schwer vergittert. Jedes Haus ist eine kleine Festung für sich. Unseres ist ein doppeltes Viereck, die Bäume und Blumen im ersten, mit den beiden Flügeln des Hauses, und im zweiten Patio die Hühner, Tauben, Meerschweinchen und die große, schwere, irdene Schüssel oder Wanne, Apaxtle genannt, in der sich alle Dienstboten baden dürfen, wie Kücken in einer Untertasse.

Gegen halb zehn abends liegt Rosalino zusammengekauert auf seiner kleinen Bank, in sein Umschlagetuch gewickelt, seine Sandalen, genannt Huaraches, auf den Boden gestellt. Für gewöhnlich legt er seine Huaraches beim Zubettgehen ab. Das ist seine einzige Vorbereitung. In einer andern Ecke liegt schlafend, Kopf und alles wie eine Mumie in eine alte dicke Decke eingewickelt, der Paisano, auch ein Bursche von zwanzig etwa, auf den kalten Steinen. Und in einer Höhe von fünftausend Fuß können die Nächte kalt sein.

Für gewöhnlich ist jedermann gegen halb zehn daheim in unserm sehr ruhigen Hause. Falls nicht, kann man gegen

die großen Türen donnern. Rosalino ist schwer zu wecken. Man muß dicht an ihn herantreten und rufen. Das weckt ihn auf. Aber rühre ihn nicht an! Das würde ihn fürchterlich erschrecken. Niemand wird, ohne daß er es merkt, angefaßt, es sei denn, um ausgeplündert oder ermordet zu werden.
„Rosalino! estan tocando!“ – Rosalino, es klopft!
Schließlich fährt ein seltsamer, wild um sich blickender, ganz verlorener Rosalino in die Höhe. Vielleicht hat er gerade Verstand genug, um den Türriegel zurückzuziehen. Man wundert sich, wo er wohl gewesen sein mag im Schlafe, so seltsam und wild und verloren fährt er auf.
Das erstemal, daß er etwas für mich zu tun hatte, war, als der Möbelwagen kam, das bißchen Einrichtungsgegenstände ins Haus zu bringen. Aurelio, der Zwergmozo unserer Freunde, und Rosalino waren da und der Mann, der den Wagen gefahren hatte. Aber es hätte auch noch ein Cargador da sein sollen – ein Träger. „Hilf ihnen!“ sagte ich zu Rosalino. „Hilf ihnen beim Tragen!“ Aber er schlängelte sich weg und murmelte: „No quiero!“ – Ich mag nicht.
Ich dachte bei mir, der Bursche sei verrückt. Er meint, das sei nicht seine Arbeit, und vielleicht hat er Angst, die Sachen zu zerbrechen. Nichts zu machen, als ihn sich selbst zu überlassen.
Wir richteten uns ein, und Rosalino schien gern etwas für uns zu tun. Er lernte gern den weißen Affen ihre Affenkniffe ab. Und als wir anfingen, ihn von unserem eigenen Essen zu beköstigen und er zum erstenmal in seinem Leben richtige Suppe, geschmortes Fleisch oder ein Spiegelei



Gustave Doré:
Holzschnitt zu Balzacs Tolldreisten Geschichten

bekam, da arbeitete er gern in der Küche. Er pflegte dann mit funkelnden schwarzen Augen zu kommen und zu sagen: „Hé comido el caldo. Grazias!" – Ich habe die Suppe gegessen. Danke. — Und dann gab er regelmäßig einen seltsamen, erregten kleinen Schrei vor Lachen von sich.

Der Tag kam, an dem wir nach Huayapa gingen, ein Sonntag, und Rosalino war sehr aufgeregt. Aber abends, als wir nach Hause kamen, lag er stumm auf seiner Bank – nicht, daß er wirklich müde gewesen wäre. Die Düsterkeit der Indianer, die sich auf sie niederläßt wie ein schwarzer Marschennebel, war über ihn gekommen. Er brachte das Wasser nicht herein – ließ es mich selbst holen.

Montagmorgen die gleiche schwarze, kriechtiermäßige Düsterkeit und ein Gefühl von Haß. Er haßte uns. Das war etwas verblüffend, da er doch tags zuvor so aufgeregt gewesen war und so glücklich. Aber der Umschwung war da. Er vergab es sich nicht, daß er sich bei uns frei und glücklich gefühlt hatte. Er hatte gegessen, was wir gegessen hatten, hartgekochte Eier und Sardinenbutterbrötchen und Käse, er hatte aus der Apfelsinenschalentaza[1] getrunken, was ihn so sehr entzückte. Er hatte auf dem Rückwege in San Felipe eine Flasche Mineralwasser, Fizz, mit uns zusammen getrunken.

Und nun die Gegenwirkung. Das Steinmesser. Er war glücklich gewesen, also planten wir, noch mehr aus ihm herauszuholen. Wir hatten irgendeinen teuflischen geheimen Weißen-Affenkniff, wir wollten zweifellos an seine Seele herankommen und ihr den Weißen-Affenschaden

[1] Taza = flache Schale mit hohem Fuß.

antun. Wir wollten an sein Herz, nicht wahr? Aber sein Herz war ein Obsidianmesser.
Er haßte uns und strömte den schwarzen Qualm seines Hasses aus, so daß er den ganzen Patio erfüllte und uns unwohl machte. Er kam nicht in die Küche, er trug kein Wasser. Laßt ihn in Ruhe!
Montag um die Mittagszeit sagte er, er möchte weg. Warum? – Er sagte, er wollte wieder in sein Dorf. – Gut. Er sollte nur ein paar Tage warten, bis ein anderer Mozo gefunden wäre. — Hier ein Blick reinen, kriechtiermäßigen Hasses aus seinen schwarzen Augen.
Den ganzen Nachmittag saß er regungslos auf seiner Bank, in der düsteren Starre des Indianers und tiefem Haß. Abends wurde er etwas fröhlicher und meinte, er wolle bleiben, wenigstens bis Ostern.
Dienstagmorgen. Weitere Starre und Düsterkeit und Haß. Er wollte sofort wieder in sein Dorf. – Schön! Kein Mensch wünschte ihn gegen seinen Willen zu halten. Ein neuer Mozo würde sich sofort finden lassen.
In dumpfer Starre vor Düsterkeit und Haß ging er hinaus, vor sehr kräftigem Haß, der einen mit Ekelgefühl in der Magengrube erfüllen konnte.
Dienstagnachmittag, und er meinte, er wollte bleiben.
Mittwochmorgen, und er wollte weg.
Sehr schön. Erkundigungen eingezogen, ein neuer Mozo sollte Freitagmorgen kommen. Erledigt.
Donnerstag war Fiesta. Mittwoch mußten wir daher zu Markte gehen, die Niña – d. h. die Herrin –, ich selbst und Rosalino mit dem Korbe. Er ging gern mit den Patrones zu Markte. Dann gaben wir ihm immer Geld und schickten

ihn, um Apfelsinen einzuhandeln, Pitahayas[1], Kartoffeln, Eier, ein Huhn usw. Das liebte er geradezu. Es machte ihn wütend, wenn er sah, wie wir einkauften, ohne zu handeln, und gräßliche Preise zahlten.

Er handelte darauflos, beinahe stumm, nur düster murmelnd. Es dauerte lange bei ihm, aber er hatte auch größeren Erfolg als Natividàd, die Köchin. Und dann kam er siegesbewußt heim, hatte viel Krams und wenig ausgegeben.

So blieb er auch heute nachmittag da. Der Zauber war im Schwinden.

Die Indianer von den Bergen besitzen eine schwere, hochgespannte Anhänglichkeit an ihr Dorf; Rosalino war keine zwei Jahre aus dem kleinen Neste weggewesen. Als er sich so plötzlich in Huayapa befand, einem wirklichen Indianerbergdorf, da mußte das schwarze Düster des indianischen Heimwehs einen Riß durch sein Gemüt herbeigeführt haben. Aber er war durchaus vergnügt gewesen – vielleicht zu vergnügt –, bis wir nach Hause kamen.

Und dann hatte die Señorita ein Lichtbild von ihm gemacht. Sie waren alle wie verrückt dahinterher, ein Lichtbild von sich aufnehmen zu lassen. Ich hatte ihm einen Briefumschlag und eine Marke gegeben, um seiner Mutter ein Lichtbild zu schicken. Denn in seinem Dorfe hatte er eine verwitwete Mutter, einen Bruder und eine verheiratete Schwester. Die Sippe besaß etwas Land, mit Apfelsinenbäumen. Die besten Apfelsinen kommen aus den Bergen, wo es kühler ist. Als die Mutter, die, soweit scharfe Erinnerung in Frage kam, ihren Sohn vollkommen vergessen hatte, das Lichtbild sah, wünschte sie ihn plötzlich zu sehen,

[1] Pitahayas = Kaktusfrüchte.

als ginge ein Schwärmer in ihrem Innern los: augenblicklich. Sie sandte ihm also eine dringende Botschaft.
Aber es war schon Mittwochnachmittag. Kam ein kleiner Bursche in weißem Anzug, mächtig lächelnd. Das war der Bruder aus den Bergen. Nun, dachten wir, würde Rosalino jemand haben, um zusammen mit ihm zurückzugehen. Freitag nach der Fiesta wollte er fort.
Donnerstag begleitete er uns mit dem Korbe zur Fiesta. Er handelte um Blumen und um eine Sarape, die er nicht kriegte, um eine verzierte Jicara [1], die er bekam, und um eine Anzahl Spielsachen. Er und die Niña und die Señorita aßen einen großen Fladen Pfannkuchen mit süßem Zeugs darauf. Der Korb wurde schwer. Der Bruder erschien, um das Huhn und die außergewöhnlichen Sachen zu tragen. Seligkeit. Er war wieder vollkommen glücklich. Er wollte Freitag nicht weg. Er wollte überhaupt nicht weg. Er wollte bei uns bleiben und mit uns nach England gehen, wenn wir heimführen.
Also wieder ein Spaziergang zu dem Freunde, dem Mexikaner, der den anderen Mozo für uns gefunden hatte. Diesmal, um den anderen Jungen wieder los zu werden: — aber so sind sie nun mal.
Und der Mexikaner, der Rosalino schon gekannt hatte, als er von den Bergen herunterkam und noch kein Spanisch konnte, erzählte uns eine andere Geschichte von ihm.
Beim letzten Umsturz — voriges Jahr — suchten die Umstürzler der gewinnenden Seite mehr Soldaten aus den Bergen. Der Alkalde des Bergdorfes erhielt Befehl, junge Leute auszusuchen und nach den Kasernen in der Stadt

[1] Jicara = irdenes Gefäß.

hinunterzuschicken. Rosalino war unter den Auserwählten.
Aber Rosalino wollte nicht und sagte wieder: „No quiero!"
Er gehört zu derselben Sorte wie ich, die einen Abscheu davor hat, in einer Menschenmenge zu dienen oder überhaupt nur mit einer Masse Leute vermengt zu werden. Er weigerte sich hartnäckig. Worauf die Rekrutensucher ihn mit dem Gewehrkolben schlugen, bis er bewußtlos dalag, scheinbar tot.
Und weil sie ihn sofort brauchten und er eine Zeitlang doch nichts taugen würde mit seinem verletzten Rücken, da ließen sie ihn liegen, um den Umsturz ohne ihn fertigzubringen.
Das erklärt seine Angst vor dem Möbeltragen und seine Furcht vor dem Gefangenwerden.
Und dabei gings dem kleinen Aurelio, dem Mozo unseres Freundes, der nicht über vier und einen halben Fuß hoch ist, noch schlimmer. Er stammt auch aus den Bergen. In seinem Dorfe hatte ein Vetter von ihm der verlierenden Seite des Umsturzes gewisse Nachrichten gegeben. Der Vetter war weise und verschwand.
Im Orte aber packte die gewinnende Seite Aurelio, da er doch nun mal der Vetter des Verbrechers war. Trotz der Tatsache, daß er der getreue Mozo eines fremden Ansiedlers war, wurde er ins Gefängnis geworfen. Gefangene werden im Gefängnis nicht unterhalten. Freunde oder Verwandte bringen ihnen Essen, sonst werden sie sehr, sehr dünn. Aurelio hatte eine verheiratete Schwester im Orte, aber die war bange davor, zum Gefängnis zu gehen, damit sie und ihr Mann nicht auch gepackt würden. Also schickte

der Herr seinen neuen Mozo zweimal täglich mit einem Korbe zum Gefängnis, dem großen, großen Gefängnis, für so eine kleine Stadt von ein paar tausend Einwohnern. Mittlerweile rang und rang der Herr mit den „Behörden" – den Freunden des Volkes – um Aurelios Freilassung. Nichts zu machen.

Eines Tages kam der neue Mozo mit dem Korbe zum Gefängnis, um keinen Aurelio mehr vorzufinden. Ein befreundeter Soldat übergab ihm die von Aurelio hinterlassene Botschaft. „Adios a mi patron. Me llevan." O verhängnisvolle Worte: „Me llevan!" – Sie bringen mich weg. – Der Herr stürzte zum Zuge: der war weg, mit dem Zwerge, dem findigen kleinen Mozo, ins Leere.

Monate später erschien Aurelio wieder. Er kam in Lumpen, hager, und sein dunkler Hals war bis zu den Ohren hinauf geschwollen. Er war zweihundert Meilen weit in den Staat Veracruz verschleppt worden. Er war aufgehängt worden, mit festem Knoten, und stundenlang hängen gelassen. Weshalb? Damit der Vetter käme und seinen Verwandten rettete: den eigenen Hals in eine laufende Schlinge steckte. Um den vollständig unschuldigen Burschen zum Gestehen zu bringen: Was? Jedermann wußte, er war unschuldig. Jedenfalls, um jedermann fürs nächste Mal eines Besseren zu belehren. O brüderliche Lehrweise!

Aurelio kniff aus und schlug sich in die Berge. Strammer kleiner Kerl von einem Zwerg, er fand sich wieder zurück, wobei er sich in den Dörfern Tortillas erbettelte, und kam hager, mit dick geschwollenem Halse wieder an, um seinen Herrn, der auf ihn wartete, und eine andere „Partei" am Ruder zu finden. Auch wieder Freunde des Volkes.

Morgen ist auch ein Tag. Der Herr fütterte Aurelio gut, und Aurelio ist ein starker, wenn auch winziger Bengel mit strahlenden schwarzen Augen, der für den Augenblick einem Fremden wohl traut, aber keinem seiner Volksgenossen. Ein Zwerg an Größe, aber vollkommen gebaut und sehr stark. Und sehr klug, viel rascher und verständiger als Rosalino.

Ist es ein Wunder, daß, wenn Aurelio und Rosalino die Soldaten, Gewehr auf der Schulter, einen blassen Gefangenen in ihrer Mitte zum Gefängnis schleppen sehen – und das sieht man alle paar Tage –, daß sie dann verstört dastehen und ihm in einer Art leeren Schreckens nach- und dann ihren Patron ansehen, ob es bei ihm wohl Schutz gäbe?

Nicht gefangen zu werden! Nicht gefangen zu werden! Das muß der vorherrschende Lebensgrundsatz des mexikanischen Indianers gewesen sein, längst ehe Montezuma seine Gefangenen zum Opfer schleppte.

Übertragen von Franz Franzius.

*

FRIEDRICH BARBAROSSA UND DIE UNTERWERFUNG MAILANDS

Am ersten Tage des Monats März [1162] erschienen die Konsuln von Mailand mit noch ungefähr zwanzig Edelleuten, warfen sich, blanke Schwerter auf dem Nacken, vor dem ganzen Hofe nieder, ergaben sich selbst und ihre ganze Stadt ohne jede Bedingung mit allen Personen und all ihrer Habe ihrem Herrn, dem Kaiser, und schwuren jeden Eid,

der von ihnen verlangt wurde, für sich und alle Mailänder. Die Ränke, mit denen sie bei ihrer früher angebotenen Unterwerfung den Kaiser zu umgarnen versucht hatten, waren nun endgültig von ihnen aufgegeben worden.

Am folgenden Sonntag, auf den beziehungsvoll gerade das „Reminiscere“ traf, kamen die Konsuln wiederum, und diesmal mit mehr denn dreihundert der erlesensten Ritter Mailands, fielen vor dem Throne des Kaisers nieder, hielten eine ebenso wohlgesetzte wie herzergreifende Ansprache, flehten einzig um Erbarmen, übergaben die Schlüssel der Stadt, lieferten die Hauptbanner aller Tore und Heerhaufen ab – es waren sechsunddreißig –, und alle schwuren wie die Konsuln.

Am Dienstag fand sich dann das Volk ein mit dem Carroccio, bei uns Standarte genannt, sowie die übrigen Ritter. Sie brachten die Banner aller ihrer Stadtviertel mit, etwas über hundert, und marschierten in wohlgeordneten Reihen nach Neu-Lodi, wobei die Bewohner von drei Torvierteln vor dem Carroccio einherzogen und die der übrigen Stadtviertel hinter ihm folgten. Vor dem Palaste des Kaisers machten sie alle halt. Sobald nun die Mailänder den Kaiser, der auf einem hohen Throne saß, erblickten, stießen die Trompetenbläser auf dem Carroccio mit verstärkter Kraft in ihre ehernen Instrumente und bliesen so ihrem Stolze ein Grablied. Nachdem der Klang verhallt war, wurden die Trompeten dem Kaiser überreicht. Hierauf traten die Häupter der einzelnen Stadtviertel vor, bekannten ihre Schuld und übergaben der Reihe nach alle ihre Fahnen.

Nur der Wagen, der Carroccio, stand noch (in seiner alten Stärke). Er war für die Kämpfer auf ihm trefflich gerüstet.

Mehrere Lagen von Eichenbalken schirmten ihn ringsum, und äußerst starke Eisenklammern gaben ihm unerschütterlichen Halt. In seiner Mitte erhob sich ein hoher, schlanker Mastbaum, der von oben bis unten mit Eisen, Riemen und Tauen ganz fest umschlungen war. Seine Spitze lief in ein Kreuz aus, auf dessen Vorderseite ein Bild des heiligen Ambrosius gemalt war, das geradeaus blickte und nach der Seite, wohin sich der Wagen drehte, Segen spendete.
Nachdem die Mailänder alle ihre anderen Ehrenzeichen übergeben hatten, nahte sich als letztes dieser Wagen, um nun ebenfalls sein Haupt zu beugen. Seine Führer senkten kunstvoll den ganzen Aufbau mit dem Mastbaum zur Erde. Auf uns, die wir uns neben dem Throne des Herrn Kaisers befanden, wirkte dies, als würde der ganze Carroccio zerstört, und wir schauten ganz erschrocken zu. Aber der herabgelassene Mastbaum fiel weder hin, noch erhob er sich eher, als bis der Kaiser die Fransen der gesenkten Standarte ergriff, das Zeichen zum Wiederaufrichten des Wagens gab und dann den Unterworfenen stehen ließ.
Hierauf stürzten sich die Ritter und das Volk von Mailand alle weinend und um Erbarmen flehend zu Boden. Dann hielt einer der Konsuln eine Bittrede, nach deren Beendigung sich alle Mailänder abermals zu Boden warfen, Kreuze, die sie in den Händen trugen, dem Kaiser entgegenstreckten und unter gewaltigem Klagegeschrei um des Kreuzes willen Erbarmen erflehten. Alle Anwesenden wurden zu Tränen gerührt, einzig des Kaisers Antlitz blieb unbewegt. Nun ergriff der Graf von Blanderate das Wort und bat so eindringlich für seine früheren Freunde, daß er alle bis zu Tränen erschütterte. Auch er erhob ein Kreuz, und mit

ihm fiel das ganze Volk von Mailand, Gnade heischend, abermals zu Boden; einzig des Kaisers Antlitz blieb unbewegt wie ein Fels.

Nun legte der Bischof von Köln den Mailändern eine klar und bestimmt abgefaßte Unterwerfungsformel vor, welche diese mit einem unzweideutigen Schuldbekenntnis beantworteten. Der Kaiser erwiderte ihnen auf ihr Flehen in angemessener Weise, stellte ihnen in Aussicht, sich ihrer zu gelegener Zeit zu erbarmen, entließ sie alle und befahl ihnen, am nächsten Tage wieder zu erscheinen. In der Hoffnung auf Gnade warfen sie hernach die Kreuze, die sie in Händen hatten, durch das Fenstergitter in die Kemenate der Kaiserin, da sie zu ihr nicht vorgelassen wurden.

Als sich die Mailänder am nächsten Tage dem Kaiser wieder stellten und ihn anflehten, erklärte er, nun wolle er mit der Gnade und dem Gerichte beginnen. Ginge es genau nach dem Rechte, dann müßten sie freilich alle hingerichtet werden, doch sei es jetzt an der Zeit, Gnade zu gewähren. Jene gaben zu, daß die Gesetze in der Tat ihren Tod verlangten, doch erhofften sie im Hinblick auf Gottes Erbarmung Gnade.

Der Kaiser befahl, alle Konsuln, Exkonsuln, Vornehme und Ritter, Rechtskundige und Richter als Geiseln festzunehmen, während das gemeine Volk als weniger schuldig nach Ablegung eines Eides in die Stadt zu entlassen sei. Hierauf wurden Beamte in die Stadt geschickt, welche allen Zwölfjährigen und Älteren einen Eid abzunehmen hatten. Ferner gab er Befehl, jedes Stadttor sowie den Graben und die Mauern bei den Toren vollkommen einzuebenen, und zwar so, daß bei jedem Tore ein Gewalthaufen in breiter,

ausgerichteter Front einziehen könne, was denn auch geschah. Von ihren zweitausend Burgen waren den Mailändern nur noch vier verblieben, und auch diese mußten sie laut eines Richterspruches übergeben.
Nachdem der Kaiser Mailand also besiegt hatte, ließ er sich selbst vom Mitleid besiegen und löste die Mailänder vom kaiserlichen Banne, um sich nicht durch den Verkehr mit Gebannten selbst zu verfehlen und auch, um Gnade walten zu lassen. Die Stadtmauern, Gräben und Türme wurden jetzt allmählich zerstört, Tag für Tag glich die ganze Stadt mehr einem öden Trümmerhaufen.
Das Osterfest feierte der Kaiser, die Krone auf dem Haupte, zu Pavia und hielt zur Freude aller einen glänzenden Hoftag ab. Hiezu erschienen alle Fürsten, Markgrafen, Grafen, Barone, Kapitanen und Konsuln der Lombardei. Alle ließ er in seiner Gegenwart mit königlichem Aufwande reichlichst bewirten. – Am Ostermontag schwuren die Pisaner dem Kaiser Treue und verpflichteten sich für ihn zu einer Heerfahrt nach Apulien, Kalabrien, Sizilien, Sardinien, Korsika und gegen Konstantinopel. Er gab ihnen auch sein Banner. Am Osterdienstag leisteten die Brescianer einen Eid ähnlichen Inhaltes ...
In jenen Tagen kamen Gesandte des Franzosenkönigs, darunter der Graf Heinrich von Blois, zum Kaiser nach Italien, um Frieden und Einheit in der heiligen Kirche herbeizuführen. Sie baten den Kaiser, eine allgemeine Versammlung anzuberaumen und dafür zu sorgen, daß auf ihr auch Papst Viktor erscheine, wogegen sie sich eidlich verpflichteten, daß der König von Frankreich dorthin kommen und den Papst Alexander mitbringen werde; durch das

Urteil der Kirche sollte dann beider Recht offenkundig werden. Der Kaiser gab seine Zustimmung und berief eine allgemeine Synode nach Saint Jean de Losne an der Saône im Bistum Besançon, wo er den ganzen Sommer über ein außerordentlich langes und breites Gebäude aufführen ließ. Zu Johannis Enthauptung erschien der Kaiser daselbst mit Papst Viktor. Eine große Zahl von Bischöfen, Äbten, Herzögen und Fürsten beteiligte sich an dieser Synode.

Aus dem Bande der „Deutschen Vergangenheit“: „Die Hohenstaufen“.

*

DAS MÄDCHEN VON DOBROWLANY

EPISTEL VON HANS CAROSSA

WER hat, o Freund, von Gegenwart zu Gegenwart
dich so geängstigt, daß du nun das Licht verkennst,
das innige, zu dem wir doch geboren sind,
sogar Erinnerung fliehst an Stunden, wo wir froh,
die heiligen Dichter deutend, wanderten im Wald,
und an lautklirrende Tage, wo der Kriegsgeist uns
zuweilen in der Fremde jäh zusammentrug?
Nur dumpfe Stufe nennst du dies, und, wundersam,
als wollt ein Baum sein eignes Wurzelwerk bespähn,
entfremdet gleichen Losen, die du niedrig schiltst,
gesammelt-schweigsam drängst du dich ins Geisterall;
und was dir sonst, vom Ursprung her, so leicht gelang,
die klarste Schau, das beste Tun, dir gilts nicht viel.
Geheimer Lehre kund, in strengen Übungen,
hoffst du den ewigen Ätherleib in dich zu ziehn,

Gestirnen Sternkraft abzuzwingen grenzenlos.
Doch dies ist nun dir auferlegt. Ich rechte nicht
und schnelle nur manchmal einen bunten Pfeil dir nach,
der dich umklinge, nicht verwunde, — vielleicht geschiehts,
daß du noch einmal umblickst, ob unwillig auch,
und schaust mit mir Vergangenheit: Novikas Höhn,
die, noch verschont, im hellen Abend schimmerten.
Das Maisfeld war ein fließendes Geleucht im Wind,
und Schnitterinnen gingen spätem Tagwerk nach.
Uns aber, fernher, suchte noch ein fliehender Feind
mit Brandgeschoß. Im Dorf, das Dobrowlany heißt,
webt über Leichen vielgeteilte Flamme schon.
Der Kirchturm raucht. Strohdächer sprühn. Der junge Storch,
der angstvoll klappernd noch das alte Nest gesucht,
mit erzdurchschnittener Schwinge stürzt er schwer herab
in Dachgebälk, das glühend blau zerblättert. Nah
dem Dorfrand aber, unsern Toten angereiht,
da schlafen, die die Flucht verschmähten, Greis und Frau,
vermummten Haupts, in blutigen Kitteln, ewigen Schlaf.
Und nun entsinne dich, wie uns Licht aus Düstrem kam,
als längs den Bränden, hoch von Funken überweht,
kornfarbenes Haar vorsinkend unter Scharlachtuch,
mühsam das Mädchen ging und weißer Linnen Last
auf schmächtigen Schultern schleppte nach der Leichenflur.
Entkleidet sind, unfaßbar eilig, Weib und Mann
und lind gehüllt in blumendurchwirktes Totenhemd.
Aus Lüften zischt es. Warnungsrufe hallen rauh.
Doch sie, ganz Arbeit, ganz Gesetzgeist, Liebende,
die keiner Scham bedarf, hat Gurt und Sturmhelm schon

dem nächsten Krieger abgeschnallt, den Waffenrock,
das Hemd entstreift, und gönnt sich nicht die kleinste Rast,
bis alle, alle festlich eingekleidet sind,
wie sichs für Tote ziemt im Land Galizien.
Dann ruht sie aus auf ihrem schmalen Linnenrest,
die Arme überm Schoß gekreuzt, und sieht uns an,
als warte sie auf neue Leichen, ernst und still.
Nacht kam und Aufbruch. Erde brennt in langem Strich.
Nicht Häuser nur, auch Garbenfelder lodern weit.
So stiegen wir durch Flammenschein von Höh zu Höh.
Doch als es tagte, blickten wir durch scharfes Glas
ins Land zurück. Bald fanden wir den Aschenrauch
von Dobrowlany. Vögel flogen, schwarz geschart.
Da grüßten wir das fremde Mädchen im Zwiegespräch.
Du nanntest sie die Glückliche, die sich ihr Herz
in edlen Wahnsinn hingerettet, – gedenkst du noch?

Doch wer sind wir, mein Freund? Was für Befehl traf uns?
O hätten wir Seelen, einander als Lebendige
so schön zu nahn wie jenes hold entrückte Kind
verlassenen Toten, so mit weihendem Gebrauch
einander zu gewanden neu von Zeit zu Zeit
in Lichtgeweb, lang aufgespartes, geistiges,
das keine Strahlen durchläßt als die freudigen
der innern Sterne, – wären wir da nicht reich genug
in unsrer Welt? Wärs not, in andere zu spähn,
zu schleichen um unflügger Geister bleichen Kreis,
der auch nur harren will, ob ihn die Liebe nicht
erweckt und hebt und in unendliche Dienste zieht?

*

IMMER WIEDER STENDHAL
VON ANDRÉ SUARÈS

Als erster, glaube ich, habe ich vor bereits zehn oder elf Jahren Stendhal gegen den Vorwurf verteidigt, daß er schlecht schreibe. Ja noch mehr, ich habe in ihm, zum Ärger der Herren Doktoren und der Akademiker, einen Fürsten der Sprache bewundert.

Stendhal schreibt, wie er denkt. Er hat die Sprache seines Genies. Muß man noch ein weiteres für den sagen, der die originelle Kraft und den Charme dieser Sprache versteht? Zunächst ist er von allen Menschen am wenigsten Schriftsteller. Niemand hat so wenig zu einer Bande gehört; nicht zur Truppe, nicht zur Kapelle, nicht zum Salon; nicht zur Revue, nicht zur Tageszeitung. Der da ist kein Mann der Literatur.

Stendhals Stil ist der schärfste, den es gibt, und der geistvollste, den man kennt. Voltaires Spitzen sind Schaum neben den seinigen; denn selbst das gestählteste Eisen hat nicht die Schneidekraft des Diamanten: es zieht Blitze in den Granit und das harte Material; der Diamant durchstößt und dringt ein, wo er will, ohne zu zerstören.

Wenn das Wort „attisch“ einen Sinn hat, so war im Französischen niemals ein Stil attischer als der Stendhals. Er ist ein Licht, für das es keine Geheimnisse gibt; wunderbar umfängt es jeden Gegenstand, erst die Oberfläche umspielend und dann erst eindringend in die innere Welt und den Urgrund der Empfindungen. Seine Freude ist, daß er alles aus der Welt der Leidenschaften weiß und enthüllen kann, was die Menschen am wenigsten wissen oder

am meisten verbergen. Dieser Stil schafft Helligkeit überall: so heilig ihm die seltensten Regungen des Herzens sind, die er mit der erlesensten Zartheit zu berühren weiß, so sehr liebt er ihre Schlupfwinkel und dunklen Stellen zu durchleuchten; er gibt dem Geiste alles preis.
Dennoch verkennt niemand weniger als Stendhal die Gefühlswerte. Er hat alle Töne des Geistes, mit Ausnahme der Erhabenheit, die ja so häufig und mit solchem Recht verdächtig ist, weil sie etwas von der Lächerlichkeit einer Deklamation in ein Sprachrohr hat. So fehlt Stendhal also nichts, es sei denn die Farbe der großen Dichtung. Immerhin reicht er bis an sie heran und erhebt sich sogar zur Höhe zärtlicher Empfindungen, da er es vermag, ihre tiefe Musik spüren und ihre Gewalt fühlen zu lassen.
Voltaire hat niemals den Ton noch den Gesang zärtlicher Empfindung. Er ist immer trocken; seine Schwermut hat den Klang krachenden Holzes. Stendhal ist so wenig trocken, daß nicht einmal seine Ironie so wird. Voltaire kann nicht über Kunst sprechen, aber Stendhal glänzt darin. So geistreich der Stil Voltaires ist, er macht sehr oft in Geist. Der Stil Stendhals hat immer Geist.
Stendhal ist der freieste der Menschen. Nur Montaigne war es noch im gleichen Maße. Montaigne ist mehr philosophisch und Stendhal mehr künstlerisch. Um ganz frei zu werden, muß man nicht Angst davor haben, Epikureer zu sein. Das Gespenst der Moral legt ein Netz, in dem nicht nur Venus selbst sich fängt, sondern auch der Gedanke. Montaigne kämpft manchmal mit diesem Phantom; Stendhal begegnet es nur auf seinem Wege, um darüber zu lachen.



Brücke in der Campagna. Handzeichnung von Goethe

Diese beiden allein gehören niemals und in nichts zum Metier. Sie sind frei, weil sie es sein wollen. Pascal ist es nicht; auch Voltaire nicht, weil er von Natur aus viel zu polemisch und viel zu tatendurstig war. Außerdem ist er Schriftsteller bis zum Exzeß. Er macht Krieg; er nimmt Partei. Er schmeichelt den Mächten, spielt eine gegen die andere aus. Er schont die einen, um gegen die andern alles zu wagen. Er ist auch dazu gezwungen. Stendhal nimmt niemals Partei. Er hat eine unendliche Verachtung gegen die Mode und öffentliche Meinung.
Stendhal ist frei von jeglicher Bindung. Er, der aristokratischeste der Geister, der nur für eine glückliche kleine Schar schreibt, er ist demokratisch aus Vernunft. Er ist für das Parlament und macht sich über die Verfassung lustig. Er ist klassisch gegen die Klassiker. Er erklärt sich für die romantische Kunst, aber nicht ohne Châteaubriand und Victor Hugo auszulachen. Und nimmt er sich etwa aus? Er würde sich Eigenliebe nicht verzeihen, weil sie eine Dummheit ist, die häufigste bei allen Menschen, die auch die geistvollsten nicht verschont. Verliebt bis zur Narrheit, verliebt aus Beruf, ist er der einzige Liebende, der sein Mißgeschick eingesteht; er ist ein vollendeter Reiter und lächelt melancholisch, weil er den Steigbügel auf seinen schönsten Ritten verloren hat. Er treibt dahin, er hat nicht das kleinste Leinenfetzchen, um sich festzuhalten, und das veröffentlicht er noch! Stendhal hat so viel Klugheit, er sieht so weit in sich und die andern hinein, daß er weder die andern noch sich selbst belügen will: mag er selbst, von Eigenliebe verführt, in seiner Haltung manchmal unaufrichtig werden, so ist er vollkommen wahr, sobald er allein

und unter vier Augen Zwiesprache mit sich hält und antwortet. Die Klarheit dieses Stils ist eine wunderbare Tugend der Seele.
Im übrigen kennt Stendhal die Qual der Form, ohne daß er sie merken ließe. Er kennt den Wert eines Wortes an seinem Platz. Er hat Sinn für das Epitheton. Aber er ist trotz allem der Mensch, der im Notfall lieber eine Seite noch einmal schreibt, als sie korrigiert, und lieber ein verlorenes Kapitel neu macht, statt es unter dem Haufen seiner Papiere hervorzusuchen. Wie sehr liebe ich diese Methode, und wie gut kann ich sie bei einem Dichter verstehen! Das wahre Genie hat seine eigene Freude an jeder seiner Entdeckungen, ehe es davon zu den andern spricht. So künstlerisch man auch sei, man darf nicht vor Plage zugrunde gehen und aus seiner Kunst ein Galeerendasein, einen unerbittlichen Beruf machen.
In Stendhal ist alles, was Geschmack und Verstand an romantischer Schönheit wertschätzen kann: eine freie Erfindung von Charakteren und Tatsachen, die vor nichts anderem zurückschrecken als vor Verlogenheit, Leidenschaften ohne sittliche Schranke und höfischer Maske.
Der romantische Irrtum besteht darin, Leidenschaften zu heucheln, statt sie rein auszusprechen und zu malen. Die Wahrheit ist niemals romantisch, sei sie ideal oder nicht. Die Romantiker wollten dadurch, daß sie nicht empfundene Leidenschaft heuchelten, Leidenschaft in den Stil und die Farbe bringen: aber sie ist weder in der Malerei noch in den Charakteren. Daher ist alles bei ihnen übertrieben. Kein Gleichgewicht: sie haben nicht die Wahrheit, die sie vortäuschen. Die ganze romantische Sünde liegt darin,

und es gibt keine andere. Erst in Baudelaire stellt sich das Gleichgewicht zwischen Form und innerer Welt wieder her.

In den romantischesten Werken der Zeit wirkt Stendhal ganz als Klassiker, denn Julien Sorel hat, ganz wie König Lear, die Leidenschaften seines Stils und den wirklichen Stil seiner Leidenschaften.

Je mehr man Stendhal bewundert, desto intelligenter ist man.

Wenn Stendhal seinen Rang eingenommen haben wird, — das heißt den ersten seines Jahrhunderts und einen der ersten, nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa, dann werden die Menschen endlich die Macht und die verführerischen Eigenschaften der Intelligenz im Dienste der Empfindung begriffen haben. Es handelt sich nicht darum, den Geist alles machen zu lassen und ihm einen willenlosen Helden auszuliefern: er führt Ulyß, er erhellt ihm den ganzen Weg; aber er reist und lebt nicht an seiner Stelle. Der Held, das ist die Leidenschaft. Das zeigt Stendhal überall, auch wo er es nicht sagt.

*

ZWEI ERZÄHLUNGEN AUS DEM „BORN JUDAS"

DER GESEGNETE ORT

Die Stätte, auf der nachmals der Tempel zu Jerusalem von Salomo erbaut worden ist, gehörte in grauer Vorzeit zwei leiblichen Brüdern, die den Acker von ihren Vätern geerbt

hatten. Von den Brüdern war der eine unbeweibt, der andre aber hatte eine Frau und Kinder. Sie wohnten in einem Hause und lebten miteinander in friedlicher Gemeinschaft; sie bauten das Feld im Schweiße ihres Angesichtes und waren ein jeder mit seinem Teil zufrieden.
Einmal, zur Zeit der Weizenernte, banden sie Garben im Felde und schichteten sie zu zwei gleichen Haufen auf. Des einen Haufe war ebenso groß wie der des andern. In der Nacht darauf lag der ledige Bruder in seiner Kammer und dachte bei sich: Ich bin allein und brauche mein Brot mit niemand zu teilen. Warum soll mein Anteil an dem Ertrag des Ackers ebenso groß sein wie der meines Bruders? Und er stand leise auf, schlich sich wie ein Dieb an seinen Haufen heran, nahm mehrere Bündel davon und tat sie auf den Haufen seines Bruders. Der Bruder wiederum schlief gleichfalls nicht und sprach zu seiner Frau: Es ist nicht recht, daß wir das Getreide in zwei gleiche Hälften teilen und die eine uns, die andre meinem Bruder zuweisen. Ist doch mein Los in allem besser als das seinige. Mir hat Gott ein Weib und Kinder gegeben, mein Bruder aber führt ein einsames Leben, und seine einzige Freude ist das Einsammeln des Getreides. Wir wollen uns aufmachen und im stillen von unsern Garben auf seinen Haufen legen. Und sie taten so. Des Morgens aber wunderte sich ein jeder von den Brüdern, daß die Haufen wie früher gleich waren. Sie fuhren auch in den folgenden Nächten fort, dasselbe zu tun; sie sahen aber jeden Morgen, daß keiner von den Haufen größer geworden war. Da beschloß ein jeder, der Sache nachzugehen. Als sie in der Nacht darauf ihr Werk verrichteten, begegneten sie einander mit den Garben in der

Hand. Nun wurde ihnen beiden das Geheimnis offenbar, und sie umarmten und küßten einander. Ein jeder von ihnen pries Gott, daß er ihm solch einen guten Bruder gegeben hatte.
Der Ort aber, wo die beiden Brüder miteinander so edelmütig verfahren waren, ward ein gesegneter Ort, und Israel wählte ihn, um hier das Haus Gottes zu errichten.

DIE FROMME WÄSCHERIN

Einst lebte in Jerusalem eine rechtschaffene Frau, die hatte ihren Mann und ihre Kinder verloren und ernährte sich redlich durch ihrer Hände Arbeit. Sie wusch die Kleider andrer Leute, darunter auch die des Mannes, der die Gruft des Königs David, Friede sei mit ihm, zu bewachen hatte.
Eines Tages brachte sie dem Wächter seine Kleider wieder, frisch gewaschen und weiß wie Schnee. Da sprach er zu ihr: Du bist ein braves und verständiges Weib. Meine Seele lechzt danach, dir eine besondre Freude zu bereiten. Dich verlangt es doch wohl, das Gewölbe zu sehen, in dem der König David ruht. Dieses hat bislang kein Judäer geschaut. Die Wäscherin erwiderte: O, könnte ich dieser Gnade teilhaftig werden! Da sprach der Wächter: So mach dich auf und folge mir! Und er schritt ihr voran, bis er zu einer Pforte kam, die zu einem unterirdischen Gang führte. Diese machte er auf und sagte zu dem Weibe: Tritt ein! Kaum aber hatte sie ihren Fuß über die Schwelle gesetzt, als der Nichtswürdige die Pforte zuschlug und sie allein im Finstern zurückließ. Er säumte nicht, rannte rasch zum Kadi und hinterbrachte ihm, daß ein judäisches Weib die

Dreistigkeit gehabt hätte, sich im geheimen in die Gruft des Propheten David zu schleichen, und daß er, sobald er das gemerkt, die Tür hinter ihr zugeworfen hätte, damit sie gefaßt und verurteilt würde. Als der Kadi das vernahm, geriet er in Zorn und rief: Beim Propheten, die Frau hat ihr Leben verwirkt! Führt sie hinaus, und sie werde verbrannt!

Das unglückliche Weib hatte inzwischen begriffen, daß der Wächter sie hintergangen hatte und daß ihr Verderben drohte. Sie warf sich auf die Erde, erhob ihre Stimme und weinte bitterlich. Sie betete zu Gott, daß er sich ihrer erbarme und sie um seines Knechtes David willen aus der Falle befreie. Wie sie so betete, erhellte sich das Dunkel der Höhle, und sie erblickte einen weißhaarigen Mann mit einem leuchtenden Angesicht. Der Seltsame erfaßte die Hand des Weibes und führte sie durch verschlungene Gänge, bis er sie ins Freie gebracht hatte. Er sprach zu ihr: Heb deine Füße auf und suche eilends deine Wohnung zu erreichen! Dort angekommen, stelle dich sogleich an den Waschtrog und geh deiner Arbeit in der gewohnten Weise nach! Laß dir nichts von dem anmerken, was mit dir vorgefallen ist! Das rechtschaffene Weib wollte ihrem Retter Dank sagen, allein er entschwand ihren Augen und ward nicht mehr gesehen.

Währenddessen war der Kadi mit vielen Aufsehern vor dem Eingang der Grabeshöhle erschienen, um die Frevlerin zu ergreifen und sie auf den Scheiterhaufen zu schleppen. Sie stiegen in das Gewölbe und suchten es ab, konnten dort aber keine Seele finden. Da rief der Kadi zornig zu dem Wächter: Hast du uns zu deiner Belustigung hierher be-

schieden? Der Mann schwur beim Propheten, daß er nichts als die Wahrheit gesprochen hätte, und nannte auch den Namen der Wäscherin. Alsbald schickte der Kadi einige Diener nach der Wohnung der Schuldigen. Sie fanden sie aber vor dem Waschfaß stehen und das Leinen spülen. Da machten sie kehrt und erzählten, daß sie die Frau bei ihrer Arbeit angetroffen hätten. Hierauf wurde der Wächter ergriffen und selbst ins Feuer geworfen.
Die Frau aber verriet ihr Lebtag nichts von dem, was ihr in der Gruft widerfahren war. Auf dem Totenbett erst erzählte sie das Wunder.

Aus dem fünften Bande des „Born Judas“,
gesammelt von M. J. bin Gorion.

*

GEDICHT

VON MAX PULVER

GRÄBER sind mein Erbe,
Leer ist unser Haus.
Welk in seiner Scherbe
Hängt der letzte Strauß.
Heimat liegt verglommen
Drauß im Totenhain.
Nie wirds wiederkommen –
Ach, du bleibst allein.
Kniest du an dem Grabe,
Bannt kein Schrei das Einst.
Schmerz ist ihre Gabe –
Und du weinst und weinst.

Streift dich ihr Gedenken
Mit dem Sommerwind,
Laß sie dich durchtränken:
Denn sie sind und sind.

*

HAUS AM STROM

VON GEORG MUNK

Am linken Stromufer, halbwegs zwischen den beiden alten Bischofsstädten, liegt das Haus, dreiviertel einer Wegstunde entfernt von einem Marktflecken, der im Winkel zwischen Flußmündung und Strom sich breitet. Es ist von weither sichtbar; sei es, daß man stromauf- oder -abwärts gegangen kommt oder über das Wasser vom andern Ufer herschaut, immer setzt seine Wohlgestalt dem Blick ein Ziel. Mächtig hat es sich vor das Geheimnis eines tiefen dichten Gartens gelagert. Nebengebäude verschiedener Art und ungleichen Alters, an seine Seiten geschmiegt, bilden mit ihm den Abschluß des Geländes, das zwischen hohen Mauern bis zum Strom hinunterzieht.
Ein altes Vernehmen in der Familie deutet den Ursprung des Hauses auf einen Abt urferner Zeit zurück, der, schwankende Gestalt, Heiliger zugleich und Magier, noch im Volksgedenken lebt. Er habe, Haupt eines Klosters der Stadt im Westen, so verlautet, hier am Strom, in Waldessaum und Schilfgebüsch, ein Jagdhaus sich erbaut, um geheimes Trachten vor der scharfäugigen Welt zu bergen.

Wohl ist zu erkennen, daß in dem alten Haus, einem frucht-
umhüllten Kern gleich, ein noch älterer Bau steckt. In einem
Gewölbe neben der weiträumigen Küche zu ebener Erde
etwa ist er zu vermuten, denn die Gestalt des kleinen Raums
weist weithin über das Alter des Hauses zurück. In seiner
Mitte strebt ein Brunnen tief ins Erdinnere, steingefaßt,
kupferreifenüberspannt, Kindern aller Generationen grause
Berückung.
Vor einem Menschenalter hat man im Unterbau der
schwelgerisch schön aufsteigenden Treppe mit dem eisernen
Blumengeländer ein verborgnes Gemach aus Frühzeit er-
öffnet, seine schlafenden Fensteraugen nach dem Garten
wiedererweckt und unter den Steinplatten seines Bodens
den Zugang zu einem tiefen Keller freigelegt, der den bis
dahin bekannten unterwölbt.
Jedes Geschlecht hat hier Funde gemacht, Türen er-
schlossen, Wandverliese aufgetan, Urkunden entziffert,
Erkenntnisse geschöpft und verloren.
Das Haus steigt drei Geschosse über die Erde gegen den
Himmel und zwei in ihren Schoß hinunter. Das dritte und
oberste steckt schon in der Dachkuppel, die mit weitem
Schwung das Haus mächtig unter ihren Hut nimmt; über
ihm liegen die Speicher in einem Wald noch gesunden Ge-
bälks.
Als man, vor einem Jahrhundert etwa, in einem ebenerdigen
Saal die Tür nach dem Garten verlegte und dabei die Stufen
hob, wies sich, daß die unterste und flachste auf ihrer Rück-
seite ein Wappen trug. Es hatte einst die Stelle des Familien-
zeichens über dem Haupttor eingenommen und sagte außer
dem Jahr der Erbauung in einer Inschrift aus, daß ein

Bischof das umfängliche Haus in seiner jetzigen Gestalt als sommerlichen Rastort sich errichtet hatte. Die Tafel ist neben der neuen Tür in die Hausmauer eingelassen.
Als Kind hatte Anna einen unvergessenen Sommer im Stromhaus verlebt. Damals hatte sie zuweilen die Inschrift wie einen drohend bedeutsamen Spruch zu enträtseln versucht. Aus den alten Zeichen verstand sie nun, was sie früher schon erahnt hatte: dies war kein Familienhaus, darin Lebende einen Bund gründen, in tiefen Nächten Kinder aus Mutterleibern steigen, ein Glied, sich in die Kette zu schmiegen, und in andern Nächten andre sich aus der Kette lösen und fortschleichen, indessen Herzen zucken und Tränen fallen.
Zur ebnen Erde liegen Gemächer, groß und weit wie Säle, mit dunklem Wandgetäfel und verblichnen Deckenbildern. Unverrückbare Schränke ragen wie Festungen in die Räume, schimmernde Kachelöfen liegen wie Burgen in den Ecken. Unendliche Reihen alter Bildnisse hängen an den Wänden; von den ältesten, Männer in Waffen- und Priesterröcken, ist ungewiß, ob sie der Familie angehören oder von frühern Bewohnern zurückgeblieben sind. Bildnisse füllen die Wände der Zimmer, die Vorhalle, ziehn das Treppenhaus hinauf, durch die Gänge bis ganz oben in die Dachstuben – ja, sie sind die eigentlichen Insassen des Hauses.
Die Räume des ersten Stockwerks sind geringer in den Ausmaßen als die des Erdgeschosses; es sind ihrer auch mehr. Manche liegen völlig abgesondert, eingerammt zwischen dicke Mauern, dem Eingang gegenüber das Fenster in seiner tiefen Nische. Aber selbst die miteinander verbundnen

scheinen abgesperrt – Scheu brütet auf allen Schwellen. Die gegen Süden liegen, sind vom Brausen des Stroms und vom Blätterrauschen des alten Gartens wie vom Spiel einer ewigen Orgel erfüllt, Glast von sonn- und mondbeschienenen Wellen erleuchtet sie; die aber nach Norden liegen, ruhen im Schatten der schwarzen Waldhügel, die den Blick grenzen.

Anna überlegte, daß, solang ihre Erinnerung reichte, ja solang die Erzählungen von Mutter und Großmutter in die Geschichte des Hauses schienen, es niemals so wie andre Landhäuser bewohnt gewesen war. Selten hatte ein Glied der Familie mit einer Kinderschar und Gesinde hier einen Sommer verbracht; aber die Einzelnen in allen Generationen, die am äußersten Umkreis hausten, die unvermählten alten Männer und Frauen, die müden Witwen, Verarmte, die der Sippe zur Last lebten, die waren in dem großen Haus hingewelkt und abgeschieden. Einmal hatte eine Wahnsinnige mit ihrer Pflegerin Jahrzehnte hier gewohnt, und einmal hatte man eine junge Tochter hier gefangengehalten in einer Stube unterm Dach; sie war geheim, wie sie gekommen war, fortgegangen und überm Meer verstorben.

Auf der Gartenseite im ersten Stockwerk liegen Onkel Thomas' Zimmer im gleichen Stand noch, wie Anna als Kind sie gekannt hat. Die Glasschränke aus Palisanderholz mit den erblindeten Spiegelwänden stehn in allen dreien, auch im Schlafzimmer, gefüllt mit Gläsern von allen Formen, nach geheimer Regel angeordnet. Niemand hat sie nach Thomas' Tode berührt, sachter Staub dämpft ihren Glanz. Die meisten stammen aus der Glashütte im Wald, Täfelchen melden zuweilen Jahrzahl und Schöpfer. Scharen

zaubrischer Gestalten, aus erstarrtem Tau, moorwasserfarbne, aus Rubin geschnittne, smaragdne, trübe, dunkel gleißende, mondgeborne, sturmgekräuselte; und noch ist ihre Kraft, daß sie die Frau bannen wie einst das Kind.
Dicht neben der Wohnung des Verstorbnen liegt ein längst ungenütztes Gemach. Ein großes Bett, gestaltet wie ein Kahn, steht inmitten, darüber hängt ein muschelförmiger Baldachin, grüne Seidengardinen umbauschen es. Schwanenhälse wölben sich als Stuhllehnen und Spiegelträger, die Tischplatte wird von Delphinen gestützt.
Jener Sonderling, von dem die Steinsammlung in der Halle herrührt, er war der Urgroßmutter Oheim, hat als alternder Mann, als keiner sichs mehr versah, ein fremdes junges Weib unbekannter Herkunft heimgeführt, zum Mißvergnügen seiner Anverwandten. Dies war die einzige Ehe, die hier im Hause begann. Nur ein Jahr hat sie gedauert. Aus diesem Zimmer ist die junge Frau im Wochenfieber, das Kindlein im Arm, die Treppe niedergestiegen und über den Mittelweg im Garten mit bloßen Füßen in den Strom gegangen. Die Fußtapfen im Sand wiesen ihren Verbleib und waren ihre letzte Spur. Alt und grau lebte der Mann noch eine Weile ins neue Jahrhundert, brach Steine aus den Felswänden, ordnete sie in Schränke. Abends saß er lang im Fenster des Lusthäuschens am Wasser.
Wie vieles andre hatte Anna als Kind dieses Begebnis von der Verwaltersfrau erfahren. Die Alte war in der Familiengeschichte bewandert gewesen; ihr Vater und ihr Großvater schon hatten den Besitz gehegt.
Den breiten Gang des ersten Stockwerks, auf den, zwischen mächtig gebauchten Schränken, Lehnstühlen, Truhen und

Steintischen, die vielen Türen sich öffneten, beschloß östlich ein breites Fenster, nach Westen eine Kapelle, in späterer Zeit in der Form eines fünfeckigen Erkers angebaut. Sie barg im kleinen Silberschrein einen Splitter des heiligen Kreuzes, den vor langen Jahren eine Frau des Hauses von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem heimgeführt hatte.

Aus einem gleichnamigen Roman.

*

DAS SCHWEINCHEN

VON FELIX TIMMERMANS

„VATER," fragt Klärchen, „warum laufen die Schweinchen nackend herum?"

„Weil sie keine Haare haben", sagt Lieschen.

„Doch, sie haben Haare," sagt der Vater, „guck, hier ist eins, und da ist noch ein Haar, und ich glaube, hier auch noch eins."

„Das kann man kaum Haare nennen," sagt Lieschen, „das kommt vom zuviel Heringfressen."

Und wieder fragt Klärchen: „Warum läuft das Schweinchen nackend herum?"

„Und warum läuft es auf den Zehen?" fragt Lieschen.

„Und warum hat es Augen wie ein schreiender Täufling?"

„Und warum ist sein Schwänzchen wie eine Ringellocke?"

Und der Vater fabuliert:

„Als der liebe Gott die Tiere geschaffen hatte, waren sie noch alle nackend. Aber am selben Tag noch wollte er sie



mit Hilfe der Engel, jedes nach seiner Art und seinem Wesen, färben und kleiden. Alle standen brav und ordentlich in einer Reihe und warteten geduldig, bis sie dran kamen. Aber das Schwein, gefräßig von Anfang an, war aus der Reihe weggelaufen und, an der Erde hinschnüffelnd, in den Wald geraten, wo es anfing zu schmausen und zu schmatzen an zarten, saftigen Wurzeln. Und als es gut gegessen hatte, legte es sich vor Behagen auf den Rücken und schlief ein, seine vier Beine in der Luft.

Erst als die Sonne unterging, wurde es wach und erinnerte sich plötzlich an das Bekleiden der Tiere. In aller Geschwindigkeit rannte es nach dem Platz, wo das vor sich ging. Und es kamen ihm viele Tiere entgegen, schön angezogen und bemalt, alle verschieden und jedes für sich kenntlich.

Das Schaf trug ein weißes Hemdchen aus krauser Wolle, der Esel hatte einen grauen Kittel an und auf dem Rücken ein braunes Kreuz gemalt, weil er später den lieben Heiland nach Jerusalem tragen sollte. Der Löwe war bekleidet mit einer Mähne wie ein Palmbaum, die Kuh war weiß und braun gefleckt, der Tiger regelmäßig gestreift auf beiden Seiten, rechts und links ganz gleich. Sogar der Frosch, der sich nicht entschließen konnte, ob er in oder außer dem Wasser leben wollte, hatte ein knapp um die Glieder sitzendes Gummimäntelchen an, das mit allerlei sonderbaren Figuren bemalt war. Der Hund hatte Haare, je nach Wahl, der eine kurz, der andere lang. Die Ziege trug ein Bärtchen wie ein Stadtschreiber, und der Hahn hatte so viele schöne Federn, daß er gar nicht wußte wohin damit, und deshalb die längsten am Ende seines Rückens trug; und die Vögel,

all die Vögel, so schön kann man gar nicht träumen, so schön, wie die angezogen waren!
Das Schwein machte lange Beine, um auch so ein schönes Kleid zu kriegen. Außer Atem kam es auf dem verlassenen Platz an.
Aber ach, wie erschrak der liebe Gott, als er das Schwein da nackend herangetrabt kommen sah! Denn er saß gerade schon mit seinen Engeln auf einer Wolke, um zurück in den Himmel zu segeln, und der Farbenkasten war alle, ganz und gar alle, und die Stoffkiste so leer wie ein Lampenglas.
Er schlug die Hände zusammen. Was nun anfangen!
„Du kommst zu spät", sagte der liebe Gott zu dem Schweinchen. „Sieh hier den Farbenkasten! nicht mal mit dem Vergrößerungsglas findest du noch ein Tröpfchen, sogar die Pinsel haben wir im Graben ausgewaschen, und der ganze Stoff ist verbraucht! Ach, nun läufst du allein nackend herum! Schweinchen, Schweinchen, warum bist du auch aus der Reihe gelaufen!" Ein Engel stemmte schon die Schulter unter die Wolke, um sie in Bewegung zu setzen, aber das Schwein fing an zu heulen und zu quieken, zu quieken, heiliger Petrus! so jämmerlich, daß sein Rüssel ganz lang wurde und man die Augen nicht mehr sah. Der liebe Gott wurde kreideweiß. Er hätte so gern dem Schweinchen geholfen, besonders weil es nun auf einmal so häßlich geworden war. Da stand er und wühlte mit den Händen in seinen goldenen Haaren.
Und das Schweinchen schrie immerfort: „Ich bin nackend, ich allein bin nackend! Und nicht eine einzige Verzierung, nicht ein einziges kleines Ornament am Leibe! Und ich

wär schon mit so wenig zufrieden!“ Aber dem lieben Gott schaffte all das Geheule weder Farben noch Stoff herbei. Vor Kummer wand sich der liebe Gott die Haare um die Finger, und da blieb eine schöne Korkenzieherlocke hängen. Da fiel ihm das traurige schlappe Schwänzchen des Schweines in die Augen, und ein herrlicher Gedanke schoß in ihm auf.

„Komm mal her!“ sagte er, nahm die Brennschere, mit der er das Schaf und andere Tiere onduliert hatte, und erhitzte sie an dem ersten Stern, der an dem blauen Himmel aufblühte, und brachte das schlaffe Schwänzchen in ein zierliches und dauerhaftes Ringellöckchen.

„Mehr kann ich nicht tun,“ sagte der liebe Gott, „ich kann doch deine Beine nicht zu Löckchen brennen!“

Und das Schwein sah sich um nach seinem Schwänzchen und fand es so schön, daß es vor Freude grunzte, und es war so stolz darauf und tat sich damit so dick, daß es von nun an auf den Zehen ging, wie ein reiches Dämchen mit einem neuen Hut.

Aus dem Buch „Das Licht in der Laterne“,
Erzählungen von Felix Timmermans.

*

ÄGINA

VON THEODOR DÄUBLER

Mein silberhelles Ägina, in deine Berge,
Wo sacht im Seewind stiller Ölbaum schillert,
Sind Perlmutterwölkchen traut verliebt:
Auch Ziegeninslein, wo der goldne Ginster glüht,



Peter Vischer der Ältere: Der Astbrecher. Erzguß

Umschwärmen dich, o Eiland Aphrodites,
Und senden sehnsuchtsgoldne Boote deinem Hafen;
Delphine aber schickt ein breiterbraustes Meer
Um Klippen vor den Buchten lodernder Zypressen.

Liebe, die ich nimmer fand, mein Hellas,
Kann das Herz um Wind und Wolken schwenken:
Wogen kommen bei geborstner Säule
Unsers Heiligtumes großer Göttin
Her zu mir, in glanzbekränzten Kreisen:
Wie als Kind im Sand des Heimatstrandes
Frage ich die balgenden Gespielen
Aus der Flut um unsre tiefste Freude.

Besiegter Tor, du seist ergreist!
Ruft, was in mir aus Liebe jubelt,
Weil Jugend sich um Urgenuß bestürmt.
Dort liegt Trözen. Die veilchenblauen Höhen
Der Burg, wo sich Hippolytos bewehrte,
Da er zu Artemis die Seele heil gewandt,
Umschmeichelt Aphrodites Holdgewölk
Nun bald als himmlisch schwebendes Gebirge,
Das Tal mit raschen Schatten zu umfinstern,
Als gälte es verfrühter Nacht, beim Raub der Liebe.

Verschwärmter Mensch, wie furchtsam hast du,
Ein Jüngling schon, das Lied allein
Gefreit, um dein Gedicht geworben:
Was tust du, Ungestümer, nun um Huld?

*

Ägina, auf deinen Bergen eine Wolke,
Vom Wind verlangt, wirft sich hinab und schwindet.
Das war Aphaia, deiner Halde keusche Maid.
Die Holde hat sich minnig Minos
Zu keiner Gunst auf Kreta eingeholt:
Urunerkannt ist sie geblieben. Fischer fanden
Die Nackte: aus den Maschen ihrer Netze
Ward bald die Zappelnde befreit, gebracht
Nach Ägina die Göttliche: wo sie, verehrt
Vom alten Volk, dem Eiland Anmut gab.
Verlassen ist ihr marmorner Altar,
Doch Wolken stürzen ohne Hoffnung
Sich noch bei Sturm ins große, offne Blau.

Warum, Hellenen, habt ihr Glut ums Leid bekannt?
Im Blut der Wehmut Wunderblume uns verkündet?
Ein Wildfang war ich wohl: ich habe aus Verwünschung
Uns beide, meine wache Seele – dich in Hast –
Nicht mehr erfaßt, verwundet doch: sind wir entzweit?
Erblaßte mir: hast du mich drum verflucht?
In mir ist Wirrung nun, Unhaschbarkeit, Vergehen:
In holder Wolken sonnengoldigem Verflocken,
O Ägina, erblick ich noch Verlorenheit
Von mir – dort auf den frohumblauten Höhen.

*

DER KÜNSTLERISCHE CHARAKTER

VON KARL SCHEFFLER

Nichts schätzen die Menschen mehr als den künstlerischen Charakter, wenn der Künstler tot ist und seine Werke

abgelöst vom Zeitinteresse betrachtet werden können; nichts ärgert sie mehr als der künstlerische Charakter, wenn er sich in ihrer Mitte manifestiert. Er verleiht den Kunstwerken recht eigentlich Unsterblichkeit. Was einst unsterblich wird, verdrießt jedoch die Mitlebenden – weil es sie unsicher macht und beschämt. Ist das Unsterbliche historisch geworden, so kann es nicht mehr beschämen, der Künstler ist dann gewissermaßen zu den Heiligen eingegangen, sein Werk hat etwas Erlösendes, weil es das Absolute vermittelt. Solange der Künstler aber lebt, verführen ihn beständig die Zeitgenossen kleineren Wuchses, gegen seinen künstlerischen Charakter zu sündigen und für den Nachruhm den Tagesruhm einzutauschen. Es gehört zu dem Wesen des künstlerischen Charakters, diesen Verführungen zu widerstehen, täglich und lebenslang.
Eine Antwort auf die Frage, was das Wesen des künstlerischen Charakters sei, läßt sich mit dem Bibelwort geben: Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen! Gott mehr gehorchen, das heißt in diesem Fall: die Bedingtheit alles dessen einsehen, was den bürgerlichen Charakter ausmacht. Fast alles, was dieser erstrebt, gipfelt in einem Verzichten, Unterlassen, Sichbeschränken, Sichüberwinden und Sichdisziplinieren, seine Tugenden sind im wesentlichen negativ; der künstlerische Charakter dagegen fordert, daß den starken Trieben, den Konventionen zum Trotz, nachgegeben wird, daß nicht Schleusen geschlossen, sondern geöffnet werden, daß das Elementare in Erscheinung tritt; seine Tugenden sind gestaltend und schöpferisch. Der bürgerliche Charakter verleiht Moral, der künstlerische umkleidet seine Träger mit einem moralinfreien Ethos. Der

Künstler muß sich nicht selten mit seinem bürgerlichen Charakter in Widerspruch setzen, wenn er sich im höheren Sinn treu bleiben will, er muß wissen, daß sein Unbewußtes unter Umständen klüger ist als sein Bewußtsein. Zum Schaffen gehört eine Naivität, die der bürgerliche Charakter nicht kennt; es gehört dazu eine unbedingte Unvoreingenommenheit. Der Künstler konstatiert das Leben, wie es wirklich ist, nicht wie die Mehrzahl der Menschen es in sozialem Utilitarismus zu sehen glaubt, es zu sehen sich und anderen vorgibt.

Es ist schwer, zu wissen, was man empfindet, denn es drängt sich immer viel Konventionelles, Erwünschtes, Feiges, Lügendes mit ins Bewußtsein. Diesem Zudrang wehren zu können, das ist wiederum ein Merkmal des künstlerischen Charakters. Ein anderes Merkmal ist das Walten eines Egoismus, der alles dem Werk opfert, ein Ehrgeiz der Leistung, der den Ehrgeiz des Erfolges vollkommen auffrißt. Wer es sich zu leicht macht, sündigt gegen den künstlerischen Charakter; wer es sich zu schwer macht, kann jedoch in gleicher Weise sündigen. Der begabte schwedische Maler Anders Zorn ist ein Beispiel, wie Schnellfertigkeit den Künstler am Letzten verhindert; Adolf Menzel ist ein fast tragisches Beispiel, daß eine zu weit getriebene Selbstzucht die natürlichen Kräfte lähmen kann. Zu wissen, wann das Unbewußte sich drängend offenbart, und daß darin die Natur spricht, sich in einem höheren Sinne selber treu zu sein, und sei es auf Kosten des bürgerlichen Begriffs von Treue: das ist künstlerischer Charakter. Jeder Künstler steht, wenn er schafft, ein wenig wie Christus vor Pilatus. Er darf die Dornenkrone nicht scheuen; darf sie

aber auch nicht eitel herbeisehnen. Sein Charakter besteht darin, eine Mission zu haben, etwas zu sagen, das kein anderer so sagen könnte, und diese Mission zu erfüllen, geschehe was da wolle. Dem Bürger müssen die Impulse des Künstlers oft töricht, wie Willkür und Eigensinn erscheinen, er begreift nicht das Element der Selbstvernichtung, ihn empört die schöne naive Schamlosigkeit. Der Bürger meint mit seinem Charakter immer die Gesellschaft, ihr fühlt er sich verantwortlich; der Künstler meint vor allem die Natur, die äußere und die dem Gesellschaftlichen nicht erreichbare in seinem Innern, er fühlt sich dem Weltgeist verantwortlich. Gehorsam zu sein bis zur Selbstaufopferung, wenn „es" in Herz und Hirn wirkt und schafft, das ist die höhere, der Moral weit überlegene und unendlich schwer zu realisierende, weil auf Schritt und Tritt angefochtene Ethik des künstlerischen Charakters.

Werke der Künstler lassen sich nach dem Grade werten, wie sich der künstlerische Charakter darin manifestiert. Und es läßt sich nachweisen, daß verschiedene Völker den künstlerischen Charakter keineswegs mit denselben geistigen Kräften verbinden. Von den Deutschen zum Beispiel läßt sich sagen, daß sie in der Musik viel künstlerischen Charakter haben, in den bildenden Künsten jedoch wenig. Was der Münchener Malerei als Ganzes mit Recht vorgeworfen wird: ihre Ateliergesinnung, ihre dekorative Oberflächlichkeit, ist letzten Endes ein stereotyp gewordener Mangel an künstlerischem Charakter. Was in den Bildern der Nazarener und der Deutschrömer Ideologie und Kulturehrgeiz verdorben hat, geht auf dasselbe Konto. In der modernen deutschen Baukunst hat künstlerische

Charakterlosigkeit es verschuldet, daß unsere Großstädte ein Graus sind, daß wir wie Narren allen historischen Stilen dilettierend nachgelaufen sind. Und doch waren die Baumeister, die uns dieses angetan haben, im bürgerlichen Leben zweifellos Charaktere. Auf der anderen Seite stehen unsere Meister der Musik wie Heroen künstlerischer Charakterkraft da. Nichts hat sie abzulenken vermocht von der unbedingtesten Ehrlichkeit und Wahrheit des Gefühls. Selbst auf ihre Epigonen noch fällt ein Strahl dieses hohen Ethos – des höchsten, dessen die Menschen fähig sind. Denn es ist dasselbe Ethos, das Heilige und Helden macht, das – nur mit verschiedenen Zielen – überall wirksam ist, wo Großes gewollt und vollbracht wird: in der Religion, der Wissenschaft und der Politik wie in der Kunst. Der Charakter Napoleons war ein künstlerischer Charakter.
Es entsteht die Frage, ob sich den Mängeln des künstlerischen Charakters mit dem Willen abhelfen läßt, ob er gewollt und erworben werden kann. Die Antwort muß lauten: nein. Der künstlerische Charakter ist angeboren und kann dann nur rein erhalten werden. Er ist ein Bestandteil des Talents, er ist das Talent selbst. Wo er unzulänglich ist, da ist es auch das Talent. Das Genie hat ihn von Natur. Sonst wäre es unerklärlich, warum er in der deutschen Musik so häufig angetroffen wird und in unseren bildenden Künsten so selten. Das künstlerisch im höchsten Sinne nicht charaktervolle Talent wendet sich instinktiv direkt an das Publikum, das heißt an die Menge derer, die das Künstlerische vom bürgerlichen Charakter aus beurteilen, die im Kunstwerk das Moralische oder, wenn die Vorzeichen umgekehrt werden, das Unmoralische schätzen

und die mehr auf den Stoff sehen als auf die Form, mehr auf das Was als auf das Wie, mehr auf Gesinnung als auf Gestaltung. Es ist natürlich nicht so, daß ein talentarmer Künstler mit Bewußtsein den Publikumserfolg will. Er erreicht ihn kraft seiner Instinkte, er kann gar nicht anders, als ihn erstreben; er kann so wenig gut malen oder modellieren, wie das große Talent nicht imstande ist, schlecht zu malen oder zu modellieren, sondern höchstens besser oder schlechter. Es gilt das Wort, daß es gar nicht so leicht ist, schlechte Bilder zu malen, wenn man Talent hat. Der künstlerische Charakter setzt sich immer irgendwie durch, weil er eine Naturkraft ist; er kann nicht zweckvoll denken, weil er von Natur das Zweckfreie will. Diese Zweckfreiheit ist es, die der nach allen Seiten an das Zweckhafte gefesselte Mensch nicht versteht, wenn sie neben ihm erscheint, die er aber verklärt und auf Grund deren er den großen Künstler zum Helden und Heiligen erhebt, wenn er sie aus der Entfernung als unmittelbar Unbeteiligter anschaut. Das ist die poetische Gerechtigkeit der Geschichte.

Oft und viel ist über den Zusammenhang von Kunst und Charakter gesprochen und geschrieben worden. Die einen leugnen jeden Zusammenhang, die anderen glauben fest daran. Die Wahrheit ist, daß die Kunst, wie alles höhere geistige Denken und Handeln, wohl mit dem bürgerlichen Charakter zusammenhängt, daß Eigenschaften der Disziplin, Konsequenz, Ehrlichkeit, des Fleißes und der Geduld sowohl den bürgerlichen wie den künstlerischen Charakter zieren, daß solche Eigenschaften den Künstler zweifellos fördern und seinem Werke zugute kommen, daß diesen

Förderungen aber auch gefährliche Hemmungen gegenüberstehen, daß die Kunst in den ganz entscheidenden Fragen wenig mit dem bürgerlichen, alles jedoch mit dem künstlerischen Charakter zu tun hat.

*

GEDANKE UND GESTALT

SECHS EPIGRAMME VON ALBRECHT SCHAEFFER

I

Als ich jung war, sucht ich vergebens das Ganze zu fassen,
Und das Einzelne welkt' oder zerbröckelte mir.
Nun ich älter geworden, gelingt ein Einzelnes öfters,
Das beschenkt mich aus sich mit dem Ganzen zugleich.
Hand des Knaben, du möchtest das All umspannen? — Doch wer den
Tau zu fassen gelernt, hält die Kugel der Welt.

2

Zweifler an Allem, dem Alles zerscherbt — nun siehe, da stehst du
Heil aber heillos da in der zertrümmerten Welt. —
Glaube an Alles und nur an dich nicht! Immer dann füllt dein
Tief einsaugendes Herz sich mit heilender Welt.

3

In das Unendliche fuhrst du zu hundert Malen und fandest
Immer am Ende nur dich mit dem verendeten Traum?

Bliebest du doch wie die Blume am Ort, nur warm und nur offen,
Das Unendliche zart bildet' als Tau sich in dir.

4

Als du pochtest mit Brunst an alle Pforten, so blieben
Alle verschlossen und stumm. Seit du in dich gekehrt,
Aber voll Liebe bist, so sprangen die Pforten und sandten
Innige Wesen dir zu, alle voll Sehnsucht nach dir.

5

EINER SCHWÄRMERIN

Jeden Morgen von neuem ertränkst du dich in dem Meer der
Liebe, und selig ersäuft treibst du als Leiche am Tag.
Fülltest du morgendlich dir nur einen Becher des Herzens,
Taglang Leben und Kraft strömten die Hände dir aus;
Schliefest du wie ein Leichnam die Nacht, ein selig entseelter,
Auferstündest du dann: Tod und Leben – ein Tag.

6

HEILIGE ZEIT

Aber die Liebende kennt nicht Regel und Vorsatz; in ihr wird
Reif die süße Natur, wo sie gebettet ihr Herz.
Leben und Tod sind ihr die Fittiche, sicher zu schweben,
Ein geflügeltes Herz durch die heilige Zeit.

*

GULLIVERS
REISE NACH GLUBBDUBDRIB
VON JONATHAN SWIFT

Glubbdubdrib bedeutet, soweit ich das Wort auslegen kann, die Insel der Zauberer oder Magier. Sie ist ungefähr ein Drittel so groß wie die Insel Wight und außerordentlich fruchtbar; beherrscht wird sie vom Oberhaupt eines Stammes, der ganz aus Magiern besteht. Dieser Stamm heiratet nur unter sich, und der jeweilige Stammesälteste ist stets Fürst oder Statthalter. Er hat einen vornehmen Palast und einen Park von etwa zwölftausend Ruten, umgeben von einer zwanzig Fuß hohen Mauer aus Haustein. In diesem Parke befinden sich verschiedene kleine Umhegungen für Vieh, Korn und Gartenbau.

Der Statthalter und seine Sippe werden von einer etwas ungewöhnlichen Art von Dienern umgeben und bedient. Durch seine Geschicklichkeit im Zaubern besitzt er die Macht, jeden, den er will, von den Toten heraufzurufen und für vierundzwanzig Stunden seine Dienste zu fordern, aber nicht länger; und er kann ein und dieselbe Persönlichkeit auch nicht in weniger als drei Monaten wieder heraufkommen lassen, ausgenommen bei ganz besonderen Anlässen.

Bei unserer Ankunft auf der Insel, die etwa um elf Uhr morgens stattfand, ging einer der mich begleitenden Herren zum Statthalter und bat um Zutritt für einen Fremden, der mit der Absicht käme, sich die Ehre zu geben, Seiner Hoheit aufzuwarten. Dieser wurde sofort bewilligt, und wir betraten alle drei den Palast zwischen zwei Reihen von in

sehr altertümlicher Weise bewaffneten und gekleideten Wachen, die auch in ihrem Gesichtsausdruck etwas hatten, was mir vor unaussprechlicher Angst eine wahre Gänsehaut beibrachte. Wir gingen durch verschiedene Zimmer, zwischen beiderseits aufgestellten Bedienten der gleichen Art hindurch, bis wir in den Empfangsraum kamen, wo wir uns nach drei tiefen Verbeugungen und ein paar allgemeinen Fragen neben der untersten Stufe des Thrones Seiner Hoheit auf drei Stühle setzen durften. Er verstand die Sprache von Balnibarbi, obwohl sie von der dieser Insel verschieden war. Er bat mich, ihm über meine Reisen Bericht zu erstatten; und um mir zu zeigen, ich solle ohne alle steifen Förmlichkeiten behandelt werden, entließ er seine sämtlichen Begleiter durch eine Drehung seines Fingers; worauf sie zu meinem größten Erstaunen augenblicklich wie Traumbilder bei plötzlichem Erwachen verschwanden. Ich konnte mich eine Zeitlang gar nicht erholen, bis der Statthalter mir versicherte, „es würde mir nichts geschehen"; und als ich bemerkte, daß meine beiden Begleiter, die er schon oft auf diese Weise unterhalten hatte, kein Zeichen von Angst erkennen ließen, begann ich Mut zu fassen und gab Seiner Hoheit eine kurze Geschichte meiner verschiedenen Abenteuer, jedoch nicht ohne ein gewisses Zaudern und häufige Blicke nach der Stelle, wo ich diese Hausgeister bemerkt hatte. Ich hatte die Ehre, mit dem Statthalter zu speisen, wobei eine neue Schar von Geistern die Gerichte auftrug und bei Tafel aufwartete. Jetzt aber fühlte ich mich weniger erschreckt als am Morgen. Ich blieb bis Sonnenuntergang, bat aber Seine Hoheit um Entschuldigung, wenn ich seine Einladung, im Palaste zu

wohnen, nicht annähme. Meine beiden Freunde und ich lagen in einem Privathause in der nahe liegenden Stadt, der Hauptstadt der Insel; und am nächsten Morgen gingen wir wieder hin, um dem Statthalter unsere Aufwartung zu machen, da er geruhte, uns holen zu lassen.

Auf diese Weise verblieben wir zehn Tage auf der Insel, den längsten Teil jedes Tages beim Statthalter und nachts in unserer Herberge. Ich hatte mich bald so an den Anblick von Geistern gewöhnt, daß sie nach dem dritten oder vierten Male gar keinen Eindruck mehr auf mich machten; oder falls noch einige Befürchtungen zurückgeblieben waren, so gewann meine Neugierde doch die Oberhand. Denn Seine Hoheit der Statthalter gaben mir auf, „jede beliebige Person, die mir einfiele, bei Namen zu nennen, oder soviele ich wünschte, unter allen Toten von Anbeginn der Welt an bis zum gegenwärtigen Augenblick, und ihnen zu befehlen, mir jede Frage zu beantworten, die ich für passend hielte zu stellen; nur unter der einen Bedingung, daß meine Fragen sich auf die Zeit beschränken müßten, zu der sie gelebt hätten. Und auf eines könnte ich mich verlassen, daß sie mir nämlich ganz gewiß die Wahrheit sagen würden, denn Lügen sei eine für die Unterwelt nutzlose Anlage."

Ich sprach Seiner Hoheit meinen ergebensten Dank für eine so große Gunst aus. Wir befanden uns in einem Raume, von dem aus man einen hübschen Überblick über den Park hatte. Und da ich mich zunächst geneigt fühlte, mich an Aufzügen voller Prunk und Pracht zu ergötzen, so wünschte ich Alexander den Großen an der Spitze seines Heeres grade nach der Schlacht bei Arbela zu sehen; dieser erschien auch

sofort auf eine Fingerbewegung des Statthalters in einem weiten Felde unter dem Fenster, an dem wir standen. Alexander wurde in das Zimmer hinaufgerufen; sein Griechisch konnte ich nur mit großer Schwierigkeit verstehen und erinnerte mich auch nur wenig des meinigen. Er versicherte mir auf Ehrenwort, „er sei nicht vergiftet worden, sondern sei an einem bösartigen Fieber infolge zu unmäßigen Trinkens gestorben."

Dann sah ich Hannibal über die Alpen ziehen, der mir erzählte, „er habe keinen Tropfen Essig mehr im Lager."

Ich sah Cäsar und Pompejus an der Spitze ihrer Truppen grade vor der Schlacht. Den ersteren sah ich bei seinem letzten großen Triumphzuge. Ich wünschte, der Senat von Rom möchte in einem weiten Raume vor mir erscheinen, und eine neuzeitliche Vertreterversammlung als Gegenstück in einem anderen. Der erstere kam uns vor wie eine Versammlung von Helden und Halbgöttern, die andere wie ein Haufen von Hausierern, Taschendieben, Straßenräubern und Rauhbeinen.

Auf meine Bitte gab der Statthalter Cäsar und Brutus ein Zeichen, zu uns zu kommen. Beim Anblicke Brutus' wurde ich von tiefer Verehrung erfaßt und konnte leicht die höchste Tugend, größte Unerschrockenheit und Geistesstärke, wahrhaftigste Vaterlandsliebe und allgemeines Wohlwollen in jedem Zuge seines Gesichtes erkennen. Mit großem Vergnügen bemerkte ich, in wie gutem Einvernehmen diese beiden Männer miteinander standen; und Cäsar gab mir aus freien Stücken zu, „die größten Handlungen seines Lebens kämen bei weitem nicht an Ruhm seiner Vernichtung gleich." Ich hatte die Ehre einer langen

Unterhaltung mit Brutus und ließ mir sagen, „sein Vorfahr Junius, Sokrates, Epaminondas, der jüngere Cato, Sir Thomas Moore und er selbst wären beständig zusammen"; sechs Männer, denen alle Weltalter nicht einen siebenten an die Seite stellen können.

Es würde langweilig sein, wollte ich den Leser mit einer Aufzählung aller der berühmten Männer ermüden, die aufgerufen wurden, um meinen unersättlichen Durst zu befriedigen, die Welt in jedem Zeitabschnitte des Altertums vor mir dargestellt zu sehen. Ich erlabte meine Augen hauptsächlich am Anblick von Vernichtern von Gewaltherrschern und Thronräubern und an Wiederaufrichtern der Freiheit unterdrückter und unrecht behandelter Völker. Aber es ist ganz unmöglich, die Befriedigung zu schildern, die ich nach einer solchen Darbietung im Geiste empfand, als daß ich sie zu einer passenden Unterhaltung für den Leser machen könnte.

In meiner Begierde, auch diejenigen Alten zu sehen, die vor allem berühmt waren wegen ihres Witzes und ihrer Gelehrsamkeit, setzte ich einen besonderen Tag hierfür an. Ich schlug vor, Homer und Aristoteles möchten an der Spitze aller ihrer Ausleger erscheinen; aber diese waren so zahlreich, daß ein paar hundert gezwungen waren, im Hofe und in den äußeren Räumen des Palastes zu warten. Ich erkannte diese beiden Helden auf den ersten Blick, so daß ich sie nicht nur von der Menge, sondern auch voneinander unterschied. Homer war der Größere und Schönere von beiden, ging sehr aufrecht für jemand seines Alters, und seine Augen waren die lebhaftesten und durchdringendsten, die ich jemals gesehen habe. Aristoteles ging sehr gebückt

und brauchte einen Stab. Sein Gesicht war mager, sein Haar geschmeidig und dünn, und seine Stimme klang hohl. Ich merkte bald, daß beide dem Rest der Gesellschaft vollkommen fremd waren und sie weder jemals gesehen noch etwas von ihnen gehört hatten; und ein Geist, der ungenannt bleiben soll, flüsterte mir zu, „diese Ausleger hielten sich stets von ihren Urbildern in der Unterwelt infolge ihres Schuldbewußtseins und ihrer Scham möglichst weit entfernt, weil sie die Absichten dieser Verfasser der Nachwelt so scheußlich entstellt wiedergegeben hätten." Ich stellte Homer Didymus und Eustatius vor und vermochte so viel über ihn, daß er sie vielleicht besser behandelte, als sie verdienten, denn er fand bald heraus, sie ermangelten des Geistes, um in das Wesen eines Dichters einzudringen. Aristoteles aber verlor seine Geduld völlig, als ich ihm von Scotus und Ramus berichtete, während ich sie ihm vorstellte; und er fragte sie, „ob der Rest ihrer Gilde ebensolche Schafsköpfe wären wie sie selber?"
Dann bat ich den Statthalter, Descartes und Gassendi heraufzurufen, und brachte sie dazu, Aristoteles ihre Systeme zu erklären. Der große Naturforscher gab seine eigenen Irrtümer auf naturgeschichtlichem Gebiete freimütig zu, weil er in vielen Fällen nur auf Mutmaßungen hin hätte vorgehen können, wie alle Menschen es müssen; und er fand, Gassendi, der die Lehre Epikurs so schmackhaft gemacht hatte, wie er nur konnte, und die Wirbel Descartes' müßten beide in die Luft fliegen. Der Anziehungskraft, die unsere gegenwärtigen Gelehrten so eifrig verfechten, sagte er dasselbe Schicksal voraus. Er meinte, „neue Systeme in der Natur wären nur neue Moden, die sich mit jedem

Zeitalter änderten; und selbst diejenigen, die behaupteten, sie stellten sie nach mathematischen Grundsätzen dar, würden doch nur kurze Zeit in Blüte stehen und zu ihrer Zeit wieder außer Mode geraten.“

Ich verbrachte fünf Tage in der Unterhaltung mit vielen anderen gelehrten Alten. Die meisten der römischen Kaiser sah ich. Ferner vermochte ich den Statthalter, Heliogabals Köche heraufzurufen, um uns ein Mahl anzurichten, aber sie konnten uns ihre Geschicklichkeit nicht recht zeigen, weil zu wenig Rohstoffe da waren. Ein Helot des Agesilaos machte uns eine spartanische Suppe, aber ich konnte keinen zweiten Löffel voll hinunterbringen.

Die beiden Herren, die mich nach der Insel begleitet hatten, mußten wegen eigener Angelegenheiten in drei Tagen zurück, und diese wandte ich an, um einige neuzeitliche Tote zu sehen, die in den letzten zwei- oder dreihundert Jahren die bedeutendsten Rollen in unseren oder anderen europäischen Ländern gespielt hatten; und da ich stets ein Bewunderer unserer alten vornehmen Familien gewesen war, bat ich den Statthalter, er möchte mir ein oder zwei Dutzend unserer Könige mit ihren Vorfahren heraufrufen, von etwa acht oder neun Geschlechterfolgen. Meine Enttäuschung jedoch war unerwartet und jammervoll. Denn anstatt einer langen Reihe mit königlichen Diademen sah ich in einem Geschlechte zwei Fiedler, drei zierliche Hofleute und einen italienischen Pfaffen. In einem anderen einen Bartscherer, einen Abt und zwei Kardinäle. Ich bebesitze eine zu hohe Verehrung für gekrönte Häupter, als daß ich länger bei einer so netten Geschichte verweilt hätte. Bei Grafen, Markgrafen, Herzögen, Earls und der-



Holzschnitt von Frans Masereel aus Verhaeren,
Der seltsame Handwerker

gleichen war ich dagegen nicht so feinfühlig. Und ich gestehe, es geschah nicht ganz ohne Vergnügen, als ich die besonderen Züge, durch die manche ihrer Sippen sich auszeichnen, bis zu ihren Urbildern zurückverfolgen konnte. Ich vermochte ganz deutlich zu entdecken, woher eine ihr langes Kinn herleitet, warum eine zweite durch zwei Geschlechter hindurch soviel Schufte aufwies und in zwei weiteren so viele Narren; warum eine dritte einen Knacks weg hatte und eine vierte nur aus Gaunern bestand; woher es kam, daß, wie Polydor Virgil von einem gewissen ganz, ganz großen Hause sagt: Nec vir fortis, nec femina casta da war, wie Grausamkeit, Falschheit und Feigheit zu Kennzeichen werden konnten, durch die gewisse Sippen sich ebenso auszeichnen wie durch ihre Wappen; wer zuerst die Blattern in ein edles Haus hineinbrachte, die sich mit ihren Skrofelgeschwülsten auf die Nachwelt fortgepflanzt haben. Ich vermochte mich auch über alles dies gar nicht zu wundern, als ich eine derartige Unterbrechung der Stammfolgen durch Pagen, Lakaien, Bediente, Kutscher, Wildhüter, Fiedler, Schauspieler, Kapitäne und Taschendiebe erblickte.

Oft hatte ich von großen Dienstleistungen für Fürsten und Staaten gelesen und wünschte nun die Leute zu sehen, durch die diese Dienste wirklich verrichtet worden waren. Auf eine Umfrage wurde mir mitgeteilt, „ihre Namen ständen in keinem Bericht, ausgenommen die einiger weniger, welche die Weltgeschichte als niedrigste Schufte und Verräter hingestellt habe“. Was den Rest anlangte, so hatte ich von ihnen nie gehört. Sie erschienen sämtlich mit niedergeschlagenen Augen und in armseligster Kleidung; die

meisten von ihnen erzählten mir, „sie wären in Armut und Schande gestorben“, und der Rest auf dem Schafott oder am Galgen.
Unter anderen war da ein Mann, dessen Fall mir etwas merkwürdig vorkam. Er hatte einen Jüngling von etwa achtzehn Jahren neben sich stehen. Er erzählte mir, „viele Jahre lang wäre er Führer eines Schiffes gewesen, und in der Seeschlacht bei Actium habe er das Glück gehabt, durch die mächtige Schlachtlinie der Feinde zu brechen, drei ihrer besten Schiffe zu versenken und ein viertes zu nehmen, was die einzige Ursache von Antonius' Flucht und des nachfolgenden Sieges gewesen sei; der neben ihm stehende Jüngling, sein einziger Sohn, sei in der Schlacht getötet worden“. Er fuhr fort, „im Vertrauen auf seine Verdienste wäre er bei Kriegsende nach Rom gegangen und hätte sich an Augustus' Hof um Versetzung auf ein größeres Schiff bemüht, dessen Führer getötet worden wäre; dieses sei aber ohne jede Rücksicht auf seine Ansprüche einem Knaben gegeben worden, der die See noch nie gesehen hätte, einem Sohne der Libertina, der Dienerin einer der Beischläferinnen des Kaisers. Bei seiner Rückkehr an Bord seines eigenen Schiffes sei er der Pflichtvernachlässigung angeklagt und sein Schiff einem der Lieblingspagen Publicolas, des Vizeadmirals, gegeben worden; daraufhin habe er sich auf ein armseliges Gut weit weg von Rom zurückgezogen und habe dort sein Leben beschlossen“. Ich war so erpicht darauf, die Wahrheit dieser Geschichte zu erfahren, daß ich darum bat, Agrippa möchte heraufgerufen werden, der in jener Schlacht Admiral gewesen war. Er erschien und bestätigte die ganze Erzählung, aber in einer für den Kapitän noch

viel vorteilhafteren Weise, der in seiner Bescheidenheit einen großen Teil seiner Verdienste abgeschwächt oder verschwiegen hatte.

Ich war überrascht, als ich fand, wie hoch empor und wie rasch die Verderbnis in jenem Kaiserreiche infolge der eben erst eingeführten Prunkliebe angewachsen war; dies ließ mich beim Vergleich mit manchen ähnlichen Fällen in andern Ländern weniger Verwunderung empfinden, wo Laster aller Art so viel länger geherrscht hatten, und wo alles Lob sowohl als etwa eine Plünderung durch den Oberbefehlshaber übertrieben wurden, der am Ende den geringsten Anspruch auf beide besaß.

Da jeder, der heraufgerufen wurde, in derselben äußeren Erscheinung kam, die er in der Welt besessen hatte, versetzte mich die Beobachtung, wie tief die menschliche Rasse innerhalb der vergangenen hundert Jahre heruntergekommen sei, in trübseliges Nachdenken; wie die Blattern mit all ihren Folgen und Nebenformen jeden Zug des englischen Gesichts verändert haben, die Körpergröße verringert, die Nerven erschlafft, Sehnen und Muskeln erweicht, eine schmutzige Gesichtsfarbe erzeugt und das Fleisch wabbelig und ranzig gemacht haben.

Ich ging so weit hinunter, daß ich darum bat, es möchten ein paar freie Bauern alten Schlages aufgefordert werden, zu erscheinen, die einst so berühmt waren wegen ihrer Sitten, Lebensweise und Kleidung, wegen der Rechtschaffenheit ihrer Handlungen, ihrer wahren Freiheitsliebe, ihres Mutes und ihrer Vaterlandsliebe. Ich fühlte mich auch stark berührt durch den Vergleich der Lebenden mit den Toten, wenn ich bedachte, wie alle diese angeborenen

reinen Tugenden durch die Enkel für ein Stück Geld preisgegeben worden waren, die durch Verkauf ihrer Stimmen bei den Wahlen jedes bei Hofe nur erlernbare Laster erworben haben.

Aus der neuen, vollständigen Ausgabe von „Gullivers Reisen“ in der Bibliothek der Romane.

*

ARISTIDE MAILLOL
VON HARRY GRAF KESSLER

RODIN steht in seinem gewaltigen, lichtdurchströmten Ateliersaal in Meudon, der von dem riesigen weißen Balzac beherrscht wird, und zieht aus einem der großen Schränke, in denen er seine Skizzen aufbewahrt, eine kleine Tonfigur, die er zwischen gierigen Fingerspitzen liebkost: „Kennen Sie den, der das gemacht hat? Er ist unser stärkster Bildhauer.“ So lernte ich Maillol kennen; etwa 1904 oder 1905. Bald darauf begann Maillol seine großen Stein- und Bronzefiguren, die auf den Ausstellungen des Salon d'Automne seinen Ruf begründeten und ihn zu einem Rivalen von Rodin in der Wertschätzung der Pariser Kunstkenner machten. Rodin und Maillol, zwei Antipoden, die mit Achtung voneinander sprachen, aber weit getrennte Wege gingen: Rodin, der Fortsetzer der französischen späten Gotik und des „Dix-huitième“, der Meister des Details, der realistischen Beobachtung, der zart oder stürmisch bewegten Oberfläche, der dramatischen Silhouette; Maillol, der Grieche, der Meister der Masse, der runden Fülle körperlichen Blühens, das ans Licht strebt, bei dem das Detail

aber nur so viel Wert hat wie beim Obstbaum der weiße Blütenschleier, der seine Struktur und den mächtigen Drang seines Saftes einen Augenblick verklärt. Rodin, in genialer Hast Skizzen über Skizzen hinausschleudernd wie ein Improvisator, Maillol, langsam mit Überlegung und Berechnung schaffend wie ein Architekt. Dort Hunderte von Werken und Skizzen, genialen Anläufen, unerhörten Fragmenten, ein brodelnder Kessel unaufhaltsam in Fluß und Wandlung begriffener Formen; hier verhältnismäßig wenige jahrelang durchdachte Werke, die, je länger der Künstler an ihnen arbeitet, im Einzelnen immer einfacher, im Ganzen immer komplizierter werden. Vor einer antiken Venus im Louvre, die an der afrikanischen Küste jahrhundertelang vom Meer bespült und von den Wellen wie von den Händen eines großen Künstlers geglättet und vereinfacht worden ist, aber um so gewaltiger heute in unverwüstlicher Schönheit dasteht, sagte mir Maillol einmal: „Sehen Sie, diese Figur ist meine Lehrmeisterin gewesen. Von einem Rodin, der das durchgemacht hätte, wäre nichts geblieben. Diese Figur hat mich gelehrt, was Plastik ist. Eine Statue muß schön sein, auch wenn ihre Oberfläche zerstört und kieselglatt geschliffen ist." Dann bleibt nämlich das Wesentliche ihrer Schönheit, wenn sie wirklich plastisch erfunden ist, das Wunder einer beglückenden Harmonie ihrer Massen.

Daher spielen die Extremitäten, Hände und Füße, die bei den Pathetikern der späten Gotik und des Barock oft erst den Akzent geben, bei Maillol eine geringe Rolle; manchmal sind sie fast nur angedeutet: das künstlerische Schwergewicht liegt bei seinen Figuren im Mittelpunkt der Körper-

masse, im Becken, in den Schenkeln, in der Brust, im Rücken; der Torso von den Knien bis zum Halsansatz ist das plastische Motiv: das übrige, selbst Kopf und Arme, sind nur eine Begleitmusik zu dieser Grundmelodie, deren Massen wie die Töne eines musikalischen Motivs nur so und nicht anders sein können. Daher wehrt sich Maillol nicht ohne Bitterkeit gegen den Vorwurf, daß seine Bevorzugung eines bestimmten schweren Frauentypus die Schönheit seiner Plastik beeinträchtige. Denn das Modell ist gleichgültig, wenn es nur ein plastisches Motiv abgibt. Als Ausgangspunkt hat Maillol die Form gewählt, in der ihm bei den Mädchen seiner Heimat das Weib zuerst aufgegangen ist, einen etwas üppigen Typus mit schweren Brüsten, schweren Beinen und festem, vom Tragen von Kannen und Körben auf dem Kopf zu athletenhaftem Schwunge durchgebildeten Hals und Rücken. Aber diesem etwas schweren Frauentypus sucht er die süßen Harmonien zu entlocken, die er birgt. „Erinnern Sie sich," sagte er mir vor kurzem, „wie d'Annunzio in meinem Atelier in Marly zu mir sagte, meine Statuen seien schön, nur hätten sie zu dicke Beine! Er bewies dadurch, daß er nichts von Plastik versteht. Was der Bildhauer sucht, ist die Harmonie der Körpermassen. Zu der einen Harmonie gehören dicke Beine, zu einer anderen schlanke. Ich hätte auch Figuren mit schlanken Beinen bilden können; aber ich habe die Frauen und Mädchen von Banyuls vor Augen gehabt und die Harmonien gesucht, die sie mir darboten."

In der Tat ist Maillol so fest wie wenige Künstler in einem ganz bestimmten Fleck Erde verwurzelt. Zwischen einer blauen, weit geschwungenen Bucht des Mittelmeeres und

kleinen, runden, spitzen Hügelkuppen, die nach Maillols Ausdruck „Frauenbrüsten gleichen“ und sanft zu den fernen Schneegipfeln der Pyrenäen aufsteigen, liegt das Fischerdorf Banyuls. Umgebung und Leben der Bevölkerung, die unter einem leichten französischen Anstrich ihre Ursprünglichkeit und ihre katalanische Sprache bewahrt hat, sind noch fast antik, antik-griechisch, ja homerisch. Die Männer fischen, oder abwechselnd pflegen sie im Frühling und Herbst ihre Weingärten. Die Frauen waschen ihre Wäsche wie Nausikaa im Bergbach, kurz bevor er in die Brandung mündet. Die älteren Matronen, herbe, dunkle Frauen, wandeln in schwarzen Umhängen und schwarzen Schleiern wie Priesterinnen. Die Mädchen stehen abends breitschultrig mit Kannen am Brunnen. Das einzig Dunkle in der umrahmenden Landschaft sind die schwarzen Pyramiden der Zypressen an der Gräberstraße, die wie in Pompeji zwischen weißen Grabmonumenten aus der Stadt in die Felder führt. Sonst ist das ganze Land auf zarte, aber feste Untertöne von Silbergrau, hellem Schokoladenbraun und Opal gestimmt, die durch eine sanfte Erdenschwere der blauen Glut des Himmels und des Meeres trotzen. Wenn Odysseus hier landete, würde er eine Heimat wie die seinige wiedererkennen: und diese Heimat ist die Maillols.

Gewiß ist Maillol, der als junger Malschüler mit einem winzigen Stipendium ein Jahrzehnt des Elends in Paris durchlebte und jetzt jedes Jahr mehrere Monate auf dem Lande bei Paris, in Marly (dem „königlichen“ Marly Ludwigs des XIV.) in einem bauernhofartigen, selbstgebauten Atelier arbeitet, fremden Einflüssen nicht ausgewichen. Er

gehört zum Freundeskreise der Künstler, die nach den großen Impressionisten in Paris in den Vordergrund rückten: Bonnard, Vuillard, Roussel, Maurice Denis, Matisse. Mit Picasso und dem sonderbaren, geniehaften, aus einem Vagabundenleben zu starkem Schaffen emporgewachsenen Spanier Manolo hängt er landsmännisch zusammen. Einen tieferen Einfluß haben aber auf ihn doch nur Gauguin und die frühen Griechen ausgeübt. Gauguin war sein um mehrere Jahre älterer Freund und hat ihm, wie er sagt, „die Augen geöffnet". Er ist durch ihn aus dem Impressionistischen heraus zum Dekorativen und Monumentalen gekommen. Er hat damals, weil er nicht die Kraft zu haben glaubte, in der Malerei das auf der Akademie Gelernte zu vergessen, zur Stickerei gegriffen und für seine erste Gönnerin, die Fürstin Bibesco, große gobelinartige Wandteppiche gestickt. Daneben im selben Geiste Majoliken geschaffen und, um die tiefen weißen und blauen Glasuren zu erzielen, die die alten Majoliken so kostbar machen, in einem eigenen Ofen nach eigenen Rezepten gebrannt: Vasen, Wandbrunnen mit zarten Frauenfiguren, zum Teil im Hochrelief, die wie jüngere Schwestern der Frauen von Jean Goujon und Bernard Palissy anmuten. Dann versuchte er und brannte in seinem Ofen kleine Tonfiguren und kam so wieder zur Plastik, in der er sich bereits als junger Kunstschüler auf der Kunstschule zu Perpignan versucht hatte.

Aber Gauguin offenbarte ihm noch ein zweites, nämlich das Paradiesische im Verhältnis zwischen Mensch und Natur, die blütenhafte und geheimnisvolle Schönheit des Menschen, der wie ein junges Tier, ein Reh, ein Vogel

durch nichts abgesondert ist von der Natur. Dieses Paradiesische, das Gauguin in Tahiti suchen ging, hatte Maillol ganz nahe in seinem Heimatdorf. Dort trennt die Menschen nur eine dünne, durchsichtige Schicht von Namen und Gebräuchen von der Natur, Madonnen, die in Wirklichkeit Quellnymphen, Heilige, die Berggötter, Feste, die noch die der örtlichen Urreligion sind; ihre Körper, ihre Gebärden, ihre Gefühle wachsen wie die Steineichen und der wilde Lorbeer aus dem Boden. Maillol brauchte nur darauf hingeführt zu werden und fand dann den Zauber, der von der ungelösten Verbundenheit von Mensch und Natur ausgeht, tausendfach in seiner Erinnerung als eigenes Gut.
Dieses Gefühl für das Paradiesische des Verhältnisses zwischen Mensch und Natur, wenn es nie gestört worden ist, beherrscht seine Gestaltung des Nackten. Er bildet wirklich nackte Menschen, nicht bloß ausgezogene; nicht dämonisch ausgezogene wie Rodin, nicht dekorativ und der Feierlichkeit wegen ausgezogene wie Marées oder Puvis de Chavannes, nicht pariserisch bis zur Nacktheit dekolletierte wie Toulouse-Lautrec oder Bonnard. Die Haut der Maillolschen Frauen und Jünglinge ist noch nie durch Hüllen oder Scham von der Sonne getrennt gewesen, sie hat zum Licht und zu den Augen der anderen Menschen die gleiche naive, völlig unethische Beziehung wie die Oberfläche eines Rosenblattes oder der Farbenstaub auf den Flügeln eines Schmetterlings. In dieser Naivität seines Nackten berührt er sich gefühlsmäßig mit den Griechen, so wie er sich in seinem Begriff der Plastik, daß sie nämlich nicht eine bloße Wiederholung der Natur, sondern e i n e Harmonie von Massen sei, technisch mit ihnen be-

rührt. Daher mußte die Epoche der griechischen Plastik, die jenen Begriff der Plastik am reinsten in die Wirklichkeit umsetzt und gleichzeitig das Nackte am naivsten behandelt, das frühe fünfte Jahrhundert, auf ihn wie eine Bestätigung seines eigenen Kunstwillens wirken. In Olympia lehnte er, als wir zusammen dort waren, den Hermes des Praxiteles ab; aber die Giebelfiguren und Metopen des Zeustempels redeten zu ihm wie Brüder und Schwestern in seiner eigenen Sprache.

Die Griechen führten ihn also ebenso wie Gauguin nur tiefer in sich selbst und seine Heimat zurück. Die Gegensätze, die den modernen Künstler zersplittern und zur problematischen Figur machen, die Konflikte zwischen modern und antik, zwischen Mensch und Natur, zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit, sind für Maillol nicht vorhanden. Er ist innerlich ohne sie und steht daher in der modernen Welt mit seinem Werk abseits und allein. Das ist das eine, was ihn und seine Kunst kennzeichnet.

Das andere ist, daß sein Werk trotz seines klassisch unproblematischen Bodens kein kaltes ist, sondern ein warmes, ein nicht von Leidenschaft, aber von einer alles durchdringenden Zärtlichkeit glühendes. Jede Fläche seiner Figuren wird von dieser Zärtlichkeit erwärmt, die nicht wie die Flamme der Romantiker sengt und verzerrt, sondern wie ein in stiller, reiner Luft brennendes Licht, oder wie die Sonne, die Gegenstände ihrer Liebe gleichmäßig streichelt und erhellt. Die Schönheit der Natur erschließt sich Maillol ganz nur im Liebesglück. Stendhals „La beauté est une promesse de bonheur“ definiert genau, was er als Schönheit empfindet und zu geben sucht. Jedes seiner Werke ist eine



a virgo infelix quae te dementia cepit!
Proetides inplerunt falsis mugitibus agros,
at non tam turpis pecudum tamen ulla secuta
concubitus, quamvis collo timuisset aratrum
et saepe in levi quaesisset cornua fronte.
a virgo infelix, tu nunc in montibus erras:
ille latus niveum molli fultus hyacintho
ilice sub nigra pallentis ruminat herbas,
aut aliquam in magno sequitur grege. claudite, nymphae
Dictaeae nymphae, nemorum iam claudite saltus,
si qua forte ferant oculis sese obvia nostris
errabunda bovis vestigia; forsitan illum
aut herba captum viridi aut armenta secutum

Seite aus Vergils „Eclogen“ mit Holzschnitt von Aristide Maillol

von Zärtlichkeit, von Liebesglück durchglühte Harmonie plastischer Massen.
Daher ist er wie manche der größten französischen Künstler durch und durch Lyriker: wie die Bildner, Glasmaler, Architekten der französischen Gotik, wie Poussin, Claude, Watteau, Fragonard, wie Ingres, Corot und Renoir. Die französische Lyrik, die überhaupt in Farben und Massen (architektonischen und plastischen) Größeres geschaffen hat als in der Dichtung – vielleicht weil die analytische Schärfe des Verstandes schwerer an Farben und Massen herankann als an Worte –, hat in Maillol einen neuen großen Lyriker europäischen Formats hervorgebracht. Jede seiner Figuren ist ein Liebeslied. Seine Handzeichnungen sind wie die einzelnen Verse eines Liebesgedichts, das als plastisches Werk erstehen soll. Seine kleinen Tonfiguren und Bronzen haben in den zarten, knappen Liebesgedichten der Antike ihre nächsten Verwandten; eine Verwandtschaft, die sinnfällig und zauberhaft hervortritt in seinen Holzschnitten zu Vergils „Eclogen".
Doch in seinen monumentalen Werken, in den beiden „Hockenden" bei Osthaus in Hagen und bei mir in Berlin, dem Steinrelief des umschlungenen Liebespaares, der „Pomona" in Winterthur, der liegenden Ruhmesgöttin für das Denkmal Cézannes, der Trauernden für das Kriegsdenkmal in Céret, die in übermenschlichem Schmerz wie die Mutter aller Toten des Weltkrieges dasitzt – ja schon in der Holzfigur einer sich Enthüllenden, die zwischen seinen Statuetten und den monumentalen Werken seiner späteren Zeit die Mitte einnimmt, – wächst diese Lyrik über sich hinaus, vertieft und weitet sich, streift die Fesseln



nunc te marmoreum pro tempore fecimus, at tu,
si fetura gregem suppleverit, aureus esto.

CORYDON

Nerine Galatea, thymo mihi dulcior Hyblae,
candidior cygnis, hedera formosior alba,
cum primum pasti repetent praesaepia tauri,
si qua tui Corydonis habet te cura, venito.

THYRSIS

Immo ego Sardoniis videar tibi amarior herbis,
horridior rusco, proiecta vilior alga,
si mihi non haec lux toto iam longior anno est.
ite domum pasti, si quis pudor, ite iuvenci.

CORYDON

Muscosi fontes et somno mollior herba,

Seite aus Vergils „Eclogen" mit Holzschnitt von Aristide Maillol

ab, die sie an den Einzelfall binden, sucht jenseits des Einzelnen und Zufälligen das Allgemeine und Typische. „Ich suche die Idee", antwortet Maillol häufig, wenn man ihn bei seinem langsamen, bedächtigen Arbeiten, das oft kaum voranzuschreiten scheint, fragt, was er macht? Und in der Tat ist der Weg, den er beschreitet, der Platos; der Weg von dem einzelnen Gegenstande, der seine Liebe reizt, an der Hand dieser Liebe zu dem Typischen, das sozusagen die Quintessenz von dessen Liebreiz enthält und das Plato und nach ihm Maillol dessen „Idee" nennen. Mit Begrifflichem oder gar mit einer akademischen „Idealfigur" haben solche als Schöpfungen des Gefühls entstehenden „Ideen" selbstverständlich nichts gemein. Zu ihnen leitet keine Regel, kein Kanon, kein Allerweltsrezept, sondern nur etwas im höchsten Grade Individuelles, nämlich die Liebe, indem sie alles, was ihr nicht zur Nahrung dient, aus ihrem Gegenstande fortglüht, ihn auf das allein vereinfacht, was ihre tiefere Zärtlichkeit befriedigt, und daher vordringt zu einer durch dieses Fegefeuer von allen Zufälligkeiten gereinigten quintessentialen Form, die nicht wie die akademische kälter ist als die Natur, sondern wärmer, schwangerer, erregender.
Diese Vereinfachung durch die höchst individuelle gefühlsmäßige Abstraktion der Liebe begleitet bei Maillol die Vereinfachung durch die plastische Abstraktion der Masse, von der bereits gesprochen wurde. Oder richtiger, sie werden bei ihm zusammen zu einem Akte der künstlerischen Phantasie, über dessen zwei Bestandteile er sich selbst nur dunkel Rechenschaft ablegt, weil sie vollkommen in ihm miteinander verschmolzen sind. Bei anderen Künstlern ist im

Gegenteil oft nur die eine oder die andere dieser Schöpferkräfte vorhanden, oder sie geraten miteinander in Konflikte. Das Ergebnis ihrer absoluten Verschmelzung bei Maillol ist die ihm in jedem seiner Werke mit nachtwandlerischer Sicherheit gelingende vollkommene Synthese zwischen Form und Gefühl.

Trotz dieser Geschlossenheit, oder richtiger gerade weil seine Figuren eine so vollkommen in sich geschlossene Harmonie bilden, streben sie über sich hinaus und heischen Anlehnung an andere ähnliche Harmonien. Anders ausgedrückt: deswegen sind sie echte Monumentalwerke, die mit innerer Logik den Zusammenhang mit einer nach gleichen Prinzipien gestaltenden Architektur fordern. Nichts ist Maillol schmerzlicher, als daß er seine Figuren ohne diese Anlehnung, sozusagen ins Blaue hinein schaffen muß. Sie bleiben für ihn daher bei noch so großer Vollendung Fragmente. Immer wieder klagt er über „dieses dümmste aller Zeitalter", das nicht einmal eine Architektur zuwege bringt. Die graue Steinfigur der „Trauernden" in Céret, die von der schön geschwungenen, blauschwarzen Gebirgswand der Pyrenäen umrahmt wird, ist die einzige seiner Statuen, die den Anschluß an ein umfassendes und harmonisches Ganzes erreicht hat. Daher hat er sich gern einmal in die Architektur des Buches geflüchtet, um wenigstens in diesem kleinen Rahmen eine sichere Anlehnung für die Harmonie seiner Formen zu finden; aus diesem Drang sind die Holzschnitte zum Vergil entstanden. Auch hier ist der Gegensatz zwischen Maillol und Rodin grundlegend. Ein Werk von Rodin lehnt seinen Hintergrund, Architektur, Natur oder Buch, immer ab. Es leitet bloß in

sich hinein, nicht aus sich hinaus in die Umgebung und in die Weite. Rodin war die Blüte des abgerissensten und kompliziertesten Individualismus. Maillols Kunst dagegen strebt auf dem Wege über das Individuelle wieder nach einer Gemeinschaft, die den Einzelnen mit der Gesellschaft, den Menschen mit der Natur, das Individuum mit dem Ganzen versöhnt und zu einer allumfassenden Harmonie vereinigt, in der dann das Kunstwerk als Teil und höchster Ausdruck dieser Harmonie seinen natürlichen Platz hat.
Die Göttlichkeit des Alls und die Vollendung alles dessen, was mit diesem Göttlichen, mit dem Licht, mit der Natur, mit den Sinnen und dem Herzen der Menschen in ungelöster, ungetrübter Verbindung steht, ist der Glaube, den Maillol mit tiefster lyrischer Inbrunst verkündigt. Dieser Glaube wird bei ihm ganz zu plastischer Form; oder richtiger umgekehrt, es ist zu sehen, wie die fortschreitende Vollendung der plastischen Form, je vollkommener sie wird, um so überzeugender diesen Glauben aus sich hervorbringt. Rodin sagte einmal, als wir zusammen Maillol in seinem Atelier besuchten, plötzlich mit monumentaler Kürze: „Die Griechen meißelten das Licht“ (ont sculpté la lumière); und fügte dann nach einer kurzen Pause hinzu: „aber die Künstler der Kathedralen haben es verstanden, an den Eingangsportalen ihrer Dome den Schatten zu meißeln!“ Rodin empfand offenbar seine Abstammung von den Letzteren und das Trennende hierin zwischen ihm und Maillol, das unüberbrückbar Trennende der im Blute liegenden Weltanschauung. Er, dessen tiefste geistige Erlebnisse Dante und Baudelaire waren, gestaltete mit seiner Sehnsucht nach dem

Lichte doch den Schatten, die Schönheit wurde unter seinen Händen Sünde. Maillol schritt auf einem Wege, auf dem er ihm geistig, aber nicht gestaltend folgen konnte, fort und vermochte dithyrambisch überzeugend zu singen, daß Schönheit Unschuld ist. Die Tore zum Paradiese standen offen; aber der Ältere, Nebelgeborene konnte nicht eintreten. Diesem Erlebnis, das auch auf Maillol einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht hat, soll nichts hinzugefügt werden. Es drückt sinnbildlich das Verhältnis Maillols zur ganzen modernen Kunst aus.

*

SCHUBERT IM FREUNDESKREIS

WIE DER „ERLKÖNIG" ENTSTAND

An einem Nachmittag ging ich mit Mayrhofer zu Schubert, der damals bei seinem Vater am Himmelpfortgrunde wohnte. Wir fanden Schubert ganz glühend, den Erlkönig aus einem Buche laut lesend. Er ging mehrmals mit dem Buche auf und ab, plötzlich setzte er sich hin, und in kürzester Zeit stand die herrliche Ballade auf dem Papier. Wir liefen damit, da Schubert kein Klavier besaß, in das Konvikt, und dort wurde der Erlkönig noch denselben Abend gesungen und mit Begeisterung aufgenommen. Der alte Hoforganist Ruzicka spielte ihn dann selbst ohne Gesang in allen Teilen aufmerksam und mit Teilnahme durch und war tief bewegt über die Komposition.

DIE „FORELLE“

Eines Abends lud ich Schubert zu mir, da ich aus einem angesehenen Hause etliche Bouteillen roten Wein als Präsent für mehrmaliges Akkompagnieren erhielt. Nachdem wir den edlen Sexarder bis auf den letzten Tropfen geleert hatten, setzte er sich an mein Pult und komponierte das wunderliebliche Lied „Die Forelle“, das ich noch im Original besitze. – Als er ziemlich damit fertig war, nahm er, schon schläfrig, Tinte statt Streusand, wodurch mehrere Takte beinahe unleserlich wurden. – Er schrieb auch am Rande des Notenblattes folgende Anmerkung: „Teuerster Freund! Es freut mich außerordentlich, daß Ihnen meine Lieder gefallen. Als einen Beweis meiner innigsten Freundschaft schicke ich Ihnen hier ein anderes, welches ich eben jetzt bei Anselm Hüttenbrenner nachts zwölf Uhr geschrieben habe. Ich wünschte, daß ich bei einem Glas Punsch nähere Freundschaft mit Ihnen schließen könnte. Eben als ich in Eile das Ding bestreuen wollte, nahm ich, etwas schlaftrunken, das Tintenfaß und goß es ganz gemächlich darüber. Welches Unheil!“ Das war am 21. Februar 1818, nachts um zwölf Uhr.

AUS EINEM VERLORENGEGANGENEN TAGEBUCH SCHUBERTS VON 1824

O Phantasie! Du höchstes Kleinod der Menschen, du unerschöpflicher Quell, aus dem sowohl Künstler als Gelehrte trinken! O bleibe noch bei uns, wenn auch von wenigen nur anerkannt und verehrt, um uns vor jener sogenannten Aufklärung, jenem häßlichen Gerippe ohne Fleisch und Blut, zu bewahren!

Bauernfeld vermerkt im Tagebuch: Am 26. ist Beethoven gestorben, sechsundfünfzig Jahre alt. Heute war sein Leichenbegängnis. Ich ging mit Schubert. Anschütz hielt vor dem Währinger Kirchhof eine Leichenrede von Grillparzer.

Aus Franz von Hartmanns Tagebuch: 29. März 1827: Mit Fritz und Haas Beethovens Begräbnis angesehen. Sie dauert sehr lange, und eine Menge von Zuschauern sind dabei. Es wird eine Miserere von ihm selbst gesungen, und viele Kompositeurs gehen mit. Mit Schober, Schwind und Karl Revertera gehen wir hinaus in den Kirchhof, wo er begraben wird (in Währing). Da warteten wir eineinhalb Stunden, bis endlich der Anschütz usw. kommen. Um diesen wird ein Kreis geschlossen, und da der Sarg endlich kommt, hält er eine herrliche Rede (von Grillparzer verfaßt), worin er auch den herrlichen Beethoven als Menschen ganz seiner würdig schildert. Nach Haus mit Enderes, Schubert, Schober, Bauernfeld.

Anselm Hüttenbrenner erzählt: Schubert schritt im Trauergefolge, eine brennende Kerze tragend. Nach beendigter Feier fanden sich die Freunde „auf der Mehlgrube" am Neuen Markt zusammen. „Auf den, den wir jetzt begraben haben!" sprach Schubert beim ersten Glas. Und beim zweiten: „Auf den, der der nächste sein wird!"

SCHWIND AUF FREIERSFÜSSEN

Schwind hatte um Netti (Hönig) geworben, und zwar in zerrissenem Frack. Die Sippschaft des Mädchens wurde

zusammengetrommelt, ein kleines Heer von Muhmen und Basen, Oheims und Vettern, alten Hofräten und dergleichen, kurz eine Kaffee- und Whist-, nebenbei Brautgesellschaft. Freund Moritz wollte erst gar nicht dabei erscheinen oder im Malerrock, da ihm der Frack fehlte, mit welchem ihm zuletzt einer der Freunde aushalf; dann dachte er daran, gleich in der ersten Viertelstunde wieder auszureißen; die Braut hatte alle Not, ihn bis Zehn festzuhalten. Ich hatte den glücklichen Bräutigam mit Schubert im Kaffeehause erwartet. Er trat ganz verstört ein und schilderte uns die philisterhafte Gesellschaft mit einer Art verzweifelter Witzelei; Schubert kam aus seinem gemütlichen Kichern nicht heraus.

DIE „WINTERREISE"

Mayrhofer erzählt: Schon die Wahl der Winterreise beweist, wie der Tonsetzer ernster geworden. Er war lange und schwer krank gewesen, er hatte niederschlagende Erfahrungen gemacht.

Auch Spaun berichtet Ähnliches: Schubert war durch einige Zeit düster gestimmt und schien angegriffen. Auf meine Frage, was in ihm vorgehe, erwiderte er nur: „Nun, ihr werdet bald hören und begreifen." Eines Tages sagte er zu mir: „Komme heute zu Schober, ich werde euch einen Kranz schauerlicher Lieder vorsingen. Ich bin begierig, zu hören, was ihr dazu sagt. Sie haben mich mehr angegriffen, als dieses je bei anderen Liedern der Fall war." Er sang uns nun mit bewegter Stimme die ganze Winterreise durch. Wir waren durch die düstere Stimmung der Lieder ganz verblüfft, und Schober sagte, es habe ihm nur das Lied „Der

Lindenbaum“ gefallen. Schubert sprach hierauf nur: „Mir gefallen diese Lieder mehr als alle, und sie werden euch auch noch gefallen.“ Und er hatte recht, bald waren wir von dem Eindruck dieser wehmütigen Lieder begeistert, die Vogl meisterhaft vortrug. Sie waren sein eigentlicher Schwanengesang.

Aus „Schubert im Freundeskreis“, Insel-Bücherei, Nr. 168.

*

VENI CREATOR SPIRITUS
UMDICHTUNG VON ANGELUS SILESIUS

Komm, Heiliger Geist, du Schöpfer du,
Sprich deinen armen Seelen zu;
Erfüll mit Gnaden, süßer Gast,
Die Brust, die du geschaffen hast.

Der du der Tröster bist genannt,
Des allerhöchsten Gottes Pfand,
Des Lebens Brunn, der Liebe Brunst,
Die Salbung, wesentliche Gunst.

Du siebenfaches Gnadengut,
Du Finger Gotts, der Wunder tut;
Du gibst der Erde, daß sie fließt
So mild, als du verheißen bist.

Zünd unsern Sinnen an dein Licht,
Die Herzen füll mit Liebespflicht;
Stärk unser schwaches Fleisch und Blut
Durch deiner Gottheit starken Mut.

Den Feind von uns treib fern hinweg,
Und bring uns zu des Friedens Zweck,
Daß wir, durch deine Huld geführt,
Vermeiden, was uns nicht gebührt.

Mach uns durch dich den Vater kund,
Wie auch den Sohn für uns verwund't;
Dich, aller beider Geist und Freud,
Laß uns verehrn zu jeder Zeit.

Ehr sei dem Vater, unserm Herrn,
Und seinem Sohn, dem Lebensstern;
Dem Heilgen Geist in gleicher Weis
Sei jetzt und ewig Lob und Preis.



BÜCHER
AUS DEM
INSEL-VERLAG

Dieses Verzeichnis enthält eine Auswahl der wichtigsten Bücher. Die im Jahre 1925 neu oder in neuen Auflagen erschienenen Bücher sind mit einem Stern bezeichnet. Vollständige Verzeichnisse aller Veröffentlichungen des Insel-Verlages sind durch jede Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

GOETHE

*SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Gunther Ipsen*, *Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 150.—; in Leder M. 260.—

Die neue, um einen Band und zahlreiche Nachträge erweiterte Ausgabe kann nunmehr als die vollständigste aller zur Zeit lieferbaren Goethe-Ausgaben bezeichnet werden. Besonders bemerkenswert sind die beiden, nach neuen Grundsätzen geordneten Bände der Naturwissenschaftlichen Schriften, die auch die von Goethe angefertigten farbigen Zeichnungen enthalten.

*GOETHES WERKE in sechs Bänden [Volksgoethe]. Im Auftrage der *Goethe-Gesellschaft* herausgegeben von *Erich Schmidt*. 71.—85. Tausend. In Leinen M. 24.—; in Halbleder M. 42.—.

GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 24.—28. Tausend. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 16.—.

FAUST. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 110.—119. Tausend. In Leinen M. 5.50; in Leder M. 12.—.

*SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 22.—25. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M. 14.—; in Leder M. 28.—.

GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. 11.—15. Tausend. In Leinen M. 5.—; in Halbleder M. 8.—.

LIEBESGEDICHTE. 22.—26. Tausend. In Pappband M. 4.50; in Leder M. 15.—.

WESTÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe. 11.—15. Tausend. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 12.—.

DICHTUNG UND WAHRHEIT. Taschenausgabe. 18.—22. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 15.—.

*WILHELM MEISTER. Taschenausgabe. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 16.—.

*NATURWISSENSCHAFTLICHE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Gunther Ipsen*. Taschenausg. in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit 48, z.T. farb. Tafeln. In Lein. M. 28.—; in Leder M. 42.—.

*ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen Goethes und seiner Freunde und Kunstgenossen, in 124, zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom *Goethe-Nationalmuseum*. [Folio.] In Halbleder M. 60.—; in Leder M. 80.—.

ITALIENISCHE REISE. Taschenausgabe. 11.—13. Tausend. In Leinen M. 7.—; in Leder M. 14.—.

DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. Siebente Auflage. In Pappband M. 9.—; in Halbleder M. 12.—; in Leder M. 20.—.

GOETHES BRIEFE AN CHARLOTTE VON STEIN. Nach den Handschriften neu herausgegeben von *Julius Petersen*. Vier Bände. In Halbleinen M. 25.—; in Halbleder M. 36.—.

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. Neu herausgegeben von *Max Hecker*. Vierte Auflage. Mit drei Bildern und einem Faksimile. In Halbleinen M. 7.50; in Halbleder M. 10.—.

DIE BRIEFE DER FRAU RATH GOETHE. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster*. Zwei Bände. Sechste Auflage. In Halbleinen M. 12.—; in Halbleder M. 18.—.

*JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG. Erster bis fünfter Band. Mit je sechs Bildtafeln. In Halbleinen je M. 6.—.

Die Sammlung Kippenberg darf als die größte Goethe-Sammlung in privatem Besitz bezeichnet werden. Die in ihr enthaltenen bildlichen, handschriftlichen und gedruckten Schätze, soweit sie noch nicht bekannt sind, der Allgemeinheit zugänglich zu machen, ist der Zweck dieses Jahrbuchs, von dem der fünfte Jahrgang soeben erschienen ist.

KLASSIKER- UND GESAMT-AUSGABEN

*BALZAC: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einer Einleitung *Hugo von Hofmannsthals* und einer Wiedergabe von *Rodins* Balzac-Statue in Heliogravüre. In Lein. M. 90.—; i. Hlbld. M. 120.—; i. Led. M. 160.—.

Inhalt der Bände, die auch einzeln zum Preise von je in Leinen M. 9.—; in Halbleder M. 12.—; in Leder M. 16.— lieferbar sind:

Band I: Einleitung von Hugo von Hofmannsthal — Balzac, ein Essay von Wilhelm Weigand — Vorrede — Das Haus „Zur Ballspielenden Katze“ — Die verlassene Frau — Gobseck — Die Frau von dreißig Jahren — Der Ehevertrag.

Band II: Ursula Mirouet — Eugenie Grandet — Der Pfarrer von Tours — Die alte Jungfer — Frauenstudie.

Band III: Ein Junggesellenheim — Das Antiquitäten-Kabinett — Die Lilie im Tal.

Band IV: Verlorene Illusionen.

Band V: Glanz und Elend der Kurtisanen — Die Geheimnisse der Fürstin von Cadignan — Das Haus Nucingen.

Band VI: Die Geschichte der Dreizehn — Vater Goriot — Oberst Chabert.

Band VII: Cäsar Birotteau — Kleine Erzählungen — Das Chagrinleder.

Band VIII: Die Chouans — Eine dunkle Begebenheit — Der Landarzt.

Band IX: Mystische Erzählungen — Die Suche nach dem Urelement — Kleine Novellen.

Band X: Tante Lisbeth — Vetter Pons.

BALZAC: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. In einem Bande auf Dünndruckpapier, als Ergänzungsbd. zur „Menschl. Komödie". 24. bis 28. Tausd. In Lein. M. 9.—; in Hlbld. M. 12.—; in Leder M. 16.—.

— PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück u. Unglück in der Ehe. 11.—14. Taus. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 12.—.

— VERLORENE ILLUSIONEN. Taschenausgabe. In Leinen M. 9.—

— GLANZ UND ELEND DER KURTISANEN. Taschenausgabe. In Leinen M. 9.—.

— DIE ARMEN VERWANDTEN. (Tante Lisbeth — Vetter Pons.) Taschenausgabe. In Leinen M. 9.—.

DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von *M. J. bin Gorion*. 7.—9. Tausend. Sechs Bände. In Pappband M. 32.—; in Halbpergament M. 48.—.
Einzeln sind lieferbar (je in Pappband M. 5.50; in Halbpergament M. 8.50):
Band I: Von Liebe und Treue. Band II: Vom rechten Wege. Band III: Mären und Lehren. Band IV: Weisheit und Torheit. Band V: Volkserzählungen. Band VI: Kabbalistische Geschichten.

„Wesentlich verschieden von den arabischen und persischen Märchen, sind die jüdischen Sagen und Legenden innerlich von einem sicheren und unbeirrbar strengen Gefühl für Gut und Recht gelenkt und münden, wie schöne Schiffe nach einer Fahrt durch klarste Sonne in ruhiger Bucht einlaufen, in der Geborgenheit unbedingter Erkenntnisse. Ihr Ursprung wäre nicht der Orient, durchspielte auch sie nicht sinnlicher Zauber. Aber wie tief wurzelt die Ehrfurcht vor Gottes Gebot, das die Sünde abweist, und ergreifend ist jede mahnende Erinnerung an die ‚Schrift'." *Frankfurter Nachrichten.*

GEORG BÜCHNER: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 10.—.

*DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 300 Federzeichnungen der englischen Originalausgaben. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 60.—; in Leder M. 120.—.
Einzeln sind lieferbar (je in Leinen M. 10.—; in Leder M. 20.—):
David Copperfield — Der Raritätenladen — Die Pickwickier — Martin Chuzzlewit — Nikolaus Nickleby — Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.

DOSTOJEWSKI: SÄMTLICHE ROMANE UND NOVELLEN in 25 Bänden. Eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit einem Porträt und dem Faksimile einer Manuskriptseite. 6.—10. Tausend. In Halbleinen M. 110.—; in Halbpergament M. 160.—.

— MEISTERROMANE in zwölf Bänden. Mit einem Porträt. In Halbleinen M. 55.—; in Halbpergament M. 80.—.

JOSEPH VON EICHENDORFF: WERKE. Zwei Bände. 21. bis 25. Tausend. In Leinen M. 9.—; in Halbleder M. 14.—.

*HEINRICH HEINE: SÄMTLICHE GEDICHTE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier (950 Seiten). In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

Gleichzeitig erster Band einer neuen Ausgabe von *Heines Sämtlichen Werken* in fünf Bänden.

*WILHELM HEINSE: SÄMTLICHE WERKE in zehn Bänden. Erste, vollständige und kritische Ausgabe von *Carl Schüddekopf* und *Albert Leitzmann*. In Leinen M. 90.—; in Halbleder M. 120.—.

Inhalt: Band I: Gedichte. Jugendschriften. Band II: Die Begebenheiten des Enkolp. Die Kirschen. Erzählungen. Band III, 1. Abteilung: Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse. Kleine Schriften, erster Teil. Band III, 2. Abteilung: Kleine Schriften, zweiter Teil. Band IV: Ardinghello und die glückseeligen Inseln. Band V und VI: Hildegard von Hohenthal. Band VII: Tagebücher. Band VIII, 1.—3. Abteilung: Aphorismen. Band IX: Briefe, erster Teil. Band X: Briefe, zweiter Teil.

Nach Vollendung dieser großen Gesamtausgabe durch den achten Band, der in drei von Albert Leitzmann herausgegebenen Abteilungs-Bänden die Aphorismen umfaßt, ist Wilhelm Heinse, der Feuergeist des Sturms und Drangs, unserer Zeit wieder erstanden.

*HÖLDERLINS SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 11.—13. Tausend. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

JENS PETER JACOBSEN: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande, auf Dünndruckpapier. 26.—29. Tausend. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 50.—; in Leder M. 96.—.

GOTTFRIED KELLER: GESAMMELTE WERKE. Eingeleitet von *Ricarda Huch*. 11.—14. Tausend. Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Lein. M. 36.—; in Halbled. M. 50.—; in Led. M. 75.—.

LENAUS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE in sechs Bänden. — Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von *Eduard Castle*. In Leinen M. 50.—; in Halbleder M. 75.—.

SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Lein. M. 55.—; in Led. M. 100.—.

SCHOPENHAUERS WERKE in fünf Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 75.—.

THEODOR STORM: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 19.—21. Tausend. In Halbleinen M. 40.—; in Halbpergament M. 60.—.

*SHAKESPEARES GESAMMELTE WERKE in Einzelausgaben. Auf Grund der *Schlegel-Tieck*schen Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert. Jeder Band in Pappeinband M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—. (Doppelband M. 4.— und M. 6.—.)
Bisher erschienen:
Macbeth — Hamlet — Othello — Ein Sommernachtstraum — König Lear — Sturm — Was ihr wollt — Cymbelin — Verlorene Liebesmüh — König Heinrich IV. (Doppelband) — Antonius und Cleopatra — Komödie der Irrungen — Romeo und Julia — König Heinrich V. — König Johann — Troilus und Cressida — Julius Caesar — Coriolanus — Die beiden Veroneser — Viel Lärm um nichts — Richard II. — Richard III. — Heinrich VIII. — Ein Wintermärchen.

*ADALBERT STIFTER: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Felix Braun*. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 80.—.
Die Bände erschienen auch einzeln zum Preise von je M. 8.— in Leinen; M. 16.— in Leder unter folgenden Titeln:
STUDIEN. 2 Bde. — DER NACHSOMMER. — WITIKO. — BUNTE STEINE.

Als Ergänzungsband in gleicher Ausstattung:

— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. Zweite Auflage. In Leinen M. 7.—; in Leder M. 14.—.

*TOLSTOI: SÄMTLICHE ROMANE UND ERZÄHLUNGEN in zwölf Bänden. Eingeleitet von *Arthur Luther*. In Halbleinen M. 60.—; in Ganzleinen M. 72.—; in Halbpergament M. 90.—.
Diese nunmehr vollständig abgeschlossene billigste Tolstoi-Ausgabe umfaßt sämtliche dichterischen Schriften Tolstois: die großen Romane (Anna Karenina — Auferstehung — Krieg und Frieden — Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre) sowie die zahlreichen kleineren Romane und Novellen, Erzählungen und Legenden.

ZEITGENÖSSISCHE DICHTER

MARTIN ANDERSEN-NEXÖ: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 4.—13. Tausend. In Halbleinen M. 8.—.

*SHERWOOD ANDERSON: DER ARME WEISSE. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *Karl Lerbs*. In Leinen M. 7.50.
In diesem Roman ist der amerikanische Mensch und der amerikanische Industrialismus in ihrem Werden und ihren Wechselbeziehungen spannend und anschau lich und oft mit bitter ernster Kritik dargestellt.

ERNST BERTRAM: STRASSBURG. Ein Kreis Gedichte. In Pappband M. 2.—.

— GEDICHTE. Vierte, vermehrte Auflage. In Pappband M. 5.50.

*— DAS NORNENBUCH. Gedichte (1925). In Pappband M. 6.50

*FELIX BRAUN: DAS INNERE LEBEN. Gedichte. In Halbleinen M. 6.—.

MARTIN BUBER: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. 6. und 7. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— EKSTATISCHE KONFESSIONEN. Veränderte Neuausgabe. 5. und 6. Tausend. In Pappband M 6.50.

— ICH UND DU. In Pappband M. 5.—

— EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. 5. und 6. Tausend. In Pappband M. 4.—.

— DIE REDE, DIE LEHRE UND DAS LIED. Zweite Auflage. In Pappband M. 4.—.

HANS CAROSSA: EINE KINDHEIT. Erzählungen. In Pappband M. 4.50.

„Ein Deutscher spiegelt hier das erste Lebensjahrzehnt; und siehe, es entstand etwas dichterisch so Schönes, psychologisch so Unaufdringliches dabei, wenngleich nicht Drängendes, nicht drohend Überrumpelndes, doch so Klares, daß man, hingegeben wie etwa an den ‚Nachsommer' von Stifter, einzuräumen bereit ist: dies hier ist mehr denn Individualerlebnis." *Berliner Tageblatt.*

*— RUMÄNISCHES TAGEBUCH. In Leinen M. 6.—.

„Dies kleine Buch ist wie ein mitten aus Krieg und Schicksal herausgehobenes Stück. Hier ist kein Zerschwatzen des Erlebten, kein Räsonieren. Ein großer reinigender, tief nachwirkender Hauch geht von diesem Buche aus. Uns erscheint es unter vielen erzählenden Büchern des Jahres das wertvollste." *Frankfurter Zeitung.*

ERNST HARDT: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 8. bis 10. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 19.—21. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 49.—52. Tausend. In Leinen M. 5.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 46.—50. Tausend. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 7.—.

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. Geheftet M. 2.— ; in Pappband M. 3.—.

RICARDA HUCH: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Drei Bände. 14.—16. Tausend. In Leinen M. 24.—.

*— MICHAEL UNGER. Des Romans „Vita somnium breve" 26.—28. Tausend. In Leinen M. 8.—.

*— DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 10.—12. Tausend. In Leinen M. 8.—.

*— DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 8.—10. Tausend. In Leinen M. 8.—.

*— DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 16.—18. Tausend. In Leinen M. 8.—.

*RICARDA HUCH: MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 9.—11. Tausend. In Leinen M. 6.50.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Achte Auflage. In Leinen M. 7.—.

— MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. In Lein. M. 7.—.

*— DER WIEDERKEHRENDE CHRISTUS. Eine groteske Erzählung. In Leinen M. 7.—.

Nach langer Zeit wieder ein erzählendes Werk der größten lebenden deutschen Dichterin.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 16.—19. Taus. In Halbleinen M. 6.—.

— DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. 11.—15. Tausend. In Halbleinen M. 5.50.

— ENTPERSÖNLICHUNG. 6.—10. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

— WALLENSTEIN. 10.—12. Tausend. In Pappband M. 4.50.

*RUDOLF KASSNER: DIE VERWANDLUNG. Physiognomische Studien. In Leinen M. 5.—.

— ZAHL UND GESICHT. Zweite Auflage. In Leinen M. 6.—.

D. H. LAWRENCE: DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus d. Englischen von *F. Franzius*. In Halbln. M. 7.—.

„Das Thema der ‚Liebe in der Ehe' wird durch vier Generationen einer Familie hindurch behandelt und immer in einer Abwandlung und mit einer Abschattung von sinnlichen und seelischen Empfindungen dargestellt, die geradezu staunenswert ist." *Dresdner Anzeiger.*

*— SÖHNE UND LIEBHABER. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M. 7.—.

„In diesem Buche sind Partien, ergreifend, schmerzend und dichterisch so groß, daß man weit zurückdenken muß, um sich ähnlichen Eindrucks zu entsinnen. Ein hochbedeutsames Werk, das mit steigender Anteilnahme gelesen werden und dessen Ruf sich rasch verbreiten wird." *Vossische Zeitung.*

GEORG MUNK: IRREGANG. Roman. 8.—10. Tausend. In Leinen M. 7.—.

— DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 6.—.

— SANKT GERTRAUDEN MINNE. In Halbleinen M. 5.—.

An große Traditionen anknüpfend, ist die Kunst von Georg Munk mit Recht eine adlige Kunst genannt worden. Man hat an Goethe und Keller, Flaubert und Jacobsen erinnert, damit jedoch das Wesen der Dichterin, denn eine solche verbirgt sich hinter dem männlichen Pseudonym, keineswegs erschöpft, deren Stil in seiner meisterhaften Mischung von deutscher und romanischer Klassizität durchaus eigentümlich und unnachahmbar ist.

*HELENE NOSTITZ: AUS DEM ALTEN EUROPA. MENSCHEN UND STÄDTE. Zweite Auflage, gedruckt in 1000 Exemplaren auf der Cranach-Presse zu Weimar. In Halbperg. M. 15.—.

„In diesen geistvollen Erinnerungen der Nichte des Reichspräsidenten ersteht jene vergangene Zeit und alte Gesellschaft, deren innerer Geschlossenheit und Lebenskultur niemand die Bewunderung versagen kann." *Voss. Zeitung.*

*HENRIK PONTOPPIDAN: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänd. Aus d. Dän. v. *Mathilde Mann*. 9. u. 10. Tsd. In Lein. M. 12.—.
„Das Buch, der erste große dänische Roman seit dem ‚Niels Lyhne', hat die Eigenschaften der bleibenden Erzählungen: Stoff, Spannung und Vortrag. Aus den fast 1000 Seiten quillt die Lust am Erlebnis, die Freude am Wirklichen, das Behagen am Erzählen. Es ist ein reifes, vollkommenes Werk." *Josef Hofmiller*.

RAINER MARIA RILKE: DIE GESAMMELTEN GEDICHTE in fünf Bänden. In Halbpergament M. 35.—.
Die Bände erschienen einzeln zum Preise von je M. 5.— in Halbleinen und M. 7.50 in Halbpergament unter folgenden Titeln:
ERSTE GEDICHTE — FRÜHE GEDICHTE — DAS BUCH DER BILDER — NEUE GEDICHTE — DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL.

— DAS STUNDENBUCH. 50.—54. Tausend. In Halbleinen M. 5.—; in Pergament M. 9.—.

— DIE SONETTE AN ORPHEUS. Geschrieben als ein Grabmal für *Wera Ouckama Knoop*. In Pappband M. 3.50.

— DUINESER ELEGIEN. In Pappbd. M. 3.50; in Halbperg. M. 6.—.

*— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 34. bis 36. Tausend. In Leinen M. 5.—.

*— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 18.—20. Taus. Zwei Bände. In Pappbd. M. 7.50; in Halbled. M. 12.—.

ALBRECHT SCHAEFFER: DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtung. In Pappband M. 6.50; in Halbleder M. 10.—.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 9.—12. Tausend. In Pappband M. 6.—.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 7.—10. Tausend. In Pappband M. 5.—.

— HELIANTH. Roman in drei Bänden. Auf Dünndruckpapier. 5.—8. Tausend. In Leinen M. 22.—.

— JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 8.—11. Taus. In Lein. M. 7.50.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M. 10.—; in Halbleder M. 14.—.

*— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. 6.—10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 7.50; in Leder M. 15.—.
„Albrecht Schaeffers Werk hat für unsere Zeit mehr als nur ästhetische, als nur literarische Bedeutung: es bietet den Urbronnen deutscher Innerlichkeit in einer Fassung der, daß unsere besten Seelen und Geister daraus trinken sollen." *Tägliche Rundschau*.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M. 5.—.
„Eine eigentümlich festgefügte Familiengeschichte, die zu den bedeutendsten Erzählerleistungen der Gegenwart gehört, mit einer fabelhaften Kunst des Aufbaues und der Psychologie in dem starken Bande, der den Leser nicht einen Augenblick ermüden läßt." *Der Türmer*.

— DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 5.—.

FELIX TIMMERMANS: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus d. Flämischen übertr. von *Anton Kippenberg*. 9.—13. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

*— PALLIETER. Aus dem Flämischen übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. 16.—20. Tausend. In Leinen M. 6.—.

*— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Übertrag. v. *Anna Valeton-Hoos*. Mit Zeichngn. d. Verfassers. In Lein. M. 6.—. Den vielen Freunden Timmermans, die sein „Jesuskind", den „Pallieter", die „Jungfer Symforosa" und das „Triptychon" kennen und lieben gelernt haben, werden diese neuen köstlichen und gemütvollen Erzählungen, die der Dichter selbst mit kleinen Zeichnungen geschmückt hat, willkommen sein.

AUGUST VERMEYLEN: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. Mit 12 Holzschnitten von *Frans Masereel*. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 6.—.

*STEFAN ZWEIG: AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 33. bis 45. Tausend. In Halbleinen M. 7.—.

*— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 20. bis 22. Tausend. In Halbleinen M. 7.—.

*— DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 16. bis 20. Tausend. In Leinen M. 7.—.

*— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 11.—22. Tausend. In Leinen M. 7.50. Im neuen „Drei-Meister-Buch" Zweigs sind drei dichterische Gestalten dargestellt als Typus des vom Dämon in heroischen Untergang gerissenen Künstlers. Kunst der Nachfühlung eint sich hier vollendet mit Kunst der Gestaltung.

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Halbleinen M. 6.50; in Halbpergament M. 9.—.

WERKE DER WELTLITERATUR

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache u. Übertrag. Herausgeg. v. *Karl Wolfskehl* u. *Friedrich von der Leyen*. DritteAufl. In Halbln. M.7.—; in Hlbperg. M.10.—. In diesen Gedichten lebt fort die heldenhafte und tragische Selbstüberwindung der Germanen, urältestes Heidentum, die beschwörende Macht des Zaubers, das kindliche und gläubige Vertrauen auf Gottes Segen, das holdeste Wesen Unserer lieben Frau, sowie das starke männliche Christentum der ersten Kreuzzüge.

DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von *Josef Bédier*. 15.—18. Tausend. In Leinen M. 6.50.

*DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertrag. v. *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen u. Einbandzeichng. v. *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 20.—22. Taus. In Leinen M. 6.50

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unt. Neugestaltung der Gedichte v. *Theodor Däubler*. Eingeleitet v. *André Jolles*. Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seit.). 31.—35. Taus. In Lein. M. 10.—; in Led. M. 18.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 5.—; in Halbleder M. 8.—.

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER: MÜNCHHAUSEN. Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge u. lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten v. *Gustav Doré*. 10. u. 11. Taus. In Halbln. M. 10.—; in Halbpg. M. 15.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einem Essay von *Turgenjeff* und einem Nachwort von *André Jolles*. 12.—15. Tausd. In Leinen M. 16.—; in Leder M. 30.—.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. 9.—13. Tausend. Drei Bände. In Pappband M. 14.—; in Leinen M. 20.—; in Halbleder M. 30.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Liebhaber-Ausgabe. Mit 23 Taf. in Lichtdruck. 12.—14. Tausend. In Leinen M. 20.—.

— Kleine Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 69.—76. Tausd. In Leinen M. 7.50; in Halbleder M. 11.—.

GOGOL: TSCHITSCHIKOWS REISEERLEBNISSE ODER DIE TOTEN SEELEN. Roman. Aus dem Russischen übertragen von *H. Röhl*. In Pappband M. 4.50; in Halbpergament M. 7.—.

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte, erweiterte Auflage. In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 10.—.
Die Sammlung ist nicht nur eine Fundgrube verschollener Gedichte und Lieder, sondern ein lebendiges Buch für den Liebhaber alter Zeiten, der sich beim beschaulichen Blättern der reichen Großvaterschätze freuen wird.

*WILHELM HEINSE: APHORISMEN. (Aus Düsseldorf. Von der italienischen Reise. Aus Mainz.) Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Drei Bände. In Leinen M. 24.—.

— ARDINGHELLO UND DIE GLÜCKSEELIGEN INSELN. Vierte Auflage. In Leinen M. 6.50.

E. T. A. HOFFMANN: PRINZESSIN BRAMBILLA. Ein Capriccio nach *Jacob Callot*. Buchstabengetreuer Nachdruck der Originalausgabe mit Wiedergabe in Lichtdruck von Kupfern nach *Callot*schen Originalblättern. Dritte Auflage. In reichvergoldetem Pappband M. 10.—.
Dieses Capriccio knüpft an eine kleine Sammlung Callotscher Radierungen an und gibt den bald verwunderlichen, bald tollen Posituren der fratzenhaften Gestalten des lothringischen Maler-Radierers einen bis dahin ungeahnten Sinn und Zusammenhang und erfaßt und gestaltet sie als märchenhafte Abenteuer der Prinzessin Brambilla gerade in dem Moment, „als sie, Luftbilder des aufgeregten Geistes, in nichts verschwimmen wollten".

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 21.—25. Tausend. In Halbleinen M. 5.—.

*GOTTFRIED KELLER: DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 19.—21. Tausend. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

ARNOLD KORTUM: DIE JOBSIADE. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von *Otto Julius Bierbaum*. 9. bis 11. Tausend. In Pappband M. 6.—; in Schweinsleder M. 18.—.

GIACOMO LEOPARDI: AUSGEWÄHLTE WERKE. Plan und Einleitung von *Leonello Vincenti*. Übertragung von *Ludwig Wolde*. In Leinen M. 6.50.

Wem Illusion mehr ist als Wirklichkeit, so sagt Emil Ludwig in seiner Besprechung des Buches, Schwermut und Heiterkeit verschwistert sind, wem der gegenwärtige Augenblick stets schon vergänglich ist, wer unter der Schwelle des Humors eine nicht zu bannende Frage fühlt, der greife zu diesem Buch, das er wie einen Schatz bewahren wird.

DER NIBELUNGE NOT. KUDRUN. Herausgegeben von *Eduard Sievers*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 7.—; in Leder M. 14.—.

ABBÉ PRÉVOST: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Fünfte Auflage. In Pappband M. 5.—.

— Illustrierte Ausgabe mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797. In Halbleder M. 14.—; in Saffianleder (Handband) mit reich. Vergoldung unt. Benutzung alter Stempel M. 50.—.

*J. J. ROUSSEAU: BEKENNTNISSE. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt*. Zweite Auflage. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

HANS SACHS: AUSGEWÄHLTE WERKE (Gedichte und Dramen). Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer*, *Beham* u. a. 7.—10. Tausend. Zwei Bände. In Halbln. M. 15.—; in Halbperg. M. 20.—.

*FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 10.—14. Tausd. In Lein. M. 9.—; in Led. M. 16.—.

*— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 11.—13. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 15.—.

— DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 6.—8. Tausend. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 16.—.

*— DIE KARTAUSE VON PARMA. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 16.—.

Zu den vier in gleicher Ausstattung vorliegenden Bänden werden im nächsten Jahre noch drei weitere erscheinen, durch die eine siebenbändige Ausgabe der *Werke Stendhals* abgeschlossen werden wird.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen und eingeleitet von *Ernst Hardt*. Zweite Auflage. In Lein. M. 7.50; in Halbled. M. 11.—.

*EMILE ZOLA: ROM. Roman. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M. 10.—.

FAKSIMILE- UND VORZUGS-AUSGABEN

JOHANN SEBASTIAN BACH: DIE MATTHÄUSPASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Halbleinen M. 65.—; in Halbleder M. 90.—; in reichvergoldetem Ganzlederhandband M. 120.—.

— HOHE MESSE IN H-MOLL. Faksimile-Ausgabe der Handschrift. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Halbpergament M. 75.—; Ganzlederhandband M. 125.—..

Die Herstellung von Faksimile-Ausgaben der Handschriften zu den beiden berühmtesten Chorwerken Bachs war seit Jahren von der Musikforschung und allen Bachfreunden erhofft; durch die Verwirklichung dieses Wunsches ist nun das Bild der schon in Zerfall übergegangenen Originale auch künftigen Generationen erhalten geblieben.

*DEFENSORIUM IMMACULATAE VIRGINITATIS. Farbige Faksimile-Ausgabe des in der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Blockbuches aus dem Jahre 1470. 500 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 70.—; in Pergament M. 90.—.

*DAS BUCH VON DEM ENTKRIST. Farbige Faksimile-Ausgabe des in der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Blockbuches vom Antichrist aus dem 15. Jahrhundert. 500 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 80.—; in Pergament M. 100.—.

*DIE MANESSESCHE HANDSCHRIFT. Faksimile-Ausgabe des in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindlichen Originals in vielfarbigem Lichtdruck. Sechs Lieferungen. Subskriptionspreis bis zum Erscheinen der ersten Lieferung: je M. 500.—. Der Bezug der ersten verpflichtet zur Abnahme der folgenden. Die erste Lieferung wird im November erscheinen.

*R. L. STEVENSON: DAS FLASCHENTEUFELCHEN. Erzählung. Übertragen von *Li Wegner*. Mit 25 Holzschnitten von *Hans Alexander Müller*. Vorzugsausgabe in 120 numerierten Stücken auf Japanpapier, vom Künstler signiert. In Halbpergament M. 18.—; in Leder M. 30.—.

*PAUL VALÉRY: GEDICHTE. Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. Gedruckt in 450 numerierten Stücken auf der Cranach-Presse in Weimar. Nr. 1—50 auf Japanpapier, in Saffianleder (Handband) M. 60.—; Nr. 51—450 auf Büttenpapier, in Halbpergament M. 30.—.

DER DOM
BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

FRANZ VON BAADER: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Pulver*. In Halbleinen M. 7.—; in Halbpergament M. 9.—.

JAKOB BÖHME: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgeg v. *Hans Kayser*. 4.—7. Taus. In Hlbln. M. 7.50; i. Hlbprgt. M. 10.—.

GUSTAV TH. FECHNER: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet und verkürzt herausgeg von *Max Fischer*. 5.—7. Tausend. In Halbln. M. 7.50; in Halbperg. M. 10.—.

J. G. HAMANN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbln. M. 7.50; in Halbperg. M. 10.—.

HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Johannes Bühler*. In Halbleinen M. 7.—; in Halbpergament M. 9.—.

*JOHANNES KEPLER: KOSMISCHE HARMONIE. Auszugsweise übertragen von *W. Harburger*. In Halbleinen M. 8.—; in Halbpergament M. 10.—.

*MYSTISCHE DICHTUNG AUS SIEBEN JAHRHUNDERTEN. Herausgegeben von *Friedrich Schulze-Maizier*. In Halbleinen M. 9.— ; in Halbpergament M. 11.—.
In allen Tönen vom triumphierenden Fortissimo bis zum stillen Andante wird hier um Ausdruck gerungen für das Tiefste, das der menschlichen Seele widerfahren kann: ihre Verschmelzung mit dem schöpferischen Wesenskern und göttlichen Urgrund.

*THEOPHRASTUS PARACELSUS: SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. 4.—7. Tausend. In Halbleinen M. 9.—; in Halbpergament M. 12.—.

JAN VAN RUISBROECK: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT UND KLEINERE SCHRIFTEN. Herausgeg. von *Friedrich M. Huebner*. In Halbln. M. 7.—; in Halbperg. M. 9.—.

HEINRICH SEUSE: DEUTSCHE SCHRIFTEN. Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele*. In Halbleinen M. 6.50; in Halbpergament M. 8.50.

*JOHANN TAULER: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann*. In Halbleinen M. 6.50; in Halbpergament M. 8.50.

THEOLOGIA DEUTSCH. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von *Josef Bernhart*. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M. 6.50; in Halbpergament M. 8.50.

BIOGRAPHIEN,
BRIEFE UND LEBENSDOKUMENTE

*BETTINA VON ARNIM: DIE GÜNDERODE. Eingeleitet von *Hans Amelung*. 5.—7. Tausend. In Leinen M. 7.50.

LUDWIG VAN BEETHOVEN: BERICHTE DER ZEITGENOSSEN, BRIEFE U. PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN. Gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann*. Mit sechzehn Bildtafeln. Zwei Bände. In Halbleinen M. 12.—; in Halbleder M. 18.—.

*CLEMENS BRENTANO: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst*. Dritte Auflage. In Leinen M. 7.50.

DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor*. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 16.—20. Tausend. In Pappband M. 4.50; in Halbleder M. 7.—.

*DIE JUGENDFREUNDE DES „ALTEN MANNES": JOHANN WILHELM UND FRIEDERIKE TUGENDREICH VOLKMANN. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Ludwig Volkmann*. Mit zwölf Lichtdrucktafeln. 4. u. 5. Tausend. In Pappband M. 7.—; in Halbleder M. 10.—.

„Jedem, der die ‚Jugenderinnerungen' kennt, sind auch die beiden Titelnamen dieses Ergänzungsbandes vertraut als die von innigen Freunden des Kügelgenschen Hauses. So darf er sich hier das gleiche versprechen, was uns jenes Buch so lieb gemacht hat: rein Menschliches mit seinen unvergänglichen sittlichen Werten auf bedeutsamem, kulturgeschichtlichem und künstlerischem Hintergrunde." *Westermanns Monatshefte.*

DIE FAMILIE MENDELSSOHN, 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Sebastian Hensel*. Achtzehnte Auflage. Mit 20 Bildtafeln. Zwei Bände. In Leinen M. 16.—; in Halbleder M. 24.—.

Das weitverbreitete Buch von der „Familie Mendelssohn" behauptet seit langen Jahren sich einen hohen Platz in der deutschen Memoirenliteratur. Einen besonderen Schmuck dieser neuen zweibändigen Ausgabe bilden die bisher zum größten Teil unveröffentlichten Bilder, sie ergänzen anschaulich den Text, indem sie die verschiedenen Personen und Stätten, die in dem Buche eine wichtige Rolle spielen, darstellen.

WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk von *Arthur Schurig*. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 5.—9. Tausend. In Leinen M. 20.—; in Halbleder M. 25.—.

„Schurig hat seinen eigenen Blick für Gestalt und Werk Mozarts und bietet mehr als eine objektive Darstellung. Einzelne Kapitel, wie die Jugendreisen, der Aufenthalt in Paris, die letzte Zeit vor dem Tode, lesen sich wie Teile eines spannenden Romans." *Prager Presse.*

NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler.* 21.—25. Tausend. In Leinen M. 5.50.

— **BRIEFWECHSEL MIT ERWIN ROHDE.** Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche* und *Fritz Schöll.* Dritte Auflage. In Halbleinen M. 7.—.

— **BRIEFE AN PETER GAST.** Herausgegeben von *Peter Gast.* Dritte Auflage. In Leinen M. 9.—.

*SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon herausgegeben von *Wilhelm Weigand.* Übertragen von *Arthur Schurig.* Mit 34 zeitgenössischen Bildern. Dritte Auflage. In Leinen M. 24.—; in Halbleder M. 30.—.

SCHOPENHAUER: PHILOSOPHISCHE APHORISMEN. Aus dem handschriftlichen Nachlaß gesammelt sowie als Grundriß seiner Weltanschauung geordnet und herausgegeben von *Otto Weiß.* In Leinen M. 12.—; in Halbleder M. 15.—.

„Diese unmittelbar im Augenblicke der Intuition niedergeschriebenen Aphorismen sind eine literarische Schöpfung von höchstem künstlerischen Werte. Sie sind berufen, Schopenhauer und seine Lehre auch all denen nahezubringen, denen in der Unrast unserer Tage die Sammlung fehlt, seine philosophischen Hauptwerke durch die von ihm selbst als notwendige Bedingung geforderte beharrliche und weit ausholende innere Arbeit sich zu eigen zu machen."
Neue Freie Presse.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

NACH ZEITGENÖSSISCHEN QUELLEN HERAUSGEGEBEN VON *JOHANNES BÜHLER*

Jeder Band in Halbleinen M. 9.—; in Halbleder M. 12.—.

*DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG. 6. bis 8. Tausend. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

DAS FRANKENREICH. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Mit 16 Bildtafeln. 7.—11. Tausend.

DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER. Mit 16 Bildtaf.

*DIE HOHENSTAUFEN. Mit 16 Bildtafeln.

In der Auslese der zeitgenössischen Aufzeichnungen liegt die eigentliche Bedeutung dieser Sammlung. Das Unternehmen auf diese Weise zum Urquell deutschen Wesens heranzuführen und die Zeitgenossen selbst erzählen zu lassen, wie sie gekämpft, gearbeitet, gelitten und sich gefreut haben, bedarf keiner Rechtfertigung. Die Einleitungen geben eine knappe Darstellung der ganzen in einem Bande behandelten Zeit und eröffnen dem Leser den Weg zur selbständigen Beurteilung der Quellen.

BRIEFE · MEMOIREN · CHRONIKEN

AKSAKOWS FAMILIENCHRONIK. Nach *Raczynskis* Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von *H. Röhl.* In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 8.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Auf Grund der von *Erich Schmidt* besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch.* Mit 16 Bildtafeln. 6.—10. Tausend. In Leinen M. 7.—; in Halbleder M. 11.—.

FERDINAND CORTES: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig.* 6.—10. Taus. In Leinen M. 7.—; in Halbleder M. 11.—.

BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE VON ORLEANS (LISELOTTE). Herausgegeben von *Hans F. Helmolt.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 10. bis 12. Tausend. In Leinen M. 7.—; in Halbleder M. 11.—.

MEMOIREN DER KAISERIN KATHARINA II. VON RUSSLAND. Übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme.* Mit 16 Bildtaf. 16.—19. Taus. In Lein. M. 8.—; in Halbled. M. 12.—.

*NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze*, übertragen von *Hedwig Lachmann.* Mit 19 Bildern. In Leinen M. 7.50.

*ALEXANDER VON VILLERS: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand.* Mit 2 Bildnissen. In Leinen M. 9.—.

MEMOIREN DER MARKGRÄFIN WILHELMINE VON BAYREUTH. Deutsch von *Annette Kolb.* Mit 10 Bildtafeln. 9.—13. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

KUNSTBÜCHER

CHODOWIECKI: VON BERLIN NACH DANZIG. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 108 Lichtdrucke nach den Originalen in der Akademie der Künste zu Berlin. Mit erläuterndem Text und einer Einführung von *Wolfgang von Oettingen.* In Pappband M. 12.—; in Halbleder M. 16.—.

CURT GLASER: DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. 6.—9. Tausend. Mit 36 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 12.—.

KAKUZO OKAKURA: DIE IDEALE DES OSTENS. Übertragen von *Marguerite Steindorff*. 6.—10. Tausend. In Pappband M. 5.—.

ERNST REISINGER: GRIECHENLAND. Schilderung deutscher Reisender. 11.—15. Tausend. Mit 90 Vollbildern, davon 62 nach Aufnahme der Preußischen Meßbildanstalt. In Halbleinen M. 7.50.

RAINER MARIA RILKE: AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 41.—45. Tausend. In Halbleinen M. 7.50.

KARL SCHEFFLER: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 10.—12. Tausend. In Halbleinen M. 12.—; in Halbpergt. M. 15.—.

*— ITALIEN. Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. 13. bis 15. Tausend. In Halbleinen M. 16.—; in Halbpergament M. 20.—.

*— PARIS. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M. 16.—; in Halbpergament M. 20.—.

*— DER GEIST DER GOTIK. Mit 103 Vollbildern. 36. bis 40. Tausend. In Halbleinen M. 7.50.

HERMANN UHDE-BERNAYS: ANSELM FEUERBACH. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs*. 11.—15. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

KARL VOLL: DIE ALTNIEDERLÄNDISCHE MALEREI VON JAN VAN EYCK BIS MEMLING. Ein entwicklungsgeschichtlicher Versuch. Mit 63 Vollbildern. Zweite, verbesserte Auflage. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

EMIL WALDMANN: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. Mit 240 Vollbildern nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M. 18.—.

Einzeln sind mit je 80 Tafeln zum Preise von M. 5.— in Halbleinen erschienen:

Albrecht Dürer — Dürers Stiche und Holzschnitte — Dürers Handzeichnungen.

FRIEDRICH WASMANN: EIN DEUTSCHES KÜNSTLERLEBEN, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von *Bernt Grönvold*. Mit 107 Lichtdrucktafeln. In Leinen M. 12.—.

*JOACHIM WINCKELMANN: KLEINE SCHRIFTEN UND BRIEFE. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays*. Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Halbpergament M. 18.—.

Diese neue Ausgabe will den Heutigen vor allem den dichterischen Gehalt von Winckelmanns Schaffen nahebringen. Sie enthält seine kleineren selbständigen Schriften über die Kunst sowie eine Auswahl seiner schönsten Briefe, eingeleitet durch einen Essay von *Uhde-Bernays* über das Dreigestirn der helleuischen Deutschen: Winckelmann — Hölderlin — Marées.

DEUTSCHE MEISTER

EINE MONOGRAPHIENREIHE, HERAUSGEGEBEN VON *KARL SCHEFFLER* UND *CURT GLASER*

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. 6.—10. Taus. Mit 117 Abbildungen. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildgn. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Bildtafeln. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

KARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach*. Mit 110 Abbildungen. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpgt. M. 14.—.

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilh. Worringer*. Mit 126 Abbildungen. In Halbleinen M. 14.—; in Halbpgt. M. 18.—.

*DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen*. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M. 15.—; in Halbpergament M. 18.—.

*PETER VISCHER DER ÄLTERE U. SEINE WERKSTATT. Von *Simon Meller*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M. 15.—.

Ein ausführlicher illustrierter Prospekt über das ganze Programm der Sammlung wird auf Wunsch vom Verlag unberechnet geliefert.

MÄRCHEN, SAGEN UND LEGENDEN

*HANS CHRISTIAN ANDERSEN: MÄRCHEN. Unter Benutzung der von *Andersen* selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann*. Mit farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 14.—16. Tausend. In Leinen M. 18.—; in Halbleder M. 22.—.

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 7.—10. Tausend. In Leinen M. 16.—; in Halbleder M. 22.—.

WILHELM HAUFF: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 5.—8. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

GESTA ROMANORUM. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von *Hermann Hesse*. 8.—10. Tausend. In Leinen M. 7.—; in Halbleder M. 10.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halblein. M. 9.—; in Halbperg. M. 12.—.

DAS VOLKSBUCH VON DER SCHÖNEN MELUSINE. Mit den Holzschnitten und nach dem Text des ältesten Druckes von 1474 herausgegeben durch *Severin Rüttgers*. In Pappb. M. 4.50.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Erster, zweiter und dritter Band. Je in Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.
Der vierte Band wird Ende des Jahres erscheinen.

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSEND UND EINER NACHT. Volksausgabe in einem Band. 11.—14. Tausend. In Halbleinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

*TAUSEND UND EIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst*. Übertragen von *Felix P. Greve* und *Paul Hausmann*. 4.—7. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M. 20.—; in Leder M. 36.—.
Die beiden Bände bilden, in völlig gleicher Ausstattung, eine wundervolle Ergänzung der großen sechsbändigen 1001-Nacht-Ausgabe.

DIE VIER ZWEIGE DES MABINOGI. Ein keltisches Sagenbuch. Deutsch von *Martin Buber*. Zweite Aufl. In Halblein. M. 4.50.
Diese vier Erzählungen sind das reifste und bedeutendste Werk keltischer Erzählungsprosa, das auf uns gekommen ist. Sie gehören einem alten Sagenbestande an, der im zehnten und elften Jahrhundert Gestalt gewann und mit keinem andern Werk der Weltliteratur verglichen werden kann als der jüngeren Edda. Sie sind von Barden aufgezeichnete keltische Stammessagen, fast die einzigen Reste einer gewaltigen, einst vorhandenen Zahl von Mythen und Mären.

REINKE VOSS, eene ole Geschichte, nee vertellt von *Christian Heinrich Kleukens*. Mit zahlreichen Holzschnitten. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

GUSTAV SCHWAB: DIE SCHÖNSTEN SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden, besorgt von *Ernst Beutler*. 6.—8. Tausend. In Halbleinen M. 15.—.

*OSCAR WILDE: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 123.—132. Tausend. In Halbleinen M. 5.—; in Halbpergament M. 7.50; in Leder M. 15.—.

4-MARK-BÜCHER

Jeder Band auf schönem Papier gedruckt und in Ganzleinen mit echter Vergoldung gebunden.

BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 26.—31. Tausend.

FICHTES REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Revidierte Ausgabe von *Rudolf Eucken*. 25.—29. Tausend.

*GOETHES BRIEFE AN FRAU VON STEIN. Herausgegeben von *Julius Petersen*. Mit sechs Silhouetten. 21.—30. Tausend.

*DIE BRIEFE DES JUNGEN GOETHE. Herausgegeben und eingeleitet von *Gustav Roethe*.

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster*. Mit einer Silhouette der Frau Rath. 58. bis 63. Tausend.

WILHELM VON HUMBOLDT: BRIEFE AN EINE FREUNDIN (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 21.—26. Tausend.

KANT-AUSSPRÜCHE. Herausgegeben von *Raoul Richter*. 11. bis 14. Tausend.

*KLEISTS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Michael*.

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke*. Mit Titelbild nach der ersten Ausgabe. 16. bis 20. Tausend.

MOZARTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 21.—26. Tausend.

*ADALBERT STIFTERS ERZÄHLUNGEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Felix Braun*.

DIE INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band in farbigem Pappband M. 1.—.

Die Sammlung umfaßt 383 Bände und enthält Novellen, Erzählungen, Gedichte, Dramen, Sagen, Märchen, Essays, Kunstbücher u. a.

Eine Anzahl Bände ist auch in Leder gebunden zum Preise von je M. 7.— lieferbar.

Vollständige Verzeichnisse unberechnet.

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in Ganzleinen M. 5.—.

Der Neugestaltung der „Bibliothek der Romane" galt seit langer Zeit unsere besondere Sorgfalt. Ihrem Grundsatz entsprechend, die besten Romane aller Völker und Zeiten in würdiger Ausstattung zu bringen, wurden solche Bände, die dem Charakter der Sammlung nicht entsprachen, entfernt; andere, die seit längerer Zeit fehlten oder noch auf holzhaltigem Papier hergestellt waren, wurden in neuer Auflage gedruckt. Eine Anzahl großer Romane der Weltliteratur ist neu aufgenommen. Der Einband ist wieder gleichmäßig der schöne rote Ganz leineneinband mit echtem Goldaufdruck.

WILLIBALD ALEXIS: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman. 22.—26. Tausend.

*BALZAC: DIE CHOUANS. Übertragen von *Johannes Schlaf*.

Das erste Werk, das Balzac unter eigenem Namen herausgab. Mit einem Schlage wurde er berühmt. Die realistische Schilderung des Aufstandes der Vendée gegen die neuen revolutionären Machthaber des Landes und die darein verwobene Liebesgeschichte des Fräuleins von Verneuil mit dem jungen königstreuen General machen dies Buch zu einem der interessantesten Romane des großen Gestalters.

*— VATER GORIOT. Übertragen von *Gisela Etzel*.

Nicht nur das Einzelschicksal: die Tragödie des Pensionärs der Witwe Vauquer, eines alten Spießbürgers, der als Märtyrer der Vaterliebe an der Leidenschaft für seine Töchter zugrunde geht, gibt dem Roman seinen Reiz und seine Farbe, die Personen sind es, die neben ihm die Pension bevölkern und sich um den großen Amoralisten Vautrin, einen entsprungenen Galeerensträfling, den Wortführer des Romans, gruppieren.

DE COSTER: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Alber Wesselski*. 31.—40. Tausend.

— DIE HOCHZEITSREISE. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von *Albert Wesselski*. 31.—40. Tausend.

DANIEL DEFOE: ROBINSON CRUSOE. Nach der ältesten deutschen Übertragung. 11.—15. Tausend.

DOSTOJEWSKI: ARME LEUTE. 6.—10. Tausend.

— DER DOPPELGÄNGER. 11.—14. Tausend.

— AUS DEM DUNKEL DER GROSSSTADT. — HELLE NÄCHTE. 6.—10. Tausend.

— DAS GUT STEPANTSCHIKOWO. 6.—10. Tausend.

— AUFZEICHNUNGEN AUS EINEM TOTENHAUSE. 11. bis 15. Tausend.

*— SCHULD UND SÜHNE (RASKOLNIKOW). 36.—40. Tausd. Zwei Bände.

*— DER SPIELER. 22.—26. Tausend.

— DER IDIOT. 11.—15. Tausend. Drei Bände.

DOSTOJEWSKI: DER LEBENSLÄNGLICHE EHEMANN. — DIE FREMDE FRAU UND DER MANN UNTER DEM BETT. 6.—10. Tausend.

— DIE TEUFEL. 11.—15. Tausend. Drei Bände.

— WERDEJAHRE. 6.—10. Tausend. Zwei Bände.

*— DIE BRÜDER KARAMASOFF. 29.—33. Tausd. Drei Bände.

FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von *Arthur Schurig*. 31.—35. Tausend.

— SALAMBO. Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig*. 26.—30. Tausend.

*LOUISE V. FRANÇOIS: DIE LETZTE RECKENBURGERIN. 59.—63. Tausend.

GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe. 21.—25. Tausend.

JENS PETER JACOBSEN: FRAU MARIE GRUBBE. Interieurs aus dem 17. Jahrhundert. Übertragen von *Mathilde Mann*. 26. bis 31. Tausend.

— NIELS LYHNE. Übertragen von *Anka Matthiesen*. 41. bis 45. Tausend.

GOTTFRIED KELLER: DAS SINNGEDICHT.

*SELMA LAGERLÖF: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. 43.—48. Tausd.

*PROSPER MÉRIMÉE: DIE BARTHOLOMÄUSNACHT. Roman aus den Tagen Karls IX. Übertragen von *Gertrud Ouckama Knoop*.

Das in Balzac maßlos ausbrechende Feuer des französischen Geistes erscheint in Prosper Mérimée gebändigt. Klassische Schönheit bei völliger Herzenskühle zeichnet seine Werke aus. Erst unsere Zeit, an Stendhal und Flaubert geschult, wird den großen Erzähler begreifen.

HENRI MURGER: DIE BOHÊME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. 21.—25. Tausend.

CHARLES-LOUIS PHILIPPE: MARIE DONADIEU. Übertrag. von *Friedrich Burschell*.

SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 36.—40. Tausend.

WALTER SCOTT: DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von *August Schäfer*. 16.—20. Tausend.

*R. L. STEVENSON: DIE SCHATZINSEL. Ein Abenteurer-Roman. Übertragen von *Franz Franzius*.

Einer der spannendsten Abenteurerromane. Wer war eigentlich Kapitän Flint, und was hatte Billy Bones auf dem Kerbholz? Wir möchten es gerne wissen, aber es bleibt im Dunkeln. Wer aber der Seemann mit dem einen Bein, der grausame Schiffskoch John Silver war, und wer sein „Piaster, Piaster" schreiender Papagei, das werden wir, ob wir die „Schatzinsel" mit fünfzehn oder mit fünfzig Jahren zum ersten Male lesen, unser Leben lang nicht vergessen.

INHALT

*

BILDER

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Insel-Almanach auf das Jahr 1927

AD FEET LITTERIS



Insel-Almanach

auf das Jahr 1927

Insel-Verlag · Leipzig

Kalendarium

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen,
Sind wir ja da.

Goethe

Januar · Februar · Maerz

	Januar		Februar		Maerz
1	Neujahr	1	Dienstag	1	Fastnacht
2	Sonntag n. Neuj.	2	Mittwoch ●	2	Aschermittwoch
3	Montag ●	3	Donnerstag	3	Donnerstag ●
4	Dienstag	4	Freitag	4	Freitag
5	Mittwoch	5	Sonnabend	5	Sonnabend
6	Donnerstag	6	5. Sonnt. n. Ep.	6	Invokavit
7	Freitag	7	Montag	7	Montag
8	Sonnabend	8	Dienstag	8	Dienstag
9	1. Sonnt. n. Ep.	9	Mittwoch ☽	9	Mittwoch
10	Montag ☽	10	Donnerstag	10	Donnerstag ☽
11	Dienstag	11	Freitag	11	Freitag
12	Mittwoch	12	Sonnabend	12	Sonnabend
13	Donnerstag	13	Septuagesima	13	Reminiszere
14	Freitag	14	Montag	14	Montag
15	Sonnabend	15	Dienstag	15	Dienstag
16	2. Sonnt. n. Ep.	16	Mittwoch ○	16	Mittwoch
17	Montag ○	17	Donnerstag	17	Donnerstag
18	Dienstag	18	Freitag	18	Freitag ○
19	Mittwoch	19	Sonnabend	19	Sonnabend
20	Donnerstag	20	Sexagesima	20	Okuli
21	Freitag	21	Montag	21	Montag
22	Sonnabend	22	Dienstag	22	Dienstag
23	3. Sonnt. n. Ep.	23	Mittwoch	23	Mittwoch
24	Montag	24	Donnerstag ☾	24	Donnerstag
25	Dienstag	25	Freitag	25	Freitag
26	Mittwoch ☾	26	Sonnabend	26	Sonnabend ☾
27	Donnerstag	27	Estomihi	27	Lätare
28	Freitag	28	Montag	28	Montag
29	Sonnabend			29	Dienstag
30	4. Sonnt. n. Ep.			30	Mittwoch
31	Montag			31	Donnerstag





April · Mai · Juni

April		Mai		Juni	
1	Freitag	1	Miserikord. ●	1	Mittwoch
2	Sonnabend ●	2	Montag	2	Donnerstag
3	Judika	3	Dienstag	3	Freitag
4	Montag	4	Mittwoch	4	Sonnabend
5	Dienstag	5	Donnerstag	5	Pfingstsonntag
6	Mittwoch	6	Freitag	6	Pfingstmontag
7	Donnerstag	7	Sonnabend	7	Dienstag ☽
8	Freitag	8	Jubilate ☽	8	Mittwoch
9	Sonnabend ☽	9	Montag	9	Donnerstag
10	Palmarum	10	Dienstag	10	Freitag
11	Montag	11	Mittwoch	11	Sonnabend
12	Dienstag	12	Donnerstag	12	Trinitatis
13	Mittwoch	13	Freitag	13	Montag
14	Gründonnerstag	14	Sonnabend	14	Dienstag
15	Karfreitag	15	Kantate	15	Mittwoch ○
16	Sonnabend	16	Montag ○	16	Donnerstag
17	Ostersonnt. ○	17	Dienstag	17	Freitag
18	Ostermontag	18	Mittwoch	18	Sonnabend
19	Dienstag	19	Donnerstag	19	1. Sonnt. n. Tr.
20	Mittwoch	20	Freitag	20	Montag
21	Donnerstag	21	Sonnabend	21	Dienstag
22	Freitag	22	Rogate	22	Mittwoch ☾
23	Sonnabend	23	Montag	23	Donnerstag
24	Quasimod. ☾	24	Dienstag ☾	24	Freitag
25	Montag	25	Mittwoch	25	Sonnabend
26	Dienstag	26	Himmelfahrt	26	2. Sonnt. n. Tr.
27	Mittwoch	27	Freitag	27	Montag
28	Donnerstag	28	Sonnabend	28	Dienstag
29	Freitag	29	Exaudi	29	Mittwoch ●
30	Sonnabend	30	Montag ●	30	Donnerstag
		31	Dienstag		





Juli · August · September

Juli		August		September	
1	Freitag	1	Montag	1	Donnerstag
2	Sonnabend	2	Dienstag	2	Freitag
3	3. Sonntag n. Tr.	3	Mittwoch	3	Sonnabend
4	Montag	4	Donnerstag	4	12. S. n. Tr. ☽
5	Dienstag	5	Freitag ☽	5	Montag
6	Mittwoch	6	Sonnabend	6	Dienstag
7	Donnerstag ☽	7	8. Sonntag n. Tr.	7	Mittwoch
8	Freitag	8	Montag	8	Donnerstag
9	Sonnabend	9	Dienstag	9	Freitag
10	4. Sonntag n. Tr.	10	Mittwoch	10	Sonnabend
11	Montag	11	Donnerstag	11	13. S. n. Tr. ○
12	Dienstag	12	Freitag	12	Montag
13	Mittwoch	13	Sonnabend ○	13	Dienstag
14	Donnerstag ○	14	9. Sonntag n. Tr.	14	Mittwoch
15	Freitag	15	Montag	15	Donnerstag
16	Sonnabend	16	Dienstag	16	Freitag
17	5. Sonntag n. Tr.	17	Mittwoch	17	Sonnabend
18	Montag	18	Donnerstag	18	14. S. n. Tr. ☾
19	Dienstag	19	Freitag ☾	19	Montag
20	Mittwoch	20	Sonnabend	20	Dienstag
21	Donnerstag ☾	21	10. Sonnt. n. Tr.	21	Mittwoch
22	Freitag	22	Montag	22	Donnerstag
23	Sonnabend	23	Dienstag	23	Freitag
24	6. Sonntag n. Tr.	24	Mittwoch	24	Sonnabend
25	Montag	25	Donnerstag	25	15. S. n. Tr. ●
26	Dienstag	26	Freitag	26	Montag
27	Mittwoch	27	Sonnabend ●	27	Dienstag
28	Donnerstag ●	28	11. Sonnt. n. Tr.	28	Mittwoch
29	Freitag	29	Montag	29	Donnerstag
30	Sonnabend	30	Dienstag	30	Freitag
31	7. Sonntag n. Tr.	31	Mittwoch		



Oktober · November · Dezember

	Oktober		November		Dezember
1	Sonnabend	1	Dienstag	1	Donnerstag
2	16. Sonnt. n. Tr.	2	Mittwoch ☽	2	Freitag ☽
3	Montag	3	Donnerstag	3	Sonnabend
4	Dienstag ☽	4	Freitag	4	2. Advent
5	Mittwoch	5	Sonnabend	5	Montag
6	Donnerstag	6	21. Sonnt. n. Tr.	6	Dienstag
7	Freitag	7	Montag	7	Mittwoch
8	Sonnabend	8	Dienstag	8	Donnerstag ○
9	17. Sonnt. n. Tr.	9	Mittwoch ○	9	Freitag
10	Montag ○	10	Donnerstag	10	Sonnabend
11	Dienstag	11	Freitag	11	3. Advent
12	Mittwoch	12	Sonnabend	12	Montag
13	Donnerstag	13	22. Sonnt. n. Tr.	13	Dienstag
14	Freitag	14	Montag	14	Mittwoch
15	Sonnabend	15	Dienstag	15	Donnerstag
16	18. Sonnt. n. Tr.	16	Bußtag ☾	16	Freitag ☾
17	Montag ☾	17	Donnerstag	17	Sonnabend
18	Dienstag	18	Freitag	18	4. Advent
19	Mittwoch	19	Sonnabend	19	Montag
20	Donnerstag	20	Totenfest	20	Dienstag
21	Freitag	21	Montag	21	Mittwoch
22	Sonnabend	22	Dienstag	22	Donnerstag
23	19. Sonnt. n. Tr.	23	Mittwoch	23	Freitag
24	Montag	24	Donnerstag ●	24	Sonnabend ●
25	Dienstag ●	25	Freitag	25	1. Weihnachtsf.
26	Mittwoch	26	Sonnabend	26	2. Weihnachtsf.
27	Donnerstag	27	1. Advent	27	Dienstag
28	Freitag	28	Montag	28	Mittwoch
29	Sonnabend	29	Dienstag	29	Donnerstag
30	20. Sonnt. n. Tr.	30	Mittwoch	30	Freitag
31	Montag			31	Silvester ☽







Rainer Maria Rilke / Gedichte

Das Füllhorn

Geschrieben für Hugo von Hofmannsthal

Schwung und Form des gebendsten Gefäßes,
an der Göttin Schulter angelehnt;
unsrer Fassung immer ungemäßes,
doch von unsrem Sehnen ausgedehnt —:

in der Tiefe seiner Windung faßt es
aller Reife die Gestalt und Wucht,
und das Herz des allerreinsten Gastes
wäre Form dem Ausguß solcher Frucht.

Obenauf der Blüten leichte Schenkung,
noch von ihrer ersten Frühe kühl,
alle kaum beweisbar, wie Erdenkung,
und vorhanden, wie Gefühl ...

Soll die Göttin ihren Vorrat schütten
auf die Herzen, die er überfüllt,
auf die vielen Häuser, auf die Hütten,
auf die Wege, wo das Wandern gült?

Nein, sie steht in Überlebensgröße
hoch, mit ihrem Horn voll Übermaß.
Nur das Wasser unten geht, als flöße
es ihr Geben in Gewächs und Gras.

... Wenn aus des Kaufmanns Hand
die Wage übergeht
an jenen Engel, der sie in den Himmeln
stillt und beschwichtigt mit des Raumes Ausgleich ...

Klage

Wem willst du klagen, Herz? Immer gemiedener
ringt sich dein Weg durch die unbegreiflichen
Menschen. Mehr noch vergebens vielleicht,
da er die Richtung behält,
Richtung zur Zukunft behält,
zu der verlorenen . . .

Früher, klagtest? Was wars? Eine gefallene
Beere des Jubels, unreife!
Jetzt aber bricht mir mein Jubelbaum,
bricht mir im Sturme mein langsamer
Jubel-Baum.
Schönster, in meiner unsichtbaren
Landschaft, der du mich kenntlicher
machtest Engeln, unsichtbaren.

Irrlichter

Wir haben einen alten Verkehr
mit den Lichtern im Moor.
Sie kommen mir wie Großtanten vor . . .
Ich entdecke mehr und mehr

zwischen ihnen und mir den Familienzug,
den keine Gewalt unterdrückt:
Diesen Schwung, diesen Sprung, diesen Ruck, diesen Bug,
der den andern nicht glückt.

Auch ich bin dort, wo die Wege nicht gehn,
im Schwaden, den mancher mied,
und ich habe mich oft verlöschen sehn
unter dem Augenlid.

Der Goldschmied

Warte! Langsam! droh ich jedem Ringe
und vertröste jedes Kettenglied:
später, draußen, kommt das, was geschieht.
Dinge, sag ich, Dinge, Dinge, Dinge!
wenn ich schmiede; vor dem Schmied
hat noch keines irgendwas zu sein
oder ein Geschick auf sich zu laden.
Hier sind alle gleich, von Gottes Gnaden:
ich, das Gold, das Feuer und der Stein.

Ruhig, ruhig, ruf nicht so, Rubin!
Diese Perle leidet, und es fluten
Wassertiefen im Aquamarin.
Dieser Umgang mit euch Ausgeruhten
ist ein Schrecken: alle wacht ihr auf!
Wollt ihr Bläue blitzen? Wollt ihr bluten?
Ungeheuer funkelt mir der Hauf.

Und das Gold, es scheint mit mir verständigt;
in der Flamme hab ich es gebändigt,
aber reizen muß ichs um den Stein.
Und auf einmal, um den Stein zu fassen,
schlägt das Raubding mit metallnem Hassen
seine Krallen in mich selber ein.

Durch den sich Vögel werfen, ist nicht der
vertraute Raum, der die Gestalt dir steigert.
(Im Freien, dorten, bist du dir verweigert
und schwindest weiter ohne Wiederkehr.)

Raum greift aus uns und übersetzt die Dinge:
daß dir das Dasein eines Baums gelinge,
wirf Innenraum um ihn, aus jenem Raum,
der in dir west. Umgib ihn mit Verhaltung.
Er grenzt sich nicht. Erst in der Eingestaltung
in dein Verzichten wird er wirklich Baum.

Vollmacht

Ach entzögen wir uns Zählern und Stundenschlägern.
Einen Morgen hinaus, heißes Jungsein mit Jägern,
Rufen im Hundegekläff.
Daß im durchdrängten Gebüsch Kühle uns fröhlich besprühe,
und wir im Neuen und Frein — in den Lüften der Frühe
fühlten den graden Betreff!

Solches war uns bestimmt. Leichte beschwingte Erscheinung.
Nicht, im starren Gelaß, nach einer Nacht voll Verneinung,
ein verneinender Tag.
Diese sind ewig im Recht: dringend dem Leben Genahte:
weil sie Lebendige sind, tritt das unendlich bejahte
Tier in den tödlichen Schlag.

Götter schreiten vielleicht immer im gleichen Gewähren,
wo unser Himmel beginnt;
wie in Gedanken erreicht unsere schwereren Ähren,
sanft sie wendend, ihr Wind.

Wer sie zu fühlen vergaß, leistet nicht ganz die Verzichtung:
dennoch haben sie teil.
Schweigsam, einfach und heil legt sich an seine Errichtung
plötzlich ihr anderes Maß.

An der sonngewohnten Straße, in dem
hohlen halben Baumstamm, der seit lange
Trog ward, eine Oberfläche Wasser
in sich leis erneuernd, still' ich meinen
Durst: des Wassers Heiterkeit und Herkunft
in mich nehmend durch die Handgelenke.
Trinken schiene mir zu viel, zu deutlich;
aber diese wartende Gebärde
holt mir helles Wasser ins Bewußtsein.

Also, kämst du, braucht ich, mich zu stillen,
nur ein leichtes Anruhn meiner Hände,
sei's an deiner Schulter junge Rundung,
sei es an den Andrang deiner Brüste.

Welt war in dem Antlitz der Geliebten –,
aber plötzlich ist sie ausgegossen:
Welt ist draußen, Welt ist nicht zu fassen.

Warum trank ich nicht, da ich es aufhob,
aus dem vollen, dem geliebten Antlitz
Welt, die nah war, duftend meinem Munde?

Ach, ich trank. Wie trank ich unerschöpflich.
Doch auch ich war angefüllt mit zuviel
Welt, und trinkend ging ich selber über.

Ricarda Huch / Graf Mark und die Prinzessin von Nassau-Usingen

Eine tragische Biographie

1803

Es ist Nacht im Parke des Schlosses Bieberich, das dem Fürsten von Nassau-Usingen gehört. Die Liebe geht durch einen verwilderten Teil des Gartens, der im französischen Geschmack angelegt ist. An dieser Stelle wuchern Rosen und Efeu um die Stämme alter Bäume. Ein wasserloser Springbrunnen, verwittert und moosbewachsen, bildet den Mittelpunkt eines Rondells; sein Rand ist verziert durch die steinernen Figuren langschnäbeliger, glotzaugiger Vögel, die sich im Spiegel des Wassers zu betrachten scheinen sollen. Die Liebe teilt das Dickicht, um Rosen zu pflücken, und ritzt dabei ihren nackten Fuß an Dornen, so daß Tropfen ihres Blutes in die Erde sickern. Am Rande des Springbrunnens bleibt sie stehen und streut, während Amoretten das quellende Götterblut mit Moose aufsaugen, Rosenblätter in das ausgetrocknete Becken. Mond und Sterne gehen auf und hüllen ihren Leib in durchsichtiges Licht. Während sie schimmernd und allmählich erlöschend durch die Baumstämme verschwindet, kommen von der entgegengesetzten Seite der Leutnant Mark und die Prinzessin Auguste von Nassau-Usingen, festlich gekleidet. Ihre Hand liegt auf seinem Arme. Nahe dem Springbrunnen bleiben sie stehen, und er sagt zu ihr: „Verzeiht, Prinzessin, daß ich Euch der rauschenden Gesellschaft entführte. Ich fühle Eure Hand auf meinem Arme zittern, vielleicht ist Euch nicht wohl in dieser wunderlichen Gegend, die von jedermann gemieden zu sein scheint?“

Die Prinzessin: „Ich glaube, es knüpfen sich Erinnerungen aus alter Zeit an diese Stelle, und das ist es, was sie so verlassen macht. Wir getrauten uns als Kinder nicht, sie zu betreten.“

Mark: „Fürchtet Ihr Euch, Prinzessin, an meinem Arme?"
Die Prinzessin senkt in Verwirrung den Kopf. „Ich weiß nicht, warum meine Hände zittern."
Mark: „Mein Herz zittert auch."
Die Prinzessin sagt, da er schweigt, verlegen: „Wir wollen gehen."
Mark: „Wenn Ihr es befehlt, Prinzessin."
Sie bleiben stehen und betrachten die phantastischen Vögel auf dem Rande des Springbrunnens.
Mark: „Man möchte meinen, daß diese albernen Figuren etwas bedeuteten. Wißt Ihr etwas davon, Prinzessin?"
Die Prinzessin: „Ich habe nie davon sprechen hören. Sie sehen aus, als ob sie verzauberte Menschen wären, wie ich es oft in Kindermärchen gelesen habe."
Mark: „Wenn uns auch ein Zauber festbände an diese Stelle, daß wir sie nicht verlassen könnten! Würdet Ihr darüber traurig sein, Prinzessin? Würdet Ihr es bereuen, mir hierher gefolgt zu sein?"
Die Prinzessin: „Ich konnte ja nicht anders."
Mark: „O Gott!" Er ergreift ihre Hand und drückt sie heftig erst an sein Herz, dann an seine Lippen. „Ich, ich wäre glückselig! Aber Märchen sind erfunden, und es gibt keinen Zauber, um den Abgrund auszufüllen, der den Untertan von der Fürstin trennt."
Die Prinzessin: „Gibt es denn keine Liebe?"
Mark: „Liebe? Die, die ich fühle, hat Kraft, dich zu gewinnen, und wenn du die Königin des Himmels wärest. Ist dir der Himmel meiner Liebe den Himmel deiner Hoheit wert?"
Sie stehen still nebeneinander, er hält ihre Hände fest an seinem Herzen. Plötzlich hören sie plaudernde und lachende Stimmen.
Die Prinzessin, erschreckt: „Da sind die andern. Wir müssen fort."
Sie drängt sich, als ob sie Schutz suchte, dichter an ihn.
Mark umfängt sie mit beiden Armen und drückt sie an sich. „Noch einen Augenblick! Noch einen! Ach, daß er nie endete!"

Die Prinzessin, hingerissen an seinem Munde: „Laß ihn nicht enden! Mach ihn ewig!"
Mark: „Meine Liebe ist es!"

1804

Am Vorabend der Hochzeit der Prinzessin mit dem Prinzen von Hessen-Homburg. Mark steht am Parktor vor dem Schlosse, in einen dunklen Mantel gewickelt. Das Schloß ist durch Gebüsch und hohe Bäume verdeckt, doch sieht man hier und da, wenn der Wind die Zweige auseinanderbiegt, eines der vielen Fenster aufblitzen, die alle erleuchtet sind. Nachdem er lange gewartet hat, kommt die Prinzessin vom Schlosse her, in hellblauen Atlas gekleidet, mit nacktem Hals und nackten Armen. Sie läuft schneller, je mehr sie sich Mark nähert, und wirft sich an seine Brust; er empfängt und hält sie einen Augenblick, dann schiebt er sie mit leidenschaftlichem Trotz zurück und sagt: „Es ist aus! Auf immer aus! Ich wähnte, dieser Augenblick käme niemals, immer hielt ihn ein anderer zurück, wo du noch mein warst, ein letzter, ein desto süßerer. Nun ist er da! Nun steht ein anderer an meiner Stelle, da, wo ich raubte, steht er als Herr. Warum lässest du dich zu dem Ausgestoßenen herab, der seine Augen zu hoch zu heben wagte und sich beschämt davonschlich? Wenn man dich bei ihm träfe?"
Die Prinzessin: „Was hätte ich noch zu fürchten — außer daß es morgen wird?"
Mark: „Geliebte! Ich wollte aufhören dich zu lieben; aber wenn ich dich sehe, muß ich den hassen, um den du so vieles wagst und duldest."
Die Prinzessin: „Für dich zu leiden ist das einzige Glück, das mir bleibt."
Mark: „Lebe wohl, Geliebte, lebe wohl!"
Die Prinzessin: „Noch nicht!"
Mark: „An deinem Halse blitzt ein Brillant dessen, der morgen dein Gemahl ist."

Die Prinzessin weint: „Verachtest du mich, weil ich unglücklich bin? Viel unglücklicher als du?"

Mark: „Ich dich verachten? Nur sehen kann ich dich nicht mehr, dich, Meine, in eines anderen Armen!"

Die Prinzessin: „Küsse mich! Meinen Mund, meinen Hals, mein Herz! Durchglute mich mit Feuer, das jeden, der mich anrührt, tötet!" Mark reißt sie in seine Arme und bedeckt sie mit Küssen. Als er sie losläßt, ist sie sehr bleich und sagt mit leiser Stimme: „Ich fühle Kraft, unsere Liebe zu schützen. Wie einer, der die Fahne trägt; er mag fallen, aber die Fahne läßt er nicht sinken, sie flattert in der Luft, während sein Herz bricht. Unsere Liebe ist die Fahne, die mir heilig ist!"

Mark kniet vor ihr nieder und preßt sein Gesicht in ihr Kleid. Dann stürzt er fort, indessen sie zum Schlosse zurückeilt.

Acht Monate später

Prinzessin Auguste sitzt in einem Wohnzimmer des Schlosses Bieberich in einem bequemen Sessel und lächelt, während ihre Hände mit einem Briefe spielen, ihn falten, wieder öffnen und wieder zusammenlegen. Es ist ein Brief Marks. Ihre Mutter, eine etwas zu beleibte Frau, steht ihr gegenüber und betrachtet sie halb liebevoll, halb mißbilligend: „Ich wundere mich," sagt sie zu ihr, „wie du so frohgemut sein kannst angesichts der Verlegenheit, die du deinem Vater und mir bereitet hast, mir zwiefach, indem ich auch seine Vorwürfe und Drohungen auf mich nehmen muß, die du abschüttelst."

Die Prinzessin: „Soll ich mir durch sein Schelten die Ruhe stören lassen, die ich nach dem langen Kampfe verdient habe? Seine Durchlaucht, mein Herr Gemahl, wußte, daß er mir einen Gefallen tat, wenn er mich fortschickte, und hätte mich festgehalten, wenn er mich nur ausgehalten hätte. Eine Xantippe muß es sich sauer werden lassen."

Die Mutter: „Das Scherzen wird dir gar bald vergehen. Was soll aus dir werden? Willst du dein Leben lang als Verstoßene und Geschiedene in einem Altjungfernstübchen bei deinen Eltern sitzen?"
Die Prinzessin: „Eine Frau will ich werden, Mama, eine glückliche, geliebte!"
Die Mutter: „Törin, dein Vater wird niemals zugeben, daß du dich unter deinem Stande verheiratest. Du weißt, wie hartnäckig er im Verweigern ist."
Die Prinzessin: „Nicht mehr als ich im Warten."
Die Mutter: „Warten macht alt und kalt, und du bist ohnehin nicht jung mehr. Diese Probe bestehen Männer niemals."
Die Prinzessin: „Mutter, das Maß, mit dem du missest, ist für unsere Liebe zu klein."
Die Mutter: „Die allgemeine Rede aller Liebenden."
Die Prinzessin: „Red' ich, außer wenn ich muß? Niemand beteuert, daß die Sonne wärmt; so ist es mit unserer Liebe."
Die Mutter: „Sieh zu, ob er dich wärmt und kleidet, wenn dein Vater dich verstieße!"
Die Prinzessin: „Ob er mich wärmt! Ob er mich kleidet! An seinem Herzen! In seinem Mantel! Was will ich weiter? Ach, daß der Vater mich verstieße und ich ihm zulaufen könnte! Ihm nachlaufen wie ein Bettelmädchen auf nackten Füßen!"
Die Mutter erschrocken und entrüstet: „Kind!" Dann besinnt sie sich und sagt etwas milder: „Woher nimmst du die Worte? Nein, ich habe dich nicht zu so ausgelassener Denkart erzogen. Du warst ein gutes, folgsames Kind, bis du jene unglückliche Bekanntschaft machtest."
Die Prinzessin: „Sie kam dir damals nicht so unglücklich vor, Mama! Du freutest dich, wenn er kam, und ermuntertest ihn auf, eine Tour mit mir zu tanzen, wenn er traurig von ferne zusah. Wenn der Vater zürnte, batest du für mich und sagtest: ‚Laß sie doch ein wenig ihrer Jugend froh werden!' Tatest du es mir oder — ihm zuliebe, Mama?"

Die Mutter wehrt ab und versucht kühl zu bleiben: „Ich hielt dich für vernünftiger, als du bist. Ich gönnte dir ein wenig Ungebundenheit in der Jugend, weil ich glaubte, du wüßtest selbst, wo es sich einzuschränken gilt. Das Leben ist trocken und simpel, namentlich für uns Frauen. Aber auch die Männer tun gut, gewisse Schranken zu achten, die ihnen gezogen sind. Man soll jedem Stande geben, was ihm zukommt, aber in der Familie soll man unter sich bleiben. Gibt es dann Streit und Widerwärtigkeiten, so stehen sich wenigstens gleich und gleich gegenüber." Sie verläßt schnell das Zimmer, um keine Entgegnung zu hören.

Die Prinzessin sieht lächelnd nach der Decke, die Hände unter dem Kopfe gespreizt, und verfolgt mit den Augen die golden und rosa bemalten Stuckornamente, die dort angebracht sind. Ein leichter Regenschauer schlägt an die Scheiben, ohne daß die Sonne aufhörte zu scheinen. Die Prinzessin schaukelt sich langsam und belustigt sich, zuzusehen, wie bei der Bewegung nach oben ihre Fußspitzen in den Sonnenschein eintauchen. Plötzlich hört sie schnelle, leichte Schritte, die sich nähern, und richtet sich feurig auf. Mark tritt hastig ein, sie wirft sich aufschreiend in seine Arme.

Mark flüstert zwischen den ersten Küssen: „Ich habe dich wieder, du bist wieder mein!"

Ebenso die Prinzessin: „Ich war es immer!"

Mark: „Nur fünf Minuten darf ich dich halten; ich habe deiner Mutter mein Wort gegeben."

Die Prinzessin: „Fünf Minuten! Sie sind hundert gemeine Jahre wert!" Sie stehen schweigend ineinander versunken.

1807

In der Dämmerung eines Sommerabends halten zwei Wagen vor der Kirchentür in einer kleinen Landstadt. Aus dem einen steigen zwei Herren und eine Dame, die rasch in der Kirche ver=

schwinden, aus dem andern springt zuerst Mark, der der Prinzessin Auguste beim Aussteigen behilflich ist. Sie trägt über einem weißen Kleide einen weiten dunklen Mantel.
Auf dem Platze vor der Kirche stehen alte Linden, die stark duften. Über ihren graugrünen Kronen und über dem verwitterten Stein der Kirche liegt die schwere Luft wie ein bläulicher Flor. Einige Vorübergehende bleiben stehen und blicken neugierig nach dem Wagen, Kinder, die mit Kreiseln und Glaskugeln spielten, hören auf, um zuzusehen. Eine Frau, die unter den Linden Zuckerstangen und spärliches Obst verkauft, steht auf und geht langsam auf die Kirche zu.
Die Prinzessin bleibt zögernd vor der Kirchentür stehen. Mark ergreift ihre Hand und flüstert: „Komm!" Sie entgegnet leise: „Es ist, als wären meine Füße lahm. Ich fürchte mich vor soviel Glück." Mark flüstert dringender: „Geliebte, komm!"
Die Prinzessin klammert sich an seinen Arm: „Es ist eine Falte auf deiner Stirn. Dir ist nicht wie mir!"
Mark: „Es ist nicht nach meinem Sinn, daß der hartnäckige Hochmut deines Vaters mich zwingt, mein Lieb verstohlen wie ein Missetäter zum Altar zu führen. Es ist nicht nach meinem Sinn, daß ich Beschimpfungen meiner Geliebten, meines Weibes, ungerächt lassen muß — kommen sie auch von ihrem eigenen Vater."
Die Prinzessin lächelt entzückt: „Deines Weibes!"
Mark umfaßt sie stürmisch und zieht sie mit sich in die Kirche. Hinter ihnen wird von innen die Tür geschlossen. Die Lauschenden, die sich draußen angesammelt haben, vernehmen gedämpftes Orgelspiel.

*

Mark und die Prinzessin liegen auf dem Rasenplatz eines kleinen Gartens in der Nähe von Frankfurt. Durch das Gebüsch sieht man ein breites, niedriges Haus mit Mansardendach und grünen

Fensterläden, an dessen Mauern Pfirsich und Aprikosen gezogen sind.

Die Prinzessin: „Der Goldlack hat dicke Knospen. Wenn sie aufgegangen sind, werden wir sie nicht mehr sehen."

Mark: „Wie leicht ist die Trennung jetzt, da wir Mann und Frau sind. Nichts kann dich mehr mir rauben, nichts mich dir."

Die Prinzessin: „Nicht die tausend Gefahren des verhaßten Krieges?"

Mark richtet sich auf und schüttelt den Kopf. „Mir geschieht nichts. Ich gehöre dir! Ich gehöre dem Glück! Es führt mich heil durch den dichtesten Kugelregen."

Die Prinzessin umschlingt mit feuchten Augen seinen Hals: „Und wenn du doch nicht wiederkämest?"

Mark: „Ich komme! Ich schwöre, daß ich komme! Warte getrost. Bist du erst wieder auf Schloß Bieberich, werden die Zerstreuungen dir die trüben Gedanken verscheuchen."

Die Prinzessin: „Die Zerstreuungen dort sind langweiliger als die Langeweile. Lieber blieb ich hier und weinte in das Gras, wo wir zusammen lagen."

Mark: „Du weinen! Du, die glücklichste Frau des glücklichsten Mannes!"

Die Prinzessin: „Ach, es muß süßere Küsse geben als unsere, die, denen keine Trennung folgt."

Mark, sie umfangend: „Süßere als diese? Ungenügsame!"

Die Prinzessin lacht an seinem Munde: „Das wollt' ich eben!"

1812

Es ist Winter an den Ufern der Beresina. Der Himmel ist weißlichgrau und hängt tief hinunter; es weht eiskalter Wind. Soldaten, die meisten zu Fuß, einige zu Pferd, suchen sich über eine Brücke zu drängen, manche stürzen dabei in das schwarze Wasser, über dem ein dünner Dunst steht. Mark, am Bein verwundet, klammert sich an seinen Diener, der sich mit Aufbietung letzter Lebens-

kraft aufrecht hält, ohne den Zustand desselben zu bemerken; er stößt ihn ungeduldig vorwärts, damit er ihn über die Brücke schleppe. Beide sind bleich und hohl, Marks Augen leuchten fieberhaft. Als er fühlt, daß der Arm, mit dem der Sterbende ihn stützt, schlaff wird, ruft er: „Kannst du nicht mehr? Du mußt einen Tropfen Branntwein trinken. Wenn wir drüben sind, kannst du ruhen."

Da der Diener sich nicht rührt, sucht Mark an seinem Leibe nach der Flasche; dieser schwankt und wird von den Vorwärtsdrängenden zu Boden geworfen. Mark zieht ihn mit Anstrengung beiseite, damit er nicht zertreten werde, ruft ihn an und schüttelt ihn und sieht, daß er tot ist. Bei nochmaligem Durchsuchen findet er die Flasche, in der nur noch einige Tropfen Branntwein sind, die er gierig trinkt. Dann zieht er dem Toten die Jacke und ein wollenes Tuch aus und bekleidet sich damit. Nachdem er vergeblich versucht hat, allein vorwärtszukommen, wirft er sich einem Reiter entgegen mit der Bitte, ihn zu sich aufs Pferd zu nehmen. Dieser will nicht hören und spornt sein Tier an. Mark greift ihm in den Zügel und ruft drohend: „Ich bin Mark! Ich muß hinüber! Verstehen Sie! Ich muß!" Der Angeredete beugt sich vom Pferde und reicht Mark den Arm, um ihm hinaufzuhelfen ... Als er oben sitzt, sagt Mark: „Fassen Sie mich fest um den Leib, ich werde ohnmächtig!" und fällt nach vorn auf den Hals des Pferdes. Der andere stößt einen Fluch aus, hält ihn fest und treibt sein Pferd über die Brücke.

Es ist etwa sechs Uhr, und an der Brücke ist alles still geworden; nur ein paar Nachzügler und Verwundete schleppen sich noch herüber. Die Kugeln der Verfolger pfeifen über das Wasser. Hier und da glimmen Feuer, an denen Sterbende liegen und solche, die nicht mehr weiter können. Es ist nachtdunkel, ein paar Schneeflocken jagen im Winde. Zuweilen hört man aus der Ferne das Bellen der Wölfe.

1813

Auf den Kieswegen des Gartens in der Nähe von Frankfurt geht Mark, sich auf eine Krücke stützend, auf und ab. Er ist sehr schlank geworden und sieht leidend, aber fröhlich aus. Plötzlich hört er das Rollen eines Wagens, der gleich darauf anhält, dann das Knarren der Gartentür. Seine Frau erscheint im hellen Reisemantel, sie eilen sich entgegen und umarmen sich leidenschaftlich. Wieder und wieder betrachten sie sich innig und machen Bemerkungen über ihr Aussehen: „Und du warst inzwischen eine verwöhnte und umschwärmte junge Witwe?“ fragt Mark lächelnd. „Bin ich zu dick geworden?“ fragt sie errötend und mit harmloser Koketterie: „Es ist wahr, daß ich nicht sitzen bliebe, wenn ich frei wäre.“ „Aber du bist es nicht,“ ruft Mark lachend, „du bist unlöslich gebunden, wenn auch unsichtbar.“ Indem seine Stirn sich umwölkt, fährt er fort: „Also haben weder du noch deine Mutter, noch das wunderbare Walten der Vorsehung, die mich erhalten hat, den starren Sinn deines Vaters gewendet?“ Sie schüttelt betrübt den Kopf: „Man darf deinen Namen nicht vor ihm nennen — den Namen, der auch meiner ist.“ Nach einer kleinen Pause fährt sie tröstend fort: „Aber drei Tage habe ich mir erlistet, drei Tage sind ganz unser!“
Mark: „Drei Tage! Drei Tage und drei Nächte!“
Sie fallen einander entzückt in die Arme.

1835

Mark und seine Frau sitzen in einer Loge des Theaters von Karlsruhe, wo sie sich nach dem Tode des Fürsten von Nassau-Usingen niedergelassen haben. Er ist unterdessen in den Grafenstand erhoben worden. Die Gräfin ist korpulent geworden; sie ist einfach und nachlässig gekleidet. Nach dem zweiten Akte erscheinen auf den lebhaften Beifall des Hauses Agathe, Ännchen und Max. Der Sängerin, die das Ännchen singt, wird ein Blumenstrauß überreicht, der von Mark herrührt. Indem sie sich dankend gegen

das Publikum verneigt, wirft sie einen liebenswürdig schelmischen Blick nach seinem Platze. Die Gräfin bemerkt es und sagt zu ihrem Manne: „Es sieht so aus, als ob sie sich für den Busch bei dir bedanken wollte." Er wehrt mit etwas verlegenem Nachdruck ab, worauf sie gutmütig fortfährt: „Nun, die Mädels gefallen dir doch einmal, und diesmal hast du es wenigstens recht getroffen. Die Kleine hat ihre Sache brav gemacht, und ein liebes Frätzchen hat sie auch. Sie scheint zwar ein leichtes Blut zu sein, aber du lieber Gott, die armen Dinger sind auch allen Verführungen so recht preisgegeben, und wenn nicht Macht vor Recht ginge, sollte man euch Mannsbilder in die Rippen stoßen, wenn ein Frauenzimmer ausgleitet."

Der Graf, gemütlich: „Die Kleine da steht, glaube ich, ganz stramm auf ihren Füßen."

Die Gräfin: „Was gehts dich an? Schau du auf deine eigenen." Sie wühlt in einem seidenen Beutel und holt eine Tüte voll Schokoladenbonbons heraus. Wie sie einen im Munde hat, bemerkt sie, daß er mit Creme gefüllt ist, anstatt mit Likör, und ihr Gesicht verzieht sich in ärgerliche Falten. „Du weißt doch," sagt sie vorwurfsvoll zu ihrem Manne, „daß ich nur mit Likör gefüllte Bonbons mag. Wenn keine vorrätig waren, hättest du welche bestellen können. Nun habe ich wieder nichts zu essen." Sie ist dem Weinen nahe und wirft die Tüte mit den Bonbons zur Erde.

Mark sucht sie zu begütigen: „Mein Schatz, ich habe dem Konfiseur gesagt, daß ich mit Likör gefüllte Bonbons will. Es muß ein Mißverständnis bei der Sache sein."

Die Gräfin: „Ach, das sind deine Redensarten. Nun ist mir die ganze Vorstellung verleidet."

Mark: „Wenn du nicht mehr hier bleiben magst, begleite ich dich im Wagen nach Hause."

Die Gräfin: „Ja, damit du nachher allein wiederkommen kannst."

Der Graf: „Ich fürchte nur, du möchtest dich unwohl fühlen, weil du nichts zu essen hast. Soll ich dir Bonbons aus einem andern Geschäft holen?"

Die Gräfin: „Jetzt sind die Läden geschlossen. Aber wenn du mir die Tüte wieder aufheben willst, so werde ich eben vorliebnehmen."
Der Graf bückt sich und sucht die Tüte vom Boden auf.
Die Musik beginnt wieder.

1840

Auf einer Bank im Schloßparke von Karlsruhe sitzen Graf Mark und ein jüngerer Offizier. Es ist Spätsommer, ein kühler, sonnenloser, farbloser Tag. Unweit der Bank ist ein niedriger Springbrunnen, der eintönig plätschert; im Wasser sind ein paar weiße Schwäne, die stillzustehen scheinen. Zuweilen geht ein Mensch durch eine der Alleen.
Die Bäume und Büsche sind noch ganz belaubt, die Blätter aber etwas vergilbt.
Der junge Offizier sagt: „Es wird wieder ruhig in Europa: Louis Philipp will sich noch nicht rühren, und Polen kann es nicht mehr. Mir wäre ein frischer Krieg erwünscht gewesen."
Mark: „Was sind das für Kriege heute! Die größte Arbeit tut die Strategie zu Hause. Man manövriert und weiß nicht warum, und ist der Krieg zu Ende, hat einer kaum die Nase des Feindes gesehen. In den Napoleonischen Feldzügen war es anders."
Der junge Offizier: „In Rußland muß es toll zugegangen sein. Da hatte man nicht nur die Menschen, sondern auch Hunger und Frost zum Feinde. Ich weiß nicht, ob das meine Sache wäre."
Mark nickt und starrt in den Springbrunnen: „Hunger und Frost und Wölfe und Raben. Und doch war es schön. Es war meine schönste Zeit. Wenn der Tod hinter einem aufs Pferd sprang und einem nach der Kehle griff: da war Leben zehnfach Leben."
„Hier ist es freilich verflucht langweilig", sagt der junge Offizier nach einer Pause.
Während Mark mit dem Stock Figuren in den Sand zieht, grüßt der junge Offizier zwei elegant gekleidete Damen, die an der Bank vorübergehen.

Der junge Offizier: „Die Blonde war unsere neue Liebhaberin. Ich habe mich ihr vorstellen lassen, denn sie hat eine Art, einen anzusehen, daß man gleich zuspringt und fragt, ob man ihr vielleicht die Handschuhe zuknöpfen darf."
Mark sagt mit lebhaftem Anteil: „Sie hat den Anstand einer feinen Dame, auch ihr Ruf ist untadelhaft. Oder haben Sie andere Nachreden über sie gehört?"
Der junge Offizier beteuert ängstlich, daß man nur das Beste von ihr spräche. Mark bedauert, sie vorhin nicht gesehen zu haben, da er sie sonst begrüßt haben würde. „Ich habe kürzlich", sagt er, „ihren Namenstag mit einem Gedicht gefeiert, das unser Blatt, natürlich ohne mich zu nennen, abgedruckt hat."
Der junge Offizier: „Es ist nicht zu verwundern, daß ein so berühmter Reiter auch den Pegasus zügelt."
Mark: „In meiner Jugend, der eigentlichen Jahreszeit des Versemachens, hat das Feuer zu reißend in meinem Herzen gebrannt. Jetzt lassen sich an einer bescheidenen Flamme hie und da recht nette Sächelchen schmieden."
Unter diesen Worten sind die beiden Herren aufgestanden und gehen langsam um den Springbrunnen herum.

1845

Die Gräfin Mark liegt auf einem bequemen Ruhebett. Sie ist auf einer Seite gelähmt. Neben ihr sitzt ihre Gesellschafterin, eine etwa dreißigjährige, klug und energisch aussehende Dame, die ihr vorliest. Die Gräfin unterbricht sie und sagt: „Es wird mir schier schwindelig von allen den Büchern. Bei jedem neuen Buche denkt man, es komme etwas anderes; aber es ist allemal dasselbe."
Das Fräulein antwortet munter eingehend: „Vielleicht ist es im Leben ebenso; allemal dasselbe mit etwas andern Worten."
Die Gräfin: „Sie sind ein gescheites Mädchen, Sie werden einmal keine Dummheiten machen. Im Grunde haben Sie es gut;

Sie haben Ihre Tätigkeit, und wenn Sie auch abhängig sind, so können Sie doch Ihre Stellung wechseln, wann es Ihnen beliebt. Ein Verheiratetes kann das nicht; und doch meinen die törichten Mädchen, es gäbe kein Glück als in der Ehe."
Das Fräulein: „Oh, ich würde nur aus Liebe heiraten!"
Die Gräfin: „Liebe! Liebe! Mit Vernunft soll man heiraten! Ob man zueinander paßt, soll man bedenken. Die Gemütsart soll gleich sein, und was einen freut, und was man gern tut, soll das gleiche sein. Im Alter und im Stande soll man zueinander passen, das ist das Wichtigste. Heiraten Sie nicht unter und nicht über sich, keinen, der um vieles älter, und keinen, der jünger ist als Sie."
Das Fräulein sagt ausweichend: „Wie gut, daß ich keine Gelegenheit habe, zu wählen."
Die Gräfin: „In Ihrem Alter und recht ansehnlich dazu? Jetzt lassen Sie mich ein Stündchen allein, mein Kind, ich will versuchen zu schlafen."
Das Fräulein geht in das anstoßende Zimmer, wo Mark sitzt und die Zeitung liest. Als sie eintritt, legt er seine Zigarre hin, geht ihr entgegen und führt ihre Hand an seine Lippen. Er sagt: „Wieviel tun Sie für meine Frau — und für mich! Die wenigen Mußestunden, die Ihr mühevoller Opferdienst Ihnen übrigläßt, so daß sie kaum Ihrem eigenen Ruhebedürfnis genügen, widmen Sie mir. Lassen Sie mich hoffen, daß Sie es tun, weil Sie wissen, wie dankbar ich Ihnen bin und wie sehr ich Ihren Umgang genieße."
Das Fräulein: „Herr Graf, ich tue es, weil ich nicht anders kann. Mein Herz müßte gefühllos sein, wenn ich nicht alles daran setzte, um Ihnen, soviel ich vermag, den Druck des täglichen Lebens zu erleichtern."
Mark: „Ich darf nicht klagen. Ich bin nicht am härtesten getroffen."
Das Fräulein: „Ihr edelmütiger, selbstloser Sinn spricht so. Daß das Kranke hinwelkt, ist natürlich und darum erträglich;

aber das ist schrecklich, wenn das Leben an den Tod gefesselt ist."
Mark: „Sie sind es mit mir! Und Sie sind jünger als ich, haben mehr Anspruch als ich an die Freuden des Lebens und haben doch mehr als ich unter der Schwerfälligkeit und den kleinen Launen meiner guten, armen Frau zu leiden!"
Das Fräulein: „Erwähnen Sie das nicht! Wie grämlich und gehässig würden die meisten anderen Frauen in solcher Lage sein! Mit ein wenig Geduld und Geschicklichkeit ist die arme Frau Gräfin so leicht zu befriedigen. Und tue ich nicht alles für Sie?"
Mark zieht sie an sich: „Engel! Holder, hilfreicher Engel!"
Das Fräulein schlägt die Hände vor das Gesicht: „Engel! Gott, mir! Schuldige! Verdammenswerte! Was hab ich gesagt? Was tue ich?"
Mark: „Ich liebe und achte Sie desto mehr, je mehr Sie mir vertrauen. Warum sollten Sie es bereuen, mir eine edelmütige Neigung zu zeigen, die ich mit dem innigsten Gefühl erwidere? Die Zeit wird kommen, wo ich Ihr treues Ausharren lohnen kann. Dann werde ich Ihnen nicht mehr ein verlegenes Geständnis entreißen müssen, dann werden Sie erhobenen Hauptes als meine Gattin an meiner Seite gehen — wenn Sie wollen."
Das Fräulein verbirgt ihr Gesicht schluchzend an seiner Schulter: „Ach, das wird nie sein! Gott wird mich strafen! Sie selbst werden mich verachten!"
Mark küßt und streichelt sie zärtlich: „Wer sollte glauben, daß sich ein so törichtes kleines Kind in dieser schönen, kühlen Dame verbirgt? Sei ruhig, Liebling, du hast das Wort eines Ehrenmannes. Wir werden noch glückliche Jahre miteinander genießen."
Man hört die schwache Stimme der Gräfin aus dem Nebenzimmer.
Das Fräulein schreckt zusammen: „Ich glaube, die Frau Gräfin hat gerufen."

Mark: „Ich werde hineingehen; wasche du indessen deine lieben, dummen Augen." Er küßte sie auf beide Augen, sie lächelt unter Tränen. Dann geht er in das Nebenzimmer und redet heiter und gemütlich mit seiner Frau.

1858

Graf Mark, der nach dem Tode seiner Frau deren Gesellschafterin geheiratet und sich mit ihr nach Konstanz zurückgezogen hat, liegt in einem nach dem Geschmacke der Zeit eingerichteten Zimmer auf dem Sofa und liest eine Zeitung. Nachdem er alle Seiten mehrere Male durchlaufen hat, läßt er sie fallen und sieht nach der Uhr. Da es im Zimmer dämmerig wird und er die Lampe haben möchte, läutet er. Erst auf das dritte Läuten erscheint ein Dienstmädchen und fragt nach seinen Wünschen. Seinen Vorwurf beantwortet sie damit, daß die Köchin ausgegangen sei, um Besorgungen zu machen, und daß sie im entfernten Bügelzimmer die Klingel nicht sogleich gehört habe. Nach einer Weile bringt sie die Lampe und stellt sie auf den Tisch. Mark bleibt mit geschlossenen Augen auf dem Sofa liegen. Eine Viertelstunde später tritt die Gräfin in Hut und Mantel ein. „Die Lampe qualmt", ruft sie aus, schraubt die Lampe niedriger und reißt schnell ein Fenster auf.
„Du öffnest das Fenster?" ruft Mark. „Es ist ohnehin nicht warm hier."
Die Gräfin sagt: „Möchtest du in diesem Qualm bleiben?"
Dann sieht sie nach dem Thermometer und sagt: „Übrigens ist es wärmer hier, als zuträglich ist. Du solltest dir mehr Bewegung machen, dann würdest du weniger frostig sein. Wie war es übrigens möglich, daß du den Rauch nicht bemerktest? Hast du deinen Mittagsschlaf so lange ausgedehnt?"
Mark entgegnete gereizt: „Ich habe überhaupt nicht geschlafen. Ich wäre gern ins Theater gegangen; aber du warst anderweitig in Anspruch genommen."



Die Gräfin: „Du hättest ohne mich gehen können. Brauchst du mich dazu, um einer deiner Soubretten Beifall zu klatschen? Auch sagtest du kürzlich, das hiesige Theater wäre so schlecht, daß du es nicht wieder besuchen wolltest; also rechnete ich nicht mehr damit."
Mark: „Lieber Gott, wenn man das Gute nicht haben kann, gewöhnt man sich an das Mittelmäßige."
Die Gräfin: „Ja, zu dem Ergebnis kommt zuletzt jeder im Leben."
Sie hat unterdessen den Ruß von den Möbeln gewischt. Eine Regimentsmusik geht am Hause vorüber und spielt einen Marsch.
Mark: „Könnten wir jetzt nicht das Fenster schließen? Diese Blechmusik zerreißt mir die Ohren."
Die Gräfin schließt das Fenster: „Wenn es zum Theater zu spät ist, gehst du vielleicht noch ein wenig in den Klub, indes ich für das Abendessen sorge?"
Mark: „Ja, das ist ein guter Gedanke. Und sorge auch für ein freundliches Gesicht, bis ich wiederkomme."
Die Gräfin: „Mein Gesicht ist ein Spiegel des deinigen."
Sie beugt sich über ihn und gibt ihm einen Kuß auf die Stirn, dann verläßt sie das Zimmer. Mark richtet sich auf, bleibt aber auf dem Sofa sitzen. „Ich könnte wirklich in den Klub gehen, um mir etwas Bewegung zu machen. Wenn die Leute nur unterhaltender wären. Ob sie Uniform oder Gehrock tragen, es hängt derselbe Mantel von Langeweile darüber. Die schöne Karlsruher Zeit! Es herrschte ein gemütlicher und dabei feiner Ton in der Gesellschaft; in die neue Sitte oder Unsitte kann ich mich nicht finden. Wie anregend war das Theater! Wieviel Talent und wahres Streben! Und im Schloßpark gab es so angenehme Plätze! Der blanke See hier ist auf die Dauer einförmig und blendet die Augen. Man merkt kaum, daß man lebt. Wenigstens werde ich, wenn ich sterbe, keinen großen Unterschied bemerken."
Er nimmt die Zeitung vom Boden auf, legt sich wieder hin und fängt an, sie wieder zu lesen. Nach einer Weile schläft er ein, und sie fällt ihm aus der Hand.



Apostelkopf am Südportal des Straßburger Münsters

Hans Jantzen / Der Weltgerichtspfeiler im Straßburger Münster

Im dreizehnten Jahrhundert stellt Straßburg, ob zwar noch beträchtlich diesseits der westlichen Reichsgrenze gelegen, einen der am weitesten nach Westen vorgeschobenen Punkte deutschen Kulturgebietes dar. Hier in Straßburg werden zur Frühzeit des Jahrhunderts in der Münsterbauhütte schöpferische Kräfte geweckt, die in der Auseinandersetzung mit den in Frankreich emporwachsenden künstlerischen Bewegungen am skulpturalen Schmuck des Baues arbeiten. Was sie wirken, bringt in unsere Vorstellung von der Größe deutscher Kunst im dreizehnten Jahrhundert einen entscheidenden Zug. Ein Bildhauer mit stark persönlicher Prägung des künstlerischen Willens leitet die Arbeiten. Die Bedeutung dieses führenden Meisters liegt darin, daß er die Ideen der Zeit nicht als etwas Fertiges von außen her übernimmt, sondern daß er ihnen aus den am Orte gegebenen Bedingungen und aus seiner sie meisternden Gestaltungskraft heraus die eigene Form schafft.
Das südliche Querschiff des Münsters ist der Schauplatz. Die inhaltgebenden Mächte sind der eschatologische Ideenkreis und der Marienkult. Die Möglichkeit bildnerischen Schaffens gab die Zeit mit ihrer an den „modernen" Kathedralbau gestellten Forderung nach zyklischer Entwickelung monumentaler Skulpturgruppen. Soviel davon auch in Straßburg zerstört ist, zumal am Doppelportal des Querhauses, es hat sich genug erhalten, um uns die Bedeutung des Meisters zu offenbaren.
Der Weltgerichtspfeiler im Innern, bekannt als Engelssäule, ist unversehrt auf uns gekommen. Er bezeugt schon in der Idee der Anlage den schöpferischen Geist des Bildhauers. Der Gedanke, das Jüngste Gericht rund um einen Pfeiler im Innern des Querschiffraumes aufzubauen, steht einzig in der Zeit. Ein solcher Plan lag durchaus abseits der Bedingungen, unter denen die mittel-

alterliche Monumentalskulptur groß wurde. Die ausgreifenden Skulptursysteme der französischen Kathedralen wuchsen auf als repräsentativer Fassadenschmuck, als ein Zeugnis von der Welt und Leben umspannenden Macht religiöser Ideen, die dem christlichen Kultbau zugrunde lagen. Gewiß gab es auch im Kircheninnern zahlreiche Möglichkeiten für Anbringung von Bildwerken, aber sie hingen fast ausschließlich mit der liturgischen Ausstattung des Gebäudes zusammen. Das Gerichtsthema kam dafür nicht in Frage. Der gegebene Ort für jene Zyklen war die Fassade.

Man könnte also die Idee des Straßburger Meisters gleichsam als den Versuch einer Erweiterung des Fassadenraumes in das Innere hinein auffassen im Gegensatz zu den nach außen vortretenden mächtigen Vorhallenbauten gleichzeitiger französischer Kathedralen. Es mochte ein großer Gedanke sein, hinter den Zugängen zum Rauminnern die Mahnung an das Ende der christlichen Welt in eindrucksvollen Zeichen aufzurichten, zumal der eschatologische Gedankenkreis bereits draußen in den Bildern des rex iustus, der Ekklesia und Synagoge vorbereitet war. Dann würde man erwarten, daß der Weltenrichter dem Eintretenden zugewendet sei. Indessen gerade das Gegenteil ist der Fall. Der Weltenrichter ist nach dem Innern zu angebracht.

Doch einerlei, wie man in diesem Falle das Verhältnis des inneren Raumabschnitts zur Fassade bewertet: für die bildhauerische Phantasie stand die Idee des skulpturgeschmückten Pfeilers in enger Beziehung zum apokalyptischen Inhalt der Aufgabe, und gerade in diesem Zusammenhange muß für den Bildhauer eine faszinierende Kraft gelegen haben. Denn was zunächst als ein kaum zu verstehender Verzicht (gegenüber der Fassadenskulptur) auf die anschaulich-einheitliche dekorative Wirkung erscheint, das wurde aufgewogen durch die Möglichkeit, die symbolischen Dimensionen des Weltgerichts sinnfällig zu repräsentieren. Der biblische Bericht spricht von den Geschlechtern auf Erden, die „sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken

des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen, und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von dem einen Ende des Himmelreichs zu dem andern" (Matth. 24).

Der Freipfeiler bot die Möglichkeit, in einem statuarischen Zyklus die bedeutungsvollen Gestalten des Jüngsten Gerichts nach den vier Weltrichtungen anzuordnen. Allseitige Dimensionierung eines monumentalen statuarischen Zyklus in unmittelbarer Entwickelung der Form aus der das Leben des mittelalterlichen Christen beherrschenden und stets gegenwärtigen Idee des Weltgerichts: das war einer der stärksten und ergreifendsten Gedanken bildhauerischer Phantasie, beispiellos in der Geschichte der gotischen Skulptur.

Aus dem Bande „Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts" der Sammlung „Deutsche Meister"

Hans Carossa / Grünes Tischchen und verlorner Schlüssel

Der Aufruhr, der sich in so vielen eingeschlossenen Knaben und Jünglingen immer bereithielt, brach plötzlich hervor, als ein unbekannter neuer Herr über uns gesetzt wurde. Dieser durchaus wohlwollende Mann, der später die Anstalt unermüdlich ausbaute und schmückte, kam damals aus anderen Verhältnissen her und fand erst nach und nach die rechte Art, mit uns umzugehen. Nicht als ob er uns hart behandelt hätte; er brachte wohl einige Neuerungen mit und schickte uns gar zu eifrig in die winterliche Frühmesse, ließ jedoch im ganzen alles beim Hergekommenen und strafte ungern. Aber wir waren die schweigsam kluge Führung des Priesters gewohnt, dieses vornehmen und sanften Greises, der uns ohne merkbare Einwirkung in Zucht zu halten wußte. Der neue Gebieter, schon durch Vollbart und weltlichen Anzug

befremdlich, begrüßte uns mit einigen kräftigen Ansprachen, deren fremder nordischer Ton unseren altbayrischen Ohren streng einging. Von irgendeiner Seite her mußten wir ihm als ziemlich verwilderte Rotte geschildert worden sein, und leider ließ er es merken. Er war mit dem Entschluß gekommen, gründlich Ordnung zu schaffen, das war löblich; aber er sagte es uns, und das war ein Fehler.
Zu den Abwehrmitteln, die aus alter Zeit überliefert waren, gehörte mancherlei aufbegehrender Lärm, den wir selbst als „pöbeln" bezeichneten. Vor dem geistlichen Herrn hatten wir zuviel Ehrfurcht gehabt, um dergleichen zu wagen; jetzt aber waren bald alle darüber einig, daß irgendeinem Unheil vorgebeugt und auf eine vorerst freilich nur gelinde Art gepöbelt werden müsse. Verschiedene Formen standen uns zu Gebote. So war, als Antwort auf Strafreden, ein dumpfes, tiefhingezogenes Murren beliebt, das halb im Kehlkopf, halb am Gaumensegel entstand, so daß kein Verziehen des Gesichts dazu nötig war; ja, schauspielerisch Begabte konnten ganz freundlich dabei lächeln. Von allen zweiundsiebzig Schülern gemeinsam ausgeübt, hatte es jederzeit bedeutenden Eindruck gemacht. Auch diesmal war die Wirkung stark, stärker sogar als wir erwartet hatten. Denn als wir am nächsten Tage den Speisesaal betraten, stand mitten darin ein hochbeiniges laubfroschgrünes Tischchen, dem etwas Unholdes auf den ersten Blick anzumerken war. Nicht lange blieben wir im unklaren. Vor Aufhebung der Tafel klingelte der Herr Direktor und tat zu wissen, daß dieses Tischchen als ein Straftischchen anzusehen sei, an dem unbotmäßige Zöglinge künftig in Absonderung und Schweigen ihr Essen einzunehmen hätten. Ein scharf gesprochenes „Dixi" beschloß die feindselige Erklärung. Einen Augenblick lang standen wir erstarrt; vom Tische der obersten Klassen, dem sogenannten Olympos her aber erscholl alsbald ein tröstlich-männliches Baßgelächter, das zu den mutierenden Stimmen der mittleren Tische weiterstieg und in den silberhellen Kehlen der ersten Kurse schüchtern verklang.

In jenem Olympos nämlich saßen die Häupter der Erhebung, die sich nun unaufhaltsam vollzog. Diese zukunftwitternden Jünglinge riefen uns ins Gedächtnis zurück, daß edle Völker großer Jahrhunderte die Freiheit höher geachtet hätten als ein entwürdigtes Leben, und verwiesen auf den Geßlerhut, in welchem sie einen Vorläufer des grünen Tischchens erkennen wollten. Sie forderten gemeinsames Handeln und erklärten jeden empörerischen Streich eines einzelnen für schädlich.

Uns begeisterten diese Losungen; wie ein Bienenkorb summte die alte Kaserne, das oft so leere Gefäß der Zeit funkelte und schäumte von Inhalt. Eine allgemeine Großmut kam auf, glimmende Feindschaften erloschen, alte Schuldbriefe wurden zerrissen, entwendete Gegenstände freiwillig zurückgegeben, die Betonung der Klassenunterschiede hochherzig vermieden. Übrigens beschloß man, vorerst keinen Hauptschlag zu führen, sondern listig zuzuwarten, bis der sehr verblendete Mann sich noch tiefer in Schuld verstricken würde. Durch Einführung des Tischchens war unsere Stellung ja so klar und sicher geworden, daß wir uns Zeit lassen durften. Im Grunde haßten wir wohl das neue Möbel gar nicht, sondern freuten uns täglich der schönen grünen Fanfare, die den Kriegsgeist nicht einschlafen ließ.

Wenn viele der Jugend etwas Traumartiges zuschreiben, so meinen sie damit gewiß jenen beglückenden Mangel an Augenmaß, vielleicht auch jene Leichtheit und Unstofflichkeit, welche es möglich machen, daß die gegensätzlichsten Erscheinungen und Gedanken sich ohne Störung in ihr tummeln und wie Wolken ineinander verfließen. Das Reich der Dichter, in dem keine Auflehnung notwendig ist, begann mir damals zu einer geistigen Heimat zu werden; aber das hinderte mich nicht, in dem allgemeinen Aufruhr mitzukreisen, der jeder inneren Forderung ein Echo verlieh. Schon sah ich die Natur mit uns im Bunde; lang vergessene Verkündigungen der ‚Forelle‘ stiegen auf, und wenn

aus grauen Sturmgründen Hagel herabschlug, Dachziegel wie Kartenblätter dem Jodoksturm entstoben oder böse Nachrichten vom Hochwasser einliefen, das draußen vor der Stadt Bäume fortriß und Häuser zerbrach, so grüßte ich schaudernd die tief-empörte, tief mit uns einverstandene Welt.

Als ich einmal nachmittags durch den Speisesaal ging, fiel ein Blitz, obgleich erst Februar begonnen hatte; in feurigem Grün loderte das grüne Tischchen dicht vor mir auf, Gewalt ging von ihm aus, eine fast zärtliche Regung zog mich an, das Verlangen, mich wie ein Gestrafter davor zu setzen, war kaum noch zu bändigen, und schon spähte ich nach einem Stuhl, — aber Zöglinge betraten den Saal, die verräterhafte Anwandlung schwand, und ich lief meiner Wege.

Hugo ging es nicht anders als mir; auch er lebte ein Doppelleben und war zu jeder kindlichen Torheit bereit, während er sich sehnsüchtig von den Wellen großer Dichter durchdringen ließ. Ganze Abende vergingen in lesender Eintracht; einer ehrte die Erhebungen des andern. Prosa, soweit sie nicht hymnisch tönte, wurde verachtet; was uns begeisterte, war nur der Flug, nicht der noch so edle gemessene Gang. Ja, traumhaft ungespalten und ohne Nachdenklichkeit nahmen wir alles auf: Klopstock, Schiller, Kleist, Hölderlin und Goethe, — das waren für uns keine scharf gesonderten Welten, und Käthchen von Heilbronn und Iphigenie wanderten schwesterlich im Zwielicht unserer Seelen. Auch war noch nirgendwo die Meinung zu uns gedrungen, daß ein Dichter den anderen beschatten oder daß man den einen durch den andern überwinden könne; sie waren uns alle nur Äste und Zweige eines unsichtbaren Geisterbaums, der irgendwo im deutschen Norden stand und über allen Seelen rauschte. So hatte auch keiner den andern zu beneiden; jeder lief seine Bahn, jeder kam einmal an den Punkt höchster Beglänzung, wo kein anderer ihn ersetzen konnte, jedem schlug einmal die Stunde, wo sich die Finsternis einer Seele in ihm aufhellte, in ihm allein. Wenig galt uns das

Persönliche, und wenn uns jemand gesagt hätte, Goethe habe nichts für Kleist und Hölderlin getan, so würden wir das nicht verstanden haben, — hatte er nicht auch für sie geschaut und gesungen? Ihre Dämonengeschicke aber gehörten unablösbar zu ihnen; wir vermochten sie so wenig von ihnen wegzuwünschen wie etwa den Teufel aus einem Puppenspiel.
Mittlerweile schritten die jungen Geister des Aufruhrs mitten durch jene Genien hindurch und erglühten dann sonderbar, wie wenn sich ein dunkelfarbiger Strahl mit einem hellen, farblosen schneidet. Schon trieb alles zur Entscheidung. Ein schmächtiges, etwas freches Schülerchen der zweiten Klasse ward als erster auserſehen, am grünen Tischchen Buße zu tun; zögernd, graubleichen Gesichts, ging der Arme darauf zu, warf noch einen ersterbenden Blick in die Runde, als wollte er uns alle um Verzeihung bitten, war aber noch keine zwei Minuten gesessen, als er plötzlich, beide Hände in die Magengrube pressend, mit schmerzlichem Schrei, der wie die Anrufung eines Heiligen klang, aufstand und, während sich ein seltsam gezwungenes Gurgeln in seinem Halse verfing, zur Türe hinaus und in sein Bett rannte, das er drei Tage lang nicht mehr verließ.
Leider verachtete der Gebieter das böse Omen, das er doch in dem rätselhaften Vorgang hätte erblicken müssen, und rief bereits am nächsten Sonntag abermals einen Zögling an das Tischchen, der auf dem Landspaziergang einen Rübenraub verübt hatte und mit dem Besitzer des Ackers in Streit geraten war. Als ich sah, daß es der Dickelhuber war, den das Los treffen sollte, konnte ich mich eines gewissen Mitleids mit unserem Direktor nicht erwehren. Wer nämlich den bäuerlich-stolzen, störrisch verschmitzten Knaben kannte, durfte annehmen, daß eher er den Vorgesetzten ans Katzentischchen bringen würde als dieser ihn. Die gemeinsame Erregung wurde auf einmal so groß, daß keiner mehr auf seinem Platze sitzen blieb; alle hatten sich wie eine Front erhoben, jeder fühlte die Wichtigkeit der Stunde.

„Du wirst ans Tischchen gehen", sagte der Direktor traurig-ernst mit einer Handbewegung, die für mich etwas Zwingendes hatte, was aber Dickelhuber nicht zu fühlen schien; bescheiden, fast ehrerbietig, erklärte er, daß er dort nicht hingehen werde. Es lag nun vor aller Augen, daß dieser Schüler nicht leicht zu behandeln war, und der Direktor versuchte es mit gütigem Zureden; er suchte Dickelhuber begreiflich zu machen, daß keineswegs die Absicht bestünde, ihn etwa lange sitzen zu lassen, die Strafe sei nur eine sinnbildliche, über allem aber stehe das Gesetz, und leider sei dieses, wie er als ein kluger Junge zugeben werde, nun einmal durch ihn verletzt worden. Und wieder kam die nach dem Tischchen verweisende Gebärde. Jetzt begann ich in meinem Herzen zu zittern und zu zweifeln, — das war schon kein Befehl mehr, eher eine Einladung, fast eine Bitte, — wie konnte der Unglückliche noch festbleiben? Ich wenigstens hätte nicht für mich einstehen mögen, und aus dieser innersten Angefochtenheit heraus, höchst unüberlegt, mehr mich selbst als den Dickelhuber meinend, schrie ich mit überlauter Stimme: „Geh nicht hin!" — Schreckliche Stille folgte dem unbedachten Wort, eine neue Lage war geschaffen, jeder fühlte es. Gefährlich blickend wandte sich der Direktor zu mir herüber, schon sah ich mich selber der grünen Schmach verfallen; aber plötzlich, wie eingeübt, riefen alle Zweiundsiebzig auf einmal: „Geh nicht hin!"
Man kennt arabische Stämme, die bei großer Erregung ihre gewöhnliche Sprache aufgeben und in ein rhythmisches Reden geraten; so ging es jetzt uns, der ganze Chor schrie wie im Versmaß, beinah singend: „Dickelhuber, geh nicht hin! Geh nicht hin! Geh nicht an das Tischchen!"
Da hob Dickelhuber die Hand zum Zeichen, daß er sprechen wolle, und man schwieg. Was er vorbrachte, kam etwas verworren und abgehackt heraus, doch verstand man, was er meinte. Der frühere Herr Direktor, sagte er, sei auch ohne solch ein grünes Gestell ausgekommen, aber der sei eben ein Niederbayer gewesen. Traurig

sei es, daß es in Niederbayern jetzt so etwas geben dürfe. Sein Vater würde ihn anspucken, wenn es daheim in Geiselhöring aufkäme, daß er sich an solch ein Prangertischel gesetzt habe. Nein, er werde lieber eine Rektoratstrafe auf sich nehmen. „Dixi“, setzte er noch, den Herrn Direktor nachahmend, hinzu. Jeder glaubte, auf diese Rede hin werde etwas Außerordentliches erfolgen; aber nichts geschah. Der Vorgesetzte nannte Dickelhuber einen überreizten Jungen, der in einer durchaus falschen Auffassung befangen sei; dieser Tage werde er wohl noch unter vier Augen ein Wörtchen mit ihm sprechen. Dann befahl er uns, die Plätze einzunehmen, setzte sich selbst, und alles ging seinen gewöhnlichen Gang. Das Tischchen blieb leer, der Abend verlief ruhig.
Kindliche, leicht versöhnbare Seelen, wie Hugo und ich, waren der Meinung, daß es nun fast genug sei, daß wir allmählich nachgeben und in die alten Formen des Gehorsams zurückkehren könnten; aber damit bewiesen wir nur unsere Unreife. Die Lenker der Empörung überblickten die Lage klarer. Das waren große Wissende des Lebens und der Geschichte; sie kannten die Gefahren der Halbheit. Zwar begriffen auch sie, daß der Ausnahmezustand nicht immer währen könne; doch wünschten sie kein sieches Ende, sondern einen harten triumphalen Schluß. „Ceterum censeo mensam viridem esse delendam“, — vom Olympos her war das Catonische Wort erklungen; wer es zuerst ausgesprochen, konnte niemand sagen. Genug, es war da, huschte von Tisch zu Tisch und überzeugte. Keiner legte ein Wort für das verachtete Möbel ein, und wie bei Standgerichten erfolgte die Vollstreckung des Urteils innerhalb vierundzwanzig Stunden. Zwischen Unterricht und gemeinsamem Spaziergang trugen am nächsten Tage die Verschworenen unter ihren Mänteln Säge, Beil und Stemmeisen aus der Holzlege in den Speisesaal. Ich war den Wächtern zugeteilt worden, welche Treppe, Gang und Hof nach Gefahren abzuspähen hatten. Mit dem Fieber der Elektra, die draußen harrt, während Orestes im Hause mordet,

hörte ich fernher die gedämpften Töne der Zerstörung, im stillen froh, daß ich nicht selber Hand anlegen mußte.

In wenigen Minuten war der Frevel vollendet. Als wir uns am Abend versammelten, sah der Direktor, hereintretend, nur mehr ein trauriges Häufchen Splitter und Späne, über dem, Totenknochen ähnlich, die Beine des Tischchens gekreuzt lagen. Erbleichend wollte er heftig losbrechen, besann sich aber und gab uns ein Beispiel männlicher Selbstüberwindung, indem er nur den Hausdiener heranwinkte und ihm befahl: „Schaffen Sie dies fort!" worauf er, als wäre nichts geschehen, die Hände zum täglichen Gebet erhob. Seit langem war dieses nicht mehr so vollstimmig und eifrig von allen zweiundsiebzig Zöglingen gesprochen worden wie jetzt. Unverwandt starrten alle zum Kreuze hin; vor dem innern Blick aber stand wohl jedem das vernichtete Strafgerät. Beim Essen herrschte die gedämpfte Stimmung eines Trauermahls. Mochte nun kommen, was wollte, jeder fühlte das Ende einer Epoche und hoffte auf ein neues Leben. Solang das grüne Tischchen als harte Wirklichkeit im Saal gestanden hatte, war es machtlos geblieben; jetzt aber schwebte es als geistige Erscheinung zwischen uns und mahnte zur Besonnenheit.

*

Das tief Beharrende in unserm Leben, aus dem alles Werden kommt, hat für jede Seele eine eigene Form, aufzubauen und abzutragen. Mich schien es zeitweise völlig zu vergessen, bis ich mir in Leichtsinn und Verstiegenheit nahezu abhanden kam; dann spielte es mir plötzlich ein erschreckendes Zeichen in die Hand, ließ mir aber selten Zeit zur Besinnung, sondern erweckte mir ein Unheil nach dem andern, bis ich mich wieder auf mein Maß zusammenzog.

Die Aufruhrtage waren vorüber; halb dachte man stolz, halb mit Beschämung an sie, niemand wünschte sie zurück. Erdbeben und Fluten, die man sich in trunkenen Stunden zu Hilfe gehofft

hatte, waren glücklicherweise ausgeblieben; das alte Gebäude stand wie immer, und unversehrt gingen die Vorgesetzten darin umher. Dennoch war der Kampf nicht vergeblich gewesen. Keine scharfen Ansprachen erklangen mehr, von einem Ersatz des Tischchens war keine Rede; man hatte für seine Zerstörung nicht einmal eine Strafe verhängt. So fühlten wir uns nicht mit Unrecht als die Sieger und waren durchaus zur Großmut geneigt. Auch nahten die drei Karnevalsabende, wo keiner auf das hergebrachte Recht, als Maske zu gehen, verzichten wollte; schon deshalb lag uns daran, dem Gebieter zu zeigen, daß wir nur die Ehre wahren, weiter aber nichts Unbilliges gewollt hatten. Ein peinlicher Vorfall drohte die noch unfesten friedlichen Beziehungen zu stören, gab uns aber zugleich Gelegenheit, unsere neue biedere Gesinnung zu bekunden. Eines Morgens war der große Schrank, der die Bibliothek der Zöglinge enthielt, abgesperrt und nirgends der Schlüssel zu finden. Bald konnten wir nicht mehr bezweifeln, daß ihn ein boshafter Schüler abgezogen habe. Man verfluchte den sinnlosen Streich und ermahnte durch Anschlag in den Studiersälen den Täter zum Wiederhergeben des Schlüssels; aber der blieb verschwunden. Da schlug jemand vor, eine Abordnung zum Direktor zu schicken und ihm erklären zu lassen, daß wir die häßliche Tat bedauerten und verurteilten. Mich entzückte der Einfall; ja, als angefragt wurde, wer den Sprecher machen wolle, und nicht gleich jemand vortrat, bot ich mich, etwas voreilig, an. Der Direktor empfing uns ernst und legte, als ich ums Wort bat, seine Stirn in bedenkliche Runzeln; doch entspannte sich während meiner kleinen Rede sein Gesicht, und als ich zuletzt, mich in Entrüstung hineinschwätzend, erklärte, wir würden den feigen Täter gewiß noch ausfindig machen und auf mindestens vier Wochen in Verruf erklären, lächelte er, lobte unsern Entschluß zu freier Aussprache und entließ uns freundlich, teilte auch mit, daß der neue Schlüssel bereits in Arbeit genommen sei.

So war der Zwischenfall unschädlich gemacht, und froh betrieben wir die Vorbereitungen zur Fastnacht, schrieben den Eltern unsere Wünsche und übten kleine Theaterstücke ein. Mein Bittbrief war einer der ersten, die Erhörung fanden. Eine lange Schachtel kam aus Kading; darin lag unter Seidenpapier ganz oben ein Hemd von feiner Leinwand, überall der Länge nach in Falten gelegt, der Halsrand von dunkelroter gedrehter Schnur durchlaufen. Darunter folgte ein Sammetröckchen mit kurzen Ärmeln, das war so herrlich rot wie der veredelte Flachs im Elterngarten, wenn die Mittagsonne darüber stand. Ein Goldband schlang sich als Gürtel zweimal herum, daran hing vorne ein silberbrokatenes Täschchen; ich griff hinein und hatte einen Taler in der Hand. Die hellgraue Hose war ganz eng und setzte sich zu Strümpfen fort; an spitzen roten Schuhen schimmerten kleine goldgraue Rosen. Der Hut, an Farbe dem Röckchen gleich, war mit Nähten an den Schachtelwänden befestigt; ihn schmückte ein Ring von blitzenden Steinchen, der eine weißgraue Feder hielt.
Hugo erklärte das Ganze als eine altertümliche Edelknabentracht und wunderte sich nur, daß kein Degen dabeilag. Nun fand auch ich, daß wohl irgendeine Waffe dazugehört hätte; dabei fiel mir jener unselige französische Säbel ein, mit welchem ich die Mutter an ihrer lieben Hand verwundet hatte, und jetzt glaubte ich auch zu erkennen, weshalb mir der Degen vorenthalten wurde; aber das verminderte nicht meine Freude. Dennoch erfuhr das Glück des Tages eine sonderbare Trübung.
Vor der Studienzeit lief ich noch ein wenig in den Hof hinaus, was eigentlich verboten war, und schliff auf dem Eise hin und her. Es dämmerte schon, fern am Hofberge fuhren Kinder auf Handwägelchen einige Kübel mit hohen Ziergewächsen vorüber; diesen sah ich gedankenlos nach und hörte dabei die Glocke, die zur Pflicht rief, beschloß aber, nicht sogleich zu folgen, sondern erst noch eine Strecke hinauszugleiten. Plötzlich kam ich auf dem Eise zu Fall und spürte dabei am linken Rippenbogen einen bren=

nenden, atembenehmenden Schmerz. Mühsam stand ich auf und suchte am Boden den spitzen Stein oder Strunk, dem ich die Verletzung zuschrieb, fand aber nichts dergleichen. Dagegen griff ich im Westentäschchen etwas Hartes und zog einen mittelgroßen Messingschlüssel hervor, den ich bald als jenen vermißten des Anstaltsbücherschranks erkannte. Nun dämmerte mir auch auf, daß ich am fraglichen Tage noch spät in dem Raum gewesen war, um ein Buch zurückzustellen. Dabei mußte es geschehen sein, daß ich, abwesenden Geistes, den Schlüssel umdrehte, abzog und zu mir nahm, wie ich es von meinem Kleiderschränkchen her gewohnt war.

Verwirrung und Unheil, die wir in sogenannter Zerstreutheit gestiftet haben, pflegen wir einander zu verzeihen, und doch können sie uns manchmal mehr bedrücken als alle schlimmen Folgen bewußt begangenen Unrechts; wir müssen der eigenen Natur mißtrauen, die wir so schlecht verwahrt sehen, es ist, als wüßten wir eine Schlange im Zimmer und könnten sie nicht finden. In meinem Fall war ja nun gerade nichts Ungeheuerliches geschehen; aber das konnte ich in jenen Augenblicken nicht ermessen: Schuld und Unschuld, Einsamkeits- und Gemeinschaftsgefühl, Erlebtes und Vorempfindung des noch Ungelebten wirkten zusammen und versetzten mich in die größte Niedergeschlagenheit. Jene Mumienfinger, die der Knabe einst in der Gerümpelkiste zu fassen bekommen, was waren sie für ein vergnüglicher Fund gewesen gegen diesen! Und schwerer noch als damals schien es mir jetzt, die Last des Geheimnisses zu tragen; ja, mein Alltagsgewissen sagte mir, daß ich nun unverzüglich den Schlüssel zurückzutragen und ein Bekenntnis abzulegen hätte, zuerst vor den Mitschülern, dann vor dem Direktor. Diesem Vorhaben mischte sich sogar etwas Eitelkeit ein; ich wußte ja, was geschehen würde. Auf ein hartes Angefahrenwerden mußte ich gefaßt sein; dann aber hätte man über meine Zerfahrenheit gelacht und mich schließlich wegen meines ehrlichen Geständnisses noch sehr belobt. Immer aber in

ähnlichen Lagen spricht auch noch eine andere, eine unterirdische Stimme, die uns rät, zu schweigen, still zu leiden und das Erlebnis wie einen Keim in das Herz zu senken. Und plötzlich fühlte ich den Schlüssel wie etwas Lebendiges in meiner Hand; einem Fliehenden gleich fing ich zu laufen an, und wie ein Mädchen in Verzweiflung ihr neugeborenes Kind wegschleudert, von dem sie nicht weiß, wie sie zu ihm gekommen ist, warf ich den Schlüssel mit aller Kraft in das verschneite Gelände hinaus.

Am Abend war ich mehrmals nahe daran, wenigstens Hugo in mein Geheimnis zu ziehen; dem aber schwirrte schon der Karneval im Kopf; ein ernstes Wort mit ihm zu sprechen war unmöglich. Eine Veränderung schien er übrigens an mir zu bemerken. „Morgen ist der erste Abend," rief er zornig, — „weißt du's nicht, Spießbürger?" — „Bis dahin spar ich mir eben das Lustigsein auf", gab ich zurück. — „Ich aber bringe dich noch heut zum Lachen, wetten wir?" Ich setzte dagegen, und zunächst erfolgte nichts; dennoch verlor ich die Wette.

Während wir uns wie immer klassenweise zum Schlafengehen aufstellten, flötete aus dem schon verdunkelten anderen Ende des Saals eine feine Mädchenstimme: „Gute Nacht, verehrter Herr Kandidat, gute Nacht!" Der Angerufene war der neue Präfekt, Herr Kandidat Buchkatz, ein sehr hübscher junger Mann voll blonder ölglänzender Löckchen; er mochte gerade weit fortgedacht haben und sah recht versunken aus, griff aber nun, unsagbar geschmeichelt, an seinen schönen Kinnbart und erwiderte mit verbindlicher Neigung ins Dunkle hin das Gute Nacht. Wir alle begriffen, daß es Hugo war, der, etwas Narrenfreiheit vorwegnehmend, sich bauchredend hören ließ, und während wir noch kicherten, erklang es ganz in der Nähe: „Schlafen Sie recht, recht wohl, hochverehrter Herr Kandidat!" was nun so unwiderstehlich klang, daß alle, auch Direktor und Kandidat selbst, in Gelächter ausbrachen. Mich befiel ein wahrer Lachkrampf, der nicht mehr endete, bis ich droben im Bette lag, dann gewann

wieder der verlorene Schlüssel seine Macht. Zwar konnte ich mir zum Troste sagen, daß er bereits ersetzt war; dennoch blieb das Ganze beunruhigend. Hugos Planetenfurcht umschwebte mein Lager; ich fragte mich, ob ich nicht etwa in ein ungünstiges Firmament getreten sei. Aber da fielen mir die herrlichen Maskenkleider ein; ich zog im Geiste Hemd und Röckchen an und freute mich unbändig, bis auf einmal doch wieder der gelbe Schlüssel erschien; glänzend lag er auf dem grünen Tischchen. Ich wollte ihn verstecken und griff nach ihm; aber da war es gar kein Schlüssel mehr, sondern bloß eine Schlüsselblume, schön handgemalt in einem alten Bilderbuch, in dem ich träumend zu blättern begann.

Aus einem in Vorbereitung befindlichen Buche

Der Abschied Hektors von Andromache

aus dem sechsten Gesang der Ilias

Übertragen von Rudolf Alexander Schröder

Hektor jedoch ging unter der Weil zum Hause des Paris,
Das er sich selber gebaut mit Helfern, welche die besten
Unter den Meistern des Baus in der lachenden Troja gewesen,
So ihm die Kammern gebaut und das übrige Haus und den Vorhof
Hoch in der oberen Stadt bei Priams und Hektors Hofstatt.
Dort ging Hektor hinein, der Freund des Zeus. In der Rechten
Trug er den Speer, elf Ellen die Läng; und oben am Schafte
Funkelte ehern das Blatt, von güldener Zwinge gehalten.
Jenen gewahrt' er im Saale der Fraun; er prüfte die schöne
Wehr, so Brünne wie Schild und betastete sorglich den Bogen.
Doch die Argeierin Helena saß im Schwarme der Weiber,
Da sie den Mägden befahl, viel künstliche Werke zu wirken.
Hektor, weil er ihn sah, hub an mit Reden und schalt ihn:

„Dir vor allen geziemts, Verblendeter, also zu trotzen.
Rund um die Zinne verschmachtet das Volk im Streit an der steilen
Mauer um deinethalb, der Schlacht und Schlachtengetümmel
Über die Stätte gebracht; und schöltest es wahrlich doch selber,
Sähst du wen andern so träge zum Werk der traurigen Wahlstatt.
Auf aber, daß dir nicht ehe die Burg im Feuer verbrenne."
Da erwiderte ihm und redete Paris, der Schöne:
„Hektor, dieweil du mich schiltst, nicht mehr noch minder als Recht ist,
Traun, so sag ich dir dies: merk auf und wäge die Worte:
Nicht ums Grollen so sehr und nicht um den Troern zu trotzen,
Saß ich im Saale dahier; ich wollte den Kummer verwinden.
Nun aber sendet mich schon die Frau mit Worten gelinde
Wieder hinein in den Kampf; mich selbst auch dünket es also
Besser getan: der Sieg schwankt stets von Manne zu Manne.
Warte nun aber die Weil; ich fahre geschwind in die Waffen,
Sonst aber geh, so komm ich dir nach und treffe dich zeitig."
Sprachs; da stand und schwieg der helmumfunkelte Hektor.
Helena aber begann und sprach holdseliger Worte:
„Schwager mein, der Schnöden, der unheilstiftenden Hündin,
Hätte doch eh, da die Mutter mich kaum ins Leben geboren,
Windsbraut mich desselbigen Tags auf die Klippen geworfen
Oder ins grause Gewog der vielaufrauschenden Wasser,
Daß mich die Welle verschlang, eh hier dies alles geschehen.
Weil aber also die Himmlischen mir solch Übel bezeichnet,
Wäre mir not, ich wäre das Weib eines besseren Mannes,
Der unter Männern verstünd zu beherzigen Tadel und Vorwurf.
Dem aber steht das Herz nicht fest, noch wird es ihm jemals
Fester bestehn, auch mein' ich gewiß, er wird es noch inne.
Aber wohlan, tritt her und sitz hier innen im Sessel,
Schwager; denn dir vor allem umdränget das Herz die Mühsal,
Nur um die Hündische mich und den Paris, weil uns ein Wähnen

Unheil schuf, den Zeus Verfallenen, daß wir auch später
Sage verbleiben und Sang der fernesten Menschengeschlechter."
Antwort sagte der Held, der helmumfunkelte Hektor:
„Halte mich, Helena, nicht, freundwillige, nimmer gehorch ich;
Denn schon heischt mich das Herz bei den troischen Streitern zu stehen,
Da sie mit Sehnsucht längst den Zaudernden drunten erwarten.
Treibe mir diesen dahier, und mög er sich selber beschleunen,
Daß er mir noch in den Mauern der Stadt beizeiten begegne.
Will ich doch unter der Weil noch erst in die eigene Wohnung,
Nach dem Gesinde zu schaun und der Frau und dem lallenden Knäblein.
Wahrlich, ich weiß nicht, ob ich auch heut noch wiederum heimkehr,
Oder die Götter mich schon in die Hand der Achaier gegeben."
Sprach es und machte sich auf, der helmumfunkelte Hektor.
Stracks aber trat er ins schöne Gehöft, doch fand er da drinnen
Nimmer Andromache vor, die schön weißarmige Fraue,
Sondern sie stand mit dem Sohn und der schönumgürteten Amme
Fern auf der Zinne des Turms vieljämmerlich klagend und weinend.
Weil aber Hektor im Saal der Hausfrau nimmer gewahr ward,
Trat er zur Schwelle und stund und rief dort unten die Mägde:
„Mägde, wohlan, tut Wahrheit kund und meldet in Treuen,
Wo mir Andromache weilt, die schön weißarmige Fraue,
Ob sie vielleicht meine Schwestern dahier, vielleicht auch die Frauen
Meiner Gebrüder besucht, vielleicht den Tempel Athenens,
Da sie mit allen den andern die schreckliche Göttin versöhne."
Frugs. Da erwiderte ihm die hurtige Schaffnerin also:
„Hektor, dieweil du mich fragst und willsts in Treuen vermeldet,
Nicht hat jene die Schwestern dahier, hat nimmer die Frauen
Deiner Gebrüder besucht, auch nicht den Tempel Athenens,
Da sie mit allen den andern die schreckliche Göttin versöhne,

Sondern sie stieg auf den Turm von Ilion, weil sie vernommen,
Draußen erlägen die Troer, und Kraft sei bei den Achaiern.
Lang schon dünket sie mich hinab zur Mauer gekommen,
Lief sie doch rasch, einer Rasenden gleich; und die Wärterin folgt'
ihr."
Sprach es, die Schaffnerin dort; und Hektor eilte von dannen,
Nämlichen Weges, hinunter die wohlversehenen Gassen.
Als er nun aber die Feste hindurch zur Mauer gekommen,
Gegen das Skäische Tor und wollte hinaus ins Blachfeld,
Trat ihm Andromache dort, sein Eheweib, eilends entgegen,
Die vielmilde, die Frau, des Eetion Tochter, des Kühnen,
Welcher voreinst am Hange der waldumdunkelten Plakos
Thebe besessen, die Burg, ein Herr kilikischer Mannen.
Der aber wars, des Tochter der erzumfunkelte Hektor
Ehe gefreit. Nun traf er sie dort. Zu seiten die Amme
Trug an der Brust ihr Kind, das arglos lallende Knäblein,
Schön wie die Sterne zu schaun, den Hektorsohn, den geliebten,
Den Hektor Skamandrios hieß, hingegen die andern
Astyanax, Stadtschirmer; denn Ilions Schirm war Hektor.
Er aber sah sein Kindlein an und lächelte schweigend. —
Also betrat ihn dort Andromache, tränenberonnen,
Gab ihm die Hand, hub reden an und sagte die Worte:
„Mann, dich tötet dein Mut, Verblendeter, sag, und erbarmst
nicht
Über den Knaben und mich Unselige, die du gar balde
Witfrau machst; denn bald erschlagen dich Mannen Achajas,
All auf den einen gekehrt. Es wäre mir wahrlich besser,
Unter die Erde zu gehn, wo du mir mangelst; denn nirgend
Bleiben mir Hoffnung und Trost, wenn dein Verhängnis erfüllt
ward,
Jammer allein: denn lange verlor ich Vater und Mutter.
Traun, meinen Vater, den König erschlug der Läufer Achilleus
Und verheerte die Stadt der Kilikier, wohlumfriedet,

Thebe, die ragende Burg; den Eetion aber erschlug er.
Freilich er zog ihm die Brünne nicht ab — des trug er doch Schämen —,
Sondern verbrannt ihn im Waffengeschmeid und häufte den Hügel
Über ihm auf; und es pflanzten die bergeinwohnenden Nymphen
Ulmen umher, die Mägde des Zeus, der die Aigis erschüttert.
Aber die Brüder, die dort im Saal mir saßen, die sieben,
Wanderten alle desselbigen Tags zum Hades hinunter,
Alle miteins erschlug der gewaltige Läufer Achilleus,
Da sie der Schafe gehütet und einwärtstretenden Rinder.
Aber die Mutter, die Herrin am Hang der waldigen Plakos,
Hat er ins Lager geführt zusamt dem übrigen Raube.
Freilich er gab sie heraus und nahm unzähliges Wergeld,
Dann aber traf sie der Artemis Pfeil im Saal ihres Vaters.
Hektor, nun aber du, du bist mir Vater und Mutter,
Bist mein Bruder und bist mein blühender Lagergenosse.
Auf, und erbarme dich mein und bleib hier innen im Turme,
Ehe dein Sohn zur Waise, dein Weib zur Witwe geworden.
Aber versammle die Deinen am Feigbaum dort, wo die Feste
Leichter berennbar ist beim Sturmlauf gegen die Mauer.
Dreimal versuchten es dort die tapferen Mannen Achajas
Um den berühmten Idomeneus her und beide die Aias,
Mit den Atreiden zumal und dem Rufer im Streit Diomedes;
Ob ihnen drüben vielleicht ein kundiger Seher geraten,
Oder sie ruft und reizet ihr eigener Wunsch und Willen."
Antwort sagte der Held, der helmumfunkelte Hektor:
„Frau, mich kümmert das auch; doch wäre mirs Scham vor den Troern,
Scham vor den troischen Fraun im schleppenden Obergewande,
Wollt ich dem Feigling gleich der Feldschlacht ferne verbleiben,
Meinst, das lüste mein Herz? Ich lernte geziemeren Brauches
Immer im vordersten Treffen die Schlacht der Troer zu schlagen,

Daß ich des Ahnherrn Ruhm verteidige neben dem meinen.
Denn wohl weiß ich gewiß und halts in der innersten Seele:
Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenschwingenden Priam.
Nun aber quäl ich mich nimmer um künftige Leiden der Troer,
Nimmer um Hekuba selbst und um Priamos selber, den König,
Nicht um die Brüder, die vielen, die weidlichen, da sie vielleicht doch
Bald hinstürzen in Staub, von den Fremdlingen alle bewältigt,
Sondern um dich, wenn einer der erzumklirrten Achaier,
Tränenberonnene, dich aus dem Tag der Freiheit hinwegführt,
Da du der Fremdlingin in Argos webest am Webstuhl,
Wasser schöpfest am Quell Hypereie oder Messeïs,
Unfreiwilliges Mühns; doch zwingt die leidige Not dich.
Ah, so spräche wohl einer und sähe dich rinnend von Tränen,
Diese dahier ist Hektors Weib, der unter den Troern
Vorne gestanden im Kampf, als Ilions Zinne berannt ward.
Also spräche wohl einer und regt von neuem den Schmerz auf,
Weil dir der Mann fehlt, der dir die Tage der Knechtschaft fernhielt.
Mich aber möge zuvor ein Hügel Erde bestatten,
Eh ich gewärtige deines Geschreis und deiner Entführung!"
Sprach es und winkte mit Armen dem Söhnlein, Hektor, der Kühne,
Der aber kehrte zur Brust der schönumgürteten Amme
Schreiend sich ab und furchte den lieben, leiblichen Vater;
Denn er erschrak, dieweil er das Erz und, mähnenumflattert,
Hoch von der Kuppe des Helms die nickende Helmzier schaute.
Siehe, da lachten die zween gar herzlichen, Vater und Mutter.
Alsbald nahm er den Helm vom Haupt, der reisige Hektor,
Stellte beiseit zur Erde den blinkenden, spiegelnden Sturmhut.
Dann aber, da er den Kleinen geküßt und in Lüften geschwungen,
Sprach er und rief im Gebet zu Zeus und den anderen Göttern:
„Zeus und ihr anderen Götter, gewährt, daß dieser, mein Sohn hier
Werde wie ich, ein Fürst und Herr im Volke der Troer,

Allen voran, ein Starker im Streit und Ilions Herzog!
Daß sie dann sagen hernach: der geht weit über den Vater,
Wenn er vom Krieg herkommt und heimbringt blutige Beute,
Raub vom erschlagenen Feind, und es lachet das Herz seiner
Mutter."
Sprach es und stellte der Frauen das Kindlein wieder zuhanden;
Sie aber barg es am Busen im duftenden Bausch des Gewandes,
Lachend und weinend zugleich. Ihn jammerte das. Er fuhr ihr
Hold um Wangen und Kinn, hub an und sagte die Worte:
„Frau, Verblendete, kränke dein Herz nicht über Gebühren.
Mich wirft keiner dem Aïdes vor, als wem es verhängt ist.
Doch dem Verhängnis wird, so dünkt mich, keiner entrinnen,
Weder gering noch hoch, sobald er nur eben zur Welt kam.
Nun aber gehe nach Haus und schau dort meinem Gewese,
Spindel und Webstuhl nach und gib den Mägden Befehle,
Daß sie sich tummeln; doch bleibe der Krieg die Sorge der Männer,
Aller, und meine zumeist, so Ilion innegeboren."
Sprach es und hob aufs Haupt den Helm der freidige Hektor,
Mähnenumwogt. So kehrte nach Haus die liebe Gemahlin,
Tränengebadeten Augs, rückschauende immer von neuem.
Da sie jedoch zum Saal des männermordenden Hektor
Wiedergekehrt und drinnen die Schar der Mägde betroffen,
Weckte sie allen Geschrei und Wehklag, also, daß Hektor
Bei lebendigem Leib im eigenen Hause beweint ward.
Denn sie vermeineten wahrlich nicht, er kehre noch einmal
Wieder vom Streite zurück und entrönne dem Arm der Achaier.
Aber auch Paris versäumte sich nicht und stürmte vom Saale,
Da er hinein in die Wehr, die erzumschlagne, gefahren,
Stolz auf die hurtigen Sohlen im Sprung die Gassen hinunter.
Wenn ein Hengst an der Krippen im Stall stund, strotzend von
Hafer,
Bis er zuletzt die Fessel zerbrach und stürmt durch die Blache,
Wo er im lieblichen Fluß, im strömenden, Badens gewohnet,

Prangend vor Mut, erhobenen Haupts, und es flattert die Mähne
Über den Schultern, so trägt er im Stolz auf die eigene Schönheit
Rasch die gelenkigen Glieder zur Trift, die den Rossen bekannt ist.
So von der äußersten Zinne von Pergamos flüchtete Paris,
Priamos' Sohn, in funkelnder Wehr, der Sonne vergleichbar,
Jauchzend auf hurtigen Sohlen hinab, und rasch überkam er
Hektor daselbst, den Bruder, den göttlichen, als er die Stätte
Eben verließ, daselbst er sein Weib in Treuen gesprochen.
Und es begann und sprach der gottverglichene Paris:
„Lieber, so hielt ich denn doch den Verlangenden über Gebühren
Zaudernd zurück und habe die Zeit nicht innegehalten!"
Antwort sagte der Held, der helmumfunkelte Hektor:
„Wohl, Verblendeter, deuchte der Mann mich übel beschieden,
Der dich beschölt um Krieges Geschäft. Mut mangelt dir nimmer.
Aber du läßt leicht ab und willst nicht. Und es ergrimmt mir
Innen das Herz, um deinethalb Scheltrede zu hören
Unter den Troern, die traun durch dich viel Mühe gewannen.
Aber wohlan, wir wollens hernach vergleichen, wo Zeus uns
Gnade gewährt, und wir stellen den ewigen Göttern des Himmels
Wieder den Mischkrug auf, Freiwaltende droben im Saale,
Weil wir von Troja vertrieben die erzumschienten Achaier."

Friedrich Schulze-Maizier / Die Schrift der Osterinsel

Die Osterinsel war schon seit fast anderthalb Jahrhunderten entdeckt, als ihr erster Missionar einen Fund machte, welcher die Rätsel des Eilandes um ein neues, die Forschung besonders anspornendes Problem bereicherte. Im Januar 1864, ein Jahr nach dem peruanischen Überfall, landete Frater Eugène Eyraud, um — zunächst ganz allein — in achtmonatiger mutiger Pionierarbeit die Christianisierung der Insulaner vorzubereiten. Was

kein Fremder vor ihm bemerkt hatte, was in keinem der früheren Berichte erwähnt ist, wurde ihm während seines langen Zusammenlebens mit den anfangs ziemlich feindselig gestimmten Eingeborenen offenbar: die Osterinsulaner, als einziges Volk der ganzen Südsee, besaßen eine Schrift. Auf langen hölzernen Tafeln verschiedenen Formates (die größten sind beinahe zwei Meter lang!) waren mit Obsidianspitzen oder Haifischzähnen in regelmäßigen Zeilen hieroglyphenartige, oft die beiderseitigen Flächen ausfüllende Zeichen eingeritzt, in denen sich vielfach die stark stilisierten Umrisse von Menschen, Tieren, Pflanzen, Gestirnen, von Lanzen, Rudern und sonstigen Gegenständen erkennen lassen, während andere schwerer zu erklären sind. Die aus Toromiro-, Bananen- oder Treibholz angefertigten Schrifttafeln verblüffen durch die auffallende Sorgfalt, durch die wundervolle Symmetrie und Genauigkeit ihrer Ausführung und lassen uns die Intelligenz dieser „Wilden" aufs neue bestaunen. Eine eigene, ein wahres Unikum bedeutende Schrift auf dieser einsamen Insel, — mußte man nicht annehmen, daß es wichtige Inhalte seien, die auf jenen Tafeln eingeritzt waren? Durfte man nicht hoffen, hier Aufschluß zu finden über die so dunkle Herkunft, über Schicksale und Wanderungen des merkwürdigen Volkes, und damit vielleicht wertvolle Anhaltspunkte zu erhalten für die in tiefes Dunkel gehüllte Vorgeschichte Polynesiens?

Die Wissenschaft hat sich eifrig bemüht, die spät entdeckten kostbaren Dokumente zu erschließen... Das bedauerliche Zuspät, das über der Erforschung der Osterinselaltertümer waltete, tritt hier besonders fühlbar in Erscheinung. Die eifrigen Versuche neuerer Forscher, den altersschwachen Gehirnen der ältesten Eingeborenen noch in letzter Stunde etwas über Schreibweise und Inhalt der Tafeln zu entlocken, wirken wie ein spannender philologischer Roman. Man fühlt die Tantalusempfindungen der Forscher nach, welche der Lösung des Rätsels ganz nahe waren und merken mußten, daß sie für immer entschwand.

Als eine Ironie des Schicksals mutet es an, daß derselbe Mann, der die Hieroglyphentafeln entdeckte, zugleich sein möglichstes getan hat, sie zu vernichten. Der gute Bruder Eyraud, kaum daß er die „sprechenden Hölzer" — so nannten die Insulaner die Tafeln — aufgefunden hatte, drang im frommen Bekehrungseifer darauf, daß diese heidnischen Dokumente dem Feuer übergeben würden. Die Devise „Incende, quod adorasti!" wurde denn auch von den neuen Christen so gründlich befolgt, daß man in vielen Hütten mit den ehedem geheiligten Tafeln das Herdfeuer unterhielt. Ein aufs Praktische gerichteter Insulaner entfernte zwar die sündhaften Bretter aus seinem Hause, zimmerte sich aber — das Holz ist rar auf Rapanui — ein Fischerboot daraus und hob, als das seltsame Fahrzeug aus den Fugen gegangen war, die Trümmer im Hohlraum eines Ahu bei Hanga Roa auf, um später ein neues Kanoe aus ihnen zu fertigen. Ein Stück davon wurde lange darauf von einem anderen Eingeborenen aufgefunden und gelangte durch ihn in die Hände des Amerikaners Thomson. Wie tief das Verbot der Missionare, sich noch fernerhin mit den Schrifttafeln abzugeben, in den Gemütern der Eingeborenen Wurzel faßte, und wie sehr dieser Umstand die Entzifferung der Hieroglyphen erschwerte, sollte, wie wir noch sehen werden, gerade Thomson deutlich verspüren. Die vier Missionsjahre 1864—68 genügten, um den reichen Tafelbestand der Insel bis auf einige Reste zu vertilgen und die Tradition der Schreib- und Lesekunst, die schon durch den peruanischen Gewaltstreich schwer bedroht worden war, fast völlig auszulöschen. Zwar scheinen die Patres später eingelenkt und zu retten versucht zu haben, was zu retten war; aber das meiste — wir müssen befürchten, das Älteste und Wichtigste — war bereits dahin, und nichts blieb übrig als achtzehn oder neunzehn zum Teil beschädigte und bruchstückhafte, heute über die ganze Erde verstreute Tafeln und ein paar mühsam erhorchte Erinnerungsreste in den Köpfen einiger alter Insulaner...



Statuen auf der Osterinsel

Daß die Rongo-Rongo-Tafeln nicht einzelne zusammenhanglose Worte, sondern fortlaufende Texte enthielten, erhellt deutlich aus dem Berichte Thomsons. Thomson hatte zuvor in Tahiti den Bischof Jaussen gesprochen und die in dessen Besitz befindlichen Tafeln photographiert. Als er nun auf Rapanui Nachfrage anstellte, wer von der seit dem peruanischen Überfall und dem Weggang der Mission arg zusammengeschrumpften Bevölkerung noch Rongo-Rongo lesen könne, wurde ihm der alte Ure Vaeiko genannt, ein hochbetagter, ziemlich unzugänglicher Patriarch, der angab, um 1860 herum in die Buchstabenkunst eingeweiht worden zu sein, und die meisten Zeichen zu verstehen behauptete. Als man ihn aber aufforderte, die beiden von der amerikanischen Expedition soeben angekauften Tafeln zu lesen, lehnte er dieses Ansinnen entschieden ab, weil die Missionare es verboten hätten. Das Erziehungswerk der eifrigen Patres, welche die Stätte ihres Wirkens längst wieder verlassen hatten, mußte tiefe Spuren in die Seele dieses Kannibalenenkels gedrückt haben; auch dann, als die Amerikaner ihm von Zeit zu Zeit Geld und Geschenke zuschickten, blieb er standhaft und erklärte mit größter Bestimmtheit, er sei ein alter Mann, der nicht mehr lange zu leben habe, und werde sich hüten, sein Seelenheil zu verscherzen. Ja, als man trotzdem weiter in ihn drang, entwich er in die Berge des Inselinnern, um ferneren Versuchungen zu entgehen und sich dort verborgen zu halten, bis die zudringlichen Fremdlinge wieder abführen. Die Lage war für Thomson im höchsten Grade peinigend. Die Zeit bis zur Abfahrt war nur noch kurz, eine letzte Gelegenheit, das Rätsel der vieldurchforschten Hieroglyphen aufzuhellen, schien zum Greifen nahe und drohte unwiederbringlich zu entschwinden. Zum Glück kam das Wetter der Philologie zu Hilfe. Schwere Regengüsse gingen nieder und nötigten den alten Ure Vaeiko, seine Hütte wieder aufzusuchen. Hier wurde er von Thomson und Mr. Salmon (dem einzigen damals auf der Insel weilenden Weißen, der die Rapanuisprache beherrschte und

den die Insel besuchenden Forschern wertvolle Dienste leistete) eines Abends im Schlaf überrascht und mit aller Energie gestellt. Den Nachstellungen eines amerikanischen Interviewers entgeht auf die Dauer selbst der Widerspenstigste nicht, und auch der Rongo-Rongo-Greis gab schließlich nach. Zwar schien er zunächst recht verdrossen und weigerte sich, die heidnischen Tafeln auch nur anzusehen. Als man ihm aber als Kompromiß vorschlug, wenigstens ein paar alte Überlieferungen vorzutragen, und tüchtig mit Alkohol nachhalf, taute er bald auf. In einem günstigen Augenblick zog Thomson die Photographien der in Bischof Jaussens Besitz befindlichen Tafeln hervor, die den Alten höchlich interessierten. Wie verblüffend genau waren hier die Kohau wiedergegeben, die er als junger Mann in den Händen gehalten hatte! Und wenn es schon eine Sünde war, die Tafeln *selbst* wieder anzufassen, — konnte es gleich die ewige Seligkeit kosten, wenn er die *Photographien* dieser Tafeln las, die noch dazu seinem geistlichen Oberhirten gehörten, dem guten Bischof von Tahiti? Dieses Argument brach den letzten Widerstand, die ganze Nacht hindurch rezitierte nun Ure Vaeiko fließend und ohne Zögern den Inhalt aller Tafeln, die man ihm vorlegte, von Anfang bis zu Ende, und Mister Salmon schrieb alles sorgfältig auf.

Aber ach, der scharf beobachtende Amerikaner merkte bald, daß der Alte die Tafeln nicht eigentlich las, sondern ihren angeblichen Inhalt offenbar aus dem Gedächtnis rezitierte. Der Fall lag diesmal also gerade umgekehrt wie bei Jaussens Metoro. Während in Metoros Interpretation Zahl und Art der Zeichen genau mit den vorgetragenen Worten übereinstimmte, der Text freilich sinnlos schien, gab Ure Vaeiko zwar sinnvolle und höchst interessante fortlaufende Texte, aber die Buchstaben stimmten augenscheinlich nicht recht zu den Worten, — ja, sogar als man dem Alten die Photographie einer anderen Tafel unterschob, „las“ er ruhig weiter im bisherigen Text, ohne den Wechsel zu

bemerken. Daraufhin verdächtigte Thomson ihn des Betruges, ein Vorwurf, der den Alten ganz betroffen machte. Ure Vaeiko behauptete, er hätte alle Zeichen verstanden; aber als man einzelne Hieroglyphen kopierte, war er nicht imstande, ihre Bedeutung anzugeben. Nun setzte er des langen und breiten auseinander, daß er die Bedeutung der einzelnen Zeichen allerdings vergessen habe, die Tafeln aber an unverwechselbaren Merkmalen wiedererkennen und ihren von früher her fest eingeprägten Inhalt daraufhin mit Sicherheit wiedergeben könne. — Man tut gut, derartige Aussagen von Eingeborenen weder zu vertrauensvoll noch zu zweifelnd aufzunehmen. Ure Vaeiko hatte sich zwar eine Lesefertigkeit angemaßt, die er in Wirklichkeit nicht besaß; aber war er darum durchaus ein Betrüger, und verloren seine „Texte" nun allen Wert? Wenn seine Texte nicht die von Rongo-Rongo-Tafeln gewesen wären, hätte er sich schwerlich so lange und so entschieden geweigert, das Rongo-Rongo-Verbot der Patres zu übertreten; es war auch durchaus möglich, daß er einzelne Tafeln richtig wiedererkannte und ihren Inhalt wiedergab, so wie ja auch wir auf den bloßen Anblick eines uns von früher her bekannten Buches hin seinen Inhalt anzugeben vermögen. Hatte doch jede der Tafeln ihren eigenen Namen („Apai", „Atua Matariri" u. dgl.), dessen Nennung in dem mit der Überlieferung vertrauten Osterinsulaner sogleich die Erinnerung des Textes wiedererweckte wie der Titel eines Gedichtes.

Aus dem Buche „Die Osterinsel"

Karl Scheffler / Der einsame Deutsche

Lautes Selbstgefühl im Glück und melancholische Selbstquälerei im Unglück: das eine wie das andere ist ein deutscher Wesenszug. Ein Äußerstes hier wie dort. Dazwischen aber entsteht die Un-

treue gegen sich selbst — eine Untreue, mit so vielen Opfern ruhigen Glücks erkauft, daß sie tiefere Bedeutung haben, daß sie Treue zu etwas anderem sein muß: Treue zum Schicksal.

Niemals schilt der Amerikaner, der Engländer, der Franzose sein Land. Er mag Regierungen grollen und stürzen, niemals aber setzt er sein Volk herab. Der Deutsche tut es unablässig. Mutter Deutschland hat Unzufriedenheit in sein Gemüt gelegt und duldete es, daß die Unzufriedenheit sich gegen sie selbst richtet. Das ist abscheulich. Doch ist in dieser Abscheulichkeit eine eigene Art von Gottesfurcht.

Deutscher sein, das heißt unruhig in sich selbst sein, es heißt, in dieser Unruhe maßlos werden. Warum führten unsere großen Männer von je Worte im Munde von Vollkommenheit und Harmonie, Maß und Sophrosyne, warum haben sie, die Gotiker, sehnsüchtiger als alle anderen Europäer das Land der Griechen mit der Seele gesucht, warum haben sie sich so leidenschaftlich in das Abenteuer des Idealismus gestürzt? Weil die Deutschen vom Gleichmaß so weit entfernt sind, weil ein Dualismus sie ewig peinigt, weil sie die Peitsche eines kategorischen Imperativs wollen. Und warum brauchen sie, Flagellanten gleich, diese Peitsche? Weil sie für das, was sie aufopfern, eine Welt der reinen Idee brauchen.

Beständig sucht der Deutsche die Form, immer wieder sprengt er aber auch die gefundene mit Ungeduld. Dienend, leidend entwickelt er höchste Geduld, in dem Wortsinne, daß er zu dulden weiß; herrschend aber greift er von einem zum andern. Diese Unrast ist seine Genialität. Kein Volk fällt so von einer Anstrengung in die andere, von einem Extrem ins andere.

Mutter Deutschland aber blickt mit Sibyllenlächeln auf ihre durch Himmel, Welt und Hölle ruhelos schweifenden Kinder, auf alle, ob sie ihr nun Segenswünsche sprechen oder ihr fluchen. In ihrem Antlitz ist das selige Leidenslächeln der Madonna und das Grausen der Meduse. „Allduldend, gleich der schweigenden Mut-

ter Erde, und allverkannt, wenn schon aus ihrer Tiefe die Fremden ihr Bestes haben."

Deutsche haben, unmittelbar nach dem längsten und erschöpfendsten aller Religionskriege, eine Kunst der Musik erst wahrhaft geschaffen. Sie, die weder richtig singen noch pfeifen können, die nicht tanzselig und, so obenhin betrachtet, unmusikalisch sind, haben gemacht, daß die Seele der Menschheit mit einem neuen Organ sprechen kann, haben eine Kunstform gebildet, die zum Größten gehört, was den Menschen an Formen des Geistes gelungen ist. Aus provinzieller Enge wuchs Göttliches.

Dann hat sich der Deutsche nach einer ganz anderen Richtung gewandt. Er wurde spartanisch, stellte Pflichtgesetze auf, warf sich auf die Erziehung und entdeckte den Militarismus. Den bildete er mit allen Kräften aus, übersteigerte ihn, mechanisierte mit seiner Hilfe die ganze Nation und machte sie furchtbar. Als sein Militarismus dann zusammenbrach, warf der Deutsche ihn verächtlich hin. Alles oder nichts!

Eines Tages kam es den Deutschen, die bis dahin ein Agrarvolk gewesen waren, in den Sinn, sie müßten eine Industrie haben. Und in wenigen Jahrzehnten hatten sie eine, hatten sie so vielseitig und leistungsfähig, daß sie zur Wirtschaftsgefahr für benachbarte Industrieländer wurde, daß der Weltneid erwachte und nicht ruhte, bis dem Riesenerfolg der Weltkrieg erklärt worden war.

Künftigen Feinden die Waffen schmieden: das ist deutsch. Deutsch ist es auch, die Heimat abenteuerlüstern hinter sich lassen, in der Fremde die Mutter vergessen, verleugnen, in anderer Völker Wesen aufgehen — und dort Samen pflanzen. Deutsch ist es, alle Schlagbäume in die Höhe zu werfen, wenn von draußen der Geist Einlaß begehrt, und dann das Fremde mit einer Hingabe zu lieben, daß der eigene Charakter in Gefahr gerät. Weitherzigkeit und Unendlichkeit hat der Deutsche von der Mutter im Blut. Aber auch die Gegenkraft: einen Eigensinn, dem die große Idee

zur fixen Idee wird. Das können die Fremden nicht verstehen. Ein englisches oder französisches Talent dritten Ranges genießt mehr Weltruhm als ein deutsches Genie erster Ordnung. Man kann den Deutschen draußen nicht fassen, weil keiner, nicht einmal ein Deutscher, sagen kann: so ist der Deutsche, weil die Formen immer wieder die Form in Frage stellen, weil Deutschland immerfort wird und niemals ist.

Diesem schwersten aller Völkerschicksale gewachsen sein: das ist die Aufgabe. Die Einsamkeit in der Welt und im eigenen Volk ertragen lernen: das ist der Sieg. Schwindelfrei, wie die geflügelte Göttin auf der Kugel, das Ganze überschauen, den Graus der Geschichte mit derselben Gefaßtheit und ehrfürchtigen Neugier erleben, wie er in besseren Zeiten nur gedacht worden ist, an die Weltmission deutscher Problematik, an die höhere Sittlichkeit scheinbarer Charakterlosigkeit, an die Kraft in der Schwäche glauben, und alles das tätig tun, jeden Tag für verloren halten, an dem nicht irgend etwas getan worden ist: das ist, das sei das irdische Glück des in der Welt und im eigenen Lande einsamen Deutschen.

Aus dem Essayband „Zeit und Stunde“

Sherwood Anderson / Die Tür der Falle

Winifred Walker war über gewisse Dinge durchaus im klaren. Sie begriff, daß ein Mann, den man hinter Gitterstäbe gesetzt hat, sich im Gefängnis befindet. Ehe war für sie — Ehe.

Auch für Hugh Walker, ihren Mann, war sie das, wie er durch Erfahrung merkte. Aber damit begriff er es immer noch nicht. Es wäre wohl besser für ihn gewesen, wenn er es begriffen hätte, denn dann hätte er vielleicht schließlich — sich selbst gefunden. Aber er begriff es, wie gesagt, nicht. Nach seiner Verheiratung

glitten fünf oder sechs Jahre vorüber wie die Schatten windbewegter Bäume, die an einer Wand ihr Spiel treiben. Er war wortkarg und ging umher wie in einer Betäubung. Jeden Morgen und jeden Nachmittag, tagein, tagaus, sah er seine Frau. Hier und da regte sich ein Gefühl in ihm, und er küßte sie. Drei Kinder wurden geboren. Er gab Mathematikunterricht an dem kleinen College der Stadt Union Valley, Illinois. Und wartete.
Worauf? Er begann sich selbst diese Frage vorzulegen. Zuerst klang sie schwach, wie ein Echo, in sein Bewußtsein. Bald aber wich sie nicht mehr von ihm. „Ich verlange Antwort", schien sie zu sagen. „Lauf nicht so stumpf durchs Leben. Richte deine Aufmerksamkeit auf mich."
Hugh wanderte durch die Straßen der kleinen Stadt in Illinois. „Na ja, ich bin eben verheiratet. Ich habe Kinder", murmelte er vor sich hin.
So kam er vor seinem Hause an. Er war nicht darauf angewiesen, von seinem Gehalt als Lehrer an dem kleinen College zu leben; so besaß er denn ein ziemlich geräumiges und behaglich eingerichtetes Haus. Es waren zwei schwarze Dienerinnen da; die eine gab auf die Kinder acht, die andere kochte und besorgte die Hausarbeit. Die Kinderfrau hatte die Gewohnheit, ganz zart und leise schwermütige Negerlieder zu singen. Zuweilen blieb Hugh an der Haustür stehen und lauschte. Durch die Glasscheibe der Tür konnte er in den Raum blicken, wo seine Familie beisammen war. Zwei der Kinder spielten auf dem Fußboden mit Bauklötzen. Seine Frau nähte. Die alte Negerin saß in einem Schaukelstuhl und hielt das jüngste Kind, noch ein Säugling, im Arm. Der ganze Raum schien im Zauberbanne der sanft singenden Stimme. Auch Hugh fühlte sich gebannt. Er stand stumm und wartete. Die Stimme trug ihn weit hinweg, irgendwohin — in Wälder, am Rande sumpfiger Gewässer dahin. Es formte sich kein ganz klarer Gedanke in ihm. Er hätte viel darum gegeben, wenn er zu klarer Bestimmtheit fähig gewesen wäre.

Er betrat das Haus. „Da bin ich also", sagte es in ihm. „Da bin ich. Dies ist mein Haus, dies sind meine Kinder."
Er betrachtete Winifred, seine Frau. Sie war in den Jahren der Ehe ein wenig plump geworden. „Vielleicht macht sich die Mutterschaft bei ihr geltend. Sie hat drei Kinder gehabt", dachte er.
Die singende alte Negerin ging hinaus und nahm das jüngste Kind mit. Hugh und Winifred führten ein Gespräch in Bruchstücken. „Wie ists dir heute ergangen, Schatz?" fragte sie.
„Gut", antwortete er.
Wenn die beiden größeren Kinder in ihr Spiel vertieft waren, konnte er ungehindert seinen Gedanken nachhängen. Seine Frau störte ihn niemals, aber die Kinder kamen zuweilen gerannt, um ihn zu zerren und zu zausen. Am Frühabend, nachdem die Kinder zu Bett gebracht waren, gab es keine störenden Eindrücke, die unter die Oberfläche seines Wesens und Bewußtseins drangen. Ein Kollege vom College kam mit seiner Frau zu Besuch, oder er besuchte seinerseits mit Winifred irgendeinen Nachbarn. Man redete dies und das. Auch wenn sie beide, er und Winifred, allein daheim waren, redeten sie dies und das. „Die Fensterläden fangen an sich zu lockern", sagte sie. Das Haus war alt und hatte grüne Läden. Sie lockerten sich fortwährend und schlugen nachts mit laut krachendem Gepolter in ihren Angeln hin und her.
Hugh antwortete irgend etwas darauf; zum Beispiel, er würde die Läden durch einen Zimmermann in Ordnung bringen lassen. Dann schweiften seine wandernden Gedanken ab, hinweg von seiner Frau, hinaus aus dem Hause, in andere Bezirke. „Auch ich bin ein Haus, und meine Läden sind locker", sagte es in ihm. In seiner Vorstellung sah er sich selbst als ein Wesen, das in einer einengenden Hülle lebte und sich daraus zu befreien versuchte. Um eine ablenkende Unterhaltung zu vermeiden, nahm er ein Buch zur Hand und tat, als läse er. Als auch seine Frau zu lesen begann, beobachtete er sie scharf und mit gespannter Eindringlich-

keit. So und so war ihre Nase, so und so waren ihre Augen. Eine bestimmte kleine Handbewegung war ihr eigen: wenn sie in die Seiten eines Buches vertieft war, hob sie langsam die Hand, berührte damit die Wange – ließ sie wieder sinken. Ihr Haar war nicht sonderlich gut gepflegt. Seitdem sie verheiratet war und Kinder hatte, gönnte sie ihrem Körper nicht mehr viel Pflege. Wenn sie las, sackte er lässig im Stuhl zusammen. Er wurde ein wenig unförmig. Sie hatte ihr Rennen gelaufen.

So umspielten Hughs Gedanken ständig die Gestalt seiner Frau, aber sie kamen ihr niemals wirklich ganz nahe. Mit seinen Kindern erging es ihm ebenso. Zuweilen, aber nur einen einzigen Augenblick lang, waren sie ihm lebendige Wesen, so lebendig wie sein eigener Leib. Dann aber schienen sie lange Zeit hindurch in große Ferne entrückt, wie die leise singende Stimme der Negerin.

Seltsamerweise war die Negerin für ihn immer etwas ganz Wirkliches. Es bestand so etwas wie ein stummes Einverständnis zwischen ihm und der Negerin. Sie befand sich außerhalb seines Lebenskreises. Er konnte sie betrachten, wie man einen Baum betrachtet. Zuweilen, abends, wenn er mit dem Buche in der Hand dasaß und tat, als läse er, und wenn sie die Kinder oben im Hause zu Bett gebracht hatte, ging die alte schwarze Frau leise durch das Zimmer, auf dem Wege zur Küche. Dabei sah sie nicht Winifred an, sondern Hugh. Ihm war, als sähe er ein seltsames, sanftes Licht aus ihren alten Augen leuchten. „Ich verstehe dich, mein Sohn", schienen die Augen zu sagen.

Hugh war entschlossen, Ordnung in sein Leben zu bringen, wenn er es irgend vermochte. „Also – ans Werk!" sagte er, als redete er zu einer dritten Person im Zimmer. Er hatte das ganz bestimmte Gefühl, daß eine dritte Person da war und daß diese dritte Person in ihm selbst, in seinem Körper steckte. Er richtete das Wort an sie.

„Also — da ist die Frau, dies Menschenkind, das ich geheiratet habe. Sie hat etwas Abgeschlossenes an sich, etwas Erfülltes", sagte er, als redete er laut. Zuweilen war es ihm in der Tat, als hätte er laut gesprochen, und er warf einen raschen, scharfen Blick auf seine Frau. Aber sie las weiter, in ihr Buch vertieft. „So wird es auch wohl mit ihr stehen", fuhr er fort. „Sie hat die Kinder — die Kinder da gehabt. Sie sind vollendete Tatsachen für sie. Aus ihrem Körper sind sie hervorgegangen, nicht aus meinem. Ihr Körper hat etwas geleistet. Nun ruht er aus. Wenn sie ein bißchen auseinanderfließt, so ist das durchaus in der Ordnung."
Er stand auf, murmelte irgendeine belanglose Entschuldigung und verließ Zimmer und Haus. Schon in seinen Jünglings- und jungen Mannesjahren war er oft lange Zeit hindurch ziellos irgendwohin über Land gewandert; es überkam ihn wie Anfälle einer in gewissen Zeitabständen wiederkehrenden Krankheit, aber es hatte geholfen. Diese Wanderungen brachten zwar keine Lösung, aber sie ermüdeten den Körper, und wenn er körperlich müde war, konnte er schlafen. Nach vielen Tagen des Wanderns und Schlafens trat ein Ereignis ein. Das Empfinden für die Wirklichkeit des Lebens war in ihm auf eine wunderliche Art wiederhergestellt. Irgendein belangloser Vorfall gab den Anlaß. Etwa so: Ein Mann, der auf der Straße vor ihm herging, warf einen Stein nach einem Hunde, der bellend aus einem Farmhause gerannt kam. Das geschah vielleicht abends und in einer sanft gewellten Hügellandschaft, die Hugh gerade durchwanderte. Plötzlich kam er auf die Höhe eines Hügels und hatte freien Ausblick. Vor ihm senkte sich der Weg und verlief in die Finsternis, aber wenn er sich nach Westen wandte, sah er, Felder überblickend, ein Farmhaus liegen. Die Sonne war untergegangen, aber noch glomm ein schwaches Leuchten am westlichen Horizont. Eine Frau kam aus dem Farmhause und ging zu einer Stallung. Er konnte ihre Gestalt nicht deutlich erkennen

Es schien, als trüge sie etwas — jedenfalls einen Milchkübel; sie wollte im Stall eine Kuh melken.
Der Mann auf der Straße, der den Stein nach dem Hunde geworfen hatte, wandte sich und bemerkte Hugh. Er schämte sich ein wenig, weil er vor dem Hunde Angst gehabt hatte. Einen Augenblick sah es aus, als wollte er warten und Hugh ansprechen, dann aber übermannte ihn die Verlegenheit, und er ging eilends weiter. Er war ein Mann in mittleren Jahren, nun aber sah er ganz plötzlich und überraschend wie ein Junge aus.
Auch die undeutliche Gestalt der Frau, die zu der fernen Stallung ging, machte halt und blickte zu Hugh herüber. Es war unmöglich, daß sie ihn gesehen hatte. Sie trug ein weißes Kleid, und ihr Körper stand in schattenhaftem Umriß vor dem schwärzlichen Grün der Bäume im Obstgarten. Noch immer stand sie und blickte herüber, und ihm war es, als sähe sie ihm gerade in die Augen. Er hatte das sonderbare Gefühl, als wäre sie durch eine unsichtbare Hand emporgehoben und unmittelbar vor ihn hingestellt worden. Und er meinte um ihr ganzes Leben in allen Einzelheiten zu wissen, ebenso wie um das Leben des Mannes, der den Stein nach dem Hunde geworfen hatte.
In seinen jungen Jahren hatte Hugh, wenn ihm das Leben entglitt und zerrann, endlose Wanderungen gemacht, bis ihm mehrere derartige Erlebnisse widerfahren waren; dann war plötzlich alles in Ordnung mit ihm, und er konnte wieder arbeiten und unter Menschen leben.
Nach seiner Verheiratung ging er, wenn er einen solchen Abend daheim verbracht hatte, ebenfalls fort und schlug einen schnellen Schritt an, sobald das Haus hinter ihm lag. So rasch er es nur irgend vermochte, verließ er die Stadt und eilte auf einer Straße dahin, die über die weite, in wellenförmigen Erhebungen sich dehnende Prärie führte. „Ich kann jetzt natürlich nicht mehr ganze Tage umherlaufen, wie ich es früher getan habe“, dachte er. „Es sind da gewisse Tatsachen in meinem Leben, und ich

muß den Tatsachen ins Gesicht sehen. Winifred, meine Frau, ist eine Tatsache, und meine Kinder sind Tatsachen. Ich muß die Hände auf Tatsachen legen. Ich muß für sie und mit ihnen leben. Das ist die Art, wie die Menschen ihr Leben zu führen haben."

Hugh verließ das Städtchen und kam auf eine Landstraße, die zwischen Maisfeldern dahinlief. Er war ein Mann von athletischem Körperbau und trug weite, lose anliegende Kleidung. Zerstreut und in wirren Gedanken ging er dahin. Zwiespalt war in ihm; er fühlte sich als Mann, fähig, seinen Platz im Leben auszufüllen – und fühlte sich zugleich unfähig und hilflos.

Die Landschaft dehnte sich nach allen Richtungen in offener Weite. Es war immer schon dunkel, wenn er solche Wanderungen machte, und er konnte nichts unterscheiden, aber die Empfindung der Weite war immer lebendig in ihm. „Alles schreitet unablässig fort, nur ich stehe still", dachte er. Seit sechs Jahren gab er nun schon Unterricht an dem kleinen College. Da waren junge Männer und Mädchen in einen Raum gekommen, und er hatte sie unterrichtet. Aber das bedeutete nichts. Es war ein Spiel mit Worten und Zahlen gewesen. Es war ein Bemühen gewesen, geistige Kräfte zu wecken.

Mit welchem Sinn?

Das war die alte Frage, die immer wiederkam, immer Antwort forderte, wie ein kleines Tier, das sein Futter verlangt. Hugh versuchte es gar nicht mehr, zu antworten; er gab es auf. Er wanderte mit schnellem Schritt und suchte sich körperlich zu ermüden. Er zwang seine Aufmerksamkeit zur Beschäftigung mit kleinen Dingen, um die großen Fernen zu vergessen. Eines Abends bog er von der Straße ab und umwanderte ein ganzes Maisfeld. Er zählte die Halme auf jedem Maishaufen und berechnete danach die Zahl der Halme auf einem ganzen Felde. „Es muß ungefähr zwölfhundert Bushels Mais tragen, das Feld da", sagte er zu sich selbst, als ob die Frage für ihn Bedeutung hätte.

Er zupfte eine kleine Handvoll Fasern aus einem Kolben und spielte damit. Er versuchte sich daraus einen gelben Schnurrbart zu formen. „Da wäre ich erst ein Kerl, wenn ich so einen netten gelben Schnurrbart hätte", dachte er.
Eines Tages in seinem Klassenzimmer begann Hugh plötzlich mit einer neuen Anteilnahme auf seine Schüler zu blicken. Ein junges Mädchen hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Sie saß neben dem Sohne eines in Union Valley wohnenden Kaufmannes, und der junge Mann schrieb etwas auf die Rückseite eines Heftes. Sie sah hin und wandte dann den Kopf weg. Der junge Mann wartete.
Es war Winter, und der Sohn des Kaufmannes hatte das Mädchen gebeten, mit ihm zum Schlittschuhlaufen zu gehen. Aber das wußte Hugh nicht. Er fühlte sich plötzlich alt. Als er an das Mädchen eine Frage richtete, geriet sie in Verwirrung. Ihre Stimme zitterte.
Nach Schluß des Unterrichts geschah etwas Unerwartetes. Hugh forderte den Kaufmannssohn auf, einen Augenblick zurückzubleiben; als er dann mit dem jungen Manne allein war, übermannte ihn jäh die Wut. Aber seine Stimme klang kalt und klar. „Junger Mann," sagte er, „Sie kommen nicht hierher, um Ihre Hefte zu verschmieren und ihre Zeit zu verplempern. Wenn ich dergleichen noch einmal sehe, werde ich etwas tun, worauf Sie nicht gefaßt sind. Ich werfe Sie aus dem Fenster. Merken Sie sich das!"
Hugh machte eine abschließende Handbewegung, und der junge Mann verließ bleich und stumm das Zimmer. Hinterher war es Hugh miserabel zumute. Mehrere Tage lang dachte er über das Mädchen nach, das ganz zufällig seine Aufmerksamkeit erregt hatte. „Ich will sie kennen lernen. Ich will ihr Wesen erforschen", dachte er.
Es war nichts Ungewöhnliches, daß die Lehrer am College in Union Valley ihre Schüler zu sich ins Haus zogen. So beschloß

Hugh, das Mädchen in sein Haus zu laden. Er dachte mehrere Tage daran. Schließlich traf er sie an einem Spätnachmittag; sie ging vor ihm her den Weg von der Anhöhe, auf der das Schulgebäude stand, hinab.

Das Mädchen hieß Mary Cochran. Sie war erst vor wenigen Monaten auf die Schule gekommen, aus einem Städtchen namens Huntersburg, Illinois, das ohne Zweifel Union Valley aufs Haar glich. Hugh wußte weiter nichts von ihr, als daß ihr Vater tot war – vielleicht auch ihre Mutter. Er beschleunigte den Schritt, um sie einzuholen. „Miß Cochran!" rief er und merkte überrascht, daß seine Stimme ein wenig zitterte. „Warum bin ich denn so versessen darauf?" fragte er sich.

Nun begann ein neues Leben im Hause Hugh Walkers. Es tat dem Manne wohl, jemanden im Hause zu haben, der nicht unmittelbar zu ihm gehörte; und Winifred Walker und die Kinder nahmen die Anwesenheit des Mädchens als gegebene Tatsache hin. Ja, Winifred lud sie dringend zum Wiederkommen ein. So kam sie denn mehrmals in der Woche.

Es gefiel Mary Cochran ausgezeichnet, in einer Familie zu verkehren, wo Kinder waren. An Winternachmittagen zog sie mit einem Schlitten zu einer kleinen Anhöhe in der Nähe des Hauses und nahm die beiden Jungen mit. Fröhliches Rufen erklang. Mary Cochran zog den Schlitten auf die Anhöhe, die Kinder folgten. Dann sausten sie alle miteinander hinab.

Das rasch zum Weibe heranreifende Mädchen verkehrte mit Hugh auf eine Art, die deutlich zeigte, daß er in ihrem Leben keinerlei Rolle spielte. Sie und der Mann, der eine so plötzliche und tiefe Anteilnahme für sie gefaßt hatte, wußten einander wenig zu sagen, und Winifred Walker hatte Mary Cochran als Beigabe zum Haushalt hingenommen, ohne Fragen zu stellen. Oft ging sie nachmittags, wenn die beiden Negerinnen beschäftigt waren, weg und ließ die größeren Kinder unter Marys Obhut.

An Spätnachmittagen gingen Hugh und Mary zuweilen miteinander vom College heim. Im Frühjahr arbeitete er in dem verwilderten Garten. Es war darin umgegraben und gepflanzt worden, aber er nahm Hacke und Harke und machte sich allerlei zu schaffen. Die Kinder spielten mit Mary vorm Hause. Hugh hatte keinen Blick für die Kinder; er sah nur das Mädchen an. „Sie ist einer von den Menschen, mit denen ich lebe, mit denen ich nach Meinung der Leute arbeite", dachte er. „Aber sie gehört nicht mir; insofern steht es anders mit ihr als mit Winifred und den Kindern da. Ich könnte zu ihr gehen, ihre Finger berühren, sie betrachten — dann weggehen und sie niemals wiedersehen."
Der Gedanke tat ihm wohl in seiner zerrissenen Stimmung. Abends, bei seinem gewohnten Ausgang, war wohl wieder das stete Gefühl der Ferne in ihm mächtig, aber es trieb ihn nicht, weiter und immer weiter zu wandern, stundenlang wie ein halb Verrückter zu rennen, sich zu quälen, als gälte es, eine undurchdringliche Mauer zu durchbrechen.
Er dachte an Mary Cochran. Sie kam aus einem Landstädtchen. Sie war wie Millionen andere amerikanische Mädchen — genau so. Er grübelte, was wohl in ihr vorgehen mochte, wenn sie in seinem Unterrichtszimmer saß, neben ihm durch die Straßen von Union Valley ging, mit den Kindern im Hofe neben dem Hause spielte.
An einem Winternachmittag, als es schon stark dämmerte und Mary mit den Kindern im Hofe einen Schneemann baute, ging er nach oben und stand oben im Dunkeln am Fenster. Er sah die schlanke, straffe Gestalt des Mädchens, schattenhaft in dem trüben Licht, und sah ihre raschen Bewegungen. „Ja, ihr ist noch nichts geschehen. Vielleicht wird etwas aus ihr — vielleicht auch nicht. Sie ist wie ein junger Baum, der noch keine Frucht getragen hat", dachte er. Dann ging er in sein Zimmer und saß lange im Finstern. An jenem Abend dehnte er seinen gewohnten Spaziergang nicht lang aus, sondern kehrte sehr bald heim und ging in sein Zimmer. Er schloß sich ein. Unbewußt wollte er verhindern,

daß Winifred kam und ihn in seinen Gedanken störte. Das tat sie zuweilen.
Tagaus, tagein las sie Romane. Sie las die Romane von Robert Louis Stevenson. Wenn sie damit fertig war, fing sie wieder von vorn an.
Zuweilen kam sie nach oben, stand an der Tür und redete. Sie erzählte ihm irgendeinen Vorfall, berichtete eine altkluge Äußerung, die eines der Kinder unerwarteterweise von sich gegeben hatte. Manchmal kam sie auch ins Zimmer und löschte das Licht. Am Fenster stand ein Diwan. Sie setzte sich auf den Rand des Diwans. Eine Veränderung ging mit ihr vor. Es war wieder, wie es vor der Hochzeit gewesen war. Neues Leben kam in ihren Körper. Er setzte sich zu ihr, sie streckte die Hand aus und berührte sein Gesicht.
Heute abend wollte Hugh dergleichen nicht. Er stand einen Augenblick im Zimmer, schloß dann die Tür auf und trat an die Treppe. „Sei leise, wenn du heraufkommst, Winifred. Ich habe Kopfweh und will versuchen zu schlafen", log er.
Als er in sein Zimmer zurückgekehrt war und sich wieder eingeschlossen hatte, fühlte er sich in Sicherheit. Er entkleidete sich nicht, sondern warf sich auf den Diwan und löschte das Licht.
Er dachte an Mary Cochran, die Schülerin, aber er hatte das bestimmte Gefühl, daß es auf eine ganz unpersönliche Art geschah. Sie war für ihn dasselbe wie die Frau, die er im Hügellande zum Melken gehen sah, damals, als er ein junger Bursche war und kreuz und quer das Land durchstreifte, um die in ihm brennende Rastlosigkeit zu löschen. Sie war in seinem Leben dasselbe wie der Mann, der den Stein nach dem Hunde warf.
„Ja, sie ist noch unfertig; sie ist wie ein junger Baum", wiederholte er in Gedanken. „So geht es mit den Menschen. Sie entwachsen der Kindheit ganz plötzlich. So wird es auch mit meinen Kindern gehen. Meine kleine Winifred, die jetzt noch nicht sprechen kann, wird plötzlich ein Mädchen wie diese Mary sein. Ich habe

Mary Cochran nicht aus irgendeinem bestimmten Grunde zum Gegenstand meines Nachdenkens erwählt. Durch eine unbekannte Ursache war ich dem Leben entrückt, und sie hat mich ihm wieder nahegebracht. Das hätte ebensogut durch etwas anderes geschehen können — durch ein Kind, das auf der Straße spielte, durch einen alten Mann, den ich die Treppe hinansteigen und in ein Haus gehen sah. Sie gehört mir nicht. Sie wird eines Tages meinen Blicken entschwinden. Winifred und die Kinder aber werden bleiben, immer, und ich werde bleiben — immer. Wir sind eingekerkert durch die Tatsache, daß wir zueinander gehören. Diese Mary Cochran ist frei — oder richtiger: sie ist frei, soweit unser Kerker hier in Frage kommt. Ohne Zweifel wird sie sich nach einer gewissen Zeit ihren eigenen Kerker bauen, aber dann werde i c h nichts damit zu schaffen haben."

Als Mary Cochran drei Jahre lang das College in Union Valley besucht hatte, war sie beinahe ein fester Bestandteil des Walkerschen Haushalts geworden. Noch immer kannte sie Hugh nicht. Aber sie kannte die Kinder besser als er, vielleicht gar besser als die eigene Mutter. Im Herbst zog sie mit den Jungen in die Wälder, um Nüsse zu suchen. Im Winter lief sie mit ihnen auf einem kleinen Teich in der Nähe des Hauses Schlittschuh.

Winifred nahm ihre Anwesenheit hin, wie sie alles hinnahm: die Dienste der beiden Negerfrauen, die Geburt der Kinder, das schweigsame Wesen ihres Gatten.

Und dann barst Hughs Schweigsamkeit, die während seines ganzen Ehelebens gewährt hatte, jäh und unerwartet entzwei. Er ging an jenem Tage mit einem Deutschen heim, der am College den Lehrstuhl für lebende Sprachen innehatte, und geriet mit ihm in einen heftigen Streit. Er blieb auf der Straße stehen und redete auf die Leute ein. Als er sich dann im Garten zu schaffen machte, pfiff und sang er.

Eines Nachmittags im Herbst kam er nach Hause und fand die ganze Familie im Wohnzimmer versammelt. Die Kinder spielten

am Fußboden, die Negerin saß am Fenster, hielt das Jüngste im Arm und summte leise eines ihrer Negerlieder. Auch Mary Cochran war da. Sie las in einem Buche.
Hugh ging geradeswegs auf sie zu und sah ihr über die Schulter. In diesem Augenblick kam Winifred ins Zimmer. Er tat einen heftigen Griff und riß dem Mädchen das Buch aus der Hand. Sie sah ihn erschrocken an. Mit einem Fluch warf er das Buch ins Feuer, das im offenen Kamin hinter einem Gitter brannte. Eine Flut von Worten brach aus ihm hervor. Er verwünschte Bücher und Menschen und Schulen. „Zum Teufel mit dem ganzen Krempel!" sagte er. „Warum müssen Sie das Leben aus Büchern kennen lernen? Was treibt Sie dazu? Was treibt die Leute, über das Leben zu spintisieren? Warum leben sie nicht lieber? Warum können sie das Bücherlesen und Tifteln und Zurschulelaufen nicht bleiben lassen?"
Er wandte sich und sah seine Frau an, die ihn mit einem sonderbar unsicheren und doch starren Blick betrachtete. Die alte Negerin stand auf und ging rasch hinaus. Die beiden größeren Kinder fingen an zu weinen. Hugh fühlte sich kreuzunglücklich. Er sah bald das erschrockene Mädchen, das auch Tränen in den Augen hatte, bald seine Frau an. Seine Finger zerrten nervös an seinem Rock. Den beiden Frauen kam er in diesem Augenblick wie ein Junge vor, den man beim Mausen in der Speisekammer erwischt hat. „Ich habe mal wieder einen von meinen verrückten Wutanfällen", sagte er und sah seine Frau an, aber seine Worte waren in Wirklichkeit an das Mädchen gerichtet. „Aber ich meine es ernster, als es jetzt wohl den Anschein hat. Nicht Ihr Buch war es, was mich aufbrachte – es war etwas anderes. Ich sehe so vieles, was im Leben geleistet werden kann, und ich leiste so wenig."
Er ging nach oben in sein Zimmer und war verwundert über sich selbst. Warum hatte er die beiden Frauen belogen, warum belog er sich selbst immer wieder?

Ja — belog er sich denn? Er mühte sich, die Frage zu beantworten, aber er vermochte es nicht. Es ging ihm wie einem, der im Dunkeln über einen Korridor tappt und an eine türlose Wand gerät. Das alte Verlangen, dem Leben zu entlaufen, sich körperlich zu erschöpfen, packte ihn wieder wie ein irrer Trieb.
Lange stand er in seinem Zimmer im Dunkeln. Die Kinder hörten auf zu weinen, und es wurde wieder still im Hause. Er hörte die ruhige Stimme seiner Frau; gleich darauf fiel die Hintertür mit einem Knall ins Schloß: Mary Cochran war gegangen.
Dann ging das häusliche Leben seinen Gang. Nichts geschah. Hugh aß stumm seine Mahlzeit und unternahm danach einen langen Spaziergang. Zwei Wochen lang kam Mary Cochran nicht ins Haus, dann traf er sie eines Tages in den Anlagen beim College. Sie hatte jetzt keinen Unterricht mehr bei ihm. „Bitte, meiden Sie unser Haus nicht, weil ich so grob war", sagte er. Das Mädchen wurde rot und antwortete nicht; aber als er nachmittags heimkam, war sie im Hofe am Hause und spielte mit den Kindern. Er begab sich sogleich auf sein Zimmer. Ein hartes Lächeln erschien einen Augenblick auf seinem Gesicht. „Sie ist ganz und gar nicht mehr wie ein junger Baum. Jetzt ist sie beinahe schon wie Winifred. Es ist fast, als gehörte sie hierher, als gehörte sie zu mir und meinem Leben", dachte er.

Mary Cochrans Besuche im Walkerschen Haushalt fanden ein höchst plötzliches Ende. Eines Abends, als Hugh in seinem Zimmer war, kam sie mit den beiden Jungen nach oben. Sie war zum Essen dageblieben und brachte nun die Jungen zu Bett. Das war ein Vorrecht, auf das sie Anspruch erhob, wenn sie zum Dinner blieb.
Hugh war sogleich nach dem Essen eiligst auf sein Zimmer gegangen. Er wußte, wo seine Frau war. Sie saß unten bei der Lampe und las in einem der Bücher von Robert Louis Stevenson.

Lange Zeit hörte Hugh die Stimmen seiner Kinder aus dem oberen Stockwerk. Dann trat das Ereignis ein.
Mary Cochran kam die Treppe herab, die an der Tür seines Zimmers vorüberführte. Sie blieb stehen, kehrte um und ging wieder nach oben, in das Zimmer der Kinder. Hugh stand auf und trat auf den Korridor hinaus. Sie war wieder zu den Kindern gegangen, weil sie plötzlich das heftige Verlangen spürte, Hughs Ältesten, der damals neun Jahre alt war, zu küssen. Sie betrat das Zimmer auf Zehenspitzen und betrachtete lange die beiden Jungen, die eingeschlafen waren und von ihrer Anwesenheit nichts merkten. Dann trat sie leise ans Bett und küßte den ältesten ganz sanft. Als sie das Zimmer verließ, stand Hugh draußen im Dunkeln und erwartete sie. Er faßte ihre Hand und führte sie die Stufen hinab in sein Zimmer.
Sie stand furchtbare Angst aus, und diese Angst erweckte in ihm ein seltsames Gefühl der Freude. „Jaja," sagte er, „Sie können noch nicht verstehen, was jetzt hier geschehen wird, aber der Tag wird kommen, wo Sie es verstehen. Ich werde Sie küssen, und dann werde ich Sie bitten, dies Haus zu verlassen und nie mehr wiederzukommen."
Er nahm sie fest in die Arme und küßte sie auf die Wangen und die Lippen. Als er sie dann zur Tür führte, konnte sie sich kaum aufrecht halten, so bebte sie vor Angst und neuem, nie gekanntem Verlangen. Mühsam tastete sie sich die Treppe hinab und ins Wohnzimmer. „Jetzt wird sie lügen", dachte er, und sogleich vernahm er ihre Stimme von unten her wie ein Echo seiner Gedanken. „Ich habe schreckliches Kopfweh. Ich muß schleunigst nach Hause", sagte ihre Stimme. Diese Stimme war dunkel und schwer. Das war nicht mehr die Stimme eines jungen Mädchens.
„Jetzt ist sie nicht mehr wie ein junger Baum", dachte er. Ein Gefühl des Stolzes und der Freude erfüllte ihn. Als er hörte, wie die Hintertür des Hauses sacht geschlossen wurde, tat sein

Herz einen Sprung. Seine Augen glänzten in einem seltsamen, flackernden Licht. „Auch sie wird eingekerkert werden, aber ich habe nichts damit zu schaffen. Sie wird mir niemals gehören. Meine Hände werden niemals einen Kerker für sie bauen", dachte er mit grimmiger Freude.

Aus dem Novellenband „Das Ei triumphiert",
übertragen von Karl Lerbs

Regina Ullmann / Winter

Im Winter ist ein Jubeln im Herzen jedesmal im Anbeginn. Gott hat uns eine neue Welt gegeben.
Beinah heilig geht man über den Schnee, schaut zu den Häusern empor, blinzelt in das dichte Schneegebüsch. Dies ist der Gott der Kindheit, der da zu uns herabsteigt. Er wird neu geboren auf der Welt: Man kniet an einem Feuer, man sitzt an einem Tische, vor einer offenen Schublade, in der Silberpapier und Bildchen zu hinterst liegen und nun aufwachen mit dieser Jahreszeit. Man folgt der Mutter in die Speisekammer, um Sultaninen und Mandeln geschenkt zu erhalten.
In einem regen sich die Marionetten, als wäre man ein offenes Theater. Ein König, erschlagen, erhebt sein Haupt wieder zu neuer Pracht und Tyrannei, der Hanswurst umarmt uns.
Wie einem Strohblümchen ordnen wir einem Puppenmädchen das Röckchen.
Wer das erste Lied singt ...
Wir getrauen es uns jedenfalls nicht. Das Weihnachtslied schlummert noch. Es ist die Orgel des Herzens, an der noch nicht der Engel Platz genommen hat.
Welche Frommheit in uns ist, werden wir wahrhaftig an Weihnachten gewahr.

Das ist eine eigne Reise, die da unter dem Schnee vor sich geht. Oder ist es der Schnee selber, der da Macht hat, alles zu sein: Trommel und Himmel, Herz aus Honigteig und zugleich Herz aller irdischen und himmlischen Freuden?
Kennst du den Stern aus lauter Silberfäden, mit dem Haupte des Engels oder des Nikolaus zusammengehalten? Wie er glitzert, beinah wehe tuend.
So zittert die Seele, von Gott in alle Höhe des Schneegestöbers gehalten. Sie singt, als wären ihre Fäden Saiten, sie sprüht, als wären sie Feuer. So lehrt uns der Himmel singen ...

Die Ballade vom Gerechten

Von Albrecht Schaeffer

Es las in jüdischen Schriften
Eli; geschrieben stand:
Auf zehen Gerechte setzte
Die Menschheit Gottes Hand.
Die geben der Wandlung immer
Vor ihm den innern Bestand.

Die zehn sind eine Säule,
Die hoch den Himmel erhält,
Und greifen mit kräftigen Händen
Ins gleitende Rad der Welt.
Wer aber von den zehnen
Erkannt wird, dieser fällt.

Er ist zur nämlichen Stunde
Ein Leichnam und erdekalt,
Wenn Einer mit Augen rührte

An seine innre Gestalt.
Denn wer in Gottes Geheimnis
Hineinhaucht, braucht Gewalt. —

Bei Nacht, bei der dämmrigen Lampe
Las Eli und hielt an.
Er sah in den goldenen Lichtkreis
Überm zinnernen Schnabel und sann.
Da kam ein Gesicht in den Goldhof
Von einem bärtigen Mann.

Als wie lebendig es schwebte
Und lächelte inneren Sinns.
Es schwebt', als ob es lebte
Und immer vollern Beginns,
Mit Bart und bräunlichen Wangen
Und Locken und sagte: Ich bins. —

Im goldnen Hofe der Flamme
Schwamm ruhig das Antlitz braun,
Mit ernsten heiligen Augen,
Männlich und engelhaft blau'n.
Es glänzt' und wurde dämmrig
Und war nicht mehr zu schaun.

Beklommen und fast verworren
Dacht Eli: Was wollte Der?
Ich glaube, es kam ein Lebendiger
Zu mir in der Lampe her. —
Er war aus Licht gebildet,
Die Augen von Licht ganz schwer.

Mordechaï war es, der Schreiner,
Und ist mir lange bekannt.

Ein guter Mann, ein gerechter,
Wenn Gott ihn innen so fand,
Wie wir ihn außen kannten.
Und kunstvoll ist seine Hand.

Ja sollte Gott wohl meinen,
Daß Der ein Gerechter wär?
Einer von den zehnen,
Von denen ich las die Mär,
Jedermann könnt es sein, jeder Nachbar,
Aber man weiß nicht wer?

Und was vor Gottes Auge
Ist wohl Gerechtigkeit?
Es hat wohl Dieser, wohl Jener
Ein reingewaschenes Kleid.
Und Dieser ist und Jener
Auch voll Barmherzigkeit.

Der pflegt die lieblichen Blumen,
Der erntet des goldnen Weins,
Der schreibt die heilige Thora,
Der hütet das Meine wie Seins,
Der schmiedet recht, der schreinert recht,
Aber doch fehlt ihm Eins.

Um das wir uns bemühen
Mit Lernen und Beten viel,
Mit Wohltat und Barmherzigkeit,
Mit Reuten und Jäten viel:
Ach, Gott ist voll Geheimnis,
Wir kommen nicht ans Ziel.



Alfred Kubin: Zeichnung
zu Hofmannsthals Erzählung „Marschall Bassompierre"

Nun bin ich grau geworden,
Nahm kaum des Lebens wahr,
Ich saß in mancher Schule
Und bot die Schale dar
Und schöpft' — und fiel nur Winter
In mein blühendes Haar.

Ich denk, ich horchte als Knabe
Einst auf zu der alten Legend;
Die las mein fröhlicher Vater,
Daß sie ins Herz mir fänd;
Und sie war süß und feurig,
Daß es noch heute mich brennt.

Er las von den zehen Gerechten.
Da dacht ich: ob Er einer ist?
Er war so milde und fröhlich
Mit einer feinen List.
Ich dachts und bin erschrocken:
Gott, weiß ich, daß er es ist?

Ich blickte ihm starr nach dem Auge
Und wartete schon, daß er starb.
Es wurden mir schon seine Wangen
Ganz gelb und leichenfarb.
Da warf ich mich an seine Brust,
Daß ich ihn wieder erwarb.

Er war gerecht vor Menschen,
Aber er lebte lang.
Doch mir blieb laut im Herzen
Der schöne Legenden=Klang.
Und ein Gerechter zu werden,
Träumt' ich den Lebens=Gang.

O Lächeln späten Alters,
Wenn man der Kindheit denkt!
O Streben eines Falters,
Von Hauch zu Hauch geschwenkt!
O Weisheit eines Psalters:
Der Mensch denkt und Gott lenkt.

So ist doch Frühling gewesen?
Was denk ich heute daran?
Er war mir wie das Antlitz
Von einem schönen Mann,
Der an der Tür vorbeiging
Und sah mich fremde an. —

Verwirrten Lächelns selber
Stand Rabbi Eli empor,
Schlug fröstelnd zu den Kaftan
Und riegelte auf das Tor:
Ein Regen-Schauer faßt' ihn
Und riß ihn fast hervor.

Wie wenn eine Zornhand faßte,
Wie Schwertes Klinge gezückt..
Er schloß die Pforte hastig
Und schlich zum Ofen gebückt,
Daß er sein Feuer schüre,
Und saß, an die Wärme gedrückt.

Und sah in die dunkelnde Stube
Voll riesiger Bücher-Reihn.
Sie standen wie aufrechte Särge
Oder wie Leichen-Stein'.
Und schaudernd blickt' er sich tiefer
In die Flamme hinein.

Und wieder kam das Antlitz,
Das er zuvor gewahrt,
Doch ferner und dämmerlicher,
Dunkel von Haar und Bart.
Und Rabbi Eli dachte:
Ist Der von der rechten Art?

Sein Gärtlein trägt Gemüse,
Wie es wohl Manchem trägt.
Ich sah auch Blumen-Akelei
Sehr schön vom Wind bewegt
Unter dem Werkstatt-Fenster,
Wo er hammert und hobelt und sägt.

Er macht recht schön die Schreine,
Ganz grade und fest aus Holz,
Stellt Säulen an die Seiten
Mit Häuptern rund und stolz.
Die Späne schienen am Boden
Wie Locken weißen Golds.

Als ich ihm zugesehen,
Wie er Hobel und Meißel braucht,
Da ward mir durch mein Innres
Ein geistiges Freuen gehaucht.
Er tat es so leicht und zierlich
Wie ein Schreiber die Feder braucht.

In seinen Schreinen häufen
Hausfrauen die Leinewand,
Die duftet stark und schimmert,
Ist weich wie Wange und Hand.
Sie wandert von Ahnin zu Enklin,
Hat immerdar Bestand.

In seinen Betten schlafen
Gerecht' und Ungerecht',
Schläft Greis und stirbt der Knabe,
Das Weib wird drin geschwächt,
Der Erbe drin geboren
Dem Meister und dem Knecht.

Auf seine Tische stützen
Die Esser schwer den Arm.
Sie haben sich warm gewerkelt
Und essen sich wieder warm.
Mann, Frau und Töchter und Söhne,
Ein glänzender Augen-Schwarm.

Das dient er mit dem Holze,
Das rein und richtig breit
Und richtig lang geschnitten ward
Und goldne Späne schneit.
O Gott, mit Hobel und Meißel,
Ist das Gerechtigkeit? —

Er schlug die Hände zusammen
Und bückte sich ächzend krumm. —
Einsam ging durch die Stube
Vernehmliches Fliegen-Gesumm. —
O Gott, wie kann das sein, Gott!
Der Schreiner bringt mich um!

Er würgt mich an der Kehle,
Er drückt mir zu die Brust!
Du sollst mir kein — Gerechter sein
Mit deiner vielen Lust!
Mit deinem Bart und deinem Mund,
Der nie zu erklären gewußt!

Du kannst den Sarg mir sägen,
Aber weiter kannst du nichts.
Da will ich drinnen liegen
Und warten des Gerichts,
Und wenn — Da schwoll die Flamme
Zur Flamme eines Gesichts.

Der Augen volle Bläue
Sah groß und unerstaunt.
Der Bart war dunkel wolkig,
Von Geistern wie durchraunt.
Der Mund war vorgeworfen
Wie des Cherubs, der posaunt.

Und dies war so gewaltig
Von lauter Menschlichkeit,
So Erd- und Himmel-haltig,
So fest und auch so weit,
Einfach und tausendfaltig:
Ganz voll Gerechtigkeit.

Da öffnet' innigen Schreies
Der Rabbi seinen Mund:
Du Satan! Herr, verzeih es!
Du Schreiner, du Mensch, du Hund:
Du bist es, und so sei es!
Ja, sei es und geh zu Grund!

Er schlug mit beiden Fäusten
Nach dem Flammen-Gesicht..
In die erloschene Stube
Blickte das Morgen-Licht.
Er seufzte und sprach: Das war ein Traum,
Und wirklich war das nicht.

Im Traum schlagen Söhne den Vater,
Und Kinder träumen von Mord . .
Er lächelt' und schlich zur Türe
Und schob den Riegel fort.
Ich will zum Schreiner gehen . .
Aber was will ich dort?

Er kann das Maß mir nehmen
Fürs dauerhafte Kleid.
Es erdenfest zu machen,
Ist seine Gerechtigkeit.
Er lächelte voll Tiefsinn:
Die Gottes ist ihm weit.

Da fehlen unsre Maße . .
Er dachte das und stand.
Und wenn die Maße fehlen,
Zu Tasten Gottes Hand,
So hab ich wohl den Schreiner
Von außen nur gekannt?

Die fichtenen Späne schienen
Mir ja von Gold zu sein,
Doch ist vielleicht der Schreiner
Nur wie ein Tannen=Schrein,
Doch unsichtbar ins Innre
Schuf Gott einen goldnen hinein?

O Herr, was bist du allzeit
Nur so geheimnisvoll?
O einmal wissen können,
Was all Dies will und soll,
Dies Außen und dies Innen,
O Wissen, wie mirs quoll:

Zu wissen Zeil' und Buchstab',
Schwarz deutlich Wort an Wort!
Und wo der Sinn nicht glatt ist,
Da hobelt und feilt man fort,
Und Schrein an Schrein und Truh an Truh
Glänzt voll und steht am Ort.

So klar als wie Kristalle,
So kräftig wie Metall
Sind deine Worte alle
Und haben Licht und Schall,
Sind hoch wie eine Halle
Und geben Widerhall! —

Und wie er so dahinfuhr,
Das Schreiner-Haus sich bot.
Im Haustor stand ein Knabe,
Dem waren die Augen rot.
Sprach Eli: Wo ist dein Vater?
Sprach der Knabe: Tot.

Aus Beethovens letzten Tagen

Bericht von Ferdinand Hiller (1827)

Durch ein geräumiges Vorzimmer, in welchem hohe Schränke dicke, zusammengeschnürte Massen von Musikalien trugen, kamen wir (wie pochte mir das Herz!) in Beethovens Wohnzimmer und waren nicht wenig erstaunt, den Meister dem Anscheine nach ganz behaglich am Fenster sitzend zu finden. Er trug einen langen, grauen, im Momente gänzlich geöffneten Schlafrock und hohe, bis an die Knie reichende Stiefel. Abgemagert von der bösen

Krankheit, erschien er mir, als er aufstand, von hoher Statur; er war nicht rasiert, sein volles, halb graues Haar fiel ungeordnet über die Schläfen. Der Ausdruck seiner Züge wurde sehr freundlich und hell, als er Hummels ansichtig wurde, und er schien sich außerordentlich mit ihm zu freuen. Die beiden Männer umarmten einander aufs herzlichste; Hummel stellte mich vor. Beethoven bezeigte sich durchaus gütig, und ich durfte mich ans Fenster ihm gegenüber setzen. — Es ist bekannt, daß die mündliche Unterhaltung mit Beethoven zum Teil schriftlich geführt wurde: er sprach, aber diejenigen, mit welchen er sprach, mußten ihre Fragen und Antworten aufschreiben. Zu diesem Ende lagen dicke Hefte gewöhnlichen Schreibpapiers in Quartformat und Bleistifte stets in seiner Nähe. Wie peinvoll mag es für den lebhaften, sogar leicht ungeduldigen Mann gewesen sein, jegliche Antwort abwarten zu müssen, in jeder Minute des Gesprächs eine Pause eintreten zu lassen, während welcher die Denktätigkeit gleichsam zum Stillstand verdammt war! Auch verfolgte er die Hand des Schreibenden mit begierigem Auge und übersah das Geschriebene mehr mit einem Blicke, als daß er es las. Der Lebhaftigkeit des Gespräches tat die fortwährende schriftliche Arbeit der Besuchenden natürlich großen Eintrag.
Ich darf es mir selbst kaum übelnehmen, wie sehr ich es auch beklage, alle Äußerungen Beethovens damals nicht ausführlicher niedergeschrieben zu haben, als es geschehen: ja, ich muß mich sogar freuen, daß der fünfzehnjährige Knabe, der zum ersten Male sich in einer großen Stadt befand, Ruhe genug behielt, um sich überhaupt Einzelheiten zu notieren. Für die vollkommenste Genauigkeit alles dessen jedoch, was ich wiederzugeben imstande bin, darf ich mit bestem Gewissen einstehen.
Das Gespräch drehte sich zu Anfang, wie üblich, um Haus und Hof, Reise und Aufenthalt, mein Verhältnis zu Hummel und was dergleichen mehr. Nach Goethes Befinden erkundigte sich Beethoven mit außerordentlicher Teilnahme, und wir durften

das Beste melden. Hatte mir doch noch vor wenigen Tagen der große Dichter einige freundliche, auf die Reise bezügliche Verse in mein Stammbuch geschrieben. Über sein Befinden klagte der arme Beethoven gar sehr. „Da liege ich nun schon vier Monat!" rief er aus; „man verliert zuletzt die Geduld!" Auch sonst schien vieles in Wien nicht nach seinem Sinn, und er äußerte sich in der schärfsten Weise über den „jetzigen Kunstgeschmack" und über den „hier alles verderbenden Dilettantismus". Auch die Regierung bis in die höchsten Regionen hinauf wurde nicht verschont. „Schreibe ein Heft Bußlieder und dediziere es der Kaiserin!" sagte er unmutig lachend zu Hummel, welcher aber von dem wohlgemeinten Rat keinen Gebrauch machte... Der Meister ließ weiterhin seinen wehmütig-leidenschaftlichen Ergießungen in zutraulichster Weise ihren Lauf. Sie betrafen zum Teil seinen Neffen, den er sehr liebte, der ihm bekanntlich vieles Ungemach bereitet und zu jener Zeit wegen einiger Lappalien (so schien es Beethoven wenigstens anzusehen) mit den Behörden in Verdrießlichkeiten geraten war. „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen!" rief er verdrießlich aus. Nach meinen Studien sich erkundigend und mich ermunternd, sagte er: „Man muß die Kunst immer fortpflanzen", und als ich von dem ausschließlichen Interesse sprach, welches damals die italienische Oper in Wien in Anspruch nahm, brach er in die denkwürdigen Worte aus: „Man sagt: vox populi, vox dei — ich habe nie daran geglaubt."

Am 13. März nahm mich Hummel zum zweiten Male mit zu Beethoven. Wir fanden seinen Zustand wesentlich verschlimmert. Er lag zu Bette, schien starke Schmerzen zu haben und stöhnte zuweilen tief auf; trotzdem sprach er viel und lebhaft. Nicht geheiratet zu haben, schien er sich jetzt sehr zu Herzen zu nehmen. Schon bei unserm ersten Besuche scherzte er mit Hummel hierüber, dessen Gattin er als junges, schönes Mädchen gekannt hatte. „Du," sagte er diesmal lächelnd zu ihm, „du bist ein glücklicher Mensch: du hast eine Frau, die pflegt dich, die ist verliebt in dich

— aber ich Armer!" — und er seufzte schwer. Auch bat er Hummel, ihm doch seine Frau zu bringen, die sich nicht hatte entschließen können, den Mann, den sie auf der Höhe seiner Kraft gekannt, so wiederzusehen. Man hatte ihm kurz vorher ein Bild des Hauses geschenkt, in welchem Haydn geboren worden; er hatte es in der Nähe des Bettes und zeigte es uns. „Es hat mir eine kindische Freude gemacht," sagte er, „die Wiege eines so großen Mannes!"...
Kurz nach unserm zweiten Besuche verbreitete sich in Wien die Nachricht, daß die Philharmonische Gesellschaft in London Beethoven hundert Pfund Sterling gesandt habe, um ihm sein Krankenlager zu erleichtern. Man fügte hinzu, daß diese Überraschung auf den großen armen Mann einen solchen Eindruck gemacht, daß er sich auch körperlich überaus erleichtert fühle. Als wir am 20. wieder an seinem Bette standen, ging zwar aus seinen Äußerungen hervor, wie sehr jene Aufmerksamkeit ihn erfreut; aber er war überaus schwach und sprach nur leise und in abgebrochenen Sätzen. „Ich werde wohl bald nach oben machen", flüsterte er nach unsrer Begrüßung. Ähnliche Ausrufungen kamen öfters wieder; dazwischen aber sprach er von Entwürfen und Hoffnungen, die sich freilich leider nicht realisieren sollten. Von dem edlen Gebaren der Philharmonischen Gesellschaft redend und die Engländer preisend, meinte er, sobald es besser mit ihm stehe, die Reise nach London anzutreten. „Ich will ihnen eine große Ouvertüre komponieren und eine große Symphonie." Und dann wollte er Frau Hummel auch besuchen (sie war mitgekommen) und sich, ich weiß nicht mehr wo überall, aufhalten. Ihm etwas aufzuschreiben, kam uns nicht in den Sinn. Sein Auge, welches das letztemal, als wir ihn gesehen, noch ziemlich lebendig gewesen, fiel heute zusammen, und es wurde ihm schwer, sich von Zeit zu Zeit aufzurichten. Man konnte sich keiner Täuschung mehr hingeben: das Schlimmste stand zu befürchten.
Trostlos aber war der Anblick des außerordentlichen Mannes, als wir ihn am 23. März wieder aufsuchten — es sollte das

letztemal sein. Matt und elend lag er da, zuweilen leise seufzend. Kein Wort mehr entfiel seinen Lippen, der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Als er zufällig sein Schnupftuch nicht gleich zur Hand hatte, nahm Hummels Gattin ihr feines Batistläppchen und trocknete ihm mehrmals das Antlitz damit. Nie werde ich den dankbaren Blick vergessen, mit welchem sein gebrochenes Auge dann zu ihr hinansah. — Während wir am 26. März im kunstliebenden Hause des Herrn von Liebenberg (der früher Schüler von Hummel gewesen) in heiterer Gesellschaft weilten, wurden wir zwischen fünf und sechs Uhr durch ein starkes Gewitter überrascht. Ein dickes Schneegestöber wurde von heftigen Donnerschlägen und den Saal durchleuchtenden Blitzen begleitet.

Wenige Stunden später kamen Gäste an mit der Nachricht, Ludwig van Beethoven sei nicht mehr — er war um fünfdreiviertel Uhr verschieden.

Aus „Ludwig van Beethoven, Berichte der Zeitgenossen, Briefe und persönliche Aufzeichnungen", herausgegeben von Albert Leitzmann

Stefan Zweig / Die unsichtbare Sammlung

Eine Episode aus der deutschen Inflation

Zwei Stationen hinter Dresden stieg ein älterer Herr in unser Coupé, grüßte höflich und nickte mir dann, aufblickend, noch einmal besonders, wie einem Bekannten, zu. Ich vermochte mich im ersten Augenblick seiner nicht zu entsinnen, kaum er aber dann mit einem leichten Lächeln seinen Namen nannte, erinnerte ich mich sofort: es war einer der angesehensten Kunstantiquare Berlins, bei dem ich in Friedenszeit öfter alte Bücher und Autographen besehen und gekauft. Wir plauderten zunächst von gleichgültigen Dingen. Und plötzlich sagte er unvermittelt:

„Ich muß Ihnen doch erzählen, woher ich gerade komme. Denn diese Episode ist so ziemlich das Sonderbarste, was mir altem Kunstkrämer in den siebenunddreißig Jahren meiner Tätigkeit begegnet ist. Sie wissen wahrscheinlich selbst, wie es im Kunsthandel jetzt zugeht, seit sich der Wert des Geldes wie Gas verflüchtigt: die neuen Reichen haben plötzlich ihr Herz entdeckt für gotische Madonnen und Inkunabeln und alte Stiche und Bilder; man kann ihnen gar nicht genug herzaubern, ja muß sich sogar wehren, daß einem nicht Haus und Stube ganz kahl ausgeräumt werden. Am liebsten kauften sie einem noch den Manschettenknopf vom Ärmel weg und die Lampe vom Schreibtisch. Da wird es nun eine immer härtere Not, immer wieder Ware herbeizuschaffen — verzeihen Sie, daß ich für diese Dinge, die unsereinem sonst etwas Ehrfürchtiges bedeuteten, plötzlich Ware sage — aber diese üble Rasse hat einen ja selbst daran gewöhnt, einen wunderbaren Venezianer Wiegendruck nur als Überzug von soundso vielen Dollars zu betrachten und eine Handzeichnung des Guercino als Seelenwanderung von ein paar Tausendfrankscheinen. Gegen die penetrante Eindringlichkeit dieser plötzlich Kaufwütigen hilft kein Widerstand. Und so war ich über Nacht wieder einmal ganz ausgepowert und hätte am liebsten die Rollladen heruntergelassen, so schämte ich mich, in unserem alten Geschäft, das schon mein Vater vom Großvater übernommen, nur mehr erbärmlichen Schund herumkümmeln zu sehen, den früher kein Straßentrödler im Norden sich auf den Karren gelegt hätte.

In dieser Verlegenheit kam ich auf den Gedanken, unsere alten Geschäftsbücher durchzusehen, um alte Kunden herauszustöbern, denen ich vielleicht ein paar Dubletten zurückluchsen könnte. Eine solche alte Kundenliste ist immer eine Art Leichenfeld, besonders in jetziger Zeit, und sie lehrte mich eigentlich nicht viel: die meisten unserer früheren Käufer hatten längst ihren Besitz in Auktionen abgeben müssen oder waren gestorben, und von den wenigen

Aufrechten war nichts zu erhoffen. Aber da stieß ich plötzlich auf ein ganzes Bündel Briefe von unserm vielleicht ältesten Kunden, der mir nur darum aus dem Gedächtnis gekommen war, weil er seit Anbruch des Weltkrieges, seit 1914, sich nie mehr mit irgendeiner Bestellung oder Anfrage an uns gewandt hatte. Die Korrespondenz reichte — es ist sonderbar — auf beinahe sechzig Jahre zurück, er hatte schon von meinem Vater und Großvater gekauft, dennoch konnte ich mich nicht entsinnen, daß er in den siebenunddreißig Jahren meiner persönlichen Tätigkeit jemals unser Geschäft betreten hätte. Und alles deutete darauf hin, daß er ein sonderbarer, altväterischer, skurriler Mensch gewesen sein mußte, einer jener verschollenen Menzel- oder Spitzweg-Deutschen, wie sie sich noch knapp bis in unsere Zeit hinein in kleinen Provinzstädten als seltene Unika hie und da erhalten haben. Seine Schriftstücke waren Kalligraphika, säuberlich geschrieben, die Beträge mit dem Lineal und roter Tinte unterstrichen, außerdem wiederholte er immer zweimal die Ziffer, um ja keinen Irrtum zu erwecken: dies, sowie die ausschließliche Verwendung von abgelösten Respektblättern und Sparkuverts deuteten auf die Kleinlichkeit und fanatische Sparwut eines rettungslosen Provinzlers. Unterzeichnet waren die sonderbaren Dokumente außer mit seinem Namen immer noch mit dem umständlichen Titel: Forst- und Ökonomierat a. D., Leutnant a. D., Besitzer des Eisernen Kreuzes erster Klasse. Als Veteran aus dem siebziger Jahr mußte er also, wenn er noch lebte, zumindest seine guten achtzig Jahre auf dem Rücken haben. Aber dieser skurrile, lächerliche Sparmensch zeigte als Sammler alter Graphiken eine ganz ungewöhnliche Klugheit, Kenntnis und höchsten Geschmack: wie ich mir so langsam seine Bestellungen aus beinahe sechzig Jahren zusammenlegte, deren erste noch auf Silbergroschen lautete, wurde ich gewahr, daß dieser kleine Provinzmann sich in den Zeiten, wo man für einen Taler noch ein Schock schönster deutscher Holzschnitte kaufen konnte, ganz im stillen eine Kupferstichsammlung zusammen-

getragen haben mußte, die wohl neben den lärmend genannten der neuen Reichen in höchsten Ehren bestehen konnte. Denn schon was er bei uns allein in kleinen Mark- und Pfennigbeträgen im Laufe eines halben Jahrhunderts erstanden hatte, stellte einen heute erstaunlichen Wert dar, und außerdem ließ sichs erwarten, daß er auch bei Auktionen und anderen Händlern nicht minder wohlfeil gescheffelt haben mußte. Seit 1914 war keine Bestellung mehr von ihm gekommen, aber anderseits ich doch zu vertraut mit allen Vorgängen im Kunsthandel, als daß mir die Versteigerung oder der geschlossene Verkauf eines solchen Stapels hätte entgehen können: so mußte dieser sonderbare Mann wohl noch am Leben oder die Sammlung in den Händen seiner Erben sein.

Die Sache interessierte mich, und ich fuhr sofort am nächsten Tage, also gestern abend, direkt darauflos, geradewegs in eine der unmöglichsten sächsischen Provinzstädte, die es in Sachsen gibt, und wie ich so vom kleinen Bahnhof durch die Hauptstraße schlenderte, schien es mir fast unmöglich, daß da inmitten dieser banalen Kitschhäuser mit ihrem Kleinbürgerplunder, in irgendeiner dieser Stuben ein Mensch wohnen sollte, der die herrlichsten Blätter Rembrandts neben Stichen Dürers, Mantegnas in tadelloser Vollständigkeit besitzen könnte. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich aber beim Postamt auf die Frage, ob hier ein Forst- oder Ökonomierat dieses Namens wohne, daß tatsächlich der alte Herr noch lebe, und machte mich — offen gestanden, nicht ohne heftiges Herzklopfen — noch vor Mittag auf den Weg zu ihm.

Ich hatte keine Mühe, seine Wohnung zu finden, sie war im zweiten Stock eines jener sparsamen Provinzhäuser, die irgendein spekulativer Maurerarchitekt in den sechziger Jahren hastig aufgekellert haben mochte. Den ersten Stock bewohnte ein biederer Schneidermeister, links glänzte im zweiten Stock das Schild des Postverwalters, rechts ein weißes Porzellantäfelchen mit dem Namen des Forst- und Ökonomierates. Auf mein zaghaftes Läuten tat sofort eine ganz alte, weißhaarige Frau mit sauberem schwarzen

Häubchen auf. Ich überreichte ihr meine Karte und frug, ob Herr Forstrat zu sprechen sei. Erstaunt und mit einem gewissen Mißtrauen sah sie zuerst mich und dann die Karte an: in diesem weltverlorenen Städtchen, in diesem altväterischen Haus schien ein Besuch von außen her irgendein Ereignis zu sein. Aber sie ließ mich freundlich warten, nahm die Karte, ging hinein ins Zimmer, ich hörte zuerst leise flüstern und dann plötzlich eine laute, polternde Männerstimme: ‚Ah, der Herr R... von Berlin, von dem großen Antiquariat... soll nur kommen, soll nur kommen... freue mich sehr!' Und schon trippelte das alte Mütterchen wieder heran und bat mich in die gute Stube.

Ich legte ab und trat ein. In der Mitte des bescheidenen Zimmers stand hochaufgerichtet ein alter, aber noch markiger Mann mit buschigem Schnurrbart in verschnürtem, halb militärischem Hausrock und hielt mir beide Hände herzlich entgegen. Doch dieser offenen Geste unverkennbar freudiger und spontaner Begrüßung widersprach eine merkwürdige Starre in seinem Dastehen. Er kam mir nicht einen Schritt entgegen, und ich mußte — ein wenig befremdet — bis an ihn heran, um seine Hand zu fassen. Und wie ich sie fassen wollte, merkte ich an der wagerecht unbeweglichen Haltung dieser Hände, daß sie die meinen nicht suchten, sondern erwarteten. Und im nächsten Augenblick wußte ich alles: dieser alte Mann war blind.

Schon von Kindheit an, immer war mirs unbehaglich, einem Blinden gegenüberzustehen, niemals konnte ich mich einer gewissen Scham und Verlegenheit erwehren, einen Menschen ganz als lebendig zu fühlen und gleichzeitig zu wissen, daß er mich nicht fühlte so wie ich ihn. Und auch jetzt hatte ich ein erstes Erschrecken zu überkämpfen, als ich diese toten, starr ins Leere hineingestellten Augen unter den aufgesträubten weißbuschigen Brauen sah. Aber der Blinde ließ mir nicht lange Zeit zu solcher Befremdung, denn kaum daß meine Hand die seine berührte, so schüttelte er sie auf das kräftigste und erneute den Gruß mit

stürmischer, behaglich-polternder Art: ‚Ein seltener Besuch,' lachte er breit mir entgegen, ‚wirklich ein Wunder, daß sich einmal einer der Berliner großen Herren in unser Nest her verirrt ... Aber da heißt es vorsichtig sein, wenn sich einer der Herren Händler auf die Bahn setzt ... Bei uns zu Hause sagt man immer: Tore und Taschen zu, wenn die Zigeuner kommen ... Ja, ich kann mirs schon denken, warum Sie mich aufsuchen ... Die Geschäfte gehen jetzt schlecht in unserem armen, heruntergekommenen Deutschland, es gibt keine Käufer mehr, und da besinnen sich die großen Herren wieder einmal auf ihre alten Kunden und suchen die Schäflein auf ... Aber bei mir, fürchte ich, werden Sie kein Glück haben, wir armen, alten Pensionisten sind froh, wenn wir unser Stück Brot bei Tische haben. Wir können nicht mehr mittun bei den irrsinnigen Preisen, die ihr jetzt macht ... unsereins ist ausgeschaltet für immer.'

Ich berichtigte sofort, er habe mich mißverstanden, ich sei nicht gekommen, ihm etwas zu verkaufen, ich sei nur gerade hier in der Nähe gewesen und hätte die Gelegenheit nicht versäumen wollen, bei ihm als vieljährigem Kunden unseres Hauses und einem der größten Sammler Deutschlands meine Aufwartung zu machen. Kaum hatte ich das Wort ‚einer der größten Sammler Deutschlands' ausgesprochen, so ging eine seltsame Verwandlung im Gesichte des alten Mannes vor. Noch immer stand er aufrecht und starr inmitten des Zimmers, aber jetzt kam ein Ausdruck plötzlicher Helligkeit und innersten Stolzes in seine Haltung, und er wandte sich in die Richtung, wo er seine Frau vermutete, als wollte er sagen: ‚Hörst du?' Und voll Freudigkeit in der Stimme, ohne eine Spur jenes militärisch barschen Tones, in dem er sich noch eben gefallen, sondern weich, geradezu zärtlich, wandte er sich mir zu:

‚Das ist wirklich sehr, sehr schön von Ihnen ... Aber Sie sollen auch nicht umsonst gekommen sein. Sie sollen etwas sehen, was Sie nicht jeden Tag zu sehen bekommen, selbst nicht in Ihrem



Bettina
Zeichnung von Ludwig Grimm

protzigen Berlin ... ein paar Stücke, wie sie nicht schöner in der ‚Albertina' und in dem gottverfluchten Paris zu finden sind ... Ja, wenn man sechzig Jahre sammelt, da kommen wohl allerhand Dinge zustande, die sonst nicht gerade auf der Straße liegen. Luise, gib mir mal den Schlüssel zum Schrank!'

Und jetzt geschah etwas Unerwartetes. Das alte Mütterchen, das neben ihm stand und höflich, mit einer lächelnden, leise lauschenden Freundlichkeit an unserem Gespräch teilgenommen, hob plötzlich zu mir bittend beide Hände auf, und gleichzeitig machte sie mit dem Kopfe eine heftig verneinende Bewegung, ein Zeichen, das ich vorerst nicht verstand. Dann erst ging sie auf ihren Mann zu und legte ihm leicht beide Hände auf die Schulter: ‚Aber Herwarth,' mahnte sie, ‚du fragst ja den Herrn gar nicht, ob er jetzt Zeit hat, die Sammlung zu besehen, es geht doch schon auf Mittag. Und nach Tisch mußt du eine Stunde ruhen, das hat der Arzt ausdrücklich verlangt. Ist es nicht besser, du zeigst dem Herrn alle die Sachen nach Tisch, und wir trinken dann gemeinsam Kaffee? Dann ist auch Annemarie hier, die ja alles viel besser versteht und dir helfen kann!'

Und nochmals, kaum daß sie die Worte ausgesprochen hatte, wiederholte sie gleichsam über den Ahnungslosen hinweg jene bittend eindringliche Gebärde, die ich nun verstand. Ich wußte, daß sie wünschte, ich solle eine sofortige Besichtigung ablehnen, und erfand schnell eine Verabredung zu Tisch. Es wäre mir ein Vergnügen und eine Ehre, seine Sammlung besehen zu dürfen, aber dies sei mir kaum vor drei Uhr möglich, dann würde ich mich gern einfinden.

Ärgerlich wie ein Kind, dem man sein liebstes Spielzeug genommen, wandte sich der alte Mann herum. ‚Natürlich,' brummte er, ‚die Herren Berliner, die haben niemals Zeit. Aber diesmal werden Sie sich schon Zeit nehmen müssen, denn das sind nicht drei oder fünf Stücke, das sind siebenundzwanzig Mappen, jede für einen Künstler, und keine davon halb leer. Also

um drei Uhr; aber pünktlich sein, wir werden sonst nicht fertig.'
Wieder streckte er mir ins Leere die Hand entgegen. ,Passen Sie auf, Sie dürften sich freuen — oder ärgern. Und je mehr Sie sich ärgern, um so mehr freue ich mich. So sind wir Sammler ja schon: alles für sich und nichts für die andern!' Und nochmals schüttelte er mir kräftig die Hand.
Das alte Frauchen begleitete mich zur Tür. Ich hatte ihr schon die ganze Zeit eine gewisse Unbehaglichkeit angemerkt, einen Ausdruck verlegener Ängstlichkeit. Und plötzlich, schon knapp an dem Ausgang stotterte sie mit einer ganz niedergedrückten Stimme: ,Dürfte Sie ... dürfte Sie ... meine Tochter Annemarie abholen, ehe Sie zu uns kommen? ... Es ist besser aus ... in mehrerer Hinsicht ... Sie speisen doch wohl im Hotel?'
,Gewiß, ich werde mich freuen, und es wird mir ein Vergnügen sein', sagte ich.
Und tatsächlich, eine Stunde später, als ich in der kleinen Gaststube des Hotels am Marktplatz die Mittagsmahlzeit gerade beendet hatte, trat ein ältliches Mädchen, einfach gekleidet, mit suchendem Blick herein. Ich ging auf sie zu, stellte mich vor und erklärte mich bereit, gleich mitzugehen, um die Sammlung zu besehen. Aber mit einem plötzlichen Erröten und der gleichen wirren Verlegenheit, die ihre Mutter gezeigt hatte, bat sie mich, ob sie nicht zuvor noch einige Worte mit mir sprechen könnte. Und ich sah sofort, es wurde ihr schwer. Immer, wenn sie sich einen Ruck geben wollte und zu sprechen versuchte, stieg diese unruhige, diese flatternde Röte ihr bis zur Stirn empor, und die Hand verbastelte sich im Kleid. Endlich begann sie, stockend und immer wieder von neuem verwirrt:
,Meine Mutter hat mich zu Ihnen geschickt ... Sie hat mir alles erzählt, und ... wir haben eine große Bitte an Sie ... Wir möchten Sie nämlich informieren, ehe Sie zu Vater kommen ... Vater wird Ihnen natürlich seine Sammlung zeigen wollen, und

die Sammlung ... die Sammlung ... ist nicht mehr ganz vollständig ... es fehlen eine Reihe Stücke daraus ... sogar ziemlich viele ...'

Wieder mußte sie Atem holen, dann sah sie mich plötzlich an und sagte hastig:

,Ich muß ganz aufrichtig zu Ihnen reden ... Sie kennen die Zeit, Sie werden alles verstehen ... Vater ist nach dem Ausbruch des Krieges vollkommen erblindet. Schon vorher war seine Sehkraft öfter gestört, und die Aufregung hat ihn dann gänzlich des Lichtes beraubt – er wollte nämlich durchaus trotz seiner sechsundsiebzig Jahre noch nach Frankreich mit, und als die Armee nicht wie 1870 gleich vorwärtskam, da hat er sich entsetzlich aufgeregt, und da ging es furchtbar rasch abwärts mit der Sehkraft. Sonst ist er noch vollkommen rüstig, er konnte bislang stundenlang gehen, ja sogar auf seine geliebte Jagd. Jetzt ist es aber mit seinen Spaziergängen zu Ende, und da blieb als einzige Freude ihm die Sammlung, und die sieht er jeden Tag sich an ... das heißt, er sieht sie ja nicht, er sieht ja nichts mehr, aber er holt sich doch jeden Nachmittag alle Mappen hervor, um wenigstens die Stücke anzutasten, eins nach dem andern, in der immer gleichen Reihenfolge, die er seit Jahrzehnten doch auswendig kennt ... Nichts anderes interessiert ihn heute mehr, und ich muß ihm immer aus der Zeitung vorlesen von allen Versteigerungen, und je höhere Preise er hört, desto glücklicher ist er ... denn ... das ist ja das Furchtbare, Vater versteht nichts mehr von den Preisen und von der Zeit ... er weiß nicht, daß wir alles verloren haben und daß man von seiner Pension nicht mehr zwei Tage im Monat leben kann ... dazu kam noch, daß der Mann meiner Schwester gefallen ist und sie mit vier kleinen Kindern zurückblieb ... Aber Vater weiß nichts von allen unseren materiellen Schwierigkeiten. Zuerst haben wir gespart, noch mehr gespart als früher, aber das half nichts. Dann begannen wir zu verkaufen – wir rührten natürlich nicht an seine geliebte Sammlung ... Man verkaufte das

bißchen Schmuck, das man hatte, doch mein Gott, was war das, hatte doch Vater seit sechzig Jahren jeden Pfennig, den er erübrigen konnte, einzig für seine Blätter ausgegeben. Und eines Tages war nichts mehr da ... wir wußten nicht weiter ... und da ... da ... haben Mutter und ich ein Stück verkauft. Vater hätte es nie erlaubt, er weiß ja nicht, wie schlecht es geht, er ahnt nicht, wie schwer es ist, im Schleichhandel das bißchen Nahrung aufzutreiben, er weiß auch nicht, daß wir den Krieg verloren haben, und daß Elsaß und Lothringen abgetreten sind, wir lesen ihm aus der Zeitung alle diese Dinge nicht mehr vor, damit er sich nicht erregt.
Es war ein sehr kostbares Stück, das wir verkauften, eine Rembrandt-Radierung. Der Händler bot uns viele, viele tausend Mark dafür, und wir hofften, damit auf Jahre versorgt zu sein. Aber Sie wissen ja, wie das Geld einschmilzt ... Wir hatten den ganzen Rest in die Bank gelegt, doch nach zwei Monaten war alles weg, so mußten wir noch ein Stück verkaufen und noch eines, und der Händler sandte das Geld immer so spät, bis es schon entwertet war. Dann versuchten wir es bei Auktionen, und auch da betrog man uns trotz der Millionenpreise ... Bis die Millionen zu uns kamen, waren sie immer schon wertloses Papier. So ist allmählich das Beste seiner Sammlung bis auf ein paar gute Stücke weggewandert, nur um das nackte, kärglichste Leben zu fristen, und Vater ahnt nichts davon.
Deshalb erschrak auch meine Mutter so, als Sie heute kamen ... denn wenn er Ihnen die Mappen aufmacht, so ist alles verraten ... wir haben ihm nämlich in die alten Passepartouts, deren jedes er beim Anfühlen kennt, Nachdrucke oder ähnliche Blätter statt der verkauften eingelegt, so daß er nichts merkt, wenn er sie antastet. Und wenn er sie nur antasten und nachzählen kann (er hat die Reihenfolge genau in Erinnerung), so hat er genau dieselbe Freude, als wenn er sie früher mit seinen offenen Augen sah. Sonst ist ja niemand in diesem kleinen Städtchen, den Vater je für

würdig gehalten hätte, ihm seine Schätze zu zeigen ... und er liebt jedes einzelne Blatt mit einer so fanatischen Liebe, ich glaube, das Herz würde ihm brechen, wenn er ahnte, daß alles das unter seinen Händen längst weggewandert ist. Sie sind der erste in all diesen Jahren, seit der frühere Vorstand des Dresdner Kupferstichkabinetts tot ist, dem er seine Mappen zu zeigen meint. Darum bitte ich Sie ...'
Und plötzlich hob das alternde Mädchen die Hände auf, und ihre Augen schimmerten feucht.
,... bitten wir Sie ... machen Sie ihn nicht unglücklich ... nicht uns unglücklich ... zerstören Sie ihm nicht diese letzte Illusion, helfen Sie uns, ihm glauben zu machen, daß alle diese Blätter, die er Ihnen beschreiben wird, noch vorhanden sind ... er würde es nicht überleben, wenn er es nur mutmaßte. Vielleicht haben wir ein Unrecht an ihm getan, aber wir konnten nicht anders: man mußte ja leben ... und Menschenleben, vier verwaiste Kinder, wie die meiner Schwester, sind doch wichtiger als bedruckte Blätter ... Bis zum heutigen Tage haben wir ihm ja auch keine Freude genommen damit; er ist glücklich, jeden Nachmittag drei Stunden seine Mappen durchblättern zu dürfen, mit jedem Stück wie mit einem Menschen zu sprechen. Und heute ... heute wäre vielleicht sein glücklichster Tag, wartet er doch seit Jahren darauf, einmal einem Kenner seine Lieblinge zeigen zu dürfen, bitte ..., ich bitte Sie mit aufgehobenen Händen, zerstören Sie ihm diese Freude nicht!'
Das war alles so erschütternd gesagt, wie es mein Nacherzählen natürlich nicht ausdrücken kann. Mein Gott, als Händler hat man ja viele dieser niederträchtig ausgeplünderten, von der Inflation hundsföttisch betrogenen Menschen gesehen, denen kostbarster, jahrhundertealter Familienbesitz um ein Butterbrot weggegaunert worden war — aber hier schuf das Schicksal ein Besonderes, das mich besonders ergriff. Selbstverständlich versprach ich ihr, zu schweigen und mein Bestes zu tun.

Wir gingen nun zusammen hin — unterwegs erfuhr ich noch voll Erbitterung, mit welchen Kinkerlitzchen von Beträgen man diese armen, unwissenden Frauen betrogen hatte, aber das festigte nur meinen Entschluß, ihnen bis zum letzten zu helfen. Wir gingen die Treppe hinauf, und kaum daß wir die Türe aufklinkten, hörten wir von der Stube drinnen schon die freudig-polternde Stimme des alten Mannes: ‚Herein! herein!' Mit der Feinhörigkeit des Blinden mußte er schon von der Treppe unsere Schritte vernommen haben.

‚Herwarth hat heute gar nicht schlafen können vor Ungeduld, Ihnen seine Schätze zu zeigen', sagte lächelnd das alte Mütterchen. Ein einziger Blick ihrer Tochter hatte sie bereits über mein Einverständnis beruhigt. Auf dem Tische lagen ausgebreitet und wartend die ganzen Stöße der Mappen, und kaum daß der Blinde meine Hand fühlte, faßte er schon ohne weitere Begrüßung meinen Arm und drückte mich auf den Sessel.

‚So, und jetzt wollen wir gleich anfangen — es ist viel zu sehen, und die Herren von Berlin haben ja niemals Zeit. Diese erste Mappe da ist Meister Dürer und, wie Sie sich überzeugen werden, ziemlich komplett — dabei ein Exemplar schöner als das andere. Na, Sie werden ja selber urteilen, da sehen Sie einmal!' — er schlug das erste Blatt der Mappe auf — ‚das große Pferd'.

Und nun entnahm er mit jener zärtlichen Vorsichtigkeit, wie man sonst etwas Zerbrechliches berührt, mit ganz vorsichtig anfassenden schonenden Fingerspitzen der Mappe ein Passepartout, in dem ein — ganz leeres vergilbtes Papierblatt eingerahmt lag, und hielt den wertlosen Wisch begeistert vor sich hin. Er sah es an, minutenlang, ohne doch wirklich zu sehen, aber er hielt ekstatisch das leere Blatt mit ausgespreizter Hand in Augenhöhe, sein ganzes Gesicht drückte magisch die angespannte Geste eines Schauenden aus. Und in seine Augen, die starren, mit ihren toten Sternen, kam mit einem Mal — schuf dies der Reflex des Papieres oder ein Glanz von innen her? — eine spiegelnde Helligkeit, ein wissendes Licht.

‚Nun,' sagte er stolz, ‚haben Sie schon jemals einen schöneren Abzug gesehen? Wie scharf, wie klar da jedes Detail herauswächst – ich habe das Blatt verglichen mit dem Dresdner Exemplar, aber das wirkt ganz flau und dumpf dagegen. Und dazu das Pedigree! Da' – und er wandte das Blatt um und zeigte mit dem Fingernagel auf der Rückseite haargenau auf einzelne Stellen des leeren Blattes, so daß ich unwillkürlich hinsah, ob die Zeichen nicht doch noch dort waren – ‚da haben Sie den Stempel der Sammlung Nagler, dann hier den von Remy und Esdaile; die haben auch nicht geahnt, diese illustren Vorbesitzer, daß ihr Blatt einmal hierher in die kleine Stube käme.'
Mir lief es ganz kalt über den Rücken, als der Ahnungslose ein vollkommen leeres Blatt so begeistert rühmte, und es war gespenstisch mitanzusehen, wie er mit dem Fingernagel bis zum Millimeter genau auf alle die nur in seiner Phantasie noch vorhandenen unsichtbaren Sammlerzeichen hindeutete. Mir war die Kehle vor Grauen zugeschnürt, ich wußte nichts zu antworten; aber wie ich verwirrt zu den beiden aufsah, begegnete ich wieder den flehentlich aufgehobenen Händen der zitternden und aufgeregten alten Frau. Da faßte ich mich und begann mit meiner Rolle.
‚Unerhört!' stammelte ich endlich heraus. ‚Ein herrlicher Abzug.'
Und sofort erstrahlte sein ganzes Gesicht von Stolz. ‚Das ist aber noch nichts,' triumphierte er, ‚da müßten Sie erst die ‚Melancholia' sehen oder da die ‚Passion', ein illuminiertes Exemplar, wie es kaum ein zweites Mal vorkommt in gleicher Qualität. Da sehen Sie nur' – und wieder strichen zärtlich seine Finger über eine imaginäre Darstellung hin – ‚diese Frische, dieser körnige, warme Ton. Da würde Berlin kopfstehen mit allen seinen Herren Händlern und Museumsdoktoren.'
Und so ging dieser rauschende, redende Triumph weiter, zwei ganze geschlagene Stunden lang. Nein, ich kann es Ihnen nicht schildern, wie gespenstig das war, mit ihm diese hundert oder zweihundert leeren Papierfetzen oder schäbigen Reproduktionen

anzusehen, die aber der Erinnerung dieses tragisch Ahnungslosen so unerhört wirklich waren, daß er ohne Irrtum in fehlloser Aufeinanderfolge jedes einzelne mit den präzisesten Details rühmte und beschrieb: die unsichtbare Sammlung, die längst in alle Winde zerstreut sein mußte, war für diesen Blinden, für diesen so rührend betrogenen Menschen, noch unverstellt da, und die Leidenschaft seiner Vision so überwältigend, daß beinahe auch ich schon an sie zu glauben begann. Nur einmal unterbrach schreckhaft die Gefahr eines Erwachens die somnambule Sicherheit seiner schauenden Begeisterung: er hatte bei der Rembrandtschen ‚Antiope' (einem Probeabzug, der tatsächlich einen unermeßlichen Wert gehabt haben mußte) wieder die Schärfe des Druckes gerühmt, und dabei war sein nervös hellsichtiger Finger, liebevoll nachzeichnend, die Linie des Eindruckes nachgefahren, ohne daß aber die geschärften Tastnerven jene Vertiefung auf dem ganz andern Blatte fanden. Da ging es plötzlich wie ein Schatten über seine Stirne hin, die Stimme verwirrte sich. ‚Das ist doch ... das ist doch die Antiope?' murmelte er, ein wenig verlegen, worauf ich sofort einsetzte, ihm eilig das gerahmte Blatt aus den Händen nahm und die auch mir gewärtige Radierung in allen möglichen Einzelheiten begeistert beschrieb. Da entspannte sich das verlegen gewordene Gesicht des Blinden wieder. Und je mehr ich rühmte, desto mehr blühte in diesem knorrigen, vermorschten Manne eine joviale Herzlichkeit, eine bieder-heitere Innigkeit auf. ‚Da ist einmal einer, der etwas versteht', jubelte er, triumphierend zu den Seinen hingewandt. ‚Endlich, endlich einmal einer, von dem ihr auch hört, was diese meine Blätter wert sind. Da habt ihr mich immer mißtrauisch gescholten, weil ich alles Geld in meine Sammlung getan: es ist ja wahr, in sechzig Jahren kein Bier, kein Wein, kein Tabak, keine Reise, kein Theater, kein Buch, nur immer gespart und gespart für diese Blätter. Aber ihr werdet einmal sehen, wenn ich nicht mehr da bin — dann seid ihr reich, reicher als alle in der Stadt, und so reich wie die Reichsten in

Dresden, dann werdet ihr meiner Narrheit noch einmal froh sein. Aber solange ich lebe, kommt kein einziges Blatt aus dem Haus — erst müssen sie mich heraustragen, dann erst meine Sammlung.'
Und dabei strich zärtlich, wie über etwas Lebendiges, seine Hand über die längst ausgeleerten Mappen — es war grauenhaft und doch gleichzeitig rührend für mich, denn in all diesen Jahren des Krieges hatte ich nicht einen so vollkommenen, so reinen Ausdruck von Seligkeit auf einem deutschen Gesichte gesehen. Und neben ihm standen die Frauen, geheimnisvoll ähnlich den weiblichen Gestalten auf jener Radierung des deutschen Meisters, die gekommen, um das Grab ihres Heilands zu besuchen, vor dem erbrochenen, leeren Gewölbe mit einem Ausdruck fürchtigen Schreckens und gleichzeitig gläubiger, wunderfreudiger Ekstase stehen. Wie dort auf jenem Bilde die Jüngerinnen von der himmlischen Ahnung des Heilands, so waren diese beiden alternden, zermürbten, armseligen Kleinbürgerinnen angestrahlt von der kindlich seligen Freude des Greises, halb in Lachen, halb in Tränen, ein Anblick, wie ich ihn nie ähnlich erschütternd erlebt. Aber der alte Mann konnte nicht satt werden an meinem Lob, immer wieder häufte und wendete er die Mappen, durstig jedes Wort eintrinkend: so war es für mich eine Erholung, als endlich die lügnerischen Mappen zur Seite geschoben wurden und er widerstrebend den Tisch freigeben mußte für den Kaffee. Aber was war dies mein schuldbewußtes Aufatmen gegen die aufgeschwellte, tumultuöse Freudigkeit, gegen den Übermut des wie um dreißig Jahre verjüngten Mannes! Er erzählte tausend Anekdoten von seinen Käufen und Fischzügen, tappte, jede Hilfe abweisend, immer wieder auf, um noch und noch ein Blatt heranzuholen: wie von Wein war er übermütig und trunken. Als ich aber endlich sagte, ich müßte Abschied nehmen, erschrak er geradezu, tat verdrossen wie ein eigensinniges Kind und stampfte trotzig mit dem Fuße auf, das ginge nicht an, ich hätte kaum die Hälfte gesehen. Und die Frauen hatten

harte Not, seinem starrsinnigen Unmut begreiflich zu machen, daß er mich nicht länger zurückhalten dürfe, weil ich meinen Zug versäume.
Als er sich endlich nach verzweifeltem Widerstand gefügt hatte und es an den Abschied ging, wurde seine Stimme ganz weich. Er nahm meine beiden Hände, und seine Finger strichen liebkosend mit der ganzen Ausdrucksfähigkeit eines Blinden sie entlang bis zu den Gelenken, als wollten sie mehr von mir wissen und mir mehr Liebe sagen, als es die Worte vermochten. ‚Sie haben mir eine große, große Freude gemacht mit Ihrem Besuch', begann er mit einer von innen her aufgewühlten Erschütterung, die ich nie vergessen werde. ‚Das war mir eine wirkliche Wohltat, endlich, endlich, endlich wieder einmal mit einem Kenner meine geliebten Blätter durchsehen zu können. Und Sie sollen sehen, daß Sie nicht vergebens zu mir altem, blindem Manne gekommen sind. Ich verspreche Ihnen hier vor meiner Frau als Zeugin, daß ich in meine Verfügungen noch eine Klausel einsetzen will, die Ihrem alten und bewährten Hause die Auktion meiner Sammlung überträgt. Sie sollen die Ehre haben, diesen unbekannten Schatz' — und dabei legte er die Hand liebevoll auf die ausgeraubten Mappen — ‚verwalten zu dürfen bis an den Tag, da er sich in die Welt zerstreut. Versprechen Sie mir nur, einen schönen Katalog zu machen: er soll mein Grabstein sein, ich brauche keinen besseren.'
Ich sah auf die Frau und Tochter, sie hielten sich eng zusammen, und manchmal lief ein Zittern hinüber von einer zur andern, als wären sie ein einziger Körper, der da bebte in einmütiger Erschütterung. Und mir selbst war es irgendwie feierlich zumut, da mir der rührend Ahnungslose seine unsichtbare, längst zerstobene Sammlung wie eine Kostbarkeit zur Verwaltung zuteilte. Ergriffen versprach ich ihm, was ich niemals erfüllen konnte; wieder ging ein Leuchten in den toten Augensternen auf, ich spürte, wie seine Sehnsucht von innen suchte, mich leibhaftig zu

fühlen: ich spürte es an der Zärtlichkeit, an dem liebenden Anpressen seiner Finger, die meine hielten in Dank und Gelöbnis. Die Frauen begleiteten mich zur Tür. Sie wagten nicht zu sprechen, weil seine Feinhörigkeit jedes Wort erlauscht hätte, aber wie heiß in Tränen, wie strömend in Dankbarkeit strahlten ihre Blicke mich an! Ganz betäubt tastete ich die Treppe hinunter. Eigentlich schämte ich mich: da war ich wie der Engel des Märchens in eine Armeleutestube getreten, hatte einen Blinden sehend gemacht für eine Stunde nur dadurch, daß ich einem frommen Betruge Helferdienst bot und unverschämt log, ich, der in Wahrheit doch als ein schäbiger Krämer gekommen, um ein paar kostbare Stücke jemandem listig abzujagen. Aber was ich mitnahm, war mehr: ich hatte wieder einmal reine Begeisterung lebendig spüren dürfen in dumpfer, freudloser Zeit, eine Art geistig durchleuchteter, ganz auf die Kunst gewandter Ekstase, wie sie unsere Menschen längst verlernt zu haben scheinen. Und mir war — ich kann es nicht anders sagen — irgendwie ehrfürchtig zumut, obzwar ich mich noch immer schämte und nicht eigentlich wußte warum. Schon stand ich unten auf der Straße, da klirrte oben ein Fenster, und ich hörte meinen Namen: wirklich, der alte Mann hatte es sich nicht nehmen lassen, mit seinen blinden Augen mir in der Richtung nachzusehen, in der er mich vermutete. Er beugte sich so weit vor, daß die beiden Frauen ihn vorsorglich schützen mußten, schwenkte sein Taschentuch und rief: ‚Reisen Sie gut!' mit der heiteren, aufgefrischten Stimme eines Knaben. Unvergeßlich war mir der Anblick: dies frohe Gesicht des weißhaarigen Greises da oben im Fenster, hoch schwebend über all den mürrischen, gehetzten, geschäftigen Menschen der Straße, sanft aufgehoben aus unserer wirklichen widerlichen Welt von der weißen Wolke eines gütigen Wahns. Und ich mußte wieder, wie so oft, an das alte wahre Wort denken — ich glaube, Goethe hat es gesagt —: ‚Sammler sind glückliche Menschen.'"

Theodor Däubler / Gedichte

Klang bei Nacht

O Sonne, ohne Mühe ist der Tag gelungen,
Am Abend das Rubinglas goldbrüchig gesprungen:
Was hat der liebe Gott den Scherben sanft entnommen?
Den Mond für uns. Sternchen haben Engelein bekommen.

Was breitet der Mond mir aus mit Silberfingern?
Sein Wasser zum Spiegeln: Ölbäumchen, mein Eselein.
Ich schwärmte zu Glühwürmchen, liebsten Spieldingern:
Er trat herein: mir wird es gar liliensanft und rein.

Eine Schürze voll von Wünschen bringt die Traumfrau.
Hat sie den Mond, oder er das Weib sich geholt?
Ich blick in den Spiegel: Wie jung, und das Gewand blau!
Doch kalt fällt Glast vom Ast, der Zauber verkohlt.

Die Liebe

Ich weiß: ich habe mich entzweit, verloren!
Ich bin bereits der Schöpfung Leiden inne.
Und Ich, mein andres Ich, verlangt die Minne:
O Gott, warum ward ich so fromm geboren?

Ihr Zweifel, naht mir nicht, dem starken Toren!
Ich habe ja die Liebe nicht im Sinne!
Das Licht und sein Gefühl ist eine Spinne:
Doch bin ich noch, sobald ich mich erkoren?

Ich pilgre schon durch alte Möglichkeiten!
Ja, meine Liebe taut in eignen Fernen
Und mag das, was ich war, dort vorbereiten.

Nun strahle ich, nicht ich, aus eignen Sternen!
Ich trachte sie in mich zurückzuleiten,
Doch muß ich da noch Weitheiten erlernen.

Ein Wesen

Der Geist hat eine Eiche heute nacht geknickt.
Ich sauste, lauschte auf. Ein Riese war gefällt.
Der Hunger, samt der Brunst, hat durch den Sturm gebellt,
Und ein Gespenst urplötzlich unsichtbar genickt.

Von einer Eule ward ein Tier zu Tod gepickt,
Der Westwind wo an einer Waldeswand zerschellt,
Der Schreck befiedert übers Feld emporgeschnellt,
Das Wasser hat wie eine Schicksalsuhr getickt.

Es ist nun wo ein Ding beschlossen oder aus!
Ich starre ganz zugegen in den Geist der Welt.
Mein panisches Gehaben ist bei sich zu Haus.

Viel eher als ein Narr bin ich ein Held.
Ich brauche diesen rauschenttauchten Braus und Graus
Und bin der Saus, der kraus den Geist verzaubert hält.

Edouard Schneider / Eleonora Duse

Lange bevor ich sie kennen lernte, hatte ich sie in Paris als „Kameliendame" einen ihrer glänzendsten Triumphe feiern sehen. Noch waren mir die Stimme und die Erscheinung der großen Sarah in Ohr und Auge lebendig. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß irgendeine Schauspielerin sie in dieser beinahe mythisch gewordenen Rolle übertreffen könnte. So war ich denn

aufs höchste überrascht, als mir die Gestalt Marguerite Gautiers mit den Zügen der Italienerin entgegentrat und eben die poetische Zaubergewalt von ihr ausging, aber darüber hinaus ein mir völlig neuer Glanz schlichter Wahrhaftigkeit. Sie wirkte noch hinreißender und dabei doch jedem einzelnen unter uns verwandt. Man muß sie gesehen haben in dem Augenblick, da sie Armand Duval verläßt und anstatt des traditionellen Kusses auf die Stirn ihre Lippen auf die Lippen des Geliebten drückt; dann weiß man, auch wenn einzelnes in der Erinnerung verblaßt, wie sie ihre Gestalten aus der Wahrheit heraus neu erschuf und ihnen Menschenlaute von einer eigentümlichen Tiefe gab, die außer ihr niemand hatte. Wer je das flehende „Armando!" gehört hat, das sie ihm im vierten Akt zurief, in dessen Seele wird der Nachhall von so viel Pein nicht wieder verstummen: ein Raunen und Stammeln, das in herzzerreißendem Crescendo anstieg, der Aufschrei des Menschen vor seinem Nichts, in dem Augenblick, da ihn mit der Liebe die Kraft verläßt und er nicht weiß, warum er lebt. Und über die Grenzen des Individuums hinaus der Schrei der zerbrochenen Menschheit, darum so erschütternd, weil nichts Theatralisches die jammernden Lippen entstellte, hilflos vor Zärtlichkeit und Entsetzen, rein wie die Stimme, die ihn aus des Herzens brodelnder Tiefe ausstieß. Echter kann man sich nicht darstellen, eindringlicher nicht wirken eben durch Mäßigung, größer nicht in der Schlichtheit, die jede Gebärde, jede Stellung, jeden Ausdruck durch Zurückhaltung adelt.

Und nun ihr Gesicht. Sie pflegte sich nicht zu schminken, und so wirkte sie auffallend bleich. Dies blasse Antlitz war eine Welt, in der die sanften und die gewaltsamen Kräfte des Innern ihr Wesen trieben, auftauchten und wieder verschwanden in ruhelosem Wechsel, wie Blitze und flüchtige Schatten; wer es nur einmal sah, war in seinem Bann. In den Zügen loderte ihre Feuerseele und in den unendlich wandlungsfähigen Augen. Bald waren die Lider starr geöffnet, dann senkten und hoben sie sich

wieder, und der Blick ging aus Angst in Lächeln, aus rätselvollem Dunkel in Leidenschaft über und wurde plötzlich wieder ganz still. Auf den düsteren Augen spielte ein goldiger Schein, und eine Fülle von Bildern und Gedanken sammelte sich darin; grenzenlose Milde breitete ihre Flügel über diese Welt. Um die schwermütigen Lippen, um Nase, Brauen und Stirn, bis unter das wilde schwarze Haar huschte es wie Schauer von tiefen Geheimnissen. Kampflust und Trotz sprachen aus der stark betonten Linie des Unterkiefers, die in dem langgezogenen Bogen von Kinn und Hals ihren besänftigenden Ausgleich fand. Wenn der Mund, ein wenig bleich, sich über den weißen Zähnen öffnete, so war es, als gäbe er der Macht des Augenblicks ein Geheimnis preis, das über alle Worte furchtbar, rein und schmerzlich war. Was aber die Lippen aussprachen und was sie verschwiegen, dem gaben erst die berühmten marmorschönen Hände den letzten Ausdruck mit einer Liebkosung, einer scherzenden, einer unwilligen Bewegung.

Unvergeßlich ist mir die lebendige Gestalt, die biegsame, tausendfältig bewegliche, die ihre ganze Umgebung, ja gleichsam den Raum selber entzündete.

Ihre Stimme gebot weder über einen kräftigen Atem noch über besondere Stärke und Ausdauer des Tons; aber allzeit jung und geschmeidig, wußte sie die stille Sprache der Gedanken in ihre feinsten Schwingungen auseinanderzulegen: atemlos, abgerissen, zersprungen gab sie die wilden Triebe; mezza voce, wie aus weiter Ferne hauchte sie Leiden, Hingabe, Erinnerung. In dieser Stimme tönten heilige Bekenntnisse, eine Botschaft aus den unerforschlichen Regionen zwischen Geist und Fleisch.

Der Abend blieb mir im Gedächtnis als Offenbarung einer Kunst, die alle Künste der Bühne zuschanden macht, weil sie unser Herzschlag selber ist. So war ich tief betrübt, als ich ein paar Jahre später erfuhr, daß Eleonora Duse das Theater für immer verlassen hatte.

Ihr Abschied auf der Höhe des Ruhms war für uns ein Rätsel, die wir von dem Leben der großen Tragödin nichts wußten. Für alle, die ihre Laufbahn bis dahin mit leidenschaftlichem Anteil verfolgt hatten, wurde sie von dem Augenblick an zur Legende. Schon mehr als einmal hatte sie vorübergehend der Bühne entsagt; sie war ja eigentlich keine Schauspielerin im üblichen Sinne, und die Mehrzahl ihrer Zuschauer empfand das auch. Sie umgab sich am liebsten mit Stillschweigen, und nur an eine Episode ihres Lebens konnten sich Vermutungen knüpfen, von der trotz all ihrer fraulichen Zurückhaltung Gerüchte in die literarische Welt durchgesickert waren. Sie galt für scheu und einsiedlerisch. Monatelang verschwand sie nicht nur von der Bühne, sondern war sogar für ihre wenigen Freunde verschollen, die dann in ihrer Wohnung vergeblich nach ihr fragten. Bisweilen schrieb sie überhaupt nicht. Dann wieder erhielt einer ihrer Vertrauten, der sie in der Gegend von Rom oder Florenz vermutete, plötzlich eine Nachricht von ihr aus der Schweiz oder aus Tirol, aus Griechenland oder Ägypten. Verständnislose Leute erklärten solche Fluchtversuche damit, daß sie sich mit dem Nimbus des Außergewöhnlichen umgeben wollte. Für den aber, der sie begriffen hatte, bedeuteten sie einen Drang zur Freiheit, der ihrem Wesen und ihrer Bestimmung gemäß war.
So erlosch das brennende Antlitz allmählich im Nebel der Zeit und tauchte mit den Jahren immer seltener vor meinem innern Auge auf, bis die Ereignisse mich noch einmal mit Eleonora Duse zusammenführten.

*

Ab und zu nahmen ihre nervösen Erschütterungen solche Formen an, daß die Frage nahelag, ob ihre außerordentlich feine seelische Reizbarkeit nicht an Hellsehen streifte und sie zu einem Verkehr mit unsichtbar Gegenwärtigem fähig machte. Vielleicht ist die folgende Begebenheit ein Beleg dafür. Eines Tages kommt sie nach San Remo, einem ihrer Lieblingsorte, und sucht den Wirt



Eleonora Duse in Meran
Sommer 1921

auf, bei dem sie abzusteigen pflegt. Er bedauert lebhaft: im Augenblick sei kein Zimmer für sie frei. Sie läßt sich aber nicht abweisen und bittet ihn, ihr irgendwo in einem Salon oder in einem Badezimmer ein Bett herzurichten. Der Wirt schlägt es ihr ab. Allein schließlich gibt er doch dem Drängen der berühmten Künstlerin nach, geht fort, kommt wieder und sagt, er könne ihren Wunsch erfüllen. Dann führt er seinen Gast in ein prachtvolles Zimmer. Ganz entzückt legt sie sich schlafen und ärgert sich nur über die sonderbare Art des Wirtes, sie abzuweisen, obgleich solch ein Zimmer verfügbar war. Die Nacht bricht herein, sie kann und kann nicht schlafen und wird immer aufgeregter. Unerklärliche Pein schnürt ihr die Kehle, sie erstickt beinahe vor Angst. Am Morgen kommt die Frau, die sie regelmäßig massiert, wenn sie in San Remo ist, und die Duse erzählt von ihren nächtlichen Beklemmungen. — „Das macht wohl die Reise, das macht die Luftveränderung ...“ ist die Antwort. Die nächste Nacht ist entsetzlich, die Beschwerden werden immer schlimmer. Ein nervöser Anfall nimmt sie so grausam mit, daß sie gegen Mitternacht klingelt, was sie noch nie getan hat, und sich ein Schlafmittel geben läßt. Ihre Leute bemühten sich zwei Stunden lang vergeblich, sie zu beruhigen. Immer wieder sah sie eine Flamme vor sich, die jäh wie ein Blitz aus ihrem Kopfkissen schlug, als der Nervenkrampf seinen Höhepunkt erreicht hatte. Am nächsten Morgen ist sie völlig zerschlagen und berichtet der Masseuse von der grauenvollen Nacht. Die rät ihr, ein anderes Zimmer zu nehmen. „Wieso! Ein so schönes Zimmer! Wo könnte ich denn besser aufgehoben sein? Ich bleibe hier.“ — „Nein, gnädige Frau, glauben Sie mir! ziehen Sie um! Hier haben Sie keine ruhige Nacht.“ Als darauf die Duse in sie dringt, gesteht die Frau, daß sich vor einigen Tagen jemand in dem Zimmer erschossen hat.

Wir kehren zur gewöhnlichen Ordnung der Dinge zurück. Der Conte Primoli hat schon vor dreißig Jahren erzählt, wie sie materielle Vorteile aufs Spiel setzen konnte, wenn sie von ihrem

Dämon besessen war: Viermal ist sie nach Ägypten gegangen, um sich in der Sonneneinsamkeit der Wüste auszuruhen und zu wärmen; aber die Theaterglocke hat sie immer wieder abgerufen, wenn die große Sphinx sich eben anschickte, ihr ihr Geheimnis preiszugeben ... Schon ein paarmal hat die Fragerin dem Ruf kein Gehör geschenkt und ist geblieben, weil sie sich dem Bann nicht entreißen wollte, mochte es sie auch erhebliche Konventionalstrafe kosten. Für einen Tag Vergessenheit ließ sie die Früchte eines ganzen Arbeitswinters fahren ... So zahlte sie in dem Jahre, ehe sie nach Paris kam, mehr als hunderttausend Lire Konventionalstrafe für eine versäumte russische Gastspielreise.

In der Beziehung hat sie sich im Alter nicht geändert. Die langen Jahre stiller Betrachtung hatten ihren Dämon keineswegs beschwichtigen können, und auch das war eine Ursache, warum sie litt. Sie empfand es wohl oft als Schmach; denn sie wußte nur zu gut, daß sie sich zu Ungerechtigkeiten und Kränkungen hinreißen lassen konnte und sich Schwachheiten vorwerfen mußte, die ihres Ideals nicht würdig waren. Sie beklagte das wie ein Verhängnis und war sich auch bewußt, daß das heiße Blut ihres Volkes mit daran schuld war.

Einmal erzählte sie aus ihrer Kindheit: „Wenn mich jemand von oben herab behandelte, einerlei ob Mann oder Frau, dann rief ich: ‚Papa! Du mußt ihn totschlagen! ...' Ich meinte das wirklich als Befehl. Aber ich war vierzehn Jahre alt."

Ein andermal: „Eines Nachmittags ging ich in der römischen Campagna mit einer schönen, etwa zwanzigjährigen jungen Frau spazieren, die mir anvertraut war, der Tochter einer Freundin. Wir waren schon ziemlich weit, als wir ein paar Meter vor uns einen Mann erblickten, dessen prachtvoller Körper von einem weit offenen Leinenkittel nur halb bedeckt war. Sein Gesicht war von eindringlicher, wilder Schönheit. Er sah uns mit solcher Glut an, daß uns bange wurde ... was sollten wir machen, ganz allein in der Einsamkeit? ... Davonlaufen? Fliehen? ... wir wären

ihm vor lauter Angst sicher nicht entkommen ... Dicht dabei war ein großes abbeveratoio [Tränke] für das Vieh. Plötzlich legte er sich auf die Steine, tauchte das Gesicht ins Wasser und fing an zu trinken wie ein Tier. Als er wieder aufstand, hatte er einen andern Blick und sagte auf gut römisch zu uns, indem er die Laute von den Lippen abprallen ließ: ‚E bbonna l'acqua!' Das Wasser hatte ihn beruhigt, und er ging, ohne uns weiter zu beachten. Ja, sehen Sie! das gefährliche Feuer brennt uns Italienern allen in den Adern ..."

*

Sie glaubte so fest an ihre Kunst, daß sie ihr in einer eigenen Bühne das unabhängige Ausdrucksmittel schaffen, ihr im wahren Sinne ihren Tempel bauen wollte: ein Theater in Albano. Vor den Toren Roms, am Ufer des Albaner Sees, nahe bei dem Bade der Diana, sollte es errichtet werden. Auf einer amerikanischen Gastspielreise, die ausschließlich den Werken d'Annunzios gewidmet war, gewann sie viele ihrer Verehrer für den Plan dieses zweiten Bayreuth und erhielt bedeutende Summen. Hie und da regte es sich auch in der großen Welt. Sie selber opferte Zeit, Kraft und Gesundheit und gab als erste ihr Geld. Doch war das Interesse nicht allgemein genug und hielt nicht an, und so verflog der schöne Traum, ehe er Wirklichkeit wurde. Das traf sie tief, wie sie denn überhaupt unter Enttäuschungen bitter zu leiden pflegte, und sie bäumte sich voll Unmut dagegen auf.
Von nun an wurde ihre Kunst immer mehr zum Gottesdienst, besonders tief und innig in den Dramen Ibsens. Nora, Hedda Gabler, Rebecca West, die geliebte Ellida, die Frau vom Meere, und später Frau Alving aus den „Gespenstern", sie alle wußte sie mit ihrem tiefen Sinn für das Geheimnis alles Menschlichen auszulegen. So lernt sie das Dramatische immer reiner und voller erfassen. Ein neues Element taucht auf. Das rauschende und funkelnde Heidentum d'Annunzios lischt aus vor der hohen

Strenge des Norwegers. Wenn die Duse die Gedanken Ibsens wiedergibt, so hat man nicht so sehr den Eindruck einer neuen Kunst; es ist wie ein neues Leben. Tragödin aus Leidenschaft, hatte sie gewiß immer versucht, den Herzschlag der poetischen Gestalt zu erlauschen. Nun aber geht sie so vollständig in der Heldin auf, daß sie ihre Gedanken denkt, ihre Leiden leidet, an ihrer Angst vergeht. Das ist mehr als Schauspiel. Und nach der zwölfjährigen Zurückgezogenheit wird ihre Kunst gleichsam zur hohen Zwiesprache mit denen, die sie im Gewühl der Zuschauer zu vernehmen wissen. Wer das nicht begreift, hat Eleonora Duse nicht verstanden. Mancher huldigt ihr in ihren späteren Jahren mit der abergläubischen Andacht, die ein großer Name erzeugt, und vermißt doch an ihr das frühere Feuer; ja, wäre er aufrichtig gegen sich selbst, so müßte er sich eigentlich gestehen, daß sie ihm weniger wert ist als einst. Seine Seele ist auf halbem Wege stehen geblieben, während die ihre zum Gipfel hinangestiegen ist und den Menschen nun aus den langen Jahren des Schweigens den Reichtum letzter Entfaltung mitbringt.

Ich erinnere nur an eine der unvergeßlichen Gestalten, die sie in ihren letzten Jahren geschaffen hat, an Ellida. Die vielverschriene Ellida, der mancher kluge, reichgebildete Geist aus sehr menschlicher Eitelkeit heraus Leben und Lebenswahrheit abspricht, weil es ihm noch nicht gelungen ist, bis auf den Grund ihres Gemüts hinabzusteigen. Wir wissen schon und werden es bald noch klarer erkennen, daß Ellida die Duse selber ist. Wie in der Frau vom Meere kauert in Eleonoras Seele die Angst, wie sie lechzt nach grenzenloser Befreiung, müht sich um die Wahrheit und ruht nicht, bis sie sich aller Verantwortung klar bewußt geworden ist. Eleonora Duse hat uns als alte Frau einen noch tieferen Begriff von Ellida zu geben vermocht als früher, weil sie inzwischen in langen, stillen Jahren der Versenkung sich selbst erkannt hatte.

Aus dem Buche „Eleonora Duse“ von Edouard Schneider, übertragen von Th. Mutzenbecher

Ernst Bertram / Aphorismen

Selig ist die Stunde des Augs, da es wiederum schaut das Gesetz. Gebirg aber ist erschautes Gesetz.

Mögen wir erstarren; aber nur zum Kristall.

Höchster Stolz des Künstlers: „Ich habe den Menschen den Abschied von der Erde schwerer gemacht.“

Unsre Dichter singen vor dem Spiegel.
Aber es taucht ihnen darin ein Gesicht hinter dem ihren auf.

Ehre den Wahn. Du bist sein Kind.
Ehrt jede Form des Wahns, solang er guten Willens ist.
Das will nicht besagen, daß man ihn nicht bekämpfen dürfe oder solle.

Gott hat böse Botenläufer. Glaubt nicht, seine Engel seien sanft.

Der Gläubige ist der edelste Alchimist: alle Dinge der Welt macht er zu Gott.

Die falschen Propheten haben es leicht; eine Welt geht immer unter.

Alles Große und Rettende geschieht in zwölfter Stunde.

Legen wir getrost Zeugnis ab von der Welt, wie sie uns erscheint; so werden wir wohl zugleich Gott bezeugen, der wir sind.

Aus dem Buch „Mitteland“

Ein Märchen aus den „Gesta Romanorum“

Die Schlange

Weise herrschte einst Theodosius, der aber das Licht seiner Augen eingebüßt hatte und darum ein Gesetz gab, daß eine Glocke in seinem Palaste aufgehangen würde und jeder, der eine Sache bei ihm anzubringen hätte, eigenhändig das Glockenseil ziehen sollte; bei dem Anschlagen derselben sollte dann der Richter, der dazu bestellt war, herabkommen und einem jeden nach der Gerechtigkeit tun. Nun hatte sich aber unter dem Glockenstrange eine Schlange ihr Nest gebaut und bekam innerhalb einer kurzen Zeit Junge, und als dieselben kriechen konnten, machte sie sich eines Tages mit denselben auf den Weg außerhalb der Stadt. Während sich aber die Schlange entfernt hatte, kam eine Kröte in ihr Nest und nahm es in Besitz; die Schlange, als sie mit ihren Jungen zurückkam und sah, wie die Kröte ihr Nest innehatte, kämpfte zwar mit ihr, allein sie konnte die Kröte nicht besiegen, und also behauptete dieselbe das Nest. Wie das die Schlange sah, schlang sie ihren Schwanz um den Glockenstrang, zog tüchtig an demselben und läutete, gerade als wenn sie sagen wollte: „Komm herab, du Richter, und verschaffe mir Gerechtigkeit, denn eine Kröte hat gegen alles Recht mein Nest in Besitz genommen.“ Wie der Richter die Glocke läuten hörte, kam er zwar herab; als er aber niemanden erblickte, stieg er wieder hinauf. Wie das die Schlange bemerkte, läutete sie zum zweiten Male. Der Richter stieg, als er das hörte, abermals herab, und da er die Schlange das Glockenseil ziehen sah, und wie die Kröte ihren Wohnplatz eingenommen hatte, stieg er wiederum in den Palast hinauf und meldete die ganze Sache dem König. Der König aber sprach zu ihm: „Gehe wieder hinunter und treibe nicht bloß die Kröte wieder aus, sondern töte sie auch, denn die Schlange muß ihren

Platz wiederbekommen", und also geschah es. Wie nun nach diesem eines Tages der König auf seinem Bette lag, kam die Schlange in sein Gemach und trug einen kostbaren Stein in ihrem Munde, und wie das die königlichen Diener gewahr wurden, sagten sie ihrem Herrn, eine Schlange sei hereingekommen; der aber sprach: „Wollet sie nicht hindern, denn ich glaube, sie wird mir kein Leid zufügen." Die Schlange kroch nun auf sein Bett und nahm ihren Weg nach seinem Gesicht zu, und als sie bis an seine Augen gekommen war, ließ sie den Stein auf dieselben fallen und ging alsbald wieder aus dem Gemach hinaus. Wie aber der Stein die beiden Augen berührte, bekam der König sein helles Augenlicht wieder; er freute sich darum nicht wenig und ließ die Schlange überall aufsuchen, allein man fand sie nicht; den Stein aber bewahrte er und beschloß sein Leben in Frieden.

Aus dem Bande Nr. 388 der „Insel-Bücherei"

Otto Freiherr von Taube / Anna Papiria

Daß der königliche Notar Manfred Doktor von Papirius, wie er sich zu schreiben pflegte, seine langjährige Köchin Mining Voß wegen Untreue frühmorgens entlassen hatte, war bereits um zehn Uhr in der ganzen Kleinstadt bekannt und erregte Entsetzen sogar bei der Tischgesellschaft unverheirateter Regierungsbeamter, die sich täglich um ein Uhr im geschlossenen Nebenzimmer des „Deutschen Hauses" versammelte.

„Wie er ohne sie auskommen wird," trug ihr ältestes Mitglied und Vorsitzender, der Regierungsrat Schramm, den anderen Herren vor, meist jüngeren Assessoren und drei ganz jungen Referendaren, „ist mir unerfindlich. Er, der so sehr an sie gewöhnt war, so sehr viel Wert auf Wohlleben legt und sie selber ausgebildet hatte!"

Die Herren, die sich just darüber ergangen hatten, ob es wahr sei, daß in London, zum schwarzen Gehrock bunte Wäsche zu

tragen, statthaft geworden wäre, horchten auf. Begriffen sie doch die Tragweite des Unglücks. Denn der Notar hatte bereits einen jeden von ihnen höflich und pflichtgemäß im Laufe des Winters einmal bewirtet und diejenigen, die ihm wohlgefielen, zu seinem eigenen Vergnügen mehrere Male.

Aber da sprang die Tür des Zimmers auf, und herein brauste der Benannte. „Ein Gedeck!“ rief das dürre lebhafte Männchen dem Kellner, der es geleitet hatte, nach und knarrte, nicht ohne Zierlichkeit — wenn auch etwas obenhin — sich einige Male verbeugend: „Die Herren werden es mir schon gestatten, ob ich gleich, verglichen mit deren hoher Behörde, nur ein gewöhnlicher Sterblicher bin. — Schramm,“ wandte er sich nun zum Regierungsrate, dem einzigen Menschen übrigens, mit dem er sich nachweislich duzte, „wenn ich schon meine Häuslichkeit entbehren muß und diesen Gasthofsfraß in mich einschlingen“ — die Küche des „Deutschen Hauses“ war wirklich gut, und der Wirt verstand sogar für Abwechselung zu sorgen —, „wenn ich meine Zunge martern und meinen Magen verderben muß, nur um dieses gebrechliche Dasein zu erhalten, so will ich dem wenigstens in nicht ganz stumpfsinniger Gesellschaft obliegen.“

Der Regierungsrat versicherte ihm, er werde am Tische willkommen sein, solange seine Strohwitwerschaft dauern sollte.

Herr von Papirius winkte ab mit der Rechten: „Nein, nein, nicht Strohwitwerschaft! So war es nicht! Und diese jungen Herren ...“

Die jungen Herren lächelten einander zu, als sie aus den Worten des Notars einen Abwehreifer heraushörten, der sie überflüssig deuchte. Übrigens nahmen sie ihn genau in Augenschein: Wahrhaftig! er trug zum modischen schwarzen Gehrock mit Streifenhosen, dunkelgrüner perlmutterknöpfiger Samtweste und silbergrauer Halsbinde ein zwar weißes, doch mit schmalen, rosigen Streifen durchzogenes Hemd. Und das hieß unfehlbar: in London, also in der maßgebenden Welt, ist solches geboten. Sein

kleiner, an den Mundecken zu einem winzigen Spitzlein aufgekämmter grauer Schnurrbart, sein über den Schläfen aufgestrichenes graues Haar waren heute nur leicht braun gefärbt; — man nannte das seinen Aufzug zweiter Güte; denn erster Güte war sein Haar kastanienfarben und bei dritter der Anstrich so dünn, daß es rosa wirkte. Kaum daß er Platz genommen hatte, rieb er sich gewohnheitsmäßig die Hände und überfunkelte hinter dem Einglase her einmal die Tafelrunde.

Die Suppe, die ihm nachgereicht werden mußte, da die anderen die ersten Gänge schon verzehrt hatten, schob er nach zwei Löffeln zurück als „Spülicht"; den Schellfisch, der allen anderen geschmeckt hatte, ließ er nicht einmal an sich heran mit der entrüsteten Bemerkung: „Zwei Bahnstunden ab von der Nordsee sollte man doch wenigstens das frisch haben können!" Danach begann er zu klagen: Was solle er tun. Zwölf Jahre lang habe er Mining Voß im Haus gehabt. Und so betrogen zu werden, so betrogen! „Um ganze dreiundsechzig Mark und siebenunddreißig Pfennig hat sie mich während des vorigen Monats geprellt. Und wie nun gar während der anderen!"

„Sie sorgte gut für dich", warf der Regierungsrat ein: „Und solche Sümmchen sind für dich doch keine Einbuße, du, ein so reicher Mann!"

„Sag das nicht, Schramm", murrte der Notar. „Immer heißt es von mir: reicher Mann, reicher Mann! Ich bin kein reicher Mann. Und wär ichs, was mein ist, ist für mich, nicht, damit meine Köchin sich dafür ein Sparbuch anlege und die Alte sich einen Schatz halte!"

Durch die Reihe der jungen Herren lief eine Bewegung. Sie tuschelten. Der Notar sah zornig nach ihnen hin.

„Ich kann dir Ersatz empfehlen", lenkte der Regierungsrat ihn ab: „Mein Mädchen hat eine Verwandte, die bisher in Walsrode bei Klosterfrauen kochte. Sie will sich verändern nach einer größeren Stadt!"

„Ausgerechnet nach Lüneburg", kicherte der Notar.
„Ist immerhin größer als Walsrode", sprach der Regierungsrat.
„Nein," lehnte der Notar ab, „Stiftsdamenküche will ich nicht. Es ist ja ganz gut und schön, wenn ich mal geschäftlich dorthin fahre und von einer meiner Gönnerinnen zu Tische behalten werde. Abends: Rührei mit Schinken. Mittags: Steaks oder Klops. Diese Fräuleins sind alle vom Lande und pflegen im Kloster ihre ländliche Art fort. Nun bin ich zwar kein Verächter ländlicher Kost. Allein für alle Tage? Unmöglich, unerträglich! Und wie sollte ich da meine kleinen Dinerchen geben? Allein, auf alle Fälle, lieber Schramm, für wen kochte sie denn dort?"
„Soweit ich verstanden habe, für die Ringelheim I und II, für die von Linden . . ."
„Dann weiß ichs", unterbrach der Notar. Er züngelte und schnüffelte, geschlossener Augen und erhobener Nase, als suchte er sich einen alten Geschmack auf die Zunge zurückzubringen. „Dann weiß ichs, auch für die Betsy Schneverdingen. Und bei der aß ich öfters. Gute Steaks, gutes Rührei, weiter nichts. Die ist nichts für mich. Außerdem: Gebranntes Kind scheuts Feuer. Ich will mich nicht mehr mit einer untergeordneten Person, mit einer Köchin umgeben, die mich hinten und vorne bestiehlt. 's ist doch zu jämmerlich hilflos, so ein alter Junggeselle!"
Es erhob sich ein Chor, um dem Notar zu beweisen, daß er jung sei. Das war, wie alle wußten, die ihn kannten, unumgänglich an dieser Stelle.
Der Notar fuhr fort: „Ich will mir eine Dame aus gutem Hause nehmen. Dergleichen kochen, wenn sie kochen, mit Geist und Vernunft, nicht gedankenlos wie so ein Weib aus dem Volke. Sparsamer, besser, künstlerischer. Ich weiß, man findet in verarmten Familien solche; und man tut, wenn man sich ihrer annimmt, sogar noch ein gutes Werk."
Wieder lief eine Bewegung durch die jungen Leute. Die Meinung, deren Ausdruck sie bedeutete, zog der Regierungsrat in

Betracht. Er sagte: „Ich riete dirs nicht. Du weißt, wie's war mit der Mining.“ – Er spielte damit auf den unendlichen Klatsch an, der sich um den einsamen Herrn und seine Köchin entsponnen hatte. Klar aussprechen wollte er das nicht, weil er wußte, wie empfindlich in dieser Hinsicht sein guter Freund war. Der aber war es mit Recht im Gefühl seiner vollen Unschuld.

„Ich begreife nicht, was man mir alles für ungeheuerliche Gelüste zuschreibt“, ereiferte er sich: „Doch bin ichs satt, auf aller Welt Gerede Rücksicht zu nehmen. Zugegeben: ich bin ein hartgesottener Junggeselle. Doch bin ich nicht lasterhafter als jeder andere.“

„Man hat Sie aber noch jüngst zu Hamburg in lustiger Gesellschaft gesehen“, erfrechte sich der grünste der Referendare, der noch nicht lange am Orte war, Graf Coquelicot de Lavergne de Dingsda de Dingsda und so sieben lange Namen fort, ein Emigrantenenkel und schlesischer, wie er sich selber bezeichnete, „Magnatensohn“; fern seiner Heimat hatte er jetzt im Lüneburgischen zu lernen, wie groß und wie unschlesisch die übrige Welt war.

„Mich?“ richtete sich der kleine vielfarbige Herr auf: „Wann? Und was geht es Sie an?“

Assessor Krusemarck, länger schon mit der Art des Notars vertraut, entsann sich, daß dieses aufgeputzte Männchen mindestens dreimal wegen Pistolen auf Festung gesessen hatte, einmal davon, nachdem sein Gegner von ihm aufs kaltblütigste erledigt worden war.

Er flüsterte Coquelicot eine Warnung zu. Regierungsrat Schramm sah aus wie der fleischgewordene Tadel. Der Frevler stammelte puterrot eine Entschuldigung. Herr von Papirius sah ihn hochmütig und befriedigt an.

„Wild wie meine ungarischen Standesgenossen“, entsann sich der Graf der Erlebnisse, die ein Onkel von ihm in der Tatra

gehabt hatte: „Wer hätte das von einem Kleinadeligen gedacht aus dieser kaltblütigen Provinz Hannover.“
Gang auf Gang hatte Herr von Papirius zurückgewiesen und nur vom Roastbeef zwei Scheiben heruntergewürgt, um nachher zu bemerken, dazu sei Galgenhumor nötig gewesen; er habe gewußt, daß dieser Braten ihn nicht enttäuschen könne, wisse doch alle Welt, daß in den deutschen Gasthöfen ersten Ranges für Rindfleisch stets Pferdefleisch untergeschoben werde.
„Auch im ‚Atlantic‘ zu Hamburg?“ erkühnte sich Herr Krusemarck.
„Ach wo! Natürlich nicht in den Gasthöfen allerersten Ranges: weder im ‚Atlantic‘ noch bei Ehmcke am Gänsemarkt und so weiter und so weiter. Das hätten Sie wissen können“, ärgerte sich der Kleine.
„Der reine Kampfhahn, Machetes pugnax, so bunt und so auffällig“, stellte Krusemarck zum tausendsten Male bei sich fest. Doch der Notar, in dem der Name Hamburg wohl nachklingen mußte, erstand vom Sitze, beugte sich über den Tisch nach der darüber hängenden elektrischen Schelle, die zu erreichen ihm bei seinem geringen Wuchse mühsam war, klingelte und rief, als der Kellner kam, nach einem Hamburger Blatte.
„Die Herren gestatten,“ entschuldigte er sich, ehe er sichs vornahm, „die Sache aber ist für mich zu wichtig. Ich will forschen, ob nicht das Angebot einer für mich brauchbaren Hausgenossin hier stehe.“ – Er übersah die Runde. Er stellte fest, daß diesmal die bewußte Bewegung sie nicht durchlief. „Ja, einer für mich brauchbaren Hausgenossin“, wieherte er nun, betonend, herausfordernd, und triumphierte, als auch jetzt noch alle, als hätte er gar nichts gesagt, so regungslos blieben.
„Ha, hallo, halleluja! Aussicht!“ rief er auf einmal, das Blatt hinwerfend. Er riß die Uhr, die an einem goldenen Halskettlein hing, aus der Westentasche, sah hin, sprang auf: „Entschuldige,

Schramm, entschuldigen die Herren, doch in fünfzehn Minuten geht mein Zug!" verrichtete im Nu ein halb Dutzend Kratzfüße und schoß hinaus.

„Der Fink hat wieder Samen", lächelte der Regierungsrat.

„Amen", reimte Coquelicot.

Der Regierungsrat ward wieder zum fleischgewordenen Tadel und der Coquelicot purpurrot.

„Herr Assessor wollten mir doch etwas Näheres über die Schießereien des Herrn von Papirius erzählen", erinnerte, als der ausgeknobelte Kaffee mit den Schnäpsen vor ihnen stand, der junge Graf Herrn Krusemarck.

„Ja, von der einen wenigstens wollte ich Ihnen erzählen", begann der andere: „Der Fall war zu merkwürdig. Ich weiß nun nicht, ob es seine erste oder zweite war, jedenfalls wars nicht seine letzte: Eine weitere weibliche Verwandte unseres Papirii, die er gar nicht kennt, allerdings seines Namens, ist mit einem höheren Offizier, ich glaube gar mit einem Oberstleutnant, verlobt. Er läßt sie sitzen. Sie hat keinen Vater, keinen Bruder, keine Beschützer. Der Notar — oder damals noch nicht Notar, sondern frisch ernannter Landrichter, Vertreter also des Gesetzes — hört es, reist hin und, nun weiß ich wieder nicht, ob er ihn forderte oder es so einrichtete, daß jener ihn fordern mußte, — kurzum, er schießt den Mann tot. Daß er aus der Richterlaufbahn ins Notariat überwechselte, soll damit zusammenhängen."

„Ritterlich", entschied der Graf.

„Ja," sagte Krusemarck, „aber auch sonderbar. Und immer nennt er sich einen alten Junggesellen. Und immer ist er bemüht, daß man ihn für jung halte. Hoffentlich bleiben seine Diners nach dem Wechsel der Kochkraft weiter gut."

Der Notar war niedergeschlagen wie ein Feldherr nach einer verlorenen Schlacht aus Hamburg wiedergekommen. „Nichts Rechtes!" klagte er tags darauf am Regierungstische: „Alles

Gänse, diese feineren Damen: Weiber, die Kunstgeschichte treiben wollen, Weiber, die heiraten wollen, Weiber, die alles mögliche wollen, nur nicht das, worauf es ankommt: kochen, kochen! Es steckt kein Ernst, kein Ehrgefühl in ihnen!" Doch vertiefte er sich abermals in die Zeitung und fuhr abermals nach Hamburg.
„Allwo er nebenbei sich austobt", meinte hinterrücks der Graf.
Am nächsten Tage klagte Papirius über die gleichen Erfahrungen. „Hätte ich nicht den Wust von Arbeit zu erledigen," fügte er hinzu, „so setzte ich mich für die ganze köchinnenlose, die schreckliche Zeit nach Hamburg und täte weiter nichts als suchen."
Am Tage, der folgte, ließ er sich bei der Tafelrunde entschuldigen. Er hatte dem Regierungsrat einen Zettel gesandt: „Wenn ich schon im ‚Deutschen Hause' fressen muß, so möchte ich doch meine Ruhe dabei haben. Ich bin nervos. Eure Gesellschaft, wie nett sie auch sei, zwingt mich, mich zusammenzunehmen. Das macht mich erst recht nervos. Auch soll man nicht sehen, wie ich leide. Ich werde daher von nun ab an einem Tischchen im großen Saale essen. Hinter einem Schirme, den ich habe davorrücken lassen. Willst Du mich sehen, so komm, nachdem Ihr abgegessen, und trink mit mir den Kaffee. Doch beeile Dich, ich bleibe nicht lange sitzen, ich stürme wieder nach Hamburg."
Er aß zwei Tage lang hinter dem Schirme, dann zwei weitere in einem „bürgerlichen Speisehause" der Stadt, wo er es am ersten „herrlich", am zweiten „saumäßig" fand; dann erfuhr man, er habe seine Geschäfte, so gut es ging, seinem Bureauchef übertragen und sich, versehen mit drei Kleiderkoffern, wahrhaftig ganz nach Hamburg verfügt, „um nicht zu verhungern", wie er gesagt hatte, aber auch, um jede Stunde zur Suche des ideal kochenden Frauenzimmers zu verwenden.
Ab und zu kam er nach Lüneburg des Allernotwendigsten seines Berufes halber. Am fünften Tage kam er jubilierend endgültig zurück in Begleitung von Fräulein Anna Harmsen, einem gebildeten Mädchen aus gutem Hause. Ihr Vater war Arzt

gewesen und hatte in angenehmen Verhältnissen gelebt. Ungetreue Vormünder hatten nach seinem Tode die Kinder um Hab und Gut gebracht. „Ob sie bisher mehr als Steaks und Rührei zubereiten kann," sagte Herr von Papirius dem Regierungsrat Schramm auf der Straße, „das weiß ich nicht. Sie ist aber, verglichen mit den anderen Weibern, nicht ganz überspannt, vor allem nicht heiratstoll. Sie beherrscht von der gewünschten Kunst die Grundlagen, und eins noch, eins, was den Ausschlag gab: sie hat Liebe zur Sache. Wir haben uns über eine Stunde geradezu wissenschaftlich über das Kochen unterhalten: über die ewig schwierige Zubereitung vom Reis. Denk dir auch, sie hat ein entzückendes Wort gebraucht, sie hat von ‚savoureusem Geschmacke' gesprochen. Zeugt das nicht von Verständnis! Hein? C'est Paris!"

Und er enttänzelte vergnügt nach seiner Kanzlei hin, im Knopfloch des Mantels das erste Schneeglöckchen des Jahres, einen uralten Pariser Gassenhauer, dessen Anzüglichkeiten wohl nur noch er verstand, vor sich herträllernd.

Die ganze Stadt bekümmerte sich indessen aufs lebhafteste darum, wie es werden würde oder schon geworden sei zwischen dem Schlemmer, dem Lebemanne, dem Herrn von Papirius und der in seine Löwenhöhle geratenen Jungfrau Anna Harmsen. Zum Unglück war sie sogar hübsch. Oder, wenn nicht hübsch, so doch gut anzuschauen. Sie war um die neunundzwanzig oder dreißig, ebenmäßig gewachsen, vielleicht für ein Mädchen etwas zu füllig, doch mit schönen weiß und rosigen Farben, gut gebildetem Munde, leidlichen Zügen, hellblauen Augen und prachtvollstem, flachsblondem Haar.

„Ein Rubens!" hatte Regierungsrat Schramm der Tafelrunde berichtet, nachdem er zum erstenmal wieder bei seinem Freunde gespeist hatte.

„Was ist ein Rubens?" fragte der Referendar von Polzin.

Die anderen erhoben ein Gelächter. „Rubens kommt von rubeo, ich erröte“, versetzte trocken der Regierungsrat und erzählte weiter: „Ich sah sie bei Tische.“

„Ich bin so frei,“ äußerte Krusemarck, „es nicht ganz richtig zu finden, daß Herr von Papirius sie bei Tische mitessen läßt.“

„Ich habe ihn gleich davor gewarnt,“ entgegnete der Regierungsrat, „ich riet ihm stets, keine Dame aus gutem Hause anzustellen. Doch nun ist es geschehen, und da werden Sie begreifen, daß es anders unmöglich ist. Er selber hat lange hin und her erwogen, wie er es machen sollte. Es ging nicht anders. Und so mußte er mir auch gestehen, daß er, wie zufrieden er sonst auch mit seiner Wahl sei, sie aus diesem Grunde beinahe bereue.“

„Wo sie doch so hübsch sein soll“, platzte der Coquelicot ins Gespräch.

„Nun ja“, trug der Regierungsrat weiter vor: „Doch zeitlebens hatte er, wenn er nicht Gäste hatte, allein gespeist. Das begründet eine feste Gewohnheit. Und nun glaubt er stets, sich nach ihr richten zu müssen, da sie doch eine Dame ist; darf sich nie gehen lassen, wie er klagt: ‚Ich darf mich bei Tische nie mehr zahnstochern.‘ Wahrhaftig, statt sich nach der Mahlzeit den Mund zu spülen, tippt er jetzt nur die Fingerspitzen ins blaue Glas, das den ‚Punsch ohne Kognak‘ enthält.“

„Ich würde mich von so einer Hausdame nicht stören lassen“, äußerte der dritte Referendarius.

„Herr Kollege,“ entgegnete der Regierungsrat, „der Herr von Papirius ist von der alten Schule, von der Sie sehr viel lernen könnten.“

„Und wie war das Essen?“ fragte der Assessor von Grünacker.

„Nicht wie zu Minings Zeiten, gewiß nicht“, gab der Regierungsrat Auskunft, „aber gut. Und Papirius meinte, sie mache von Tag zu Tag Fortschritte; sie werde Minings Künste bald erreicht haben und ihre Vorgängerin dann völlig in Schatten stellen. Übrigens habe ich oft über Essen sprechen hören, und mein guter

Hans Meid: Zeichnung
zum Schlemmerlied „Wo soll ich mich hinkehren"

Freund spricht nur davon — wenn nicht ausnahmsweise über Kunst —, so eine gründliche Unterhaltung darüber, wie die beiden sie miteinander führen, habe ich noch nie in meinem Leben gehört. Und es war Vernunft darin, es machte Vergnügen."
„Brillant-Savarin", versetzte Herr von Polzin wichtig.
„Brillat!" verbesserte Coquelicot.
Der andere ärgerte sich: „Ein Kunststück, Französisch zu können, wenn man einen guillotinierten Urgroßvater hat."

„Bitten Sie Fräulein Harmsen in mein Kabinett."
So sprach der Herr Notar, Aktentasche, Spazierstock und Handschuhe niederlegend, zu seinem Diener, der ihm aus dem hellen Frühlingsmantel half. Der Diener stak in einer ausgesuchten schwarz über schwarz betreßten Livree, die nur durch sparsam aufgenähte blau-golden gedrehte Schnürlein von einer Trauerlivree unterscheidbar war. Er war nicht mehr jung, doch nach seines Herrn Muster bestrebt, den Jungen zu spielen. Die nußbraune Farbe, mit der auch er sich das Haar strich, war diesmal ein wenig ihm in die Stirn geflossen. Herrn von Papirius entging es nicht. „Jens," sprach er, „tritt vor den Spiegel. Du warst ungeschickt."
Doch war es allerhöchstens einmal im Jahre, daß Jens seinem Herrn zu solch einer Bemerkung Anlaß bot.
„Das ist der Frühling," sagte Papirius sich selber, „der macht einen weich und zerstreut. Stünde nicht noch der März im Kalender, ich hätte mir den Strohhut aufgetan. Wenn der April einen nur nicht wieder sich nach Pelzsachen zurücksehnen ließe, die dann unmöglich, wirklich unmöglich sind!"
Nachdem der Diener Hut, Mantel, Stock, Handschuhe an ihren Platz getan hatte, verschwand er, um seines Herrn Auftrag auszurichten. Dieser aber griff die Mappe wieder und betrat das Innere des Patrizierhauses, dessen treppengiebeliges, malerisch altertümliches Äußeres nicht ahnen ließ, wieviel neuzeitliche Bequemlichkeit es innen barg. Der Hausherr durchschritt zwei

Wohnzimmer, belegt mit echten Teppichen, ausgeziert mit reichem Silberschatze, einigen kleinen Bronzen, nicht übeln altholländischen Landschaften und Stilleben und fünf bis sechs vorzüglichen Kopien nach flämischen Meistern: Brueghel, Jordaens und gerade Rubens. Im dritten Raume, dem Kabinette, darinnen derselbe Geschmack waltete, tat er die Mappe auf den Schreibtisch und blieb vor ihm stehen. Er erwartete das Fräulein und hielt es nicht für der Mühe wert, Platz zu nehmen, da er bei ihrem Erscheinen sich doch erheben werde.

Fräulein Harmsen trat ein durch die Seitentür, die aus dem Kabinette in einen Gang führte, jenseits dessen Eßzimmer und Anrichte lagen und aus dem man auf einer Wendeltreppe in die Küche hinunterstieg. Sie hatte just kleine Pastetchen für das Abendessen vorgenommen. Nun hatte sie die Kochschürze über dem Kleide, einen weißen Leinenwickel ums Haar und Spritzer von Teig an Rosenwangen und Rosenfingern. Sie hatte sich nicht säubern können, der Diener hatte ihr Eile ans Herz gelegt. Ihr Busen flog.

„Aber Fräulein Harmsen!" — er hatte es nie über sich bringen können, seine Hausdame, wie es andere Herrschaft tat und sie selber ihm vorgeschlagen hatte, Fräulein Anna zu nennen — „Sie hätten sich doch nicht so zu sputen brauchen." — Er schob ihr einen Sessel hin: „Bitte, nehmen Sie Platz." Sie setzte sich. „Sie rauchen ja nicht. Das vertrüge sich, offen gesagt, auch nicht mit Ihrem Amte. Doch Sie gestatten mir es?" warf er hin, nach der rechten Zigarre suchend. Dann machte er sichs bequem, schenkte einen Seitenblick den Spitzen seiner hübschen kleinen Füßchen, die in buntgeringelten Seidenstrümpfen und in Knorfstiefeln staken, die wie angegossen saßen, und begann:

„Also, und was ich Ihnen sagen wollte. Heute ist Montag, und Donnerstag ist der erste April. Das ist für mich stets ein besonderer Tag, weil ich den Frühling liebe und von Jahr zu Jahr mehr liebe. Und den März — heuer ist er gnädig — erkenne ich als Frühling noch nicht an. Drum gebe ich jedesmal am ersten April

ein kleines Essen. Die Speisenfolge an jenem Tage hat sich bei mir durch Gepflogenheit fest ausgebildet. Ebenso lade ich auch stets dieselben Gäste ein. Es kommen der Herr Regierungspräsident und Freund Schramm. Der Baron Klettenburg, der böse Welfe, den ich an jenem Tage friedlich mit seinen Feinden zusammenbringe, der Oberförster Radecke und noch zwei andere, so daß wir mit Ihnen acht Personen sein werden. — Die Zahl gefällt mir nicht, ich liebe nicht gerade Zahlen am runden Tische. Streichen kann ich niemand. Es wird sich schon jemand Nettes finden, den ich hinzubäte. — Also sind wir neun. Wir geben vor der Suppe Kiebitzeier. Sie kennen doch Kiebitzeier?"

„Dem Namen nach," antwortete Fräulein Harmsen mit einer weichen, gewissermaßen buttergeschmierten Stimme, die ganz und gar ihr Ausdruck und zu hören keineswegs unangenehm war, „und Möweneier hab ich schon oft gekocht."

„Kiebitzeier sind noch etwas anderes", belehrte der Notar: „Und deshalb berief ich Sie heute. Wir müssen probekochen. Besorgen Sie mir zwei Dutzend Kiebitzeier beim Feinkosthändler in der Bäckstraße. Wir wollen sie morgen beide beim ersten Frühstück kosten und dann sehen, ob noch etwas zu sagen übrigbleibt. Wissen Sie, wie man sie anrichtet?"

„Wohl auf Salz?" meinte Fräulein Harmsen.

„Ja, auf Salz", bestätigte der Notar. — „Und, da wir nun von jenem Aprilessen begonnen haben," sprach er weiter, „so fahren wir auch fort." Er beredete mit ihr Gang für Gang, bis er beim Braten anlangte. „Es gibt", erklärte er feierlich, „einen Auerhahn!"

„Einen Auerhahn!" rief sie entsetzt, „den hätten wir aber schon längst besorgen sollen."

Er lachte: „Bestellt ist er schon längst. Doch weshalb der Schreck?"

„Der wird mir ja nie und nimmer geraten," klagte sie, „der muß ja tagelang aushängen, ehe er eßbar wird. Es heißt ja, ein Auerhahn hänge, ehe man ihn brät, so lange an seinen Schwanzfedern, bis er so mürbe geworden ist, daß er abreißt."

„Pfui!" rümpfte Herr von Papirius die Nase, „ich fresse nicht faules Fleisch. Morgen, übermorgen oder gar Mittwoch wird er geschossen. Und Donnerstag kommt er auf den Tisch. Wissen Sie, wie man das macht? Ich hab es in Livland gelernt. Können Sie sichs denken?"
Sie überlegte. Dann sprach sie: „Dazu ist viel Butter nötig. Ich würde den bratenden Vogel immer wieder mit seinem Safte und Butter übergießen. Aber das dauert dann ewig, das ist recht mühsam."
„Richtig!" rief er begeistert: „Sie verstehen es, Sie lernen es noch. Fräulein Harmsen, Sie sind prachtvoll! Natürlich ists mühsam. Aber, lohnt sich nicht auch der Erfolg? In die Sauce ..."
„Tunke", verbesserte sie.
„Sauce," bestand er, „Tunke gibt Herr Radecke seinen Hunden. Der Mensch genießt Saucen, und wenn das Wort Sie fremd dünkt, sprechen Sie's Sa-usse aus, wie man gleichfalls in Livland tut. In die Sauce viel Sahne. Ich liebe kurze Saucen. Wissen Sie, was das ist?"
Sie verneinte.
„Das Gegenteil zur langen", erklärte er: „Die lange ist dünn und fließt gleich langhin aus über die gestreckte Schüssel; daher der Name. Die kurze hält zusammen. Daß Sie mir nur ja keinen Speck an den Braten tun. Schweinernes an Wildbret, Gemeines an Edles, pfui! Dafür aber Wacholderbeeren. Das gibt Waldgeschmack. Und dazu?"
Sie riet: „Kartoffelbrei."
Er schrie, wie vor Schmerz: „Nur nichts, was von diesem ostpreußischen Spalierobste herkommt! Nicht einmal grünen Salat! Nichts Zahmes für den königlichen Waldvogel! Nichts als Preißelbeeren. Die sind doch herb!"
So verhandelten sie einundeinviertel Stunden.
„Trotz allem und allem, sie wird sich machen, sie macht sich!" sagte sich Herr von Papirius, als er wieder allein war und

sich an seine Berufspflichten setzte: „Das Kleinbürgerliche gewöhne ich ihr bald ab. Und dann brauch ich nicht mehr an diese verfluchte Mining zu denken. Ich erziehe sie zur Höhe eines Koches."

Sie genossen das Abendbrot zusammen. Dann vertiefte er sich in Börsenberichte, aus denen er mit Lust die mannigfachen Möglichkeiten erwitterte. „Da nennen sie mich reich", pflegte er, wenn er solches trieb, zu sagen: „Ich habe nichts, nichts als dieses Haus, seine Ausstattung und meine Geschicklichkeit. Von Notariatsgebühren kann man doch nicht leben. Doch kapitalisieren ... wozu? Ich bin Junggeselle. Le déluge après moi, der das sprach, war in meinen Augen der weiseste Monarch."

Das Essen am ersten April gelang über die Maßen. „Radecke hat Freude an seinem Waldvogel gehabt, Dank, daß er ihn gespendet!" lobte den Tag hernach der Gastgeber: „Nur dieser gute Schramm! Wie kann man nur so eine Zunge haben! Neulich setze ich ihm Pilze in Sahne vor, und er fragt mich nach der Zubereitung der vorzüglichen Kohlraben! Der Regierungspräsident versteht doch wenigstens etwas vom Wein!"

Aber im Klatschneste nahm das Gerede zu über den unverheirateten Notar und seine blühende Hausdame. Zunächst mißbilligte man nur, daß er, dessen junggesellige Neigungen allbekannt seien, ein junges Mädchen aus gutem Bürgerhause durch Zusammenwohnen in heikele Lage bringe, auch wenn, was hoffentlich zutreffe, nichts in Wirklichkeit Tadelnswertes vorfalle. Nicht, daß er oder sie etwas täte, hieß es einstweilen noch, oder zu tun versuchte oder zu tun auch nur in Versuchung käme! Das wolle man durchaus nicht behaupten. Allein, jener Zustand gäbe Anlaß zu Gerede und damit schon zu Ärgernis. Und das sei schad um sie, und doppelt schade, weil alles das sich an einem Orte abspiele, an dem sie nicht völlig unbekannt sei und weiter eine gute Meinung hätte genießen können.

Das mit der guten Meinung, die Fräulein Harmsen am Orte genossen habe, ehe sie beim Notar einzog, war eine sonderbare Redensart, denn zuvor hatte dort kein Mensch ihr je auch nur einen Gedanken gewidmet, da sie dort völlig fremd, vielmehr fremd geworden war. Erst jetzt, gleichsam um jene Redensart formen zu können, entsannen sich die Kleinstädter, daß ihr Vater als Arzt gerade im benachbarten Bardowieck gewirkt hatte, und nun freuten sie sich, bedauern zu können: „Wie betrüblich mit der Tochter! Der selige Doktor Harmsen war doch ein so anständiger Mann! So sauber – wir meinen nicht mit seinen Instrumenten – doch in seiner Gesinnung. Er dreht sich wohl im Grabe um."

Alle Erinnerungen an ihn wurden ausgekramt, auch alle Sagen, die von ihm umgingen: „Sie wissen doch, er war der Mann mit der großen Operation; er schnitt einen kranken Heideschäfer auf und ersetzte ihm den Magen durch den einer Schnucke."

„Ach Gott."

„Und es gelang."

Als ein Witzbold nun fragte, ob der Mann nun wiederzukäuen angefangen habe, ward das einmütig bestritten, doch kam man ebenso einmütig nun wieder auf Fräulein Anna zurück, und zwar mit dem schwermütigen Ausruf: „Und in dieser Lage steckt nun Doktor Harmsens Kind!"

Bald aber fragte man sich auch, wie es nur möglich sei, daß Doktor Harmsens Kind sich zu einer solchen Stellung hergegeben habe, und war nun fester denn je von der Drehbewegung des armen Vaters im Grabe, das zu Winsen an der Luhe lag, überzeugt. Dann ward aus dieser Frage die Frage danach, wie es möglich sei, daß Anna sich zu „so etwas" hergebe, und aus der Frage danach ergab sich die Behauptung, daß „so etwas" auch geschehe, und diese Behauptung ward, seit die Hundstage anbrachen, so gewiß vorgebracht, daß jeder überzeugt war, sein Nächster könne sie beschwören.

Der Regierungsrat von Grünacker — er war inzwischen aufgerückt, und kein Assessor hätte den Schritt gewagt — sagte dem Regierungsrate Schramm: „Mir tut es unendlich leid. Aber es muß Wandel geschafft werden. Unmögliche Gerüchte laufen am Orte über Herrn von Papirius um und ... jene Dame. Sie sind sein Freund. Öffnen Sie ihm die Augen. Es muß ihm Gelegenheit gegeben werden, dies Ärgernis zu beheben."

Schramm weigerte sich lange, ins Wespennest zu stechen. Endlich raffte er seinen Mut auf und ließ sich bei Herrn von Papirius melden.

Der hatte gerade auf seinem weinlaubumschlungenen Balkone, der dem Eßzimmer vorgebaut war, den Nachmittagstee genossen und saß, da es heißester Juli war, schneeweiß angetan wie ein Jüngling und braunbemalten Haars — erster Güte — allda weiter und teilte mit Fräulein Harmsen eine Melone.

„Verzeihung, ich störe wohl?" sagte beim Erscheinen der Regierungsrat.

Papirius fuhr auf: „Wieso? wieso?"

Dem Regierungsrat ging es auf, daß er die denkbar falscheste Eingangsrede gefunden hatte. Pflegte doch Herr von Papirius gar aus harmlosesten Worten Unzartheiten über sich und seine Hausgenossinnen herauszuhören. Und nun, was er gesagt hatte, war wirklich in jenem Sinne auslegbar. „Hat er mir das schon übelgenommen", sorgte sich der Regierungsrat: „Wie wird es erst werden, wenn ich mit meinen Wahrheiten herausrücke!"

„Ich meinte nur," sprach er, „daß ich dich gern unter vier Augen gesprochen hätte."

„Veranlagung deiner Werte? Flau, flau. — Wahrhaftig, die Börse geht flau", sprach er beinahe wehmütig: „Habe viel verloren."

Der Regierungsrat ging auf anderes über und machte sich gleichfalls an einen Halbmond Melone, den Fräulein Harmsen ihm

gereicht hatte. Als die Frucht verzehrt war, verließ die Hausdame die Herren.
Der Regierungsrat begann mit seiner Darlegung. Papirius brauste auf. „Nicht ich, nicht ich behaupte es," wehrte sich der Regierungsrat, „in der Stadt spricht man so."
Der Notar kreischte: „Pistolen!"
„Aber, es läßt sich ja gar nicht feststellen, wer die Geschichten in die Welt gesetzt hat, wer der Schuldige ist", bemühte sich weiter der Regierungsrat: „Alle Welt wiederholt sie und, was das schlimmste ist, gutgläubig. Auf die Weise, wie du meinst, wirst du niemals Ordnung schaffen können."
Herr von Papirius sank in seinen Korbsessel. Dann richtete er sich in ihm auf und saß steif und aufmerksam da. Nur seine Augen funkelten. „Ich sehe," unterbrach er auf einmal, „du hast recht. Doch ein anständiger Mensch hat solch ein Gerede zu entkräften. Ich weiß, was ich tun werde. — Nur ruhig," lächelte er, als der andere ein ängstliches Gesicht machte, „es kommt schon nicht zum Äußersten. Bist du heut abend zu Hause? Kann ich auf dich rechnen?"
„Auf mich rechnen, allezeit. Und heut abend bin ich zu Hause. Komm zum Abendbrot!"
„Was gibt es?" fragte der Notar ganz verändert in neugierigem Tone.
„Nur Pellkartoffeln und Hering," antwortete der Regierungsrat, „neue Kartoffeln."
„Early roses?"
„Was ist das?"
„Um diese Jahreszeit die einzig mögliche Kartoffelart. Hättest du die, käme ich."
„Ich weiß wirklich nicht, wie die Art heißt, die mir mein Mädchen besorgt", lächelte der Regierungsrat.
„Dann esse ich", entschied der Notar, „lieber heut abend zu Hause. Ich habe" — er schmunzelte — „bestellt: gefüllte Eierfrucht nach

südrussischer Art – Kabatschki. Fräulein Harmsen bereitet sie, seit ichs ihr angezeigt, vorzüglich. Die miß ich nicht gern. Ich komme nach dem Essen."

Der Regierungsrat ging, der Notar klingelte nach dem Diener. „Jens, bitten Sie Fräulein Harmsen ins Kabinett." Er verfügte sich hin und wartete seiner Gewohnheit nach aufrecht; sie erschien; sie hatte die Arbeit am Abendessen noch nicht angefangen und war daher, wenn auch schlicht, so doch nicht gerade küchenmäßig angetan. Er bot ihr den Sessel an. Sie setzte sich, den Strickstrumpf, an dem sie gerade gearbeitet hatte, weiter in den Händen.

„Fräulein Harmsen," begann er feierlich, „ich bin zur Einsicht gekommen, daß ich eine Dummheit begangen habe, mehr noch, ein Unrecht oder doch etwas Leichtfertiges. Ich habe Sie vermocht, in mein Haus zu ziehen; das ist es. Sie sind kein Backfisch mehr. Sie verstehen doch, was ich meine. Ich hoffe doch? Ich spreche mich vor einer Dame nur ungern näher aus."

Sie überlegte wohl nach einer Antwort. Sie schwieg.

„Verstehen Sie doch", fuhr er fort und sagte, als sie weiter schwieg, verlegen: „Können Sie sich denken, welchen Klatsch man von uns erzählt?"

Sie nickte. Sie sah unglücklich aus.

Er fuhr zusammen: „Sie habens also selber schon bemerkt. Womöglich gar gehört! Und Sie leiden darunter! Sie Arme! Das geht so nicht weiter. Allein, verstehen Sie, zur Abhilfe gibt es nur zwei Wege. Entweder: Sie verlassen meinen Dienst. Ob der aber genügen sollte? Werden Böswillige nicht immer sagen können, es sei was gewesen? – Oder... oder: ich bin ein alter Junggeselle, ich muß es gestehen, reichlich widerlich: gefärbt, gemalt", – er fuhr sich mit allen zehn Fingern in die Haare. –„Immerhin: ich biete Ihnen Hand und Namen."

Sie ließ vor Staunen den nadelgespickten Strickstrumpf fallen, daß es klirrte. Er hob ihn ihr auf. „Hand und Namen," fuhr

er fort, „allerdings nicht mein Herz. Mein Herz, das gibt es nicht, gibt es nicht bei so alten Jungen. Wir haben uns daran gewöhnt und sind nicht mehr umzumachen; dies zur Warnung. Denn ich schwöre Ihnen, ich werde mich nicht wandeln. Doch, wie ich bin, biete ich Ihnen nicht mehr und nicht minder als Hand und Namen."

Anna Harmsen war dem freundlichen, stets rücksichtsvollen Brotherrn nicht übel gesonnen. Lieben aber tat sie ihn nicht im gegeringsten. Allein die Aussicht, Gattin des reichen Mannes zu werden und Herrin des wohlgepflegten, wohlausgestatteten Hauses, lockte sie; auch war zu erwägen, daß sie selber nun schon in die Jahre trat, da man zum Manne überhaupt, geschweige denn zu einem reichen, schwerlich werde kommen können.

Er trat vor sie hin: „Antworten Sie; nicht, ob Sie mich lieben. Das beanspruche ich nicht. Könnte auch nicht mit Erwiderung dienen. Antworten Sie nur, ob Sie auf meinen Antrag eingehen. Ja oder nein?"

„Ja", sagte sie.

„So betrachten wir uns als verlobt."

Nach dem Abendessen, das er sich hatte schmecken lassen, sprang er zum Regierungsrate und teilte ihm mit, was er inzwischen eingefädelt hatte. „Die Stadt wird begreifen," führte er aus, „daß ich kein Mädchen, das mein Verhältnis gewesen war, zur Ehe nehmen werde. Ich, der Letzte meines Geschlechtes, das zwar an Adel neu, doch vom ältesten Stadtpatriziat ist und trotz aller Leugner ein Ableger der römischen Papirii Cursores, die der Republik einen ihrer tapfersten Reiterführer gestellt haben."

Das war sein Tollpunkt, auf dem ihm niemand nahetreten durfte. Darauf bat er den Freund, noch zu schweigen, bis die Verlobungsanzeigen ausgegangen wären, dann aber jeden zu stellen und ihm anzuzeigen, der es noch wagen würde, übel von seiner Verlobten zu reden oder späterhin von seiner Gattin.

Im Oktober heiratete man. Die Hochzeit war groß, Regierungspräsident und Dragoneroberst nahmen teil daran nebst ihren Gemahlinnen, Lüner Stiftsdamen und die ganze Gesellschaft. Herr von Papirius haßte Massenveranstaltungen. Doch glaubte er diese eine seiner Gattin schuldig zu sein. Mit Befriedigung stellte er fest, daß sein Schritt ihr eine Stellung verschafft hatte, die unantastbar schien. In Zukunft, meinte er, könnte er sein eigenwilliges Leben von früher wieder aufnehmen.
Die Hochzeitsreise ging nach Monte Carlo, wo Frau Anna in der Zubereitung von Tintenfischen, Langusten und südlichen Fischsuppen Unterricht zu nehmen hatte und mit allen Leckerbissen des Landes gefüttert wurde. Auch sonst vergnügte sich der Ehemann sehr gut, und das Spiel erregte ihn bald mit Schauern, bald mit Entzücken. Im übrigen war alles so, wie er es ihr versprochen hatte bei seinem Angebote von Hand und Namen. Von seinem Herzen erfuhr sie nichts, genau so, als sie noch Fräulein Harmsen geheißen hatte.
Es ward auch nicht anders nach des Ehepaares Rückkehr. Und bald wußte es die ganze Stadt. Hatte man ihn doch wieder in lustiger Gesellschaft in Hamburg festgestellt. Wieder schalt man, und zunächst auf ihn. Dann aber begann man auch sie, die man anfangs bedauert, aufs neue mit Schimpf zu überhäufen. Es hieß, sie habe nach dem reichen Gatten geangelt und habe ihn sich schließlich mit dem Zugeständnis erkauft des Rechts, sich weiter junggesellenmäßig zu verlustieren. Wenn der Regierungsrat Schramm zum besten reden wollte, hielt man zwar ein, kaum aber war er aus den Augen, so zuckte man die Achseln: „Er kann ja gar nicht anders reden, er ist sein Freund", oder: „Er ist ja auch so ein loser Junggeselle." Und wenn der Regierungspräsident das junge Paar auszeichnete, kreuzte man dessen wohlwollende Absicht mit der Bemerkung: „Er tut es ja nur, um die guten Diners nicht zu missen. Unbegreiflich, daß die Frau Regierungspräsident sichs gefallen läßt." Immerhin setzten diese

Getreuen es durch, daß die Gesellschaft die beiden nicht völlig verfemte.
Allein sie stießen ringsum auf eine eisige Kühle. Dem Notar ging die Lage bald auf. Das verdüsterte seine Stirn. „Ich habe mich für sie geopfert! ich verdrehter alter Romantiker“, sagte er sich. Und wurde betrübter, je mehr er die Hoffnung schwinden sah, die Urheber solcher Verleumdungen zu stellen. Der Knäuel war geradeso verwickelt wie dazumal, als Freund Schramm ihm die Gerüchte, die zu der Zeit im Umlaufe waren, hinterbrachte. Zwar belangte Papirius einmal den Coquelicot. Das Ehrengericht aber ließ die Sache nicht zum Austrag kommen; der Graf war eben gutgläubig gewesen und nahm, sobald er eines Besseren belehrt worden war, alles und jedes zurück. Daß er als wirklicher Ehrenmann nun auch vor aller Welt für das Paar eintrat, half kaum bei der Zahllosigkeit der bösen Zungen.
So suchte denn Papirius Vergessen. Und das durch immer häufigere Ausflüge nach Hamburg, die immer teurer wurden, je mehr er ihrer bedurfte und in ihre Fron kam. Er hatte immer größere Mittel nötig, um ihre Unkosten und die seines verwöhnten Haushaltes zu bestreiten, auch für die Prachtgewänder und den Schmuck seiner Frau, auf den nicht sie Wert legte, sondern er, und zwar je mehr, je mehr er sich getrieben fühlte, ihr geringes Ansehen durch äußeren Glanz aufzuwiegen. Freilich konnte er stets, wenn er sie ausführte, sagen: „Sie sieht vorzüglich aus.“
Die Notariatsgebühren genügten ihm nun erst recht nicht. So wurden seine Börsengeschäfte immer waghalsiger. Bis das Unglück einsetzte. Ihm waren fremde Gelder anvertraut worden, auch von Witwen und Waisen. Er griff sie an. Es wurde nicht besser. Er sah keine Aussicht mehr. Das gab ihm die Nüchternheit zurück. „Nie darf es heißen,“ beschloß er, „daß ich jemand, der mir vertraute, geschädigt habe. Was ich schuldig geworden bin, wird auf Heller und Pfennig bezahlt werden. Freilich: der Erlös von Haus und Hausrat geht darauf. Und meine Frau

bleibt mittellos. Was aber will sie mehr? Ich habe sie einmal vor Schande gedeckt. Ich habe ihr einen guten Namen gegeben, der gut bleiben wird, weil nichts an ihm haften bleiben soll. Und ich? kann ich, wenn ich alles fortgegeben, noch leben? Könnte ich dürftige Verhältnisse ertragen? Nein. Anders leben, als ich lebte, kann ich nicht. Also gibt es nur einen Entschluß."

Frau Anna ahnte nicht, wie es mit ihres Gatten Vermögen und mit ihm selber stand. Er erschien zu Tische anscheinend in rosigster Laune, genoß den köstlichen Mittag, den sie tags zuvor in stundenlangem Gespräche durchberaten hatten, und dazu einen von ihm besonders geliebten weißen Bordeaux. Dann sagte er ihr heiter: „Ich muß zum Abend nach Hamburg. Zur Nacht komme ich nicht zurück. Morgen wirst du wohl von mir hören." Er hieß Jens packen, genoß bei Anna den schwarzen Kaffee. Dann küßte er ihr, wie bei jedem Abschied, die Hand. Und strich ihr auf einmal — das war noch nie geschehen — über die Wange. Und tändelte ab.

Am folgenden Vormittage wurde Frau von Papirius durch eine Drahtnachricht nach Hamburg berufen. Ihrem Gatten sei ein Unfall zugestoßen; er liege in einem Krankenhause. Sie sollte sich aufs Allerschlimmste gefaßt machen. Sie fand ihn tot. Mit einer Schußwunde. Man erklärte ihr den Fall so schonend als möglich, doch konnte man ihr nicht verschweigen, daß er selber Hand an sich gelegt hatte. Man verbarg ihr nur, daß es an einer übelbeleumdeten Stätte, wo er eine tolle Nacht verbracht hatte, geschehen war. Briefschaften, die man bei ihm gefunden, hatten ermöglicht, seinen Namen und seine Wohnung festzustellen und die Witwe zu benachrichtigen. Auf einem der Zettel stand ein Vermerk, daß er seinen letzten Willen im Schreibtische liegen habe.

Dort fand man auch einen Brief an den Regierungsrat Schramm, den er in seiner letztwilligen Verfügung zu deren Vollstrecker ernannt hatte. Im Briefe setzte er ihm seine Lage und seine Gründe auseinander. Es kam, wie der Tote es vermutet hatte: niemand

sah sich durch ihn geschädigt, doch seine Frau, nur mit den unpfändbaren Sachen, verließ das Haus.
Sie grollte ihm nicht, weil er sie mittellos gelassen hatte. Daß er ihr Hand und Namen geboten hatte, um ihren Ruf zu retten, hatte sie ihm nicht vergessen. Auch als ihr Gatte war er stets freundlich und ritterlich zu ihr gewesen. Er tat ihr leid. Was sie von ihm in der feinschmeckerischen Kunst gelernt hatte, gedachte sie zum Zwecke ihres Lebensunterhaltes zu verwerten, da sie doch wieder ihr Brot verdienen mußte. Und daß sie den Ort verließ, dessen böse Zungen das Unheil verschuldet hatten, war ihr kein Schmerz. Ihr Abgang vollzog sich würdig. Nicht nur der getreue Schramm, auch Coquelicot und der Regierungspräsident nebst Gemahlin erschienen auf dem Bahnhof.
Mit Anna Papiria, wie die Spötter am Orte sie benannt hatten, verschwand aus dem Städtchen der Name dieses seines alteingesessenen Geschlechtes. Er ward dort nicht mehr genannt; somit auch nicht mehr seine letzte Trägerin. Ihres kleinen Gatten gedachte aber noch lange der Regierungsrat Schramm, der sein Freund geheißen hatte und vielleicht ihn auch kannte.

Aus deutschem Geistesleben im Mittelalter

Von dem Bau einer Kirche im Mittelalter

(Aus der Chronik des Menko)

Im Jahre des Herrn 1238 berief der Abt des Klosters den Kölner Meister Eberhard, einen in der Steinmetzkunst wohlerfahrenen Mann, zum Neubau einer Kirche in Bloomkamp. Als Entgelt sollte er außer der Verpflegung im Sommer sieben und im Winter — vom Martinsfeste bis Mariä Reinigung — drei Deventer Münzen erhalten. Im Winter saß man beim Ziegelschnei-

den, doch wegen der kurzen Tage und des düsteren Wetters sehr zu unserem Schaden. Da der Meister und seine Söhne unerträglich gefräßig waren, änderte man den Vertrag ab; der Meister erhielt nun einen Jahressold von vierunddreißig Pfund und pro Tag zwei Groninger Unzen.

Am Vorabend von Mariä Himmelfahrt suchte der Meister den Bauplatz aus. Unmittelbar darauf begann man mit den Grundarbeiten. Diese waren überaus mühevoll und kostspielig, aber jedes Gebäude auf schwachem Fundamente beginnt schnell zu wanken. Der Meister maß mit dem Senkblei, wie tief man graben müsse, damit das Holz des Grundwerkes immer im Wasser liege, da man nur so der Fäulnis vorbeugen kann. Er bestimmte dies nach der Wassertiefe eines Weihers, der sich neben dem Bauplatz befindet. Es sollte nämlich durch unterirdische Stollen zwei Fuß über der Oberfläche des Holzwerkes Wasser zugeführt werden. Da in diesem Herbste sehr große Trockenheit herrschte, mußte man die Erde für den ganzen Grund zwanzig oder achtzehn Fuß tief ausheben.

Außerdem floß einstmals an der Westseite, da, wo der Hauptteil der Kirche aufgeführt werden sollte, ein Fluß, die Fivel, vorbei, und der Ankerplatz für die Schiffe befand sich gerade an dieser Stelle. Da man diesen Fluß zu Westeremden trockengelegt hatte, ward dieser Platz allmählich mit Mist und Stroh angefüllt; um auf festen Grund zu kommen, mußte man tief graben.

Hierauf legte man von einer Erdgrube zur anderen frisches, vollsaftiges Erlenholz, und zwar zuerst in der Längsrichtung des Bauwerkes, also von Ost nach West, und dann quer darüber ebensolches Holz. Als man so mit großer Sorgfalt einen Holzrost hergestellt hatte, warf man Erde darauf, zu unterst fette und schlammige, welche die Feuchtigkeit anziehen und das Holz konservieren sollte, dann erst trockene.

Diese trockene Erde wurde mit Holzböcken festgerammt, von denen jeder von vier starken Männern bedient wurde. Da es im

ganzen zehn solcher Böcke waren und man abwechselnd in zwei Partien arbeitete, mußten, solange man mit dem Fundamente beschäftigt war, achtzig Mann zugegen sein. Die ganze Ortschaft erzitterte unter deren mit voller Kraft geführten Stößen, so daß in den Nachbarhäusern die Milchspeisen aus den Töpfen geschüttet wurden und aus den durcheinandergerüttelten Gänseeiern keine Küken kommen konnten.

Den Pfarrkindern unserer Kirche halfen dabei getreulich die Leute von Woltersum, die beinahe ebensoviel leisteten. Die Arbeiter erhielten täglich einen halben Laib Brot und zum Mittag einen Bissen Käse sowie drei oder wenigstens zwei große Eimer voll zum Trinken. Und so ertrugen sie alle Mühe mit großer Fröhlichkeit. Der Bischof erließ auch jedem der Beteiligten eine Kirchenbuße von fünf Tagen.

Die Kanoniker und Laienbrüder taten getreu und mannhaft das Ihre. Am besten förderten das Werk der Prior Andreas, ein kluger Kopf, der durch sein gemütliches Wesen und freundliches Zulächeln die Leute zur Arbeit anzuspornen verstand (sowie die Kanoniker Menko und Itato und der Laienbruder Sigrep. Obwohl diese den ganzen Tag beim Bau tätig waren, gingen sie doch oft nach Sonnenuntergang von Tür zu Tür und baten die Leute für den nächsten Tag zur Arbeit).

So schuf man in fünf Jahren einen festen Untergrund. Gott stand uns dabei mit seiner Gnade zur Seite, indem er uns gute Jahre mit einem Überfluß an Getreide gab ... Doch gleich darauf kamen schlechte Zeiten. So herrschte noch in demselben Jahre [1242] vor Johanni große Dürre, worauf eine böse Regenperiode einsetzte. (Deshalb wurde auch das Fundament an der Westseite nicht so fest, weil die ausgehobene Erde immer wieder zurückfiel und man das Holz nicht so, wie man wollte, legen konnte.) Sollte sich also hier einmal eine Gefahr zeigen, so weiß man, worauf sie zurückzuführen ist.



Neidhart von Reuenthal
aus der Manesseschen Liederhandschrift

Wer aus eignem Antrieb Heidekraut trägt mit Laub und Blüten, der zeigt, daß sein Gemüt zur Ungeselligkeit neigt, denn Heide steht gern in der Wildnis und hat ihre Stätte nit gern bei anderen Kräutern. Wem es dargereicht wird, der soll dabei denken, einen einigen Willen zu seiner Liebe zu haben und sich in Hut und seine Liebe allzeit in der gleichen Gesellschaft zu halten und damit in Ehren und in Freuden aufzusteigen, als auch die Heide wächset mit ihresgleichen hoch auf den Bergen und auf den Felsen.
Wer Hopfen trägt aus sich selber, das bezeichnet ein leichtes Gemüt, das innen gar wenig bekümmert ist um irgendwelche Liebe, die ihm zu Herzen geht. Wem sie gegeben wird zum Tragen, der mag wohl denken, daß er viel mehr geschwätzet hat und damit sich selber Freude gewendet, denn Hopfen hat mehr Blüte als Kraut und ist darum nicht nützlicher, denn es bedeckt die Zäune, da man es wohl entbehren könnte.
Wer sein Herz wandelt und selber nit weiß, wobei er bleiben will, und seinen Wankelmut verborgen hält, der soll Kornblumen tragen, die sind blau und lustig und färben sich dann weiß, sie mögen nicht lange Farbe behalten, sie zeigen ihren Wandel.
Ein Blümlein heißet Vergißmeinnicht, wem das gegeben wird, der mag wohl fröhlichen Mutes sein; wer es aus sich selber trägt, der will seines Liebs zu keiner Zeit vergessen.
Wer ein Eselein lieb hat und kann sein Liebstes nicht ziehen zu Zucht und Ehren, der soll es heißen Disteln tragen, denn wieviel man den Esel zum Klee treibt, er will doch bei den Disteln sein.

Klage der jungen Nonne

Owê mîner jungen tage,
wâfen mîner senden klage,
daz man mich wil in ein klôster twingen!
dâ gesihe ich nimmer mê
loup, gras, bluomen, grüenen klê,

noch gehoere der kleinen vogele singen.
daz ist ein nôt, mîn freude ist tôt,
daz man mich wil scheiden
von den lieben friunden mîn
und stirbe ouch in dem leide.
wâfen, wâfen mîner klage,
die ich tougenlîchen trage.

Swester, lieben swester mîn,
sullen wir gescheiden sîn
von der werlt, daz ist mîn meistiu swaere.
sol ich nimmer schapel tragen,
sô muoz ich wol von schulden klagen,
wan ich gerne bî der werlde waere.
ein schapel klâr ûf mînem hâr
trûeg ich für den wîle,
als man siht die nunnen tragen,
zeiner kurzewîle.
wâfen, wâfen mîner klage,
die ich tougenlîchen trage.

wâfen: ach, weh – senden: sehnenden – tougenlîchen: heimlich – schapel: Kranz – von schulden: mit Recht – wîle: Nonnenschleier – zeiner kurzewîle gehört dem Sinne nach hinter trûeg ich.

Aus „Das deutsche Geistesleben im Mittelalter“
in der Sammlung „Deutsche Vergangenheit“

Alfred Mombert / Das Eis

Ein Märchen

Ich lag in Dämmerung, eine atmende Woge des Meeres. Ich träumte. In einem langen Faltengewand aus tiefblauem, rötlich durchschimmertem Glanz. Um seine Säume und über meiner Brust kreisten schäumend aufleuchtende Borten. Mein Haar floß gelöst, weißkräuselnder Wogengischt. Ringsum draußen war das Meer, endlos, glasklar, grün. So lag ich Zeiten in Ruhe.

Doch es geschah, daß ich zu denken begann. Ich dachte: „Wie herrlich ruht es sich auf diesen klaren grünen Wiesen zwischen den weißen Blüten."
Und jetzt kam tieferes Schwanken in die Fläche des schaukelnden Meeres. Es neigte sich, es sank schräg abwärts nach einer Richtung. Und wir Wogen begannen langsam dorthin abzugleiten. Eine hinter der andern her. Ich lag innig eingebettet zwischen gläsernklaren Körpern; ich hielt zwischen den Fingern wie in einer Vase weiße Blüten. Ich glitt in sanfter Drehung grüne Kristallwiesen hinab. Und so klar durchsichtig war alles, daß ich selbst davon durchsichtig wurde: klar durchscheinendes Eis.
Ich glitt gemächlich —
in die „Eisfabrik der Gebrüder Bender".
Ein Herr Bender sagte: „Zehn Pfund Eis müssen sogleich verschickt werden."
Ich war sogleich unterwegs, im Eimer getragen. Alsbald lag ich im Eisschrank zu Hause. Mit Gedanken. Den Deckel hatten sie über mir geschlossen. Ich fühlte die grauwollenen Tücher. Ich dachte: „Jetzt macht die Käte Feuer an." „Die Holzschuhe klappern." „Töpfe werden gerückt." „Der Wasserhahn läuft, das Wasser kommt jetzt auf den Herd." „Der Küchenstuhl steht doch immer im Weg."
Ein Rappeln, Rücken, Knacken, Surren.
Plötzlich bemerkte ich, daß ich unten wegschmolz. Ich schmolz ganz langsam; immerzu. Ich dachte: Ja, jetzt begreif ich, daß täglich das Eis so schmilzt. Hier ist viel wärmer als auf dem Meer. Immerzu: tipp, tipp, tipp, hinunter auf das Blech, Tropfen um Tropfen. Wie soll das weitergehen. Was soll aus mir werden. Schreckliche Angst. Ich krampfte, ich eiste mich zusammen. Wenn nur ein ganz kleines, ganz winziges Stückchen vom armen Dingelchen übrigbleibt. Nur so ein Bißchen. Ich krachte, und es tat mir alles weh. Und ich wurde trüb, schmutzig, erdig-gelb, greulich.

Es war zuletzt ganz schlimm und bös mit mir geworden; ganz häßlich roch ich vor Todesangst. Jemand sagte: „So ein Eis ist noch nicht dagewesen. Das ist gar kein rechtes Eis."
Ich wurde als „unbrauchbar" in die Fabrik zurückgebracht.
Ich lag jetzt in einem großen vermoosten Bau; ohne Dach. Zwischen dicken, uralten Ziegelmauern. Ganz klein und erschöpft arm. Unter und über mir lagerten große Eisblöcke; viele. Ich konnte überall durchsehen. In den Zwischengängen liefen viele Männer in weißen Joppen, grünen Schürzen hin und her. Sie arbeiteten mit scharfen Beilen. Nur Einer hatte ein tiefblaues Faltengewand und bewegte sich edler als die andern. Sonst waren es lauter weiße Eismänner.
Und es kam eine Nacht mit schwarzen grausigen Wolken. Es weltete und brauste. Und da kam das Meer an die Fabrik herangebraust. Aus der Mitte des Sturmes hörte ich die Stimme des Meeres: wildklirrende Silberketten. Ich konnts nicht mehr aushalten, ich Ärmstes, ich weinte. Ich weinte schneidende Tränen. Durch die vielen klaren Eisblöcke, die mich nicht versteckten, blickte das Meer durch und sah mich an. Ich wußte: es war meinetwegen gekommen. Sein durchdringender Blick ruhte auf mir elendigem Schmutz-Eischen.
Alles war wach und auf den Beinen. Denn das Meer war da. Ich hörte die mächtige Stimme des Fabrikherrn Befehle erteilen. Alles war ernst, feierlich. Und nun begann die Verhandlung zwischen dem Meer und dem Fabrikherrn. Auf der einen Seite die Stimme eines Menschen, scharf, klar, dem Sturm Trotz bietend. Drüben aus der Nacht dumpfes Toben, Schlagen, die klirrenden Ketten, die schrecklich hin und her schütterten.
Das Meer verlangte mich als sein Schutzkind in sein Reich zurück. Es war entsetzlich im Zorn. Es wollte mich so in meinem elenden Zustand nicht zurücknehmen und drohte mit Vernichtung der ganzen Fabrik.
Ich lag da zwischen den Eisblöcken und weinte, weinte vor untragbarer Freude, krampfhaft durchschüttert vom Heimweh nach

dem Meer. Rings um mich begann es zu krachen und zusammenzustürzen. Der Fabrikherr stand hoch da mit einem riesigen Beil in den Händen. Das Beil blitzte grell über mir. Ich wurde ohnmächtig.
Erwachend hing ich weggespült in der Dämmerung am Saum des Meeres, weit draußen in den grünen Wogen. Ich hing müde, sehr schwach. Ob alles um mich rauschte und flüsterte, ich war stumm, tonlos. Eine kleine Scholle klares stummes Eis. Ich wachte und schlief jetzt friedlich in dem gründämmernden Lichterspiel der Wellen.
Gründämmernde Zeiten.
Dann kam eine Zeit, da tauchte aus ferner Tiefe des Meeres das silberne Haupt eines Gebirges. Das Gebirge wuchs und stieg, viele silberne Jahre, während meine Blicke starr ihm anhingen. Sein Bild spiegelte immer durch meine stillen Schichten. Es wuchs mir immer lebendig näher, mit seinen schweren schneeglitzernden Wänden und Alpen und Wasserstürzen. Ich hielt ganz still und war selig.
Eines Tages war das Gebirge da. Ich haftete an ihm. Es zog mich aus den gläsernen Fluten. Aufging die Sonne. Ich schwebte hoch; hoch über alles Tiefe.
Ich hing frei als himmlisch glänzender Eiszapfen an vereister Felswand. Ganz von dünnen Strahlen durchlichtet. In der Tiefe unermeßliche glitzernde Schneefelder; ganz unten das Meer, das tanzende, jubilierende Meer.
„Gold und Kristall" — sagte ein kleines Mädchen, das unten in einem Nachen saß.
Ein feines Klirren. Aus meiner Höhe sprang klirrend ein Splitter klares Kristall von mir ab, sank farbendurchspielt in den Lichtraum. In goldene Strahlenkreise. Ins Meer. Wieder ein Splitter. Wieder. Blitzend hinunter in das Meer.
Ich klirrte im höchsten Lichte.
Und aus der Tiefe erklangen die Silberketten, die dort im Grunde ruhten.

Honoré de Balzac / Die Migräne

Das Leiden, worin die Frauen unzählige Hilfsmittel finden, ist die Migräne. Diese Krankheit ist am leichtesten von allen zu spielen, und bei ihr gibt es keine äußern Symptome, und deine Frau braucht nur zu sagen: „Ich habe die Migräne.“ Wenn deine Frau sich über dich lustig machen möchte, so gibt es auf der ganzen Welt keinen Menschen, der ihren Schädel Lügen strafen könnte. Den undurchdringlichen Knochen ihrer Hirnschale gegenüber mußt du taktvoll sein, und alle deine Beobachtungen nützen dir zu nichts. Daher ist denn auch nach unserer Meinung die Migräne die Königin aller Krankheiten, die komischste und zugleich furchtbarste Waffe, die von den Frauen gegen ihre Gatten angewandt wird. Gewisse heftige und taktlose Männer, die während ihrer glücklichen Junggesellenzeit durch ihre Geliebten in die Weiberlisten eingeweiht sind, bilden sich ein, sie würden sich in dieser plumpen Falle nicht fangen lassen. Aber alle ihre Anschauungen, alle ihre noch so vernünftigen Reden sind zuletzt ohnmächtig gegenüber den drei Zauberworten: „Ich habe Migräne!“ Wenn ein Ehemann sich beklagt, einen Vorwurf, eine Bemerkung zu äußern wagt, wenn er versucht, sich der Macht dieses ‚Il buon de cani‘ der Ehe zu widersetzen — so ist er verloren.

Stelle dir eine junge Frau vor, die auf einem Diwan ausgestreckt liegt; ihr Köpfchen ist leicht auf eines der Kissen aufgestützt, die eine Hand hängt herunter, ein Buch liegt zu ihren Füßen, und ihre Tasse mit Lindenblütentee steht auf einem kleinen Tischchen. Nun stelle einen derben Burschen von Ehemann ihr gegenüber. Er ist fünf- oder sechsmal im Zimmer auf und ab gegangen, und jedesmal, wo er sich auf dem Absatz herumgedreht hat, um diesen Spaziergang fortzusetzen, hat die kleine Kranke die Augenbrauen zusammengezogen, um ihm — allerdings vergeblich — damit bemerkbar zu machen, daß das leiseste Geräusch

ihr lästig ist; kurz und gut, er nimmt seinen ganzen Mut zusammen und wagt einen Protest gegen die List mit der kühnen Frage:

„Aber hast du wirklich Migräne?" Bei diesen Worten hebt die junge Frau ein wenig ihr leidendes Köpfchen, hebt einen Arm, der schwach wieder auf den Diwan zurückfällt, hebt ein Paar erloschene Augen zur Zimmerdecke empor — mit einem Wort: hebt alles, was sie heben kann; hierauf wirft sie dir einen trüben Blick zu und sagt mit merkwürdig schwacher Stimme:

„Ach! was soll ich denn sonst haben? Oh! beim Sterben braucht man nicht so zu leiden! Das ist also der ganze Trost, den Sie mir geben wollen! Ah! man sieht wohl, ihr Herren, daß die Natur euch nicht das Amt gegeben hat, Kinder zur Welt zu bringen. (Um des Himmels willen, gehen Sie nicht fortwährend!) ... Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet ... (Bitte, lassen Sie die Uhr stillstehen; mir ist, wie wenn das Pendel in meinem eigenen Kopfe ticke. Danke.) ... Oh, wie bin ich unglücklich! Haben Sie nicht eine Riechessenz bei sich? Ja. Ach! um der Barmherzigkeit willen lassen Sie mich allein leiden und gehen Sie, denn dieser Geruch sprengt mir den Kopf!"

Was kannst du darauf antworten? Ruft dir nicht eine innere Stimme zu: „Aber wenn sie wirklich leidet ...?" Daher räumen denn auch fast alle Ehemänner ganz sachte das Schlachtfeld, und aus den Augenecken sehen ihre Frauen ihnen nach, wie sie auf den Fußspitzen hinausschleichen und leise die Tür ihres Zimmers zumachen, das von nun an ein geheiligter Ort ist.

So ist also die Migräne, mag sie wahr oder falsch sein, bei dir eingebürgert. Von nun an beginnt die Migräne in deiner Ehe ihre Rolle zu spielen. Dieses Thema weiß eine Frau mit wunderbaren Variationen zu versehen; sie spielt es in allen Tonarten. Die Migräne allein genügt einer Frau, um ihren Gatten zur Verzweiflung zu bringen. Die Migräne befällt eine Frau, wann sie will, wo sie will, so lange sie will. Es gibt Migränen von fünf

Tagen und von zehn Minuten, es gibt chronische oder intermittierende.

Manchmal findest du deine Frau im Bett, leidend, hinfällig – und die Fensterläden ihres Zimmers sind geschlossen. Die Migräne hat eine Totenstille hervorgezaubert, vom Hausmeisterstübchen an, wo Holz gespalten wurde, bis zur Dachluke, aus der dein Stallknecht unschuldige Strohbündel auf den Hof geworfen hatte. Von der Echtheit dieser Migräne überzeugt, gehst du aus; aber bei deiner Rückkehr erfährst du, die gnädige Frau habe das Haus verlassen! Bald darauf kehrt sie frisch und rosig zurück und sagt:

„Der Doktor ist dagewesen; er hat mir körperliche Bewegung angeraten, und der Spaziergang, den ich machte, hat mir außerordentlich gutgetan!"

Ein anderes Mal willst du bei deiner Frau eintreten.

„Oh, mein Herr," antwortet dir die Kammerzofe mit allen Anzeichen tiefsten Erstaunens, „die gnädige Frau hat ihre Migräne, niemals habe ich sie so leidend gesehen! Gerade eben ist zum Herrn Doktor geschickt worden." – –

„Bist du glücklich," sagte Marschall Augereau zum General R., „eine hübsche Frau zu haben!"

„Haben!" erwiderte der andere. – „Ich habe meine Frau höchstens zehn Tage im Jahr. Diese verd . . . Frauen haben stets entweder die Migräne oder – sonst was!"

Die Migräne vertritt in Frankreich die Stelle der Sandalen, die in Spanien der Beichtvater vor der Tür des Zimmers läßt, worin er sich mit seinem Beichtkind befindet.

Wenn deine Frau, im Vorgefühl feindlicher Absichten von deiner Seite, sich so unverletzlich machen will wie die Charte, so beginnt sie ein richtiges kleines Migränekonzert aufzuführen. Sie legt sich mit den fürchterlichsten Schmerzen von der Welt zu Bett. Sie stößt leise Schreie aus, die einem in die Seele schneiden. Sie vollführt mit Anmut alle möglichen Körperbewegungen mit einer

Geschicklichkeit, daß man glauben könnte, sie habe keine Knochen im Leibe. Welcher Mann wäre da wohl so taktlos, um einer an derartigen Schmerzen leidenden Frau von Wünschen zu sprechen, die bei ihm ein Anzeichen der vollkommensten Gesundheit sind? Die bloße Höflichkeit erheischt gebieterisch, daß er schweigt. Von nun an weiß eine Frau, daß sie mit Hilfe ihrer allmächtigen Migräne nach Belieben über dem Ehebett gewissermaßen einen Anschlagzettel anbringen kann, wie jenen, der die durch eine Ankündigung der Comédie-Française angelockten Theaterliebhaber zu schneller Umkehr veranlaßt, wenn sie auf dem übergeklebten Streifen lesen: ‚Wegen plötzlichen Unwohlseins der Mademoiselle Mars — keine Vorstellung.'

O Migräne, Beschützerin der unerlaubten Liebesverhältnisse — Steuer, die jeder Ehemann bezahlen muß — Schild, auf dem alle Wünsche des Gatten sich zum Sterben ausstrecken müssen! O gewaltige Migräne! Ist es wirklich möglich, daß die Liebenden dich noch nicht verherrlicht, angebetet, wie eine Gottheit verehrt haben? O Migräne, Meisterin der Gaukelei! O Migräne, Meisterin der Verstellung! Gebenedeiet sei das Hirn, das dich zuerst ersann! Schande dem Arzt, der ein Mittel gegen dich erfinden würde! Ja, du bist das einzige Leiden, das die Frauen segnen, ohne Zweifel aus Dankbarkeit für die Wohltaten, die du ihnen erweisest — o Migräne, Meisterin der Verstellung! O Migräne, Meisterin der Gaukelei!

Aus der „Physiologie der Ehe"

Schiller im Gespräch

Andreas Streicher (1781)

Wer besang die Wunder der Schöpfung schöner und herrlicher als Haller?

„Du hast den Elefant aus Erde aufgetürmt
Und seinen Knochenberg beseelt"

war ein Ausdruck, den Schiller nebst so vielen andern dieses

Dichters nicht nur damals, sondern auch dann noch mit Bewunderung anführte, als seine erste Jugendzeit längst verflogen war.

Bernhard Rudolf Abeken (Frühjahr 1802)

Nach mündlicher Erzählung meiner Frau füge ich hier noch eins hinzu, was mir charakteristisch in Hinsicht auf Schillers Stil dünkt. Wenn er an einer Tragödie arbeitete, bat er sie, sich an das Klavier in der Nebenstube, deren Tür geöffnet war, zu setzen. Dann rief er ihr oft zu: „Einen Marsch, Christel! einen Marsch!" Hört man nicht in so mancher Szene den ernsten, mächtigen Schritt des Marsches?

Karl Friedrich Horn (1802)

Goethe, Schiller und Herder saßen eines Abends bei der Prinzessin Karoline, die als Erbgroßherzogin von Mecklenburg gestorben ist, um einen Tisch und waren im heitern Gespräch begriffen. Sie hatten ein Blatt Papier vor sich, auf welchem sie mit der Bleifeder ihre Köpfe, nämlich ihre Schädel, gezeichnet hatten. Sie suchten durch dareingezogene Linien anzugeben, in welchem Verhältnisse zueinander und untereinander Verstand, Vernunft und Phantasie sich in denselben befänden, wieviel davon in jedem der drei Köpfe enthalten sei und worin demnach sie einander ähnlich und voneinander verschieden wären. Sie gerieten darüber in einen unterhaltenden Streit, konnten aber nicht einig werden, und das Ende vom Liede war ein fröhliches Gelächter: so hat es die Prinzessin mir mit Freuden erzählt.

Anton Graff

Lauchstädt, 3. Juli 1803

Es war den 11. Juni [3. Juli] im Jahre 1803, an einem sehr heißen Sommertage, als wir während unseres theatralischen Aufenthalts in Lauchstädt zum ersten Male [zweiten Male] die „Braut von Messina" aufführten. Unser lieber Schiller, unter

dessen Leitung wir seine Stücke gaben, hatte uns diesmal dahin begleitet. Seine Gegenwart, sein Ruf vermehrte die Neugierde, wieder ein neues Stück von ihm zu sehen, und führte uns von der Umgegend Lauchstädts, besonders von Halle, eine zahllose Menge von Zuschauern herbei. Unser Schauspielhaus war gedrängt voll. Mit einer wahren Feierlichkeit und Andacht begann unsere Vorstellung; mit jedem Akt steigerte sich der Beifall. Ich sprach den älteren Chorführer. In dem Augenblick, als ich im vierten Akt kaum die Stelle zu sprechen anfing:

> Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
> Wenn dumpftosend der Donner hallt,
> Da, da fühlen sich alle Herzen
> In des furchtbaren Schicksals Gewalt,

brach wirklich über dem Hause ein fürchterlicher Donner los, so daß das ganze Haus erzitterte. Dies ergriff mich in dem Moment, daß ich mit aller Kraft meines Organs jene Verse gleichsam mit herausdonnerte. Den Eindruck, den diese Stelle und die kräftige Mitwirkung meiner Mitspielenden bis zum Schluß, und am Schlusse des Stückes selbst, erregte, kann ich nicht beschreiben; es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hause, man hörte keinen Atem und sah nur todbleiche Gesichter. Nach der Vorstellung kam unser Schiller noch auf die Bühne und begrüßte jeden der Vorstellenden aufs freundlichste. Auch auf mich ging er zu und sprach in einem liebreichen, etwas näselnden Tone die Worte: „Diesmal kam Ihnen der Donner recht zupasse; schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdruck gesprochen werden!"

Johann Heinrich Voß (Februar 1805)

Ich habe während der Zeit von zwölf Tagen bei Schiller viermal gewacht und bei Goethe zweimal. Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte, und wie

männlich und heiter ertrug er es! Nur einen Zug von seiner liebenswürdigen Selbstvergessenheit und Teilnahme will ich Dir erzählen. Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da wurde Schiller unruhig und bat sie, hinunterzugehen, um sich Ruhe zu gestatten. Als sie noch etwas zögerte, bat er dringender und, was mich anfangs bei ihm befremdete, mit heftigem Ungestüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da sank Schiller mir bewußtlos in die Arme und blieb darauf wohl einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm Brust und Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Sieh! aus Schonung für seine Frau hatte er sich Gewalt angetan und die Ohnmacht verzögert, die nun desto gewaltiger hereinbrach. Auch in den folgenden Tagen, wo er noch an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden litt, war er jedesmal getröstet, wenn eines von seinen Kindern kam, besonders wenn ihm sein jüngstes, sechsmonatliches gebracht wurde, welches er dann mit einer Innigkeit, die sich nicht beschreiben läßt, anblickte. Und so hat er mir während seiner Krankheit gesagt, was er so gern gesteht, daß er nur seiner Kinder wegen, die nicht vaterlos sein dürften, zu leben wünsche. —

Aus „Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn", herausgegeben von Julius Petersen

Felix Braun / Leid

Wer und woher ich bin,
Weiß Gott allein.
Daß ich bin, der ich bin,
Macht, daß ich wein'.
Doch bin ich immerhin
Nicht schuld allein.

Nein, nicht die ganze Schuld
Ists, die ich büß.
Doch bitter schmeckt Geduld

Und Schmerz nicht süß. –
Du, Himmelsfrau voll Huld,
Bists, die ich grüß.

Wie einst Sankt Bernhard spät –
– Er saß und schrieb –
– Leise die Türe geht –
– Er las und blieb –
Vor ihm in Glorie steht
Sie voller Lieb –:

So, Herrin, mir erschein
Nachts, wenn ich bang
Vor Reu zu sterben mein'
Um Hang und Zwang!
Sag dann: Nicht du allein
Bist an dir krank.

Sag dann: Ihr alle seid
Kinder wie er,
Den ich erzog zum Leid. –
Was hofft ihr mehr? –
Hier selbst an Vaters Seit'
Seufzt er oft schwer.

Aus dem Gedichtband „Das innere Leben"

Aus „Eisherz und Edeljaspis"

Seit dem letzten Anschlag, den ihre Besonnenheit glücklich abgewendet hatte, lebte Eisherz hinter verschlossenen Pforten gänzlich zurückgezogen für sich. Selbst die Frauen ihres eigenen Haushaltes fanden nur schwer Zugang zu ihr. Lange schon hatte sie keine Kunde mehr von ihrem verbannten Vater gehabt, und das Herz war ihr darob schwer und bedrückt.

Eines Morgens, als sie eben ihre Frisur beendet hatte, hub plötzlich draußen ein gewaltiges Lärmen an, und gleich darauf quoll ein Trupp Männer in den Hof. Sie trugen ein großes, rotes Plakat vor sich her, das sie jetzt, wild durcheinanderschreiend, an der vor der Ehrenhalle befindlichen Geistermauer anhefteten.
Hier tönte es:
„Befehl des Kaisers! Der alte Gebieter ist in sein früheres Amt eingesetzt! Wir sind gekommen, um die frohe Botschaft zu melden, und bitten um Botenlohn."
Und dort kamen Rufe:
„Wir bringen einen Gnadenerlaß der Majestät. Das Fräulein möge selbst kommen und lesen!"
Eisherz hatte sich bereits durch den rückwärtigen Eingang in die Ehrenhalle begeben und beobachtete von sicherer Deckung aus das Treiben im Hof. In dem Stimmengewirr hatte sie die Worte: „Kaiserliches Edikt!" und „Lesen" deutlich herausgehört, und da sie sich bei der Empfangnahme eines Allerhöchsten Befehls keine Versäumnis zuschulden kommen lassen wollte, wagte sie sich jetzt in Begleitung zweier Zofen zum Haupteingang heraus. Ihr Fuß war noch im Schreiten begriffen, als sie sich auch schon von den fremden Leuten dicht umringt sah.
„Das Edikt liegt auf der Präfektur," gaben sie ihr zu verstehen, „das Fräulein mag sich hinbemühen, um es persönlich in Empfang zu nehmen."
Gleichzeitig machten sie den Versuch, sie zu einer Sänfte hin zu drängen, die sie inzwischen von draußen hereingebracht hatten. Eisherz hatte die Sachlage durchschaut. Es war ihr klar, daß man sie in eine Falle gelockt hatte. Aber ohne zu schwanken und die Farbe zu wechseln, erklärte sie in voller Ruhe:
„Schwatzt nicht so viel und hört mich an! Ich weiß, ihr seid von Herrn Kuo geschickt, um mich mit List zu ihm zu bringen. Bedenkt wohl, daß ich bereits seine Verlobte bin. Ist er euer Herr, so

tut ihr weise, in mir eure Herrin zu respektieren. Wenn ihr jetzt weiter auf mich einschwatzt und mich umdrängt, so werde ich dafür sorgen, daß Herr Kuo euch allen morgen eine gründliche Züchtigung zuteil werden läßt. Dann dürft ihr aber nicht mit der Ausrede kommen, ich hätte euch nicht zuvor gewarnt."

Unter den Angeredeten befand sich, gleichfalls als Amtsbote verkleidet, auch Herrn Kuos Freund, Tschong Ki. Rasch war er mit einer Antwort zur Stelle:

„Das Fräulein sieht die Dinge auf zehntausend Li Entfernung klar und richtig. Doch nun lasse sie sich bewegen, endlich mitzukommen. Keiner unter uns wird sich fürderhin unterstehen, sie mit respektlosem Geschwätz zu belästigen."

„Gut, dann gebt mir einen Schritt Raum und erwartet mich hier. Ich will mich nur umziehen und meine Leute verständigen, daß sie während meiner Abwesenheit das Haus hüten."

Gehorsam wich die Horde jetzt einen Schritt beiseite und ließ sie passieren. Eisherz trat in die Halle zurück und befahl den Zofen, ihr ein neues Gewand zu bringen.

„Vergeßt auch nicht den kleinen Dolch in der Scheide!" setzte sie leise hinzu.

Beim Umkleiden wußte sie den Dolch unbemerkt in den Ärmel gleiten zu lassen. Dann trat sie wieder hinaus und wandte sich erneut an die Umstehenden.

„Wenn ihr wünscht, daß meine Verbindung mit eurem Herrn im Guten erfolge, dann müßt ihr mich jetzt anhören."

„Wir lauschen Eurem Befehl. Keiner wird zu widersprechen wagen!" entgegnete Tschong Ki.

„Der dreimalige Versuch eures Herrn, mich zu einer von mir nicht gewünschten Heirat zu zwingen, entspricht zwar nicht der guten Form, beweist aber immerhin eine ernsthafte Neigung, die mich rührt. Ich vermag also nicht ihn abzuweisen. Aber wenn ihr mich jetzt, nachdem euch eben erst meine Überlistung gelungen ist, sogleich zu eurem Herrn bringen wolltet, so würde sich

die Verbindung in allzu roher Form vollziehen. Nein, lieber will ich sterben, als diesen Schimpf zu dulden! Es scheint mir richtiger, ihr tragt mich zuvor zum Präfekten und Kreisvorsteher, damit die Verbindung von ihrer Seite gutgeheißen werde. Dann ist der Form Genüge getan, und ihr dürft mich getrost zu euerm Herrn bringen. Habt ihr mich verstanden?"

Tschong Ki, der ihre Absicht wohl durchschaut hatte, beeilte sich zu versichern:

„Wenn wir auch beschränkt von Einsicht sind, so begreifen wir doch den Sinn Eurer Worte und werden uns nicht erdreisten, den Wunsch des Fräuleins zu mißachten."

Er winkte die Sänftenträger herbei und lud Eisherz nunmehr zum Einsteigen ein. Eisherz hatte vorher noch Zeit gefunden, ihren Leuten eine heimliche Weisung zu erteilen. Sie sollten nämlich, sobald sie fort sei, das rote Plakat von der Geistermauer abnehmen und ihr zum Kreisvorsteher nachbringen. Nun stieg sie mit heiterer Miene in die Sänfte, zur Begleitung folgten ihr zwei Zofen und zwei kleine Diener.

Sie näherten sich bereits dem Kreisvorsteheramt, als ihnen plötzlich ein junger Mann auf einem Maultier mit einem Diener zur Seite begegnete. Es war Edeljaspis, den seine Schantungfahrt zufällig in diese Gegend geführt hatte. An der Biegung eines Hohlwegs war es, als er unversehens mit dem Menschenschwarm zusammenprallte, und zwar so heftig, daß er beinahe vom Sattel gefallen wäre. Zornig sprang er von seinem Maultier herab, packte einen der Sänftenträger an der Brust und schrie, indem er ihn nicht von der Stelle gehen ließ:

„Verdammte Schufte! Was fällt euch ein, so zu rennen, als ob es ein Feuer zu löschen gäbe! Beinahe hättet ihr mich umgerannt, mich, dessen Name ‚Eisen' ist!"

Ärgerlich, in ihrem eifrigen Lauf gehemmt zu werden, fuhren die andern, mit sieben Mäulern und acht Zungen zugleich durcheinanderschnatternd, auf den Fremdling los:

„So ein frecher Kerl! Wagt es, uns den Weg zu versperren, wo wir gerade dabei sind, eine Braut in das Haus des Großsekretärs Kuo zu bringen. Was schert uns Euer Name Eisen! Und wenn Ihr Gold oder Jaspis hießet, so würde uns das nicht abhalten, Euch zum Kreisvorsteher zu schleppen und in Pulver verwandeln zu lassen.“

„Was? Für das Haus eines Großsekretärs, eines Mannes von Rang und Bildung, wäre die Braut bestimmt? Wo bleibt denn da die Musik, die Fackelbegleitung, wie sie der Ritus vorschreibt? Nein, das sieht mir eher nach Raub aus! Nicht mich, nein euch muß man vor den Kreisvorsteher bringen, damit er euch gründlich ins Verhör nimmt.“

Aus dem Haufen trat jetzt Tschong Ki als Sprecher hervor. Es war ihm nicht entgangen, daß man es offenbar mit einem gebildeten jungen Mann von guter Herkunft zu tun habe.

„Unabsichtlich geschah der Zusammenprall,“ meinte er beschwichtigend, „und die Sache ist ja ohne Bedeutung. Übrigens höre ich an Eurer Aussprache, daß Ihr nicht aus unserer Gegend stammt. Was soll also Eure Einmischung in unsere Angelegenheiten? Gebt uns bitte den Weg frei!“

Schon wollte Edeljaspis seiner Aufforderung entsprechen und die Hand von der Brust des Sänftenträgers zurückziehen, als plötzlich aus dem Sänfteninnern eine klagende Stimme an sein Ohr tönte:

„Man übt Gewalt! Bei Eurem Edelmut, rettet mein Leben!“

Augenblicklich faßte Edeljaspis wieder fester zu und schrie:

„Also Gewalt ist geschehen! Jetzt gibts kein Loslassen mehr! Vorwärts mit euch zum Kreisvorsteher!“

In dichtem Schwall auf ihn eindrängend, wollte ihn jetzt der Haufe unsanft beiseitestoßen. Aber Edeljaspis stemmte sich ihm entgegen, und ohne den einen Arm loszulassen, teilte er mit der freien Faust nach Osten und mit den Füßen nach Westen so wuchtige Tritte und Schläge aus, daß seine Angreifer hinsanken wie welkes Laub in einen Bach.

„Haltet ein mit Schlagen!" griff jetzt Tschong Ki vermittelnd ein. „Die Sache hat nun eine so arge Wendung genommen, daß wir sie unter uns nicht mehr abtun können. Auch wenn wirs wollten, würde sich Herr Kuo nimmermehr dabei beruhigen. Also gehen wir alle zusammen zum Kreisvorsteheramt!"
Zum Glück war es nicht mehr weit bis dahin. Und so schob sich der ganze Haufe tobend und in wildem Knäuel vorwärts, bis man am Yamen angelangt war. Erst jetzt löste Edeljaspis seinen Griff, dann stürzte er an den Platz am Eingang, wo die große Beschwerdetrommel aufgestellt war, zog seine Reitpeitsche heraus und schlug mit dem Griff ein paarmal kräftig auf die Trommel. Laut erdröhnte ihr Bum-bum und schreckte die Torhüter aus ihrer Ruhe. Sie kamen in Eile heraus, umringten Edeljaspis und fragten erstaunt:
„Wer bist du, daß du die Trommel zu schlagen wagst? Marsch, hinein mit dir vor den alten Gebieter!" –
Der Kreisvorsteher war bereits durch Herrn Kuos Boten von dem geglückten Überfall verständigt worden und saß nun in der Halle, um alsbald nach dem Eintreffen der Geraubten seinen Spruch zu fällen, wie er es Herrn Kuo zugesagt hatte. Lange hatte er so gesessen und gewartet, ohne daß die Sänfte mit Eisherz erscheinen wollte, als plötzlich das Bum-bum der großen Trommel an sein Ohr tönte und kurz darauf die Torwächter einen jungen Mann in den Saal führten.
„Hier bringen wir den Menschen, der sich erfrechte, an die Trommel zu schlagen", meldeten sie.
Ohne eine Spur von Befangenheit zu zeigen, jede Verneigung verschmähend, nur die Hände etwas zum Gruß erhebend, war Edeljaspis vor den Kreisvorsteher hingetreten.
„Ich begrüße Euch, alter Frühergeborener", sprach er einfach.
„Wer bist du? Warum schlugst du die Trommel?" fragte der Mandarin.
„Mein Name tut nichts zur Sache. Ich war unterwegs Zeuge eines räuberischen Gewaltakts und schlug an die Trommel, weil mein

Rechtsgefühl gekränkt ist. Ich bitte den alten Frühergeborenen zu entscheiden, ob Gewalt geschah oder nicht, damit ich mich in allem Respekt von seinem Gerechtigkeitssinn überzeugen kann."
Das vornehme, sympathische Äußere des jungen Mannes und seine überlegte Redeweise verfehlten ihren Eindruck auf den Mandarin nicht. So ohne weiteres mochte er ihn nicht abfertigen. Er fragte also:
„Von welchem räuberischen Gewaltakt sprichst du?"
„Die Beteiligten werden sogleich selbst vor Euch erscheinen", entgegnete er, und im selben Augenblick sah man auch schon Fräulein Eisherz, von Herrn Kuos Leuten geleitet, durch den Vorhof auf die Halle zugeschritten kommen. Sie hatte den Halleneingang noch nicht erreicht, da trat auf einmal Tschong Ki, der sich schon vorher zum Sprecher der Leute aufgeworfen hatte, vor den Mandarin hin und sprach:
„Das Fräulein war unserm Herrn schon seit langem förmlich verlobt. Da sie neuerdings nichts mehr von der Heirat wissen wollte, erhielten wir den Auftrag, sie vor Euch zu bringen, damit Ihr den Fall entscheiden möchtet. Alsdann sollten wir sie unserem Herrn zuführen."
„Da sie ihm förmlich verlobt war, ist es rechtens, daß die Ehe mit ihr vollzogen werde. Was bedarf es da noch eines besonderen Spruchs? Ihre Vorführung erübrigt sich, ihr könnt sie auf der Stelle mitnehmen."
Sich flugs umdrehend, gebot Tschong Ki seinen Leuten augenblicklich halt:
„Der alte Gebieter hat bereits entschieden," rief er, „ihre Vorführung erübrigt sich, wir sollen sie nach Hause bringen, damit die Vermählung stattfinde."
Sich am Weiterschreiten plötzlich gehemmt sehend, schrie Eisherz laut auf: „Gewalt! Gewalt!" und versuchte krampfhaft, sich Bahn zu schaffen, um doch noch in die Halle zu gelangen. Aber sie hatte kaum zwei Schritte vorwärts tun können, als sich ihr

einige Yamenwächter entgegenstellten und mit quer vorgehaltenen Bambusstöcken den Weg sperrten.
„Der alte Gebieter hat befohlen, Euch fortzubringen, was habt Ihr noch in der Halle zu suchen?" schnauzten sie. Da knickte Eisherz zusammen, und sich mit untergeschlagenen Füßen auf den Boden niederlassend, jammerte sie laut auf:
„Herr, Eures Amtes ist es, Vater und Mutter des Volks zu sein und über Unrecht zu richten. Warum vergönnt Ihr mir nicht ein einziges Wort?"
Als Antwort winkte ihr der Kreisvorsteher nur mit der Hand, sich zu entfernen. Da war Edeljaspis, in dem es schon lange kochte, mit einem gewaltigen Satz, schnell wie ein Blitz, dicht vor den Sitz des Mandarins gesprungen, und mit ausgestrecktem Arm auf ihn weisend, donnerte er:
„Blöde Beamtenseele! Das nennt sich Halle der Gerechtigkeit, und du läßt nur die eine Partei zu Worte kommen! Dein Treiben ist ja noch weit schlimmer als die Bestechlichkeit und Stellenjägerei, die man sonst von euch Beamten gewohnt ist! Aber zum Glück gibts über dir noch den Präfekten und den Provinzgouverneur als Vorgesetzte."
Erbost über diese wenig respektierliche Anrede, schlug der Mandarin mit der Faust auf die Tischplatte und rief zurück:
„Du bist hier in einer öffentlichen Gerichtshalle und erlaubst dir ein derart unverschämtes Benehmen?"
„Ach!" versetzte, in lautes Gelächter ausbrechend, Edeljaspis, „was ist schon an deiner Gerichtshalle groß dran! In ein Grafenschloß, auf kaiserlich privilegierten Grund und Boden bin ich schon eingedrungen, und kein Mensch hat gewagt, mich drob unverschämt zu heißen!"
Erst kürzlich von der Hauptstadt hierher versetzt, begriff der Kreisvorsteher sofort, worauf der Fremde mit seiner letzten Bemerkung anspielte. Ihn genauer ins Auge fassend, fragte er ihn in sichtlicher Nervosität:

„Der alte große Bruder ist wohl gar der Sohn des Zensors Tiä Ying?"
„Nun, da der Frühergeborene meinen bescheidenen Namen kennt, so wird er sich wohl hüten, Gesetz und Recht zu verletzen."
Jetzt sprang der Kreisvorsteher hastig von seinem Amtssitz empor, verneigte sich tief vor Edeljaspis und begann in der devoten Haltung eines jüngeren Bruders eine Entschuldigungsrede:
„Als ich noch in der Hauptstadt weilte, war der hohe Ruf des älteren Bruders jäh an mein Ohr geschlagen wie ein Donnerschlag im frühen Lenz. Wie schalt ich mich, daß ich keine Gelegenheit zu einer persönlichen Begegnung fand! Und heute, da Ihr Euch zu einem Besuch herabließet, habe ich mich nun dieses groben Mangels an Zuvorkommen schuldig gemacht! Könnt Ihr mir großmütig verzeihen?"
Damit nötigte er Edeljaspis auf den Gastsitz nieder und ließ Tee kommen. Nachdem der Tee serviert war, fuhr er fort:
„Ihr müßt wissen, daß ich in dieser Sache nicht aus eigenem Antrieb zu meiner schiefen Stellungnahme kam. Nur die Rücksicht auf das hochangesehene Haus Kuo ..."
„Ganz zufällig bin ich in diese Angelegenheit hineingeraten," fiel der andere ein, „ich habe keine Ahnung von dem ganzen Hergang. Wollt Ihr mir nicht etwas Aufklärung schenken?"
„Wie merkwürdig! So am Wegrand kalten Auges, aber heißen Herzens den Retter Unbekannter spielen, das heischt wahrlich Achtung!"
Und nun begann der Kreisvorsteher zu erzählen, und seine Erzählung bewirkte, daß dem jungen Mann das Herz vor Entzücken schier aus dem Leibe hüpfen wollte.
„Welch wunderbares Mädchen!" rief er aus. „Da kann man ja tausend Jahre in die Vergangenheit zurückgehen, ohne ihresgleichen zu finden!"
Und ohne Seine Würden weiter zu beachten, schnellte er mit einem Ruck in die Höhe und stürmte zum Halleneingang hinaus, dorthin,

wo Eisherz noch immer am Boden kauerte. Oh, welch holdselige Erscheinung bot sich seinem Auge! Der zarte Schimmer ihrer Haut ließ die herrlichste Blume neben ihr vor Scham vergehen. An der Grazie ihrer Bewegungen gemessen, schien der elegante Flug der Schwalbe von lächerlicher Plumpheit. Der edle Schwung ihrer Brauen beschämte die anmutigen Konturen lenzlicher Hügel. Verglichen mit dem seelenvollen Feucht ihres Auges, war das Blank des Herbstsees matt und tot. Ihre Taille, zum Zerbrechen zart, stand rank wie die zierliche Pagode, die dem Sturme trotzt. Mondglanz lag auf ihrem Haar, dessen Spiegelglätte keiner Salbe bedurfte. Die Reinheit ihres Teints ließ frischgesottenen Reis schmutzig erscheinen und machte Puder und Schminke entbehrlich. Ach, ihre Schönheit zu beschreiben, hieße den Kranichflug im Bilde festhalten zu wollen. Ihr göttlicher Anblick ließe dich bis ins Mark erschauern.

Aus dem chinesischen, von Franz Kuhn übertragenen, Roman „Eisherz und Edeljaspis"

BÜCHER

AUS DEM

INSEL-VERLAG

Lebendgem Worte bin ich gut:
das springt heran so wohlgemut,
das grüßt mit artigem Genick,
ist lieblich selbst im Ungeschick,
hat Blut in sich, kann herzhaft schnauben,
kriecht dann zum Ohre selbst dem Tauben,
und ringelt sich und flattert jetzt,
und was es tut — das Wort ergetzt.

*

Friedrich Nietzsche

Dieses Verzeichnis enthält eine Auswahl der wichtigsten Bücher. Die im Jahre 1926 neu oder in neuen Auflagen erschienenen Bücher sind mit einem Stern bezeichnet. Vollständige Verzeichnisse aller Veröffentlichungen des Insel-Verlages sind durch jede Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

DICHTER UNSERER ZEIT

*MARTIN ANDERSEN NEXÖ: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 14.—20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier (1250 Seiten). Geheftet M 8.—; in Leinen M 12.—.

„Ein Sozialist mit dem Herzen und dem Verstand, ein großer Mensch und ein begnadeter Künstler — so steht Andersen Nexö vor uns."
Die schöne einbändige Ausgabe, deren Preis bei einem Umfang von über 1200 Seiten außerordentlich niedrig ist, wird die Verbreitung des berühmten Romans noch erheblich fördern.

SHERWOOD ANDERSON: DER ARME WEISSE. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 7.50.

*— DAS EI TRIUMPHIERT. Novellen. Übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 6.50.

Dem im vorigen Jahr erschienenen Roman „Der arme Weiße", worin Sherwood Anderson das Entstehen des Industrialismus im Lande der Farmer schildert, lassen wir nun einen Novellenband folgen, der zu den bedeutendsten Büchern des amerikanischen Dichters zählt. Aus diesen Novellen lernt der europäische Leser ein neues Amerika kennen. Nicht das Amerika der geschäftlichen Tüchtigkeit, der Erfolganbetung und des oberflächlich grotesken Witzes ist hier mit fingerfertiger Glätte abgebildet, sondern das Tasten und Ringen, die schmerzliche Selbstbesinnung der amerikanischen Seele wird mit großer, schlichter Kunst und bannender Kraft gestaltet.

*APULEJUS: siehe Schaeffer.

ERNST BERTRAM: DAS NORNENBUCH. Gedichte. In Pappband M 6.50.

*FELIX BRAUN: DAS INNERE LEBEN. Gedichte. In Leinen M 7.—.

MARTIN BUBER: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. 6. und 7. Tausend. In Pappband M 4.50.

— EKSTATISCHE KONFESSIONEN. Veränderte Neuausgabe. 5. und 6. Tausend. In Pappband M 6.50.

— ICH UND DU. In Pappband M 5.—.

MARTIN BUBER: EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. 5. u. 6. Tausend. In Pappband M 4.—.

— DIE REDE, DIE LEHRE UND DAS LIED. Zweite Auflage. In Pappband M 4.—.

*HANS CAROSSA: EINE KINDHEIT. Erzählungen. Zweite Auflage. In Leinen M 6.—.

„Ein Deutscher spiegelt hier das erste Lebensjahrzehnt; und siehe, es entstand etwas dichterisch so Schönes, psychologisch so Unaufdringliches dabei, wenngleich nicht Drängendes, nicht drohend Überrumpelndes, doch so Klares, daß man, hingegeben wie etwa an den ‚Nachsommer' von Stifter, einzuräumen bereit ist: dies hier ist mehr denn Individualerlebnis." *(Berliner Tageblatt.)*

*— RUMÄNISCHES TAGEBUCH. Zweite Aufl. In Leinen M 6.—.

„Dies kleine Buch ist wie ein mitten aus Krieg und Schicksal herausgehobenes Stück. Hier ist kein Zerschwatzen des Erlebten, kein Räsonieren. Ein großer, reinigender, tief nachwirkender Hauch geht von diesem Buche aus. Uns erscheint es unter vielen erzählenden Büchern des Jahres das wertvollste." *(Frankfurter Zeitung.)*

THEODOR DÄUBLER: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. *Neue durchaus veränderte, Genfer Ausgabe.* Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.—.

*LEONHARD FRANK: DIE RÄUBERBANDE. Roman. 21. bis 25. Tausend. In Leinen M 6.—.

„Diesem Dichter gerät so ziemlich alles, was er mit seiner sehr gegliederten Prosa anpackt: die Öde einer Fabrik, die Komik einer Gerichtsverhandlung, Schmiedewerkstätte und Schlosserei, die Prozession und die grausame Schulstunde, selbst düstere, erschütternde Szenen; all dies steht in wirbligem Glanz da, umfangen von dem eigentümlichen Milieu der engbrüstigen, gotischen Stadt Würzburg." *(Max Brod.)*

ERNST HARDT: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 8. bis 10. Tausend. In Leinen M 4.50.

*— GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 22. und 23. Tausend. In Leinen M 5.—.

— TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 49. bis 52. Tausend. In Leinen M 5.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 46.—50. Tausend. In Pappband M 4.—; in Halbleder M 7.—.

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. Geheftet M 2.—; in Pappband M 5.—.

RICARDA HUCH: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Drei Bände. 14.—16. Tausend. In Leinen M 24.—.



RICARDA HUCH: MICHAEL UNGER. Des Romans »Vita somnium breve« 26.—28. Tausend. In Leinen M 8.50.

— DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 10.—12. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 8.—10. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 16.—18. Tausend. In Leinen M 8.50.

— MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 9.—11. Tausend. In Leinen M 6.50.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Achte Auflage. In Leinen M 7.—.

— MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. In Leinen M 8.—.

*— DER WIEDERKEHRENDE CHRISTUS. Eine groteske Erzählung. 5.—7. Tausend. In Leinen M 7.—.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 16.—19. Tausend. In Halbleinen M 6.—.

— DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. 11.—15. Tausend. In Halbleinen M 5.50.

D. H. LAWRENCE: DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M 7.—.

„Das Thema der ‚Liebe in der Ehe‘ wird durch vier Generationen einer Familie hindurch behandelt und immer in einer Abwandlung und mit einer Abschattung von sinnlichen und seelischen Empfindungen dargestellt, die geradezu staunenswert ist.“ (Dresdner Anzeiger.)

— SÖHNE UND LIEBHABER. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M 7.—.

„In diesem Buche sind Partien, ergreifend, schmerzend und dichterisch so groß, daß man weit zurückdenken muß, um sich ähnlichen Eindrucks zu entsinnen. Ein hochbedeutsames Werk, das mit steigender Anteilnahme gelesen werden und dessen Ruf sich rasch verbreiten wird.“ (Vossische Zeitung.)

*— VERLIEBTE FRAUEN. Roman. Übertragen von *F. Franzius*. In Leinen M 7.50.

Das neue Buch des englischen Dichters, den wir mit den beiden Romanen „Der Regenbogen“ und „Söhne und Liebhaber“ erfolgreich in Deutschland eingeführt haben, behandelt, wie der Titel besagt, ein äußerst subtiles Problem. Drei Frauen sind es, die hier in ihrem mit den verschiedensten Mitteln durchgeführten Kampf um den Mann dargestellt werden.

ALFRED MOMBERT: AEON. Dramatische Trilogie. Zweite Auflage. I. Aeon der Weltgesuchte. II. Aeon zwischen den Frauen. III. Aeon vor Syrakus. Jeder Band in Pappband M 5.50.

GEORG MUNK: IRREGANG. Roman. 8.—10. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. Zweite Auflage. In Halbleinen M 6.—.

— SANKT GERTRAUDEN MINNE. In Halbleinen M 5.—.
An große Traditionen anknüpfend, ist die Kunst von Georg Munk mit Recht eine adlige Kunst genannt worden. Man hat an Goethe und Keller, Flaubert und Jacobsen erinnert, damit jedoch das Wesen der Dichterin, denn eine solche verbirgt sich hinter dem männlichen Pseudonym, keineswegs erschöpft, deren Stil in seiner meisterhaften Mischung von deutscher und romanischer Klassizität durchaus eigentümlich und unnachahmbar ist.

*HELENE NOSTITZ: AUS DEM ALTEN EUROPA. Menschen und Städte. Dritte Auflage. In Leinen M 7.—.
Inhalt: Fürst Georg Münster von Derneburg · Konrad von Beneckendorf und von Hindenburg · Bodo von dem Knesebeck und seine Freunde · Marie von Olfers · Fahrten in Rußland · Englische Form · Römische Priester · In Griechenland vor dem Kriege · Wiener Notizen aus den Kriegs- und Revolutionsjahren · Weimar in den Jahren 1908 bis 1910 · Begegnung mit Rilke · Rodin · Eleonora Duse · Nijinsky · Caruso · Max Reinhardt · Arthur Nikisch.

HENRIK PONTOPPIDAN: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 9. und 10. Tausend. In Leinen M 12.—.
„Das Buch, der erste große dänische Roman seit dem ‚Niels Lyhne', hat die Eigenschaften der bleibenden Erzählungen: Stoff, Spannung und Vortrag. Aus den fast 1000 Seiten quillt die Lust am Erlebnis, die Freude am Wirklichen, das Behagen am Erzählen. Es ist ein reifes, vollkommenes Werk." *(Josef Hofmiller.)*

RAINER MARIA RILKE: DIE GESAMMELTEN GEDICHTE in fünf Bänden. In Halbpergament M 35.—.
Die Bände erschienen einzeln zum Preise von je M 5.—in Halbleinen und M 7.50 in Halbpergament unter folgenden Titeln: ERSTE GEDICHTE — FRÜHE GEDICHTE — DAS BUCH DER BILDER — NEUE GEDICHTE — DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL.

— DAS STUNDENBUCH. 50.—54. Tausend. In Halbleinen M 5.—; in Pergament M 9.—.

— DIE SONETTE AN ORPHEUS. Geschrieben als ein Grabmal für Wera Ouckama Knoop. In Pappband M 5.50.

RAINER MARIA RILKE: DUINESER ELEGIEN. In Pappband M 5.50; in Halbpergament M 6.—.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 54.—56. Tausend. In Leinen M 5.—.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 21. und 22. Tausend. In Leinen M 7.50.

— AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 41.—45. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

ALBRECHT SCHAEFFER: DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtung. In Pappband M 6.50; in Halbleder M 10.—.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 9.—12. Tausend. In Leinen M 6.50.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 7.—10. Tausend. In Leinen M 5.50.

— HELIANTH. Roman in drei Bänden. Auf Dünndruckpapier. 5.—8. Tausend. In Leinen M 22.—.

— JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 8.—11. Tausend. In Leinen M 7.50.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M 10.—; in Halbleder M 14.—.

— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. 6.—10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50.

*— DES APULEJUS sogenannter GOLDENER ESEL (Metamorphosen). Neu übertragen. In Leinen M 8.—.

*KARL SCHEFFLER: ZEIT UND STUNDE. Gesammelte Essays. In Leinen M 7.—.

— DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 10.—12. Tausend. In Halbleinen M 12.—; in Halbpergament M 15.—.

— ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 13.—15. Tausend. In Halbleinen M 16.—; in Halbpergament M 20.—.

— PARIS. Notizen. Mit 71 Bildtafeln. Zweite Auflage. In Halbleinen M 16.—; in Halbpergament M 20.—.

— DER GEIST DER GOTIK. Mit 105 Vollbildern. 36.—40. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

*EDOUARD SCHNEIDER: ELEONORA DUSE. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Mit 7 Abbildungen und einem Faksimile. In Leinen M 8.50. *„Das Buch Eduard Schneiders ist eine Nänie auf Eleonora Duse, voll Demut und Zorn, voll Liebe und Tapferkeit. Aus den Seiten des Buches tritt*

die liebenswürdige und rührige Gestalt der Duse noch einmal lebendig vor uns hin. Dieses Ehrenmal, das ihr ein Dichter und ein Mensch gesetzt, wird die Erinnerung an die Künstlerin über die Zeit tragen." (Berl. Börsenztg.)

*FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER: DIE OSTERINSEL. Mit 25 Tafeln, 5 Karten und 5 Textbildern. In Leinen M 12.—.
Das Geheimnis der kleinen in ungeheure Einsamkeit versprengten Insel im östlichen Pazifik, auf der einst ein überraschend hohes Kulturleben geherrscht haben muß, auf der man Hunderte unwahrscheinlich großer Figuren errichtete, eine eigene Literatur in bisher noch nicht entzifferter Schrift besaß, wird hier nach den Ergebnissen der jüngsten Expedition so weit, wie es überhaupt möglich ist, entschleiert.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M 5.—.

— DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

*— DAS OPFERFEST. Roman. In Leinen M 8.—.
„Ein ernstes und inhaltreiches Buch, es streift manch ein Problem, zeigt viele Charaktere, schildert haarscharf das Seelenleben des Helden; daneben ein sehr amüsantes Buch voll lustiger Einfälle und einem Sarkasmus, daß man diese Satire in unserer Zeit so manchem als Spiegel vorhalten möchte, damit er an seine Brust schlägt und durch das Lachen von Schlacken befreit wird, die die deutschen Vorzüge oft verdecken." (Das Deutsche Buch)

FELIX TIMMERMANS: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. 9. bis 13. Tausend. In Leinen M 6.50.

*— PALLIETER. Aus dem Flämischen übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. 16.—20. Tausend. In Leinen M 6.50.

*— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. Mit Zeichnungen des Verfassers. 6. bis 9. Tausend. In Leinen M 6.50.

*— DAS SPIEL VON DEN HEILIGEN DREI KÖNIGEN. Für die Bühne bearbeitet von *Eduard Veternann* und *Felix Timmermans*. Übertragen von *Anton Kippenberg*. In Pappband M 3.—.

REGINA ULLMANN: DIE LANDSTRASSE. Erzählungen. In Pappband M 4.—.

*STEFAN ZWEIG: ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 23.—27. Tausend. In Leinen M 7.—.

—AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 33.—45. Tsd. In Lein. M 7.—.

*— VERWIRRUNG DER GEFÜHLE. Drei Novellen. 1.—20. Tausend. Kartoniert M 5.50; in Leinen M 7.—.
Diese drei Bände sind auch zusammen in einer Kassette unter dem Titel „DIE KETTE" zum Preise von M 20.— erhältlich.

STEFAN ZWEIG: DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 16. bis 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 11.—22. Tausend. In Leinen M 7.50.

GOETHE

*GOETHES SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*. *Gunther Ipsen*, *Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 260.—.

Die neue, um einen Band und zahlreiche Nachträge erweiterte Ausgabe kann nunmehr als die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben bezeichnet werden. Besonders bemerkenswert sind die beiden, nach neuen Grundsätzen geordneten Bände der Naturwissenschaftlichen Schriften, die auch die von Goethe angefertigten farbigen Zeichnungen auf 48 Tafeln enthalten. Der Text umfaßt 15000 Seiten.

Die Bände sind auch einzeln unter folgenden Titeln lieferbar:

I. Romane und Novellen I. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.
II. Romane und Novellen II. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
III. Autobiographische Schriften I. In Leinen M 8.—; in Leder M 16.—.
IV. Autobiographische Schriften II. In Leinen M 8.—; in Leder M 16.—.
V. Autobiographische Schriften III. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
VI. Dramatische Dichtungen I. In Leinen M 6.—; in Leder M 14.—.
VII. Dramatische Dichtungen II. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
VIII. Dramatische Dichtungen III. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.
IX. Kunstschriften I. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
X. Kunstschriften II. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
XI. Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
XII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte I. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
XIII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte II. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—

XIV/XV. Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. 2 Bde. In Leinen M 12.—; in Leder M 24.—.

XVI/XVII. Naturwissenschaftliche Schriften. 2 Bde. In Leinen M 24.—; in Leder M 38.—.

GOETHES GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 24.—28. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—. (Als Ergänzungsband in gleicher Ausstattung wie die Gesamtausgabe.)

GOETHES WERKE in sechs Bänden (Volksgoethe). Im Auftrage der *Goethe-Gesellschaft* herausgegeben von *Erich Schmidt*. 71.—85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 38.—.

— FAUST. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 110.—119. Tausend. In Leinen M 5.—; in Leder M 10.—.

— GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. 11.—15. Tausend. In Leinen M 4.50; in Halbleder M 7.—.

— LIEBESGEDICHTE. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. 22.—26. Tausend. In Pappband M 4.50; in Leder M 15.—.

— WESTÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. 11.—15. Tausend. In Leinen M 5.—; in Leder M 10.—.

— DICHTUNG UND WAHRHEIT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 18.—22. Taus. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

*— ITALIENISCHE REISE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 17.—19. Tausend. In Leinen M 7.—; in Leder M 12.—.

— WILHELM MEISTER. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

*— FARBENLEHRE. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier, mit den 32 farbigen Tafeln. In Leinen M 12.—; in Leder M 18.—.

— ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen *Goethes* und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom *Goethe-Nationalmuseum*. [Folio.] In Halbleder M 60.—; in Leder M 80.—.

„Mit dieser Glanzleistung deutscher Buchkunst ist die Idee verwirklicht, dem herrlichen Reisebericht des Dichters, seinem geschriebenen Wort, all seine italienischen Zeichnungen und Skizzen beizufügen und diese zu ergänzen durch eine Auswahl der besten landschaftlichen Versuche von der Hand der bildenden Künstler, die seine Reisegenossen oder seine nächsten Freunde in der italienischen Zeit gewesen. Eine kostbare Gabe für alle Goethefreunde.“ *(Königsberger Allg. Zeitung.)*

GOETHE, DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. Siebente Auflage. In Pappband M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder M 20.—.

— **BRIEFE AN CHARLOTTE VON STEIN.** Nach den Handschriften neu herausgegeben von *Julius Petersen*. Vier Bände. In Halbleinen M 18.—; in Halbleder M 25.—.

***BETTINAS BRIEFWECHSEL MIT GOETHE.** Auf Grund des handschriftlichen, von *Reinhold Steig* bearbeiteten Nachlasses herausgegeben von *Fritz Bergemann*. 6.—8. Tausend. Mit 14 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

DIE BRIEFE DER FRAU RATH GOETHE. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster*. Zwei Bände. Sechste Auflage. In Halbleinen M 10.—; in Halbleder M 15.—.

KLASSIKER- UND GESAMT-AUSGABEN

BALZAC: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einer Einleitung *Hugo von Hofmannsthals*. In Leinen M 90.—; in Halbleder M 120.—; in Leder M 160.—.

Sämtliche Bände sind auch als Einzelausgaben erschienen; ein ausführliches Verzeichnis mit Inhaltsangabe jedes Bandes steht unberechnet zur Verfügung.

*— **DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN,** genannt **CONTES DROLATIQUES.** In einem Bande auf Dünndruckpapier, als Ergänzungsband zur „Menschlichen Komödie". 29.—31. Tausend. In Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder M 16.—.

— **PHYSIOLOGIE DER EHE.** 11.—14. Tausend. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 6.—; in Leder M 12.—.

***GEORG BÜCHNER: WERKE UND BRIEFE.** Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 6.—9. Tausend. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 500 Federzeichnungen der englischen Originalausgaben. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 54.—; in Leder M 108.—.

Einzeln sind lieferbar (je in Leinen M. 9.—; in Leder M 18.—):

DAVID COPPERFIELD — DER RARITÄTENLADEN — DIE PICKWICKIER — MARTIN CHUZZLEWIT — NIKOLAUS NICKLEBY — OLIVER TWIST UND WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN.



Die neuen Einbände der „Bibliothek der Romane"

JOSEPH VON EICHENDORFF: WERKE. Zwei Bände. 21. bis 25. Tausend. In Leinen M 9.—; in Halbleder M 14.—.

HEINRICH HEINE: SÄMTLICHE GEDICHTE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—. Auf 1000 Seiten vereinigt dieser Band das gesamte lyrische Werk Heines.

WILHELM HEINSE: SÄMTLICHE WERKE in zehn Bänden. Erste, vollständige und kritische Ausgabe von *Carl Schüddekopf* und *Albert Leitzmann*. In Leinen M 90.—; in Halbleder M 120.—. *Nach Vollendung dieser großen Gesamtausgabe durch den achten Band, der in drei von Albert Leitzmann herausgegebenen Abteilungs-Bänden die Aphorismen umfaßt, ist Wilhelm Heinse, der Feuergeist des Sturms und Drangs, unserer Zeit wieder erstanden.*

*FRIEDRICH HÖLDERLIN: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Kritisch-historische Ausgabe von *Franz Zinkernagel* in fünf Bänden. In Halbleder M 70.—.
Inhalt: Band I: Gedichte. Band II: Hyperion. Aufsatzentwürfe. Band III: Empedokles. Bruchstücke. Übersetzungen. Band IV: Briefe. Band V: Jugendarbeiten. Prosa-Übersetzungen. Fragmentarische Gedichte. Gedichte der Spätzeit. Briefe der Spätzeit. Widmungen. Nachträge. Briefe an Hölderlin.

*— GEDICHTE. Herausgegeben von *Franz Zinkernagel*. Liebhaberausgabe. In Halbleder M 12.—.

*— BRIEFE. Herausgegeben von *Franz Zinkernagel*. Liebhaberausgabe. In Halbleder M 12.—.

— SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 11.—13. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—.

JENS PETER JACOBSEN: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande, auf Dünndruckpapier. 26.—29. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 80.—.

GOTTFRIED KELLER: GESAMMELTE WERKE. Eingeleitet von *Ricarda Huch*. 11.—14. Tausend. Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 32.—; in Halbleder M 40.—; in Leder M 65.—.

LENAUS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von *Eduard Castle*. In Leinen M 50.—; in Halbleder M 75.—.

SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 90.—.



SCHOPENHAUERS WERKE in fünf Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 40.—; in Leder M 70.—.

SHAKESPEARES GESAMMELTE WERKE in Einzelausgaben. Auf Grund der *Schlegel-Tieck*schen Übertragung bearb. u. vielfach erneuert. Jeder Band in Pappband M 3.50; in Halbperg. M 5.—.

Bisher erschienen:

Macbeth — Hamlet — Othello — Ein Sommernachtstraum — König Lear — Sturm — Was ihr wollt — Cymbelin — Verlorene Liebesmüh — König Heinrich IV. (In Pappband M 4.—; in Halbpergament M 6.—.) — Antonius und Cleopatra — Komödie der Irrungen — Romeo und Julia — König Heinrich V. — König Johann — Troilus und Cressida — Julius Cäsar — Coriolanus — Die beiden Veroneser — Viel Lärm um nichts — Richard II. — Richard III. — Heinrich VIII. (Drei Teile in einem Bande, M 6.— und M 8.—.) — Ein Wintermärchen.

ADALBERT STIFTER: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Felix Braun*. In Leinen M 36.—; in Leder M 70.—.

Die Bände erschienen auch einzeln zum Preise von je M 7.50 in Leinen, M 14.— in Leder unter folgenden Titeln:

STUDIEN. 2 Bde. — DER NACHSOMMER. — WITIKO. — BUNTE STEINE.

Der Insel-Verlag ist stolz darauf, Stifters Dichtungen zu neuem Leben erweckt zu haben: ‚Der Nachsommer', der „stillste und vornehmste unserer großen Bildungsromane", ‚Witiko', das historische Gemälde, wo „die vollkommene Erscheinung einer entrückten Zeit durch weiter kein Mittel als Einfachheit und Gradheit meisterlich erreicht wird", die in den ‚Studien' und ‚Bunten Steinen' zusammengefaßten Erzählungen, die nur mit Goethes lautersten Prosawerken in sprachlicher Kunst und reiner Ruhe verglichen werden können.

— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. Zweite Auflage. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

THEODOR STORM: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 19.—21. Tausend. In Leinen M 40.—; in Halbpergament M 56.—.

*TOLSTOI: SÄMTLICHE ROMANE UND ERZÄHLUNGEN in zwölf Bänden. Eingeleitet von *Arthur Luther*. In Leinen M 54.—; in Halbpergament M 75.—.

Diese nunmehr vollständig abgeschlossene billigste Tolstoi-Ausgabe umfaßt sämtliche dichterischen Schriften Tolstois: die großen Romane (Anna Karenina — Auferstehung — Krieg und Frieden — Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre) sowie die zahlreichen kleineren Romane und Novellen, Erzählungen und Legenden.

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. Dritte Auflage. In Leinen M 7.50.

„Von den ältesten Zeiten des Althochdeutschen, vom achten Jahrhundert bis in das Ende des zwölften, erschallen bald friedsam, bald kriegerisch, bald weltlich, bald geistlich, immer aber groß und mächtig diese Sagen und Segen, deren Texte in der Ursprache hier der Übertragung Wolfskehls gegenübergestellt sind. Was vor tausend Jahren einer gedichtet hat, das wirkt nun heute noch nach, unveraltet, mit der unversiegbaren Treibkraft jenes tausendjährigen Rosenstocks zu Hildesheim."

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Eingeleitet von *André Jolles*. Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). 31.—35. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS. In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—; in Halbleder M 8.—.

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER: MÜNCHHAUSEN. Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen*, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustav Doré*. 10. und 11. Tausend. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einem Essay von *Turgenjew* und einem Nachwort von *André Jolles*. 12.—15. Tausend. In Leinen M 12.—; in Leder M 24.—.

*EISHERZ UND EDELJASPIS oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit. Aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn*. Gestaltung der eingestreuten Verse von *Albrecht Schaeffer*. In Leinen M 6.50.

*GUSTAV FREYTAG: BILDER AUS DER DEUTSCHEN VERGANGENHEIT. Vollständige Ausgabe, mit Einführung, Anmerkungen und ausführlichem Personen-, Orts- und Sachverzeichnis herausgegeben von *Johannes Bühler*. Zwei Bände auf Dünndruckpapier (2400 Seiten). In Lein. M 20.—; in Led. M 32.—.

*GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Liebhaber-Ausgabe. Mit 23 Tafeln in Lichtdruck. 15.—17. Tausend. In Halbleder M 22.—.

GOTTFRIED KELLER: DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 19.—21. Tausend. In Leinen M 7.50; in Leder M 15.—.

*CHODERLOS DE LACLOS: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (LIAISONS DANGEREUSES). Übertragen und eingeleitet von *Heinrich Mann*. 6.—9. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

GIACOMO LEOPARDI: AUSGEWÄHLTE WERKE. Plan und Einleitung von *Leonello Vincenti*. Übertragung von *Ludwig Wolde*. In Leinen M 6.50.

„Wem Illusion mehr ist als Wirklichkeit,“ so sagt Emil Ludwig in einer Besprechung des Buchs, „Schwermut und Heiterkeit verschwistert sind, wem der gegenwärtige Augenblick stets schon vergänglich ist, wer unter der Schwelle des Humors eine nicht zu bannende Frage fühlt, der greife zu diesem Buch, das er wie einen Schatz bewahren wird.“

DER NIBELUNGE NOT. KUDRUN. Herausgegeben von *Eduard Sievers*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.—.

Der mittelhochdeutsche Text in musterhafter Ausgabe.

ABBÉ PRÉVOST: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Fünfte Auflage. In Leinen M 5.50.

— Illustrierte Ausgabe mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797. In Halbleder M 14.—.

J. J. ROUSSEAU: BEKENNTNISSE. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt*. Zweite Auflage. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—.

HANS SACHS: AUSGEWÄHLTE WERKE (Gedichte und Dramen). Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer*, *Beham* u. a. 7.—10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M 12.—; in Halbpergament M 16.—.

FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 10.—14. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 11.—13. Tausend. In Lein. M 8.—; in Leder M 14.—.

— DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 6.—8. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

— DIE KARTAUSE VON PARMA. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

*FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): ZWÖLF NOVELLEN. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

*TOLSTOI: ERZÄHLUNGEN. Vollständige Ausgabe in vier Bänden. Übertragen von *Heinrich Röhl* und *Arthur Luther*. In Halbleinen M 16.—; in Halbpergament M 20.—.

DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von *Josef Bédier*. 15.—18. Tausend. In Leinen M 6.50.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen und eingeleitet von *Ernst Hardt*. Zweite Aufl. In Leinen M 7.50; in Halbleder M 11.—.
Inhalt: Der Schwarze und der Weiße — Hans und Klaas — Die Prinzessin von Babylon — Candid — Scarmentado — Zadig — Mikromegas — Der Harmlose.

EMILE ZOLA: ROM. Roman. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M 8.—.

LIEDER, MÄRCHEN UND SAGEN

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte Auflage. Auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband M 5.—; in Halbleder M 7.50.
Die Sammlung ist nicht nur eine Fundgrube verschollener Gedichte und Lieder, sondern ein lebendiges Buch für den Liebhaber alter Zeiten, der sich beim beschaulichen Blättern der reichen Großvaterschätze freuen wird.

*ALTE UND NEUE LIEDER MIT BILDERN UND WEISEN. Mit Bildern und Zeichnungen von *Ludwig Richter, Otto Ubbelohde, Leopold Graf von Kalckreuth, Max Slevogt, Cecile Leo, Hans Meid, Schwind, Menzel u. a.* In Leinen M 6.80.
Ein echtes Haus- und Wanderliederbuch.

HANS CHRISTIAN ANDERSEN: MÄRCHEN. Unter Benutzung der von *Andersen* selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann*. Mit farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 14.—16. Tausend. In Leinen M 16.—; in Halbleder M 20.—.

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 7.—10. Tausend. In Leinen M 12.—; in Halbleder M 16.—.

WILHELM HAUFF: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 5.—8. Tausend. In Leinen M 6.—; in Halbleder M 8.—.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding.* Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* 20.—22. Tausend. In Leinen M 6.50; in Schweinsleder M 16.—.

GESTA ROMANORUM. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von *Hermann Hesse.* 8.—10. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers.* Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbleinen M 9.—; in Halbpergament M 12.—.

GUSTAV SCHWAB: DIE SCHÖNSTEN SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden, besorgt von *Ernst Beutler.* 6.—8. Tausend. In Leinen M 15.—.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. Zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann.* Band I—III je in Leinen M 10.—; in Leder M 18.—; Band IV in Leinen M 12.—; in Leder M 20.—. Band V und VI werden im nächsten Jahre folgen.

*DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSEND UND EINER NACHT. Volksausgabe in einem Bande. 15.—17. Tausend. In Halbleinen M 6.50; in Halbleder M 9.—.

*TAUSEND UND EIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst.* Übertragen von *Felix P. Greve* und *Paul Hausmann.* 4.—7. Tausend. Zwei Bände in Leinen M 20.—; in Leder M 36.—.
Die beiden Bände bilden, in völlig gleicher Ausstattung, eine wundervolle Ergänzung der großen sechsbändigen 1001-Nacht-Ausgabe.

*OSCAR WILDE: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede.* 133.—140. Tausend. In Halbleinen M 5.50; in Halbpergament M 8.—; in Leder M 15.—.

BIOGRAPHIEN, BRIEFE UND LEBENSDOKUMENTE

*BETTINA VON ARNIM: DIE GÜNDERODE. Eingeleitet von *Hans Amelung.* 5.—7. Tausend. In Leinen M 6.—.

LUDWIG VAN BEETHOVEN: BERICHTE DER ZEITGENOSSEN, BRIEFE UND PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN. Gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann.* Mit sechzehn Bildtafeln. Zwei Bände. In Halbleinen M 12.—; in Halbleder M 16.—.

*CLEMENS BRENTANO: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst*. Dritte Auflage. In Leinen M 6.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Auf Grund der von *Erich Schmidt* besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch*. Mit 16 Bildtafeln. 6.—10. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 11.—.

FERDINAND CORTES: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes'* an *Kaiser Karl V.* Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig*. 6.—10. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 11.—.

DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor*. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 16.—20. Tausend. In Pappband M 4.50; in Halbleder M 7.—.

JOH. GUST. DROYSEN: DAS LEBEN DES FELDMARSCHALLS GRAFEN YORCK VON WARTENBURG. Zwei Bände. Elfte Auflage. Mit 8 Bildnissen und 8 Karten. In Leinen M 12.—.

BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE VON ORLEANS (LISELOTTE). Herausgegeben von *Hans F. Helmolt*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 12.—.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 10. bis 12. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 11.—.

MEMOIREN DER KAISERIN KATHARINA II. VON RUSSLAND. Übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildtafeln. 16.—19. Tausend. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 12.—.

DIE FAMILIE MENDELSSOHN, 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Sebastian Hensel*. Achtzehnte Auflage. Mit 20 Bildtafeln, Zwei Bände. In Leinen M 16.—; in Halbleder M 22.—.

WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk von *Arthur Schurig*. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 5.—9. Tausend. In Leinen M 18.—. *„Schurig hat seinen eigenen Blick für Gestalt und Werk Mozarts und bietet mehr als eine objektive Darstellung. Einzelne Kapitel, wie die Jugendreisen, der Aufenthalt in Paris, die letzte Zeit vor dem Tode, lesen sich wie Teile eines spannenden Romans.“ (Prager Presse.)*

*WOLFGANG AMADEUS MOZART. Berichte der Zeitgenossen und Briefe. Gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 12.—.

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze*, übertragen von *Hedwig Lachmann*. Mit 19 Bildern. In Leinen M 7.50.

*NIETZSCHES BRIEFE AN MUTTER UND SCHWESTER. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche*. Neue Ausgabe. Mit 5 Bildnissen in Lichtdruck. In Leinen M 12.—.

— BRIEFWECHSEL MIT ERWIN ROHDE. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche* und *Fritz Schöll*. Dritte Auflage. In Halbleinen M 7.—.

— BRIEFE AN PETER GAST. Herausgegeben von *Peter Gast*. Dritte Auflage. In Leinen M 9.—.

— BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler*. 21.—25. Tausend. In Leinen M 5.50.

ERNST REISINGER: GRIECHENLAND. Schilderungen deutscher Reisender. 11.—15. Tausend. Mit 90 Bildtafeln. In Halbleinen M 8.—.

„Hier ist in Bild und Wort das vornehmlich Historische betont, ohne die Landschaft zu vernachlässigen. Ein ausgezeichneter Eingang schildert kurz die nachklassische Geschichte Griechenlands, und die Reisenden des Mittelalters und der neueren Zeit kommen bis Isolde Kurz im Original zu Wort. Das Wichtigste aber sind die 88 brillanten Vollbilder, die Bauten, Ruinen und Denkmäler mustergültig wiedergeben.“

(Preußische Jahrbücher.)

SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon herausgegeben von *Wilhelm Weigand*. Übertragen von *Arthur Schurig*. Mit 54 zeitgenössischen Bildern. Dritte Auflage. In Leinen M 20.—; in Halbleder M 24.—.

SCHILLERS GESPRÄCHE. Berichte der Zeitgenossen über ihn. Herausgegeben von *Julius Petersen*. Mit 4 Bildern in Lichtdruck. In Leinen M 5.—.

*AUGUST WILHELM UND FRIEDRICH SCHLEGEL IM BRIEFWECHSEL MIT SCHILLER UND GOETHE. Herausgegeben von *Josef Körner* und *Ernst Wieneke*. In Leinen M 8.—.

SCHOPENHAUER: PHILOSOPHISCHE APHORISMEN. Aus dem handschriftlichen Nachlaß gesammelt sowie als Grundriß seiner Weltanschauung geordnet und herausgegeben von *Otto Weiß*. In Leinen M 12.—; in Halbleder M 15.—.

„Diese unmittelbar im Augenblicke der Intuition niedergeschriebenen Aphorismen sind eine literarische Schöpfung von höchsten künstlerischen

Werte. Sie sind berufen, Schopenhauer und seine Lehre auch all denen nahezubringen, denen in der Unrast unserer Tage die Sammlung fehlt, seine philosophischen Hauptwerke durch die von ihm selbst als notwendige Bedingung geforderte beharrliche und weit ausholende innere Arbeit sich zu eigen zu machen.“ *(Neue Freie Presse.)*

ALEXANDER VON VILLERS: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand.* Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 9.—.

„Trotz Lessing, Goethe, Bismarck, Mörike der vollendetste Virtuos des deutschen Briefes“ — so rühmte Richard M. Meyer den Unbekannten; und Josef Hofmiller schrieb: „Sind überhaupt im letzten Jahrhundert Briefe geschrieben worden, reicher an Geist und herrschender im Spiele der Sprache? Ich lese in diesen Briefen, seit ich sie kenne: bald, wie sie sich zufällig von selber aufschlagen, alle Jahre einmal wenigstens von A bis Z.“

*DIE JUGENDFREUNDE DES „ALTEN MANNES“: JOHANN WILHELM UND FRIEDERIKE TUGENDREICH VOLKMANN. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Ludwig Volkmann.* Mit 12 Lichtdrucktafeln. 4. und 5. Tausend. In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

MEMOIREN DER MARKGRÄFIN WILHELMINE VON BAYREUTH. Deutsch von *Annette Kolb.* Mit 10 Bildtafeln. 9. bis 13. Tausend. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 12.—.

*JOACHIM WINCKELMANN: KLEINE SCHRIFTEN UND BRIEFE. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays.* Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Halbpergament M 18.—.

Diese neue Ausgabe will den Heutigen vor allem den dichterischen Gehalt von Winckelmanns Schaffen nahebringen. Sie enthält seine kleineren selbständigen Schriften über die Kunst sowie eine Auswahl seiner schönsten Briefe, eingeleitet durch einen Essay von Uhde-Bernays über das Dreigestirn der hellenischen Deutschen: Winckelmann — Hölderlin — Marées.

FAKSIMILE- UND VORZUGS-AUSGABEN

*DIE MANESSESCHE HANDSCHRIFT. Faksimile-Ausgabe des in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindlichen Originals in vielfarbigem Lichtdruck. Sechs Lieferungen zum Subskriptionspreis von je M 500.—. Der Bezug der ersten Lieferung verpflichtet zur Abnahme der folgenden. Die Lieferungen I—III sind erschienen, die weiteren werden 1927 folgen.

BLOCKBÜCHER: DEFENSORIUM IMMACULATAE VIRGINITATIS. Farbige Faksimile-Ausgabe des in der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Blockbuches aus dem Jahre 1470. 500 numerierte Exemplare. In Halbpergament M 45.—.

BLOCKBÜCHER: DAS PUCH VON DEM ENTKRIST. Farbige Faksimile-Ausgabe des in der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Blockbuches vom Antichrist aus dem 15. Jahrhundert. 500 numerierte Exemplare. In Halbpergament M 55.—.

*ENNO LITTMANN: VOM MORGENLÄNDISCHEN FLOH. Dichtung und Wahrheit über den Floh bei den Hebräern, Syriern, Arabern, Abessiniern und Türken. Mit 15 Radierungen von *Marcus Behmer*. 330 numerierte Exemplare auf Büttenpapier. In Halbpergament M 40.—; in Leder M 60.—.
12 Exemplare, in denen die Radierungen von der unverstählten Platte abgezogen wurden, in besonders reichvergoldetem Pergamenthandband, je M 120.—.

PAUL VALÉRY: GEDICHTE. Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. Gedruckt in 450 numerierten Stücken auf der *Cranach-Presse* in Weimar. Nr. 1—50 auf Japanpapier, in Saffianleder (Handband) M 60.—; Nr. 51—450 auf Büttenpapier, in Halbpergament M 30.—.

*SHAKESPEARE'S WORKS. Monumentalausgabe der *Ernst-Ludwig-Presse* zu Darmstadt in 16 Bänden. 250 Exemplare auf bestem Handpapier, von denen 150 in den Handel kommen. Preis jedes Bandes handgebunden: in Halbpergament M 80.—; in Maroquin M 125.—.
Bisher erschien Band I, ‚The Poems' enthaltend; von den weiteren werden jährlich zwei bis drei erscheinen.
Diese erste schöne englische Shakespeare-Gesamtausgabe ist dem Andenken Cobden-Sandersons, des Begründers der Doves Press, gewidmet. Die Herstellung des Werkes erfolgt durch Chr. H. Kleukens, den Schnitt der Type hat eine kunstfreundliche deutsche Regierung ermöglicht. Die Textrevision besorgt Prof. Dr. Friedrich Brie in Freiburg i. B. Eine Probeseite steht kostenlos zur Verfügung.

*HARTMANN V. DER AUE: DER ARME HEINRICH. Gedruckt in 200 numerierten Exemplaren auf der *Ernst-Ludwig-Presse* zu Darmstadt. In Halbpergament M 35.—; in Pergament M 50.—.

*FESTSCHRIFT FÜR E. R. WEISS ZUM FÜNFZIGSTEN GEBURTSTAGE. 500 numerierte Exemplare; Nr. 1—50, in denen die drei graphischen Originalarbeiten signiert wurden, in Pergament (Handband) M 110.—; Nr. 51—500 in Halbperg. M 70.—.
Dieses Buch der Huldigung besteht aus drei Teilen: den dichterischen und graphischen Schöpfungen, mit denen E. R. Weiß von den ihm Nahestehenden begrüßt wird, den Abhandlungen, in denen sein Wesen und seine Bedeutung dargestellt werden, und zahlreichen Proben, die den großen Umfang seines buchkünstlerischen Schaffens illustrieren. Ein Stück Geschichte der deutschen Buchkunst wird lebendig, wie es für die letzten dreißig Jahre einzig dasteht.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

NACH ZEITGENÖSSISCHEN QUELLEN HERAUSGEGEBEN VON *JOHANNES BÜHLER*

Jeder Band in Halbleinen M 9.—; in Halbleder M 12.—.

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG. 6. bis 8. Tausend. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

DAS FRANKENREICH. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER. Mit 16 Bildtafeln.

DIE HOHENSTAUFEN Mit 16 Bildtafeln.

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Mit 16 Bildtafeln. 7.—11. Tausend.

***DEUTSCHES GEISTESLEBEN IM MITTELALTER. Mit 16 Bildtafeln.**

Diese Sammlung will in einer Reihe von Einzelbänden dem Deutschen, der nicht Historiker von Fach ist, mittelalterliches Quellenmaterial in solchem Umfang und in solcher Form bieten, daß ihm die Bedeutung des Mittelalters als Lebensform und als die Zeit ersten Heranwachsens des deutschen Staates und Menschen anschaulich wird. In den Einleitungen werden die treibenden Kräfte der Epochen zu deuten gesucht und so auch das geboten, worin die spätere Betrachtung dem zeitgenössischen Bericht zuweilen überlegen ist.

Sonderverzeichnisse, die das Programm der ganzen Sammlung enthalten, stehen unberechnet zur Verfügung.

★

DEUTSCHE MEISTER

Eine Monographienreihe, herausgegeben von Karl Scheffler und Curt Glaser

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. 6.—10. Tausend. Mit 117 Abbildungen. In Halbleinen M 10.—; in Halbperg. M 14.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildungen. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Bildtafeln. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

KARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach*. Mit 110 Abbildungen. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilh. Worringer.* Mit 126 Abbildungen. In Halbleinen M 12.—; in Halbpergament M 14.—.

DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen.* Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 12.—; in Halbpergament M 14.—.

PETER VISCHER DER ÄLTERE UND SEINE WERKSTATT. Von *Simon Meller.* Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

Ein ausführlicher Prospekt über das ganze Programm der Sammlung wird auf Wunsch vom Verlag unberechnet geliefert.

*

4-MARK-BÜCHER

Jeder Band auf schönem Papier gedruckt und in Ganzleinen mit echter Vergoldung gebunden.

BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 26.—31. Tausend.

FICHTES REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Revidierte Ausgabe von *Rudolf Eucken.* 25.—29. Tausend.

*GOETHES BRIEFE AN FRAU VON STEIN. Herausgegeben von *Julius Petersen.* Mit 6 Silhouetten. 21.—30. Tausend.

*DIE BRIEFE DES JUNGEN GOETHE. Herausgegeben und eingeleitet von *Gustav Roethe.*

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Eingeleitet von *Albert Köster.* Mit einer Silhouette der Frau Rath. 58.—63. Tausend.

*WILHELM VON HUMBOLDT: BRIEFE AN EINE FREUNDIN (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 27.—31. Tausend.

KANT-AUSSPRÜCHE. Herausgegeben von *Raoul Richter.* 11. bis 14. Tausend.

*KLEISTS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Michael.*

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke.* Mit Titelbild nach der ersten Ausgabe. 16.—20. Tausend.

MOZARTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 21.—26. Tausend.

*ADALBERT STIFTERS ERZÄHLUNGEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Felix Braun.*

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in Leinen M 4.50.

Ausführliche Sonderverzeichnisse über die in völlig neuer Ausstattung vorliegende Sammlung stehen auf Wunsch zur Verfügung.

*WILLIBALD ALEXIS: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman. 22.—26. Tausend.

HONORÉ DE BALZAC: DIE CHOUANS. Übertragen v. *Johannes Schlaf.*

— VATER GORIOT. Übertragen von *Gisela Etzel.*

*CHARLES DE COSTER: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski.* 41.—44. Tausend.

DANIEL DEFOE: ROBINSON CRUSOE. Nach der ältesten deutschen Übertragung. 11.—15. Tausend.

F. M. DOSTOJEWSKI: AUFZEICHNUNGEN AUS EINEM TOTENHAUSE. 11.—15. Tausend.

— AUS DEM DUNKEL DER GROSSSTADT. — HELLE NÄCHTE. 6.—10. Tausend.

— DER DOPPELGÄNGER. 11.—14. Tausend.

— DER SPIELER. 22.—26. Tausend.

*— DIE BRÜDER KARAMASOFF. Drei Bände. 31.—35. Tausend.

— NETOTSCHKA NJESWANOWA. 11.—14. Tausend.

— SCHULD UND SÜHNE (Raskolnikow). Zwei Bände. 36. bis 40. Tausend.

*GUSTAVE FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von *Arthur Schurig.* 36.—39. Tausend.

*— SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig.* 26.—30. Tausend.

LOUISE VON FRANÇOIS: DIE LETZTE RECKENBURGERIN. 59.—63. Tausend.

H. J. CHR. GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe. 21.—25. Tausend.

JENS PETER JACOBSEN: FRAU MARIE GRUBBE. Übertragen von *Mathilde Mann.* 26.—31. Tausend.

— NIELS LYHNE. Übertragen von *Anka Matthiesen.* 41.—45. Taus.

GOTTFRIED KELLER: DAS SINNGEDICHT. 6.—11. Tausend.

SELMA LAGERLÖF: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann.* 43.—48. Tausend.

PROSPER MÉRIMÉE: DIE BARTHOLOMÄUSNACHT. Übertragen von *Gertrud Ouckama Knoop*.

*HENRI MURGER: DIE BOHÊME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. 26.—29. Tausend.

JOSEPH VICTOR VON SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 41.—44. Tausend.

WALTER SCOTT: DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von *August Schäfer*. 16.—20. Tausend.

ROBERT LOUIS STEVENSON: DIE SCHATZINSEL. Übertragen von *Franz Franzius*.

JONATHAN SWIFT: GULLIVERS REISEN. Vollständige Ausgabe. Übertragen von *Franz Franzius*.

*LEO N. TOLSTOI: KINDHEIT, KNABENALTER, JÜNGLINGSJAHRE. Übertragen von *H. Röhl*. 11.—14. Tausend.

— ANNA KARENINA. Übertragen von *H. Röhl*. Zwei Bände. 31.—35. Tausend.

— KRIEG UND FRIEDEN. Übertragen von *H. Röhl*. Vier Bände. 19.—22. Tausend.

— AUFERSTEHUNG. Übertragen von *A. Heß*. 30.—34. Tausend.

*IWAN TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. 27.—30. Tausend.

FRIEDRICH THEODOR VISCHER: AUCH EINER. Eine Reisebekanntschaft. 11.—15. Tausend.

OSCAR WILDE: DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Übertragen von *Hedwig Lachmann* und *Gustav Landauer*. 36. bis 39. Tausend.

EMILE ZOLA: DOKTOR PASCAL. Übertragen von *Ernst Hardt*.

*

DIE INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band in farbigem Pappband 90 Pfennig.

Die Sammlung umfaßt 390 Bände und enthält Novellen, Erzählungen, Gedichte, Dramen, Sagen, Märchen, Essays, Kunstbücher u. a.

Eine Anzahl Bände ist auch in Leder gebunden zum Preise von je M 4.50 lieferbar.

Vollständige Verzeichnisse unberechnet.

Der Inhalt

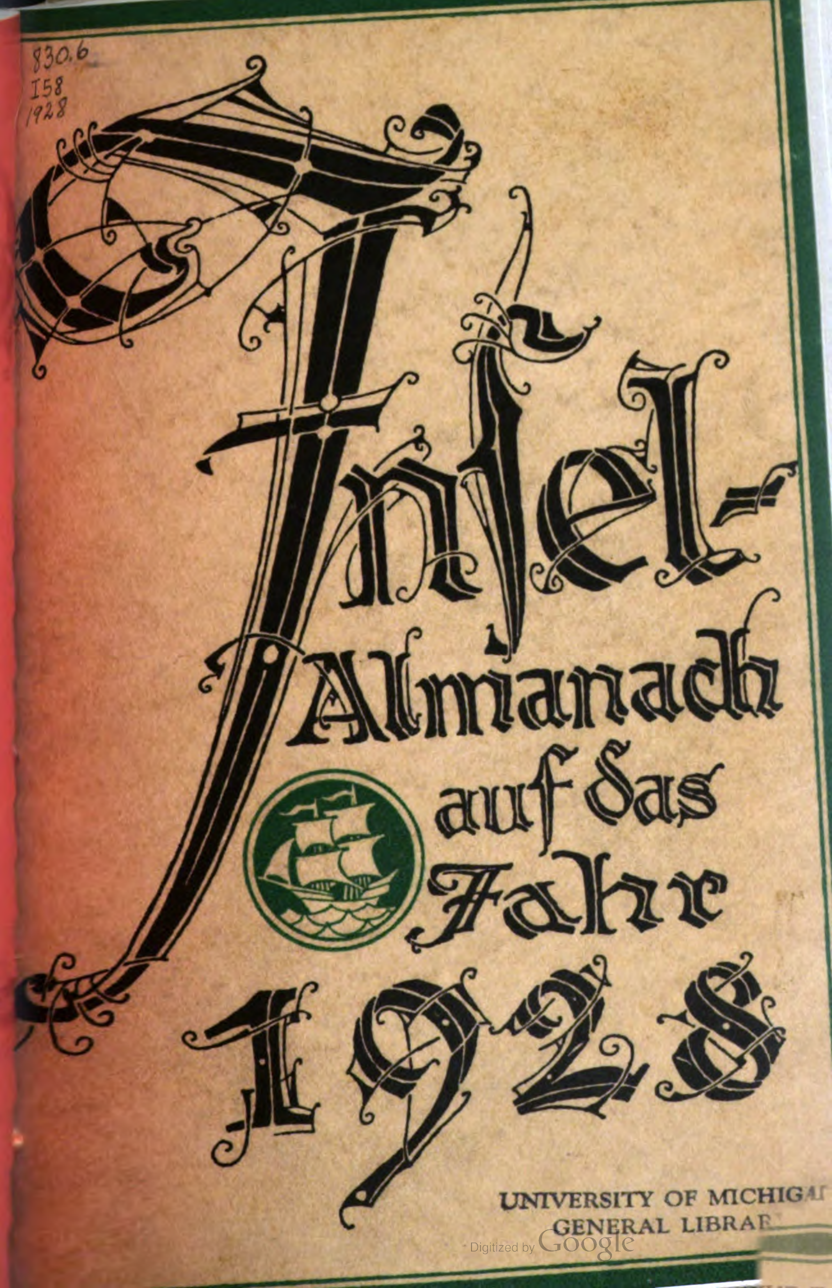
Die Bilder

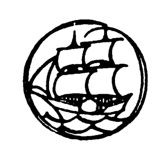
*

Kalendarium und Umschlag zeichnete Emil Preetorius

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig




Insel-
Almanach
auf das
Jahr
1928



INSEL-ALMANACH

AUF DAS JAHR

1928

IM INSEL-VERLAG
ZU LEIPZIG

KALENDARIUM

UND BANG UND SINNLOS SIND DIE ZEITEN,
WENN HINTER IHREN EITELKEITEN
NICHT ETWAS WALTET WELCHES RUHT.

RAINER MARIA RILKE

JANUAR · FEBRUAR · MÆRZ ·

Januar

1 Neujahr
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend ◐

---

8 1. Sonntag n. Ep.
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend ☾

---

15 2. Sonntag n. Ep.
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

---

22 3. Sonnt. n. Ep. ●
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag
7 Freitag
28 Sonnabend

---

29 4. Sonnt. n. Ep. ☽
30 Montag
31 Dienstag

Februar

1 Mittwoch
2 Donnerstag
3 Freitag
4 Sonnabend

---

5 Septuagesimä ◐
6 Montag
7 Dienstag
8 Mittwoch
9 Donnerstag
10 Freitag
11 Sonnabend

---

12 Sexagesimä
13 Montag ☾
14 Dienstag
15 Mittwoch
16 Donnerstag
17 Freitag
18 Sonnabend

---

19 Estomihi
20 Montag
21 Fastnacht ●
22 Aschermittwoch
23 Donnerstag
24 Freitag
25 Sonnabend

---

26 Invocavit
27 Montag
28 Dienstag ☽
29 Mittwoch

März

1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend

---

4 Reminiscere
5 Montag
6 Dienstag ◐
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend

---

11 Oculi
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch ☾
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend

---

18 Lätare
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch ●
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend

---

25 Judica
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch ☽
29 Donnerstag
30 Freitag
31 Sonnabend

· APRIL · MAI · JUNI ·

APRIL

1 Palmarum
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Gründonnerst. ○
6 Karfreitag
7 Sonnabend

8 Ostersonntag
9 Ostermontag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag ☾
14 Sonnabend

15 Quasimodogeniti
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag ●
21 Sonnabend

22 Misericord. Dom.
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag ☽
27 Freitag
28 Sonnabend

29 Jubilate
30 Montag

MAI

1 Dienstag
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag ○
5 Sonnabend

6 Cantate
7 Montag
8 Dienstag
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend ☾

13 Rogate
14 Montag
15 Dienstag
16 Mittwoch
17 Himmelfahrt
18 Freitag
19 Sonnabend ●

20 Exaudi
21 Montag
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag
25 Freitag
26 Sonnabend ☽

27 Pfingstsonntag
28 Pfingstmontag
29 Dienstag
30 Mittwoch
31 Donnerstag

JUNI

1 Freitag
2 Sonnabend

3 Trinitatis ○
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend

10 1. Sonnt. n. Tr.
11 Montag ☾
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag
16 Sonnabend

17 2. Sonnt. n. Tr. ●
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Donnerstag
22 Freitag
23 Sonnabend

24 3. Sonnt. n. Tr. ☽
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend

• JULI • AUGUST • SEPTEMB

Juli		
1	4. Sonnt. n. Tr.	
2	Montag	
3	Dienstag	○
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	5. Sonnt. n. Tr.	
9	Montag	
10	Dienstag	☾
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Sonnabend	
15	6. Sonnt. n. Tr.	
16	Montag	
17	Dienstag	●
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Sonnabend	
22	7. Sonnt n. Tr.	
23	Montag	
24	Dienstag	☽
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Sonnabend	
29	8. Sonnt. n. Tr.	
30	Montag	
31	Dienstag	

August		
1	Mittwoch	○
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	
5	9. Sonnt. n. Tr.	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	☾
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	
12	10. Sonnt. n. Tr.	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	●
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	
19	11. Sonnt. n. Tr.	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	☽
24	Freitag	
25	Sonnabend	
26	12. Sonnt. n. Tr.	
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	
31	Freitag	○

September		
1	Sonnabend	
2	13. Sonnt. n. Tr.	
3	Montag	
4	Dienstag	
5	Mittwoch	
6	Donnerstag	☾
7	Freitag	
8	Sonnabend	
9	14. Sonnt. n. Tr.	
10	Montag	
11	Dienstag	
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	
14	Freitag	●
15	Sonnabend	
16	15. Sonnt. n. Tr.	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Sonnabend	☽
23	16. Sonnt. n. Tr.	
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	
28	Freitag	
29	Sonnabend	○
30	17. Sonnt. n. Tr.	

OKTOBER · NOVEMB · DECEMB ·

Oktober	November	December
1 Montag	1 Donnerstag	1 Sonnabend
2 Dienstag	2 Freitag	2 1. Advent
3 Mittwoch	3 Sonnabend	3 Montag
4 Donnerstag	4 22. Sonnt. n. Tr. ☾	4 Dienstag ☾
5 Freitag	5 Montag	5 Mittwoch
6 Sonnabend ☾	6 Dienstag	6 Donnerstag
7 18. Sonnt. n. Tr.	7 Mittwoch	7 Freitag
8 Montag	8 Donnerstag	8 Sonnabend
9 Dienstag	9 Freitag	9 2. Advent
10 Mittwoch	10 Sonnabend	10 Montag
11 Donnerstag	11 23. Sonnt. n. Tr.	11 Dienstag
12 Freitag	12 Montag ●	12 Mittwoch ●
13 Sonnabend ●	13 Dienstag	13 Donnerstag
14 19. Sonnt. n. Tr.	14 Mittwoch	14 Freitag
15 Montag	15 Donnerstag	15 Sonnabend
16 Dienstag	16 Freitag	16 3. Advent
17 Mittwoch	17 Sonnabend	17 Montag
18 Donnerstag	18 24. Sonnt. n. Tr.	18 Dienstag
19 Freitag	19 Montag	19 Mittwoch
20 Sonnabend	20 Dienstag ☽	20 Donnerstag ☽
21 20. Sonnt. n. Tr. ☽	21 Bußtag	21 Freitag
22 Montag	22 Donnerstag	22 Sonnabend
23 Dienstag	23 Freitag	23 4 Advent
24 Mittwoch	24 Sonnabend	24 Montag
25 Donnerstag	25 Totenfest	25 1. Weihnachtsfeiert.
26 Freitag	26 Montag	26 2. Weihnachtsf. ○
27 Sonnabend	27 Dienstag ○	27 Donnerstag
28 21. Sonnt. n. Tr. ○	28 Mittwoch	28 Freitag
29 Montag	29 Donnerstag	29 Sonnabend
30 Dienstag	30 Freitag	30 Sonnt. n. Weihn.
31 Mittwoch		31 Silvester

DORF UND STADT
VON KARL SCHEFFLER

Das Dorf, in dem Johann Schüler zur Welt kam, hat sich während seines Lebens mehr verändert als vorher in Jahrhunderten. In Johanns früher Kindheit war es noch ganz ländlich; heute ist es der Vorort einer Großstadt. Die Straßen und Häuser, Gärten und Plätze, die Menschen in ihren Sitten und Gewohnheiten, in ihren Erscheinungen und Überzeugungen: alles hat sich von Grund auf gewandelt. Die Veränderungen, die über das große Vaterland in den Jahrzehnten zwischen den beiden Kriegen dahingegangen sind, spiegeln sich getreulich auch im Gestaltwandel des kleinen Dorfes.

Es liegt im Gebiet einer norddeutschen Stadt, die sich selbst von alters her „frei" nennt und ein selbständiger kleiner Staat ist. Das Dorf ist eine Wegstunde fast von den alten Toren der Stadt entfernt. Ursprünglich bestand es nur aus zwei Reihen von Häusern und Gehöften, die unmittelbar an der Landstraße lagen. Am Ausgang jedoch gabelte sich die Straße. Links führte sie am Fluß hinauf, ins preußische Gebiet, dessen Grenze ein paar hundert Meter hinter dem Dorf durch ein Zollhaus gesperrt war. Rechts führte eine andere Straße zur

Kirche und weiter zur Brücke über den Fluß. Dort, wo die Gabelung war, hatte sich eine Häuserinsel und daneben ein dreieckiger Marktplatz gebildet; und auch in der Gegend der Kirche drängten sich Häuser und Gärten so zusammen, daß das Dorf an dieser Stelle mehr Körper hatte.

Die am meisten in die Augen fallenden Häuser des Dorfes waren die Bauernhöfe. Sie bildeten Gebäudegruppen und lagen stattlich und herrenmäßig da. In der Mitte, etwas zurück von der Straße, zu beiden Seiten flankiert von Wagenschuppen und Vorratshäusern, so daß ein mit Kopfsteinen holprig gepflasterter Hof entstand, lag, den Giebel der Straße zugekehrt, das Hauptgebäude. Es hatte weißgekalkte Fachwerkwände und ein hohes mit Stroh gedecktes Dach, das an der Spitze des Giebels mit zwei sich kreuzenden Hölzern in der Form der alten sächsischen Pferdeköpfe verziert war. In der Mitte der Giebelwand befand sich eine große grün gestrichene Tür, die aus Ober-, Unter- und Seitenflügeln zusammengesetzt war, die sich stückweis aufklappen ließ wie ein Flügelaltar, und durch die hochbeladene Kornwagen einfahren konnten, wenn alle Flügel geöffnet wurden. Zu beiden Seiten des Haupttores, dort wo das Strohdach so tief herabreichte, daß es mit der ausgestreckten Hand berührt werden konnte, waren kleinere Türen angebracht. Sie führten links zu einer langen Reihe von Kuhställen und rechts in die Pferdeställe. Die Mitte des Gebäudes nahm die große Diele ein, deren Fußboden aus Lehm gestampft war und die oben von einer Balkendecke abgeschlossen wurde. In dieser Decke war eine

viereckige Öffnung. Darunter hielten in der Erntezeit die Korn- oder Heuwagen, um entladen zu werden. Sonst lehnte eine Leiter in der Luke. Stieg man hinauf, so übersah man den Korn- und Heuspeicher, der über das ganze Gebäude wegging, und über dem das Strohdach schräg und steil emporstieg. In dieser Boden- und Dielenregion herrschte eine heimliche Dämmerung, wenn das Tor geschlossen war, denn das Licht fiel nur durch ein paar kleine Fenster. Freilich drang das Sonnenlicht daneben durch alle Ritzen der schweren Tür. Blendend glänzten schräge Strahlen auf, in denen sich der Staub tanzend drehte. Die Diele roch nach trockenem Heu, nach Pferdegeschirr und nach den Viehställen. Diese waren nach der Diele zu offen, so daß das Futter von dort in die Krippen getan werden konnte. Beständig war dieser Raum voller Geräusche. Man hörte das Schroten und Schnaufen der Kühe, das Kettenzerren und Stampfen der Pferde und das Gurren der Tauben, deren Schlag sich oberhalb der Ställe befand.
Hinten schlossen sich die Wohnräume unmittelbar an. Sie waren von der Diele nur getrennt durch ein gedrechseltes Holzgitter, in dem sich eine Tür befand. Dahinter saß die Bäuerin mit ihrer Arbeit. Früher war es der Spinnrocken gewesen, jetzt war es eine Küchenbeschäftigung oder Näherei. Sie konnte von ihrem Platz aus das ganze Haus beaufsichtigen, konnte sehen, was die Knechte in den Ställen oder auf der Diele beim Dreschen, an der Futterkiste oder Häckselmaschine, und was die Mägde in der Küche oder auf dem Hof taten. Und sie war auch in der Nähe der Wohnräume, in denen der

ererbte, Jahrhunderte alte Hausrat zu finden war, Schränke und Truhen aus schwerem Holz solide gearbeitet, mit schönen blanken Messinggriffen und eingeschnitzten Jahreszahlen und Initialen, blau bemalte Kacheln, blankes Küchengeschirr und selbstgefertigte Gewebe. Von hier aus, zur Seite des Langhauses, ging eine Tür in den Garten. Dort gab es lange schmale Beete, von Buchsbaum eingefaßt, mit bunten Blumen, Küchenkräutern und Arzneipflanzen, es gab hohe alte Obstbäume, Johannisbeer- und Stachelbeerhecken, vor den Fenstern eine Reihe regelmäßig gepflanzter, rechteckig geschorener, mit den Kronen sich berührender Lindenbäume, und Lauben aus lichtem Ulmengezweig. Jede Form, auch im Garten, war überliefert.

Die Ländereien der Bauern lagen nicht unmittelbar bei den Höfen, sondern weiter draußen. Sie bildeten auf der einen Seite ein großes Felder- und Ackergebiet, das sich bis zur preußischen Grenze erstreckte, und auf der andern Seite Viehweiden, die, fest mit buschbewachsenen Wällen umgrenzt, von hölzernen Toren geschlossen und durch Wege, sogenannte Twieten, getrennt waren. Diese Ländereien gehörten den wenigen Bauernfamilien, die von alters her im Dorf und auf den Höfen ansässig waren. Darum waren die Bauern die einflußreichsten Gemeindeglieder; einer von ihnen hatte stets das Amt des Vogtes inne. Solange die Dorfbewohner denken konnten, waren die Höfe im Besitz derselben Bauernfamilien gewesen, es hatten sich kleine Dynastieen gebildet, die sich, trotz der Vertraulichkeit aller mit allen im Dorf, gesellschaftlich abschlossen. Die Bauern zählten

ihre Ahnen, und das ganze Dorf zählte mit. Jeder kannte ihre Eltern und Großeltern, jeder nahm teil an den Vorgängen auf den Höfen, jeder wußte die Beinamen, die den Bauern angehängt worden waren, wußte, welches Unrecht sie verübt hatten, wieviel Land, Vieh und Geld sie besaßen und welche Kinder miteinander verheiratet werden sollten. Die Alten im Dorf wußten in der Familiengeschichte der Bauern Bescheid bis zur Franzosenzeit und weiter zurück. Der älteste Sohn erbte den Hof. Die jüngeren Söhne erhielten so viel Geld, daß sie sich in der Nachbarschaft ankaufen konnten, und die Töchter verheirateten sich wieder mit Bauernsöhnen. Dadurch waren die Bauern der ganzen Gegend miteinander verwandt, es waren große Sippen entstanden. Die Kinder wurden zur Arbeit der Eltern erzogen. Sie besuchten die Dorfschule, dann arbeiteten die Knaben wie Knechte auf dem väterlichen Hof, und die Mädchen sahen in ihren kurzen beiderwandenen Röcken genau so aus wie die Mägde. Alle sprachen das niederdeutsche Platt und waren einander ähnlich, weil sie dieselben Interessen, Sitten und Gewohnheiten hatten. Fremde Elemente drangen fast nie in die Familien. Wie die Gehöfte inmitten des Dorfes scheinbar offen, in Wahrheit aber fest abgegrenzt dalagen, so schlossen sich auch ihre Bewohner wie nach einem natürlichen Gesetz von den anderen Dorfbewohnern ab. Zu den Familienfesten der Bauern kamen die Verwandten in ihren Wagen von weit her; aber man sah niemals auf diesen Festen einen Handwerker aus dem Dorf.

Einen besonderenCharakter gaben dem Dorf dieSommer-

wohnungen der Städter. Diese Häuser gehörten wohlhabenden Kaufherren, die in der guten Jahreszeit das Land suchten und sich doch von der Stadt nicht zu weit entfernen wollten. Das Dorf lag ihnen gerade recht. In der Stadt besaßen sie stattliche Häuser mit Gesellschaftsräumen, Kontoren und Lagern. Im Frühling gingen sie aufs Land und blieben dort bis zum Ende des Sommers. In der Stadt waren sie vornehme und angesehene Herren. Viele trugen den Senatorentitel, einige wurden sogar Bürgermeister genannt. Die Familien gaben sich mit starkem Bewußtsein patrizierhaft, hielten sich von den Bewohnern des Dorfes streng zurück, von den Bauern sowohl wie von den Handwerkern, und schlossen sich in ihren großen Gärten ganz ab. Morgens fuhr der Kaufherr in seiner Equipage zur Stadt, und nachmittags kehrte er zum Essen, das nach englischem Vorbild erst um fünf oder sechs Uhr eingenommen wurde, zurück. Was man vom Leben in diesen Häusern erfuhr, kam entweder von den Kutschern und Gärtnern, von den Dienstmädchen oder von den Handwerkern, die für die „Herrschaften“, wie man im Dorfe sagte, arbeiteten. Daß man wenig erfuhr, vermehrte nur die achtungsvolle Scheu. Die Lebensgewohnheiten dieser Vornehmen waren in jeder Weise verschieden von denen der andern Dorfbewohner. Die Kaufherren, ihre Frauen und Kinder wurden auf der Straße mit fast untertäniger Höflichkeit gegrüßt; wenn einer von ihnen einmal in einem Handwerkerhaus vorsprach, um eine Bestellung zu machen, so wurde die Tür der besten Stube aufgetan, und es herrschte einige Aufregung. Die Dorfkinder aber

gingen selten an den Häusern und Gärten vorbei, ohne das Gesicht ans Gitter zu drücken und neugierig die fremde Welt zu untersuchen.
Diese Sommersitze waren nicht eben alt; keiner davon gehörte noch dem achtzehnten Jahrhundert an, und auch aus der Zeit vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fanden sich nur wenige Gebäude. Das meiste war in den vierziger und fünfziger Jahren gebaut worden. Dennoch war in den Anlagen eine einfache, stille Vornehmheit. Die Häuser waren meistens aus Ziegelsteinen gebaut und grau mit Ölfarbe gestrichen. Das Dach war mit Schiefer gedeckt. Diese Häuser waren nie mehr als einstöckig und so angelegt, daß sie sich mit den Wohnzimmern gegen den Garten öffneten. Die Fußböden des Erdgeschosses lagen fast auf dem Niveau des Gartens, so daß man vom Gartensaal unmittelbar ins Freie gelangen konnte. An der Front befand sich eine Vorfahrt für die Wagen. Doch gab es auch Sommerhäuser, die tief in einem großen parkartigen Garten in Grün versteckt dalagen und zu denen eine schöne Allee alter Bäume hinführte. Im Innern herrschte dieselbe einfache Vornehmheit wie im Äußern. Die Fußböden waren grau gestrichen, die Türen und Fenster weiß, die Wände waren mit einfarbigen Tapeten beklebt und mit lebhaften Borten eingefaßt; die mit leichten Stuckornamenten, Palmetten und Mäandern verzierten Decken waren schlicht geweißt. An den Wänden standen schöne alte Möbel aus Mahagoniholz, schwere Sofas mit Roßhaarbezügen, Stühle mit geschweiften Lehnen, zierliche Putztische, hohe Wanduhren mit metallenen Zifferblättern, fein

profilierte Kommoden und Bücherschränke, hinter deren Glastüren grüner Stoff gespannt war. An den Wänden hingen Familienporträts und Stiche: Goethes beide Eleonoren, eine schweizer Landschaft oder die Wiedergabe eines alten Italieners. Die Häuser hatten einen eigenen Geruch. Ein leiser Duft vom Kampfer lag in der Luft, weil die Polstermöbel im Winter mit Überzügen versehen und gegen Motten gesichert wurden; aber auch nach Lavendel roch es, nach guter Seife und reiner Leinewand.

Der Garten war so groß, daß man in seiner Mitte vom Dorf kaum etwas sah. Vor dem Gartensaal gab es Teppichbeete mit fremdartigen Zierblumen, durch Gebüsch und Rasenflächen schlängelten sich Wege zu leichten Lauben und Gartentempeln, weiter hinten war eine Anhöhe mit einer Sonnenuhr, dann kam ein Teich mit einem Schwanenhaus; und wenn man am Ende angekommen war, blickte man über Hecken und Gebüsch hinweg auf die Viehweiden, die Kornäcker oder auf den Fluß. Abseits lag der Küchengarten mit seinen Gemüsebeeten, Spalierfrüchten, Erdbeerrabatten, Mistbeeten und Treibhäusern, und dahinter, den Häusern des Dorfes zunächst, befand sich die Gärtnerwohnung, die Kutscherwohnung und der Pferdestall. Das Ganze hatte einen eigenen Nimbus, nicht zuletzt, weil man nicht sah, durch welche Tätigkeit alles hervorgebracht und erhalten wurde. Kein Mann im Dorf war so gut gekleidet, wie die Besitzer dieser Landsitze und ihre Söhne es waren, und die Frauen gar waren wie aus einer andern Lebenssphäre. Man wurde mit seinen Gedanken auf die

Stadt verwiesen, blickte in eine Welt, die anders war, deren Lebensgesetz nicht gleich sichtbar wurde und die darum eine eigene Art von Sehnsucht erweckte.

Aus der Selbstbiographie Karl Schefflers „Der junge Tobias“

*

DER RING UND DAS BUCH

VON ROBERT BROWNING

Seht ihr den Ring? Die Arbeit stammt aus Rom,
Wo Meister Castellani sie dem Vorbild
Aus Alt-Etrurien nachgeformt, das man
An einem selgen Maienmorgen fand,
Nach regentropfend warmer Nacht, im Erdreich
Von wurzellockren Feigenbäumen, wie
Sie alte Gräber rings um Chiusi schatten.
So weich, nicht wahr? doch klar und scharf geschnitten,
Man meint Juwelenschliff! Fachmänner sagen,
Es gäb nur eine Art, das Gold zu formen,
Das jungfräulich eiförmig-rostbraun schwemmt
Aus Minen wie der Honig aus den Waben,
Damit es Hammerschlag und Zahn der Feile
Ertragen kann, die es zum Reifen runden
Und fein mit Lilienrankwerk überziehn,
Eh aus dem Stoff ein Ring zum Tragen wird.
Der Kunstgriff ist, daß man wie Wachs dem Honig
Dem puren Golde etwas untermischt
Von Goldersatz, damit sichs kneten läßt.
Ist das getan, der Ring entstanden, wird
Die alte Ordnung wiederhergestellt.

Mit feurig scharfen Säuren überwischt
Entflieht wie Schaum der lockere Gehilfe,
Der Goldersatz — und läßt die Form zurück:
Das feste Rund des Rings, sich selbst genug,
Die Lieblichkeit des Lilienschmuckes — wieder
Gold wie es war und ist und überdauert!
Ursprüngliche Natur — dazu gefügt die Kunst;
Verloren kein Karat, gewonnen nur ein Ring.
Und was damit gewonnen? Ein Symbol,
Ein Bild, ein Zeichen! Zeichen für ein Ding.
Und nun zum Ding, das hier bezeichnet wird.

Seht ihr dies alte gelbe Buch? ich zupfe
An seinen pergamentnen Ecken, werfe
Es in die Luft und fang es in der Hand.
Seht, darin steckt lebendiges Geschehen,
Von menschlicher Erfahrung ausgelöst,
Als Herzen hart gehämmert, blutgeschwellte
Gehirne vor Jahrhunderten noch pochten.
Prüft selbst! Ich fand dies Buch für eine Lira
(Heißt achtzig Pfennig!), als mich einst die Hand,
Die ich auf meiner Schulter immer spüre,
An einem grauen zwischen Sonnentagen
Hinführte zu Florenz auf einen Platz
Voll Lärm und Buden — Markt und Mittagszeit —
Zum Marmorpostament, auf dem Giovanni,
Der „delle Bande nere“, dräuend sitzt.
Und grade zwischen Kirche und Palast
— Ricardi, wo die Medicäer lebten,
Und San Giovanni, wo sie stille ruhn —

Lag dieses Buch auf Marmorstufen, drauf
Der Mediciäer Pagen trödelten,
Und ihren Kram heut andre Trödler breiten.
Da, zwischen Krimskrams und Gerümpel, Rahmen
Mit arg bestoßnen goldnen Engelsköpfchen,
Und Truhen, denen einst die großen Damen
Gewänder aus Brokat und Samt entnahmen,
Modernsten Zeichnungen in Nackt und Akt,
Jet, Lava, Porphyr glatt und rauh, und Büsten
Aus Terrakotta, meist, zum Glück, geborsten —
Fetzen von Teppichen aus einer Zeit,
Die sich des kräftgen Rot und Blaus nicht schämte,
Gebinden braungeätzter Skizzen, jede
Zwei Kreuzer wert, mit Muscheln festgebunden,
Daß sie der Wind nicht übern Platz verwehe, — —
Lag dieses Buch und griff ich es heraus.
Fünf andre lockten mich zuerst fast mehr:
Ein Spicilegium voller Eselsohren,
Die zärtliche Kameliendame Dumas',
Horaz für Schulgebrauch zurechtgestutzt,
Dann eines Heiligen Mirakel — Tod —,
Dann anderen Sankt Soundso Mirakel —
Dazwischen dies! Ein Blick auf seine Rückwand
Und „Händler!" rief ich, und es wurde mein.

Hier ists! Ein unscheinbarer kleiner Quartband,
Halb Manuskript, halb Druck. Geprägte Form
Von Vorgängen, die Hirne blutgeschwellt,
Und Herzen hartgehämmert ausgelöst
Vor zwei Jahrhunderten! Gebt mirs zurück,

Dem Dinge wohnt ein prickelnd Leben ein
Für mein Gefühl und Aug!
An jenem Tage
Beherrschte ich den Inhalt, hielt die Wahrheit,
Die dieses Buch umfaßt — drei Fünftel Druck,
Das Supplement in guter, klarer Schrift.
„Romana Homicidiorum" — nein,
Besser auf deutsch: „Ein Mordprozeß zu Rom.
„Genaue Darlegung des Strafverfahrens,
„Das gegen Guido Franceschini, Edlen,
„Und vier von ihm gedungne Spießgesellen
„Stattfand — die fünf verhört und abgeurteilt
„Durch Beil und Strang, wie's ihrem Rang entsprach,
„Zum Tod befördert hier zu Rom am zwei-
„Undzwanzigsten des Februar, im Jahr
„Des Heiles Sechzehnhundertachtundneunzig.
„Wobei auch disputieret worden, ob
„Und wann die Ehemänner ihre Weiber,
„Die solche Ehe brachen, töten dürfen,
„Und doch gewohnter Strafe sich entziehn."

So, wörtlich, rann das Titelblatt. Es wurde
Mord oder Strafe für die andre Schuld,
Für Totschlag und nichts anderes erachtet.
In schwerverständlichem Latein, wo Recht
Sich hören ließ, allein zur Muttersprache
Rückgreifend, wo man überzeugen wollte.
So sah es aus, mein altes gelbes Buch.

Nun, wie der Klumpen eh der Ring entstand
Von Gold war — bitt euch, bleibt mir bei dem Bild! —

So war in diesem Buch die volle Wahrheit:
Tatsachen ohne Beiwerk, Dokumente,
Und nichts von Phantasie hinzugefügt.
Der Advokaten Schriften für und wider
Besagte Fünfe, Umstände zugunsten
Der beiden Seiten angeführt. Dann alles,
Wie's Brauch, von Apostolischer Hofkammer
Zu Rom herausgebracht in Schrift und Druck.
Und dem Gerichtshof unterbreitet, dem
Der Gouverneur von Rom Hochwürdigst vorsaß.

Graf Guido Franceschini aus Arezzo,
Sproß eines alten, doch verarmten Hauses,
Mit Adlernase, buschgem Bart und Haar,
Bleich, hager, ein robuster Fünfzigjährger,
Nahm die Pompilia Comparini, jung und schön,
Zur Frau — in Rom, wo sie gebürtig —, lebte
Unselig vier Jahr mit ihr in Arezzo,
Welch Fluch auch dem zugrunde liegen mochte.
Mit vier gedungnen Spießgesellen folgte
Er ihr nach Rom, wohin sie vor acht Monden
Ruhebedürftig sich geflüchtet hatte
In der Begleitung eines jungen Priesters,
Auch Aretiners, edler noch geboren,
Giuseppe Caponsacchis; fand sie dort
Ruhig in einer abgelegnen Villa
Um Weihnachten — nur mit den beiden: Pietro
Erschlug die drei, die Alten siebenzig,
Und Violante, scheinbar ihren Eltern —,
Die junge Gattin siebzehn Jahre alt

Und seit zwei Wochen Mutter eines Sohnes,
Erstlings und Erben jenes Grafen Guido,
Der planmäßig die Tat verübt hatte
Und dann die Flucht ergriffen. Scharf verfolgt,
Schon in derselben Nacht mit den Gehilfen
Gefangen und verhört, erklärte er:
Er habe seine Mannesehre so
Verteidgen müssen. Falsch sei seine Gattin,
Wie ihre Flucht in der Gemeinschaft zeige.
Auch sei der Tod der falschen Eltern, die
Ihr Vorschub leisteten, durchaus verdient
Und könne weder Gott noch Menschen kränken.
Der Fiskus rief: „Nicht sie und nicht die Eltern
Sind falsch gewesen. Nur der Mord starrt uns
Vermummt und schrecklich an. Und seiner Brust,
Nicht ihrer, wie er sagt, entsprang der Wurm,
Dens zu entlarven und zertreten gilt."

Vier Wochen ging der Streit schon hin und her,
Eh man beschloß, den Grafen zu verdammen.
Dann wandte man sich an den guten Papst,
Den zwölften Innocenz. Der sprach sein „Schuldig!"

Laßt wieder denn dies alte Menschenweh
An euch vorüberziehn und urteilt selber —
Nach Augen nicht und Sinnen! Lückenhaft
Bleibt stets ihr Zeugnis. Nimmt ein Auge wahr,
Wie Herz auf Hirn und Hirn auf Hände wirkt?
Begehrt denn soviel Wahrheit, als ihr tragt,
Milch für die Fleisch noch nicht Gewohnten! Lernt
Aus schwankenden Gerüchten, die geleugnet



Küche des Ordensritterschlosses Lochstedt

Und dennoch flüsternd nachgesprochen werden
Und schließlich unser ganzes Wissen sind.
Denn sagt, was wüßten wir, wenn nicht aus Worten?

Aus dem großen Epos „Der Ring und das Buch“
übertragen von Cecile Gräfin Keyserlingk

*

ZWEI BETRACHTUNGEN

VON FELIX BRAUN

Die Eisblume

Welch ein sinnbildlicher Trost liegt darin, daß die Natur, wenn sie die Pflanzen aus unserer Umwelt zurückruft und ihnen gebietet, in einer Art Winterschlaf ihr Leben zu verhalten, entschädigend eine andere, merkwürdigere, vielfach südliche, gar tropische Vegetation an unsere Fensterscheiben zeichnet! Palmen mit hohen Wedeln in dichten, tiefen Hainen, nicht unähnlich dem Wald auf Dürers Holzschnitt der Flucht nach Ägypten; seltsame Koniferen; breite Agaven; Farne und Halme, zierliche Moose und Flechten; Blattpflanzen mit den langen, parallelen Linien der Monokotyledonen; Schilfe, Gräser, Algen: das etwa ist die weiße Flora, die uns die Kälte vorzaubert, und wir schauen immer noch gern, wie einst als Kinder, in die wundersamen Eisgärten. Sehen wir doch da, was unserem Norden sonst bloß in Treibhäusern oder Wintergärten sich zeigen mag, ja, wohl auch, was überhaupt nicht mehr als grüne Pflanze auf Erden lebt. Denn das meiste, was der Winter aus Wasserdunst an das Glas vortäuscht, ist

uraltes Leben, davon bereits, wie die Tiere jener Vorzeit, vieles vergangen oder in andere Gestalten verwandelt worden ist.
Aus dem Wasser sei, sagt Thales, alles Leben entstanden, und er berührt sich hier sowohl mit der biblischen als auch mit der indischen Kosmogonie. Nach der heiligen Hildegard von Bingen ist das Wasser der Lebensquell, der „Feuerbringer jeglichen Grüns"; Jakob Boehme erkennt es für den „Geist des siderischen Lebens", „durch dessen Leib das Leben durchgedrungen"; Goethe in seinem herrlichen, nur in Schlagworten abgefaßten Entwurf einer physischen Weltbeschreibung ergreift im Kampf des Neptunismus mit dem Plutonismus nicht ausgesprochen Partei, neigt jedoch seiner Natur gemäß eher dem ersteren zu, wie denn auch im „Faust" Thales, dem Anaximander nachgebend, seinen lebendigeren Geist bewährt. Überraschend auch stimmt, wenn man nicht allzu wörtlich denkt, die neueste Physik damit überein, die als Urelement den Wasserstoff plus Elektron annimmt. Nun ist Wasser freilich nicht Wasserstoff allein, was spät erst, durch Lavoisier, bewiesen worden ist; immerhin — einer seiner beiden Stoffe enthält das Principium vitae, das — wer wagte es zu entscheiden? — etwa gar nicht in der chemischen Substanz, sondern im Elektron zu suchen wäre. Sei dem, wie es mag: es erscheint im Dunst des Wassers, mit dem sich die Fensterscheibe beschlägt, ein Abbild von Pflanzen und bezeugt — was nun? —: daß dies Leben dem Wesen des Wassers eingeschrieben ist, das, von strenger Kälte bedrängt, sein

Geheimnis auf die zauberhafteste Weise dem ihm verwandten Glas preisgibt.
Also wäre es ausgemacht, daß die Wasser das Leben hervorgebracht haben? Wie sehr verlockte nicht das stets bewegte, selbst lebendig scheinende, wirkende, zeugende Element dazu! Wer aber wollte über das bloße Gleichnis hinaus etwas Wirkliches und Feststehendes aussagen? Denn nicht die Wasser haben die Welt geschaffen, sondern der Geist Gottes, der über ihnen schwebte. Die Wasser waren nur der Stoff, durch den der „Feuerblitz" schlug, sie zur Geburt des Lebens zu entzünden. Welches Leben aber? fragen wir und schauen zweifelnd auf die sonderbare Eisblume, die, wie keine ihrer wirklichen Schwestern, vor unseren Augen entsteht und schwindet.
Haeckels großes Werk „Die Kunstformen in der Natur" zeigt auf seiner ersten Tafel ein höchst einprägsames Gebild. Eine schöne Zier, eine kunstreiche Ornamentik in zarter Blütensternart läßt an einfache Pflanzen oder niedere Tiere denken: es sind aber, wie man erstaunt wahrnimmt, nichts weiter als nur Sprünge im Lack. Eine Schneeflocke, ungestalt im Niederschweben, kaum hat sie sich auf den Ärmel unseres Rockes gesetzt, so ist sie ein Stern oder Kreuz, ein Silberkristall. Was bedeuten diese der Kunst unnachahmlichen, diese unendlich mannigfachen, jede ästhetische Forderung überbietenden, jede dekorative Phantasie weit hinter sich lassenden „Kunstformen" in jedem Blatt, jedem Blütenkelch, auf jedem Käferrücken und Schmetterlingsflügel? Sie bedeuten, was uns die bescheidene Eis-

blume lehrt. Und was sie uns lehrt, ist vielleicht das Wichtigste, was der Mensch, dem es um eine Weltanschauung zu tun ist, erfahren kann. Denn das beweist sie, was wir zu glauben not haben, wofern wir halbwegs im Einklang mit der Natur und, was weit schwerer, auch mit der Gottheit leben wollen.
Sie lehrt, die kleine, zarte Pflanze, die nicht einmal selbst das Leben hat, sie lehrt uns die hohe Weisheit: daß die Ideen früher sind als alles Geschaffene. Daß die Welt ganz und nur nach Ideen geschaffen ist: was in der Natur bewiese das so klar wie die Eisblume? Nirgends sonst als im gefrornen Dunst der Fenster erscheint uns in der Natur ein Bild. Wie als hätte sie erst in das dem Leben entzogene Eis einen Entwurf ihrer künftigen Schöpfung flüchtig aufgezeichnet, die sie dann mit Hilfe des Lichtes und der Wärme aus dem wieder bewegten Wasser des Frühlings wirklich gestaltet hat. In der Tat, die Eisblume entwaffnet den Materialisten der Naturforschung, indem sie zeigt, wie schon im Wasserdunst vorgebildet ist, was später in lebendiger Figur erscheinen wird. Die Apriorität der Ideen, die Vorexistenz des Geistes vor dem Fleisch, die Wahrheit des Wortes, daß der Geist Gottes über den Wassern geschwebt ist, ehe denn die Welt ward: dieses wahrlich nicht Geringe bestätigt die Eisblume an unseren Winterfenstern.
Wenn die letzte Blüte des Jahres, die Christrose, vorbei ist, bleibt als die einzige Blume die des heiligen Geistes in der Welt, die nur im Eis offenbar wird. Daß der Mensch nicht völlig den Anblick des holden, sanften

Lebens der Pflanzen entbehre, spiegelt sich an seinen Scheiben eine Landschaft vor: seiner Urvergangenheiten. Wie noch in Gesteinen Abdrücke alter Pflanzen sichtbar sind, so mag hier eine Erinnerung an eine eisgewordene Vegetation sich dem Gedächtnis der Natur bewahren. Tiefer zurück jedoch mahnt uns die Eisblume. An den Vater allen Lebens mahnt sie, dessen vielleicht erstes noch nicht gänzlich erschaffenes Geschöpf sie selber ist. Möchte sie uns doch ein Zeichen sein für den Glauben, auf dessen Grund wir alle uns vereinen könnten, ohne einander in der Freiheit des Meinens und Fühlens zu behindern: den Glauben an den Geist. Nicht der scharfe Geist ist es, den man mit dem lateinischen „Intellectus", vielmehr der wahre, den man unter dem Wort „Spiritus" begreift: Atemgeist, Lebensgeist, schöpferischer, heiliger Geist, der ja im Winter zu der Menschheit kam, als Mensch, aber erst nach Leiden und Auffahrt ganz ausgegossen wurde auf die Häupter seiner Bekenner.

*

Gebilde in Wolken

Heute, da ich, im schon hohen Gras auf dem Rücken liegend, die vielen weißen Frühlingswolken, wie sie schnell über mir hin durch den Blauhimmel flohen, betrachtete, ist mir — ich weiß, daß ich jetzt ein vermessenes Wort sagen werde, aber ich wage es und schreibe es hin — ein Geheimnis göttlichen Schaffens aufgegangen. Nicht, daß ich wüßte, wie Gott schafft, das wäre von der Art des dreist Überheblichen, die nur

in Lächerlichkeit umschlagen kann; aber daß ich Gottes Schöpfertum nicht mehr mit dem des Bildhauers oder des Ackermanns in eine gleichnishafte Beziehung bringen werde, ist der Ertrag dieser Schau. Gottes Erschaffen der unendlichen Geschöpfe — wer faßte es? Eine Ahnung davon empfing ich im Anblick der Wolken heute.

Ich lag und sah die stattliche weiße Wolke kommen. Gegen mich zu erhob sie wie ein großer Flugvogel einen langen Hals und alsbald erkannte ich den scharfgekrümmten Schnabel des Greifen. Aber kaum daß, ausgespannter Schwingen, der Zauberhafte über mir dahin schwebte, verwandelte sich sein Hals in den des Kamels, ich sah auch das leicht gebogene Vorhaupt mit dem gewölbten Lippenpaar, deutlich war festzustellen, wie das Tier auf seinen eingezogenen Beinen ruhte, was vorhin Flügel waren, ließ sich als der Höcker erkennen, ein Reiter saß darauf, nein, schon verging er, weißer Rauch entwehte statt seiner, und ein altertümliches Drachenschiff flog durch das Blau. Lange blieb das Schiff sichtbar, an seinem rückwärtigen Ende aber zeigte sich riesig ein Löwenkopf, ich schloß die Augen, sah wieder auf, plötzlich stand der große Löwe drohend da, allerdings einen Augenblick nur, und ein fremder alter Geist erschien, gehörnt, spitzbärtig, zerfloß, ging in den die Sonne und den Mond erschaffenden Gottvater Michelangelos über. Dieser blieb sehr lange. Dann wurde die Wolke gestaltlos, dann ein Urwald, dann eine Reiterschlacht.

Ich weiß nicht, wie viele Bilder einander folgten, es

war angenehm, sich von jedem neuen überraschen zu lassen, und so verging im Bienensummen und Grillenschrillen viel milde Zeit. Auf einmal machte ich eine Entdeckung. Es schien mir nämlich, als ob ich nicht durchaus nur der Erkenner dieser Gestalten gewesen wäre, vielmehr bedünkte es mich, wie wenn ich selbst nicht ganz ohne ein weniges an Macht wäre, sie auch hervorzurufen. Zum Beispiel jetzt wollte ich eine Frau sehen, und sogleich gewahrte ich jene Wolke, die eben noch einer Berginsel geglichen, zu einer wunderbar Schlafenden gewandelt, ähnlich wie uns im Gebirge eine „schlummernde Griechin" oder „Riesin" gezeigt wird. Wenn sie eine Liebesgöttin ist, müssen Tauben über ihr schweben, wünschte ich, da flogen sie schon, weißschimmernd, herbei; sie möchte doch lächeln, begehrte ich, und das schönste, adligste Angesicht erglänzte berückend. Sanfte, flügellose Genien erschienen auf mein Geheiß, sie zu geleiten. Was immer ich wünschte, selbst nur dachte, sogleich vollzog es sich in Gestalt. Der Stoff der Wolke gab jedem Willen, jeder Ahnung meines Geistes nach und nahm die Form an, die ihm angesonnen wurde. Dies war das Wunderbare, das mir geschah, und weil es so geschah, weil nichts sich dem Geiste weigerte, weil jeder Gedanke, schon die Regung eines Gefühls Figur wurde, — war es da ein großer Sprung, wenn ich plötzlich vermeinte, das Geheimnis der Schöpfung selbst gestreift zu haben?

Daß die Wolke, der Nebel, der Wasserdunst *vor* der Schöpfung war, sagt die Bibel. Daß sie der Urstoff der

Welt ist, kann geglaubt werden. In diesem Urstoff bildet der Geist Gottes — nicht die Hand Gottes, das sei wohlgemerkt. Vermochte schon der Menschengeist, betrachtend, so vieles zu Gestalt zu erbilden — freilich wieder zerfließender, nicht festzuhaltender, nicht lebenempfangender Gestalt —: sollte nicht Gottes Geist bloß aus der Betrachtung des ungestalteten Weltstoffes, aus jenem Ruhen, das der Logos und das Tao meinen, Gestalt des Geschöpfes erschauen und es zu Leben festbannen können? (Der Mensch allerdings ist nicht von Gottes Geist allein erschaffen; ihn haben Gottes Hände zu Ende gebildet, und darum ist er anders als alle anderen Wesen auf Erden.)
Nicht durch einen Entschluß begonnen, nicht als eine Tat gegründet, haben wir die Weltschöpfung aufzufassen. Das wäre anthropomorph gedacht. Wenn Gottes Geist betrachtend schafft, wenn er in der Tiefe seiner ewigen Ruhe die Bilder seiner Schaffensmöglichkeiten in dem Urstoff der Welt erscheinen läßt, dann mag das Unendliche der Geschaffenheiten unserer Vernunft begreiflicher sein. Gottes Betrachtungen sind die Ideen, nach denen Gottes Wille das Leben festhält, das sein Geist unablässig entwirft. Gottes Wille aber ist der Lebenswille der Geschöpfe. Denn was die Gottheit einmal mit der Möglichkeit des Seins begnadet hat, das ruht nicht, ehe es nicht ins Sein getreten ist. Darin liegt auch die Wurzel der Freiheit des Willens, die wir dem Menschen zuzusprechen uns erkühnen.

*

Der betrunkene Wächter

Ein rebellischer Bonze sollte von einem Grenzwächter zur Aburteilung nach der Hauptstadt gebracht werden. Unterwegs trank sich der Wächter einen gehörigen Rausch an, bis er umsank wie ein Sack Mehl. Flugs streifte der Gefangene seine Fesseln ab und schlang sie dem schnarchenden Wächter um den Leib. Hierauf nahm er sein Messer und schnitt ihm Bart und Kopfhaar ratzekahl herunter. Dann machte er sich spornstreichs aus dem Staub. Am nächsten Tag erwachte der Wächter aus seinem Rausch. Von seinem Begleiter konnte er keine Spur entdecken. Wohl aber bemerkte er, daß er selbst am Leibe Fesseln trug und sein Kopf kahl war wie ein Kürbis. Da sprach er verwundert: „Der Bonze ist da, wo aber kann ich bloß geblieben sein?“

*

Unterm Sternbild des Ochsen

Der Kreismandarin Tschang hatte Geburtstag und empfing die Glückwünsche seiner versammelten Unterbeamten. Diese hatten erfahren, daß er unter dem Sternbild der Maus geboren sei, und um ihm eine sinnige Aufmerksamkeit zu erweisen, überreichten sie ihm eine goldene Maus, die sie aus gemeinsamen Mitteln erstanden hatten. Hocherfreut dankte der Mandarin für das wertvolle Geschenk und setzte leutselig hinzu: „Übrigens ist in ein paar Tagen der Geburtstag meiner Frau. Sie ist unter dem Sternbild des Ochsen geboren.“

*

Pekinger Ohrfeigen

Ein Vater ging an einem schönenMondscheinabend mit seinem Sohn spazieren. Der Sohn war einige Zeit in Peking gewesen und hatte seitdem die Angewohnheit, bei jeder Gelegenheit mit den Vorzügen der Hauptstadt zu prahlen. Unterwegs trafen sie einen Bekannten. Der sagte: „Schöner Mondschein heute abend." — „Ach was," versetzte geringschätzig der Sohn, „das bißchen Mond hier. Da müssen Sie mal nach Peking kommen, da würden Sie staunen, was es dort für einen Mondschein gibt!" — „Dummer Junge," fuhr der Vater ärgerlich dazwischen, „der Mond scheint überall gleich, laß uns mit deinem Peking zufrieden!" und wütend langte er ihm eine schallende Ohrfeige. Aber der Sohn war nicht kleinzukriegen, und während ihm die Tränen über die schmerzende Backe flossen, heulte er: „Ach, Vater, du hast ja keine Ahnung, die Pekinger Ohrfeigen, das ist erst eine Sorte!"

*

Ein tüchtiger Schneider

Ein Kunde brachte seinem Schneider Stoff, der genau zu einem Anzug reichte, und wollte gleich auf die Anprobe warten. Der Schneider maß und maß und konnte sich nicht zum Zuschneiden entschließen.
„Warum schneidest du nicht zu?" fragte der Kunde.
„Ja, wenn ich für dich zuschneide, langts nicht für mich, und wenn ich für mich zuschneide, langts nicht für dich."

*

Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn



Gustave Doré: Illustration zu Balzacs Tolldreisten Geschichten

DIE LEHRERIN

VON SHERWOOD ANDERSON

Tief im Schnee lagen die Gassen von Winesburg. Gegen zehn Uhr morgens hatte es zu schneien begonnen, dann sprang der Wind auf und trieb den Schnee in Wolken die Main Street entlang. Die kotigen Landstraßen, die zur Stadt führten, waren schon hübsch glatt, und hier und da deckte Eis den schlammigen Schmutz. „Wird eine gute Schlittenbahn geben", bemerkte Will Henderson, der in Ed Griffiths Saloon am Schanktisch stand; dann verließ er den Saloon und traf draußen auf Sylvester West, den Drogisten, der über die Straße dahergestapft kam und mächtige Überschuhe, sogenannte „Nordpolfahrer", an den Füßen trug. „Bei dem Schneewetter kommen Samstag viele Leute in die Stadt", sagte der Drogist. Die beiden blieben stehen und vertieften sich in eine längere Erörterung. Will Henderson, der nur einen leichten Überzieher und keine Überschuhe trug, klopfte mit den Zehen seines rechten Fußes gegen seinen linken Absatz. „Der Schnee ist gut für den Weizen", ließ sich der Drogist sachkundig vernehmen.

Der junge George Willard hatte nichts zu tun und war vergnügt darüber, weil er sich an dem Tage nicht zur Arbeit aufgelegt fühlte. Das Wochenblatt war schon am Mittwoch gedruckt und zur Post geliefert worden, und am Donnerstag hatte das Schneetreiben eingesetzt. Um acht Uhr, als der Morgenzug durch war, steckte George Willard ein paar Schlittschuhe in die Tasche und stieg hinauf zum Waterworks Pond. Aber zum

Schlittschuhlaufen kam er nicht. Er ging am Teich vorüber und folgte am Wine Creek entlang einem Fußpfad, bis er an ein Buchenwäldchen kam. Dort schichtete er an einem Baumstumpf einen Reisighaufen, zündete ihn an, setzte sich auf den Stumpf und dachte nach. Wenn es wieder zu schneien begann oder der Wind sich erhob, suchte er ringsum neuen Brennstoff für sein Feuer zusammen.

Der junge Reporter dachte an Kate Swift, die einst in der Schulzeit seine Lehrerin gewesen war. Gestern abend hatte er sie in ihrer Wohnung besucht, um sich ein Buch zu holen, das sie ihm zu lesen geben wollte; und da war er etwa eine Stunde lang mit ihr allein gewesen. Zum vierten oder fünften Male hatte sie mit großem Nachdruck auf ihn eingeredet, ohne daß er herausbekommen konnte, was sie mit diesen Reden bezweckte. Er begann zu glauben, sie möchte am Ende in ihn verliebt sein, und der Gedanke war lustvoll und beängstigend zugleich.

Auf sprang er von seinem Baumstumpf und begann Reisig auf das Feuer zu häufen. Er sah sich nach allen Seiten um, ob auch niemand ihn belauschen konnte, und redete laut, als stände das Mädchen vor ihm: „Sie lassen michs ja deutlich genug merken, das wissen Sie ganz gut", sagte er. „Ich werde schon noch herauskriegen, was mit Ihnen los ist. Warten Sie nur! Sie werden ja sehen!"

Er stand abermals auf und ging den Pfad entlang zur Stadt. Hinter ihm flammte das Feuer im Gehölz. Als er durch die Gassen schritt, klirrten die Schlittschuhe in

seiner Tasche. In seinem Zimmer im New Willard House zündete er ein Feuer im Ofen an und warf sich auf sein Bett. Wollüstige Bilder kamen ihm in den Sinn; er zog den Rolladen herab, schloß die Augen und kehrte das Gesicht zur Wand. Seine Arme umschlangen das Kopfkissen, und in seiner Phantasie wurde es ihm erst zu Kate Swift, deren Worte ein unnennbares Gefühl in ihm aufgestört hatten, und dann zu Helen White, der schlanken Tochter des Winesburger Bankiers, in die er lange Zeit ein bißchen verliebt gewesen war.

Um neun Uhr abends waren die Gassen tief verschneit, und es war bitter kalt geworden. Das Ausgehen war mit Schwierigkeiten verknüpft. Alle Läden lagen im Dunkel, alle Leute hatten sich in ihren Häusern verkrochen. Der Abendzug von Cleveland hatte starke Verspätung; aber niemand kümmerte sich darum, ob er kam oder ausblieb. Um zehn Uhr lagen alle achtzehnhundert Bürger der Stadt in ihren Betten — bis auf vier.

Hop Higgins, der Nachtwächter, war wach, wenigstens einigermaßen. Er war lahm und trug einen dicken Stock, dazu in dunklen Nächten eine Laterne. Zwischen neun und zehn machte er seine Runde: Main Street auf, Main Street ab humpelte er durch die Schneehaufen und prüfte die Ladentüren. Dann begab er sich in die Gartenwege und prüfte die Hintertüren. Fand er alles in Ordnung, so stapfte er eilfertig um die Ecke zum New Willard House und klopfte an die Tür. Den Rest der Nacht gedachte er am Ofen zu verbringen. „Geh zu Bett, ich will den Ofen schon in Ordnung halten", sagte er zu dem

Jungen, der auf einer Pritsche in der Office des Gasthofes schlief.
Hop Higgins setzte sich beim Ofen nieder und zog seine Stiefel aus. Als der Junge schlafen gegangen war, begann der Nachtwächter sich dem Nachdenken über seine Lebensangelegenheiten zu widmen. Er wollte im Frühjahr sein Haus anstreichen lassen und berechnete, am Ofen hockend, die Kosten für Farbe und Arbeitslohn. Der Nachtwächter war sechzig Jahre alt und hegte den Wunsch, sich zur Ruhe zu setzen. Er hatte als Soldat den Bürgerkrieg mitgemacht und bezog eine magere Pension. Nun hoffte er eine neue Art herausgefunden zu haben, wie er das zum Leben Nötige verdienen könnte: Durch berufsmäßigen Betrieb der Frettchenzucht. Schon hatte er vier von diesen seltsamen wilden kleinen Geschöpfen, die von den Jägern zur Karnickeljagd benutzt werden, im Keller seines Hauses. „Ein Männchen und drei Weibchen hab ich jetzt", sinnierte er. „Wenn ich Glück hab, sinds im Frühjahr zwölf oder fünfzehn. Nächstes Jahr ist es dann soweit, daß ich meine Frettchen in den Sportzeitungen zum Verkauf ausbieten kann."
Damit rückte sich der Nachtwächter bequem im Stuhl zurecht und hörte auf mit dem Denken. Er schlief nicht. Durch jahrelange Übung hatte er es dahin gebracht, daß er in den langen Nächten stundenlang in einem Zustand zwischen Schlafen und Wachen dasitzen konnte. Am Morgen fühlte er sich dann beinahe so erfrischt, als hätte er geschlafen.
Zählen wir den trefflich in seinem Stuhl hinterm Ofen

verstauten Hop Higgins zu den Wachenden, so waren außer ihm nur noch drei Leute in Winesburg wach. George Willard saß in der Redaktion des „Eagle“, um, wie er sich einredete, am Manuskript einer Erzählung zu arbeiten; in Wahrheit aber, um den am Morgen beim Feuer begonnenen Gedankenfaden weiterzuspinnen. Im Glockenturm der Presbyterianerkirche saß der Reverend Curtis Hartman im Finstern und bereitete seinen Sinn für eine Offenbarung von Gott; und Kate Swift, die Schullehrerin, verließ ihr Haus zu einer Wanderung im Sturm.

Es war zehn Uhr durch, als Kate Swift ihren keineswegs vorbedachten Ausgang antrat; so, als hätten die auf sie gerichteten Gedanken der beiden Männer, des älteren und des jungen, sie hinausgetrieben in die winterlichen Gassen. „Tante“ Elizabeth Swift, ihre Mutter, war zur Kreisstadt gefahren, wo sie irgendwelche mit ihrem Hypothekenbesitz zusammenhängenden Geschäfte zu erledigen hatte, und konnte erst am nächsten Tage zurück sein. Im Wohnzimmer bei einem mächtigen Ofen von der Art, die man Dauerbrenner nennt, saß die Tochter und las in einem Buche. Plötzlich sprang sie auf, riß einen Mantel vom Kleiderständer bei der Haustür und rannte aus dem Hause.

Sie war dreißig Jahre alt, Kate Swift, und wurde in Winesburg keineswegs zu den hübschen Mädchen gerechnet. Ihr Gesicht hatte eine ungute Farbe und war mit Pusteln bedeckt, die auf eine schlechte Gesundheit deuteten. Aber jetzt, bei Nacht und in den winterlichen Straßen, sah sie lieblich aus. Ihr Rücken war gerade, ihre

Schultern waren ebenmäßig geformt, und ihr Antlitz schimmerte wie das Angesicht einer kleinen Göttinnenstatue, wenn das zartgraue Licht eines Sommerabends die Gärten erfüllt.

Am Nachmittag hatte die Lehrerin die Sprechstunde Dr. Wellings besucht, um ihn wegen ihrer Gesundheit zu Rate zu ziehen. Der Doktor hatte sie ausgescholten und ihr erklärt, sie wäre in Gefahr, ihr Gehör zu verlieren. Es war töricht von Kate Swift gehandelt, bei solchem Sturm auszugehen — töricht und vielleicht gefährlich für sie.

Aber sie dachte auf ihrem Wege durch die Gassen nicht an die Worte des Arztes und würde auch nicht umgekehrt sein, wenn sie daran gedacht hätte. Ihr war sehr kalt; aber als sie fünf Minuten gegangen war, spürte sie die Kälte nicht mehr. Zunächst folgte sie ihrer Straße bis ans Ende, dann überquerte sie eine Heuwage, die vor einem Kornschober in die Erde hineingelassen war, und bog in die Trunion Pike ein. Durch die Trunion Pike gelangte sie an Ned Winters Scheune, wandte sich ostwärts und kam durch eine Straße mit niedrigen Fachwerkhäusern, die über Gospel Hill in die Sucker Road führte; dann, durch die Sucker Road, ging der Weg durch ein flaches Tal an Ike Smeads Geflügelfarm vorüber zum Waterworks Pond. Als Kate Swift hier entlang kam, wollte die unrastige, überreizte Stimmung, durch die sie aus dem Hause getrieben war, von ihr weichen, aber nur für einen Augenblick; gleich darauf war sie wieder da.

Es lag etwas verletzend Scharfes, Abweisendes in Kate

Swifts Art. Jedermann empfand das. Im Schulzimmer war sie wortkarg, kalt, streng und ihren Schülern gegenüber auf eine seltsame Art verschlossen. Zuweilen freilich, in seltenen Augenblicken, war es, als sei ein fremdes Wesen in ihr eingezogen, und sie war glücklich. Alle Kinder im Schulzimmer fühlten die Ausstrahlung dieser glücklichen Stimmung. Da arbeiteten sie dann eine Weile nicht; sie lehnten sich auf ihren Sitzen zurück und blickten auf ihre Lehrerin. Die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, ging Kate Swift dann im Schulzimmer auf und ab und sprach sehr rasch. Dabei schien es nichts auszumachen, welcher Gegenstand ihr gerade in den Sinn kam. Einmal erzählte sie den Kindern von Charles Lamb und formte merkwürdig wesensvertraute kleine Geschichten aus dem Leben des toten Schriftstellers. Diese Anekdoten trug sie vor wie jemand, der mit Charles Lamb im gleichen Hause gelebt hatte und alle Geheimnisse seines Privatlebens kannte. Den Kindern verwirrten sich dabei ein wenig die Begriffe; sie meinten, dieser Charles Lamb müsse wohl dereinst ein Bürger der Stadt Winesburg gewesen sein.
Ein andermal erzählte ihnen die Lehrerin von Benvenuto Cellini. Und die Kinder lachten. Was für einen großsprecherischen, prahlerischen, derben, liebenswerten Kerl machte sie da aus dem alten Künstler! Auch um ihn bildete sie Anekdoten. Eine davon handelte von einem deutschen Musiklehrer, der in der Stadt Mailand ein Zimmer über Cellinis Wohnung hatte; darüber gab es bei den Kindern schallendes Gelächter. Sugars McNutts, ein fetter Bengel mit roten Backen, lachte so sehr, daß

er schwindelig wurde und von der Bank fiel. Und Kate Swift lachte mit ihm. Dann, plötzlich, wurde sie wieder kalt und streng.
In dieser Winternacht, da sie durch die einsamen, schneebedeckten Straßen ging, war im Leben der Lehrerin eine Krisis ausgebrochen. Keinem Menschen in Winesburg wäre eine solche Vermutung in den Sinn gekommen — aber darum war es doch so: ihr Leben war sehr abenteuerlich gewesen. Und es war noch immer abenteuerlich. Tag für Tag, bei der Arbeit im Schulzimmer und auf dem Wege durch die Gassen, lagen in ihrer Seele Gram, Hoffnung und Begierde im Streit. Unter der Maske der Kälte verbarg sie hitzige und höchst ungewöhnliche Erlebnisse der Seele. In den Augen der Leute war sie ein gefestigtes altes Mädchen, und weil sie eine scharfe Sprache führte und ihren eigenen Weg ging, so meinte man wohl, sie sei frei von jeder Leidenschaft, die sonst das Leben der Menschen bewegt und zerstört. In Wahrheit aber hatte sie die wildeste und leidenschaftlichste Seele unter allen diesen Leuten; und mehr als einmal in den fünf Jahren, seit sie von ihren Reisen zurückgekehrt war, um sich in Winesburg niederzulassen und Lehrerin zu werden, war sie aus dem Hause gelaufen und die halbe Nacht im harten Kampf mit irgendeiner aufsässigen Wallung umhergerannt. Einmal, in einer Regennacht, war sie sechs Stunden ausgeblieben, und als sie heimkam, gab es Streit mit Tante Elizabeth Swift. „Ich bin froh, daß du kein Mann bist“, sagte die Mutter scharf. „Mehr als einmal hab ich dasitzen und auf deinen Vater warten müssen und hab nicht gewußt,

in was für einen Dreck er wieder mal geraten war. Ich hab mein Teil an Sorge zu schlucken bekommen. Du kannst mirs nicht übelnehmen, wenn ich keine Lust hab, seine schlechten Eigenschaften in dir wiedergegeben zu sehen."

Kate Swifts leidenschaftliches Grübeln war George Willard zugewandt. In irgendeinem Aufsatz, den er als Schuljunge geschrieben hatte, glaubte sie den Funken des Genies entdeckt zu haben, und sie wollte den Funken zur Flamme entfachen. Eines Sommertags war sie in die Redaktion des „Eagle" gegangen und hatte den Jungen, den sie gerade unbeschäftigt fand, mit sich durch die Main Street zum „Schönen Grund" genommen; da saßen sie dann auf einer Rasenbank und sprachen. Die Lehrerin wollte dem Jungen die Schwierigkeiten zum Bewußtsein bringen, die in seinem Beruf als Schriftsteller auf ihn warteten. „Du mußt das Leben kennen lernen, du mußt", sagte sie, und ihre Stimme bebte vor Bewegung. Sie legte ihre Hände auf Georges Willards Schultern und drehte ihn zu sich her, so daß sie ihm in die Augen blicken konnte. Ein Vorübergehender hätte meinen mögen, sie wolle George Willard umarmen. „Wenn du Schriftsteller werden willst, mußt du aufhören, mit Worten zu tändeln", sagte sie eindringlich. „Es wäre besser für dich, du gäbest das Schreiben auf, bis du besser dafür gerüstet bist. Jetzt ist für dich die Zeit des Erlebens. Ich will dich nicht abschrecken — aber ich möchte dich lehren, die ganze Bedeutung dessen zu erfassen, was du auf dich nehmen willst. Du sollst nicht ein niedriger Trödler werden, der mit Worten

handelt. Man muß lernen, zu erfassen, was die Leute d e n k e n , nicht was sie reden; d a r a u f kommt es an."
An dem Abend, der dieser stürmischen Donnerstagnacht voranging, saß der Reverend Curtis Hartman im Glokkenturm seiner Kirche und wartete auf den Augenblick, da er Kate Swifts Leib erblicken würde. Zur selben Zeit war der kleine Willard zu ihr gegangen, um sich ein Buch zu borgen. Da geschah ihm das Erlebnis, das seinen Sinn verwirrte und aufstörte. Er stand mit dem Buche unter dem Arm und wollte sich verabschieden. Und wieder sprach Kate Swift mit großem Nachdruck auf ihn ein. Die Nacht brach herein, und im Zimmer war ein trübes Licht. Als er sich zum Gehen wandte, sprach sie sanft seinen Namen und ergriff mit einer triebhaften Bewegung seine Hand. Er reifte in jenen Tagen rasch zum Manne, und der Gedanke an seine Bestimmung als Mann, der Reiz seines dennoch ganz knabenhaften Wesens überwältigte das Herz der einsamen Frau. Ein leidenschaftliches Verlangen erfüllte sie, ihm das Verständnis für den Sinn des Lebens zu erschließen, ihn eine wahrhafte und rechtschaffene Deutung des Lebens zu lehren. Sie neigte sich ihm zu, und ihre Lippen streiften seine Wange. In diesem Augenblick wurde er zum erstenmal gewahr, daß ihr Gesicht auf eine ungewöhnliche Art schön war. Sie waren beide verlegen, und um sich von der Verwirrung zu befreien, zwang sie sich zu einem herben und herrischen Ton. „Wozu rede ich? Es wird noch zehn Jahre dauern, bis du zu verstehen anfängst, was ich meine", rief sie heftig.

*

In der Sturmnacht, indessen der Reverend wartend in der Kirche saß, ging Kate Swift zur Redaktion des „Winesburg Eagle", um abermals ein Gespräch mit George Willard zu suchen. Nach dem langen Wege durch den Schnee fühlte sie sich kalt, einsam und müde. Als sie durch die Main Street kam und den Lichtschein aus dem Druckereifenster auf den Schnee fallen sah, gab sie einem jähen Antrieb nach, öffnete die Tür und trat ein. Eine Stunde lang saß sie in der Redaktion beim Ofen und sprach vom Leben. Sie sprach mit leidenschaftlichem Ernst. Die gleiche Wallung, die sie aus dem Hause in den Schnee hinausgetrieben hatte, trieb sie nun zum Sprechen. Sie redete unter dem Zwang einer Eingebung, wie sie es zuweilen in der Schule vor den Kindern tat. Ein übermächtiges Verlangen ergriff Besitz von ihr, diesem Jungen, der einst ihr Schüler gewesen war, und in dem sie die Kraft zum Erfassen und Begreifen des Daseins zu spüren meinte, die Tore des Lebens aufzustoßen. So stark war das Verlangen, daß sie es wie etwas Körperliches fühlte. Wieder legte sie die Hände auf seine Schultern und wandte ihn zu sich her. Ihre Augen glommen im ungewissen Licht. Sie stand auf und lachte, aber nicht herb wie sonst, sondern seltsam unfrei. „Ich muß gehen", sagte sie. „Wenn ich hier noch länger stehe, bekomme ich sonst Lust, dich zu küssen."

Es gab ein Schweigen der Verwirrung. Kate Swift wandte sich ab und ging zur Tür. Sie war Lehrerin, gewiß, aber sie war auch Weib. Wenn sie George Willard anblickte, ergriff das wilde Verlangen nach Mannes-

liebe, das schon tausendmal zuvor wie ein rüttelnder Sturm ihren Leib erbeben machte, Besitz von ihr. Und in diesem matten Lampenlicht erschien ihr George Willard nicht mehr wie ein Knabe; er schien ein Mann, reif, die Bestimmung des Mannes zu erfüllen.

Die Lehrerin litt es, daß George Willard sie in seine Arme nahm. Die Luft in dem warmen kleinen Raum schien ihr mit einem Male drückend schwer, und aus ihren Gliedern wich die Kraft. Sie stand gegen einen niedrigen Zahltisch bei der Tür gelehnt und wartete. Als er zu ihr trat und eine Hand auf ihre Schulter legte, wandte sie sich ihm zu und ließ ihren Körper schwer gegen den seinen fallen. Nun wuchs George Willards Verwirrung. Einen Augenblick hielt er den Leib des Mädchens fest an den seinen gepreßt und stemmte ihn dann plötzlich steif von sich weg. Zwei hitzig zuschlagende kleine Fäuste fuhren ihm ins Gesicht. Dann rannte die Lehrerin hinaus und ließ ihn allein. Er ging heftig im Zimmer auf und ab und fluchte in heller Wut.

So traf ihn der Reverend Curtis Hartman, der sich zur Tür hereinbewegte. George Willard hatte bei seinem Erscheinen den Eindruck, die ganze Stadt müsse irrsinnig geworden sein. Der Pfarrer streckte eine blutige Faust in die Luft, schüttelte sie und verkündete: Das Weib, das George eben in seinen Armen gehalten hatte, sei ein Werkzeug Gottes und trage eine Heilsbotschaft in sich.



George blies die Lampe am Fenster aus, schloß die Tür der Druckerei hinter sich ab und ging heim. Er schritt durch die Office des Hotels, wo Hop Higgins seinem Traum von der Frettchenzucht hingegeben war, und kam in sein Zimmer. Das Feuer im Ofen war erloschen, und er entkleidete sich in der Kälte. Als er sich ins Bett legte, umfingen ihn die Laken eisig wie Schichten von trockenem Schnee.

George Willard wälzte sich ruhelos im Bett herum, demselben Bett, in dem er am Nachmittag das Kopfkissen umschlungen und an Kate Swift gedacht hatte. Ihm klangen noch immer die Worte des Geistlichen in den Ohren, von dem er meinte, der Mann sei plötzlich verrückt geworden. Mit weitoffenen Augen starrte er ins Dunkel. Die begreifliche Empörung des gekränkten Mannesempfindens wich von ihm, und er versuchte, das Geschehene zu verstehen. Aber er konnte den Schlüssel zu dem Geheimnis nicht finden. Hin und her wandte er das Erlebnis in seinem Sinn. Stunden vergingen, und er dachte, der neue Tag müsse bald heraufkommen. Um vier Uhr zog er sich die Bettdecke bis zum Kinn herauf und versuchte zu schlafen. Als er schläfrig wurde und die Augen schloß, hob er eine Hand von der Decke und tat einen Griff ins Dunkel. „Ich hab was verpaßt. Ich hab was verpaßt, was Kate Swift mir zu sagen versuchte“, murmelte er mit schwerer Zunge. Dann schlief er ein, und in ganz Winesburg war er in dieser Winternacht die letzte Seele, die ihre Ruhe fand.

Aus dem amerikanischen Original übertragen von Karl Lerbs

*

Engel im Chor des Doms zu Köln

KLAGE

VON ALBRECHT SCHAEFFER

O wer könnte
Einmal ruhen die Stirne,
Angeneigt an das Ewige!
Uns ist nur Erde.

Gut ist wohl
Eine Felsenwand,
Eines Baumes Gestalt
Und am Hange das weichere Gras,
Die kühl sind alle und ruhevoll —
Wie nicht des Weibes zu glühende Brust,
Wo Flügeln ähnlich
Es drinnen immer
Von großen Höhen, von großen Tiefen rauscht.

O Unruhe immer,
Überall keine Geduld!
Wie ist das niemals berührte
Sanft, das gewichtlose Morgenrot
Und manches Andre, das fern ist,
Aber — vom Herzen berührt —
Süßer und wahrer,
Als die traumlosen Dinge der Nachbarschaft.

Ein Toter — wer weiß —
Der hat es Alles.
Aufgehoben mag Er sein
In lauter Lächeln.

Lächeln sein Mund,
Lächeln sein Schlaf,
Lächeln die Hände, die leeren,
Und eine süße Flocke sein stilles Herz.

Ewiger Himmel! Wann gönnst du
Einmal uns die geduldige Brust,
Uns, von Unwissenheit selig,
Uns nur stille zu halten..

Ein Augenblick, die Stirn an dich gelehnt —
Und ein Verwandelter mischt ich
Gern mich wieder, unüberwindlich,
In Nacht und Abgrund,
Verwirrung der Völker
Und tausend Träume
Der niemals entschlafenden
Kinder des Lichts.

*

SZENE, ALS EINLEITUNG ZU EINER TOTENFEIER FÜR RAINER MARIA RILKE

VON ALEXANDER LERNET-HOLENIA

Fanfaren. Es tritt ein Herold vor den Vorhang. Er trägt, im Schnitt eines Meßgewandes, über seinen Kleidern einen ärmellosen Rock, auf dessen Brust- und Rückenteil je drei übereinander nach (heraldisch) rechts springende, golden behalsbänderte, silberne Jagdwindhunde auf schwarzem Feld eingestickt sind. Das Fahnentuch der langen Fanfare, auf die er sich im Reden aufstützt, wiederholt das Blaison.

Herold: Herren und Damen, als unser aufs äußerste bewegtes Herz uns Schauspielern dringlichst anbefohlen

hatte, die Trauer um den großen Dichter, in dessen Namen Sie hierherberufen sind, nicht länger in uns selbst zu verheimlichen, sondern feierlich und öffentlich zu begehen, blieben wir noch unentschieden, in welcher Maske denn eigentlich der Akteur, der die allgemeine Klage zu sprechen haben würde, vor Ihnen auftreten sollte, um am bezeichnendsten für die ganze Art des Toten zu sein. Wir verwarfen, als abgebraucht, die Gestalt eines Genius, der, eine erloschene Fackel tragend, weint, wir wollten noch viel weniger den jungen Dichter, der, indem er Verse auf den uns Voraufgegangenen vorträgt, in heutiger Zeit peinlich und exaltiert wirkt und eigentlich nur Verlegenheit hervorruft. Stellen Sie sich vor: moderne Verse! Das wäre alles zu spielerisch gewesen, die Gegenwart, die den Tod zu einer rein körperlichen Katastrophe degradiert hat, besitzt kein eindeutiges Zeremoniell mehr für die Majestät wirklichen Todes.
Wir betrauern vielmehr Rainer Maria Rilke, (um den erlauchten Namen hier zum erstenmal zu nennen!), auf seine eigene Weise und in seinem eigenen großen Stil. Weil die Zeit keine Form dafür hat, ihn als den, der er wirklich war, zu bestatten, so gedenken auch wir an seinem Totenfest seiner nicht eigentlich als eines Heutigen und Gegenwärtigen, sondern eines Letzten von früher her, wozu uns seine Herkunft die Hand gibt. Das ist einwandfrei, denn wir verzichten damit, von dem zu reden, was er als Dichter gewesen ist, uns erschüttert vielmehr bloß der Hintritt seiner Person. Für Rilke selbst ist vielleicht überhaupt keine Art zu finden,

ihn zu betrauern, groß, wie er gewesen ist; für den letzten Rilke, der er ja war, ist die Art der Trauer überliefert und gegeben, eindeutig und herrschaftlich. Wir haben sie gewählt. Ich bin bestimmt worden, als ein Herold aufzutreten und die Figuren und Farben des Geschlechtes zu tragen, dessen letztes Reis der Dichter gewesen ist.

Aber Sie finden das vielleicht nicht entscheidend und nicht hierhergehörig, Sie sind erstaunt, daß die Gestalt, die ich angenommen habe, aus so längst abgelebten Zeiten sich heraufwagt, Sie halten diese Heraldik für deplaciert. Soll denn wirklich, so fragen Sie sich, bloß deshalb, weil mein Herr zufällig aus uraltem Hause gewesen ist, die aus ganz vergessenen Rüstkammern geholte, arrogante und irritierende Figur seines Herolds sich vor die klare Vision seines Geistes stellen dürfen, der Sie alle doch menschlich ergriffen hat wie kaum je etwas anderes zuvor? Drängen sich denn die adeligen Maskeraden selbst bis in die Totenfeier eines Dichters vor, der so groß gewesen ist, daß man es darüber füglich vernachlässigen dürfte, wer er eigentlich war?

Aber Sie vergessen wohl, daß es ja nicht um den Dichter selbst ist, daß wir trauern. Wie könnten wir denn überhaupt einen Ausgang von etwas so Geistigem beklagen? Sind solche Gedichte nicht unzerstörbar? Wir erschrecken nur über das jähe Zerbrechen der vergänglichen Form, die, auf eine Zeitlang, der vorübergehende Aufenthalt so hohen Geistes gewesen war, und, so angesehen, ist unsere Trauer vielleicht mehr menschliche Schwäche, ein Nachgeben vor der

Einsicht einer lebenslangen Trennung, ein Schmerz bei einem Abschiednehmen auf lange und längste Zeit. Wir beklagen das Erlöschen der Person, nicht des Geistes. Wir geben Erde der Erde zurück, auf irdische Art und mit dem ganzen armen Stolz, den Vergängliches sich anmaßt, wir geben dem Toten die irdische Ehre, die neben seinem geistigen Ruhm die seine war, ererbt wie er sie hatte. Ihm geben wir sie und seinen Vorfahren, die bescheiden und sparsam gelebt hatten, damit der Letzte die ganze angesammelte und unverschwendete Pracht ihres Geistes entfalten könne.
Man soll ja die Leute in dem Stil begraben, in dem sie gelebt haben, oder mindestens hätten leben und sterben wollen. Und überdies hatte mein Herr ja selbst vom Tode immer irgendwie herrschaftliche Anschauungen; jetzt wo der Tod bürgerlich ist und auch der seine bürgerlich sein mußte, mag er gemeint haben, er hätte dabei etwas vernachlässigt und versäumt, ähnlich wie er wohl auch viel von seinem Leben versäumt hat, weil er schlecht zu den Leuten paßte und sich zurückzog.
Wie merkwürdig aber, daß ich, indem ich von seinem Ende rede, doch wiederum nur von dem sprechen kann, das in den Gedichten des Lebenden für alles eher als bloß für ein Ende gegolten hat: nämlich von seinem Eigensten, dem Tod. Er war der Dichter des Todes. Tod war für ihn kein Ausgang, es war ein Zustand von Dauer, in den Ermüdete und solche, die Wichtiges vorhaben, sich zurückziehen, gewissermaßen um entweder ruhiger oder entscheidender weiterzuleben. Er hatte so viel vom Tode gedichtet, daß man, als er

starb, eher behaupten konnte, er habe den Tod erreicht, als daß er gestorben sei. Tod war für ihn voll Existenz. Und wenn sonst irgendwelche Verwandte und Freunde, denen ein Abgeschiedener unwiederbringlich dahin ist, sich für ihn sozusagen umsonst um eine leere Stelle versammeln, an der niemand mehr ist, so sind wir um den Tod dieses Dichters als um etwas versammelt, in dem er sich nicht anders aufhält als in einem unbedingten Leben, das er nun bewohnt und in dem er existiert. Was gilt hier Unsterblichkeit der Seele? Hier beweist sich Unsterblichkeit des Geistes.

Der Tod hatte bei meinem Herrn das Übergewicht über das Leben. Mein Herr liebte es ja auch sonst nicht, sich auf sich selbst zu berufen, auf das Gegenwärtige und auf das Lebendige. Er berief sich auf alle Arten von Dingen, die uns heute fremd und unwahrscheinlich geworden sind, auf die Vergangenheit vor allem, auf Überlieferung, auf Altvordere. Alles war schon längst durch den Tod gegangen, auf was er sich berief. Er hatte Beziehungen zu den Toten. Er war immer irgendwo her, er hätte es nicht gemocht, wenn ihm jemand gesagt hätte, er sei aus sich selbst. Es heißt meinem Herrn vielleicht die letzte Größe absprechen, wenn man ihm das zugibt. Denn es wird heute behauptet, das Genialische sei zu nichts in Bezug als zum Lebendigen, und das Lebendige sei einfach gegenwärtig. Aber mein Herr war nicht einmal zeitlos, er war von früher her. Wir glauben, daß er zu den Letzten von denjenigen gehört hat, die früher die Großen der Welt gewesen sind und die ihre Kraft noch ererbt haben,

statt sie einfach zu besitzen wie moderne Leute. Aber so oder so: wir haben nur von einem Gestorbenen geredet, von einem mit ihm erloschenen Geschlecht, — den Dichter zu preisen, reichen ja die Worte nicht hin. Es ist da etwas im Spiel, das weder menschlich schlechthin ist, noch adelig schlechthin, es ist da etwas von einem großen Geheimnis.

(*Hier unterbricht er sich, denn der Gesang einer jugendlichen Stimme wird von hinter dem Vorhang gehört.*)

Was ist das für ein Gesang?

Singende Stimme:

Kein schönrer Tod ist in der Welt,
als wer vorm Feind erschlagen,
auf grüner Heid, im breiten Feld,
darf nicht hörn groß Wehklagen.
Im engen Bett
nur ein'r allein
muß an den Todesreihen.
Hier findet er
Gesellschaft fein,
fallen wie Kräuter im Maien!

(*Indem nähern sich Sporenschritte, marschmäßig, ein Kornett kaiserlicher Kürassiere, die Standarte im Arm tragend, tritt vor den Vorhang.*)

Herold: Ich bin erstaunt. Wer ist der Herr?

Kornett: Ich bin Christoph von Rilke, Kornett im kaiserlich österreichischen Heysterschen Regiment zu Roß, Kompagnie des Freiherrn von Pirovano, gefallen in Ungarn in einem Gefecht wider die Türken vor nunmehr zweihundertfünfzig Jahren. Ich war noch sehr jung, als ich starb. Ich war erst achtzehn Jahre. Aber ich bin gefallen mit dieser Standarte im Arm.

Herold: Achtzehn Jahre! Diese Jugend entschuldigt des Herrn plötzliches und unvorbereitetes Kommen. Darf ich fragen, was der Herr will?

Kornett: Ich komme von — drüben. Man hat Nachrichten, daß unser Name erloschen ist in diesen Tagen. Man hat genaue Nachrichten. Wir erwarten den letzten Herrn von Rilke.

Herold: Wer wartet?

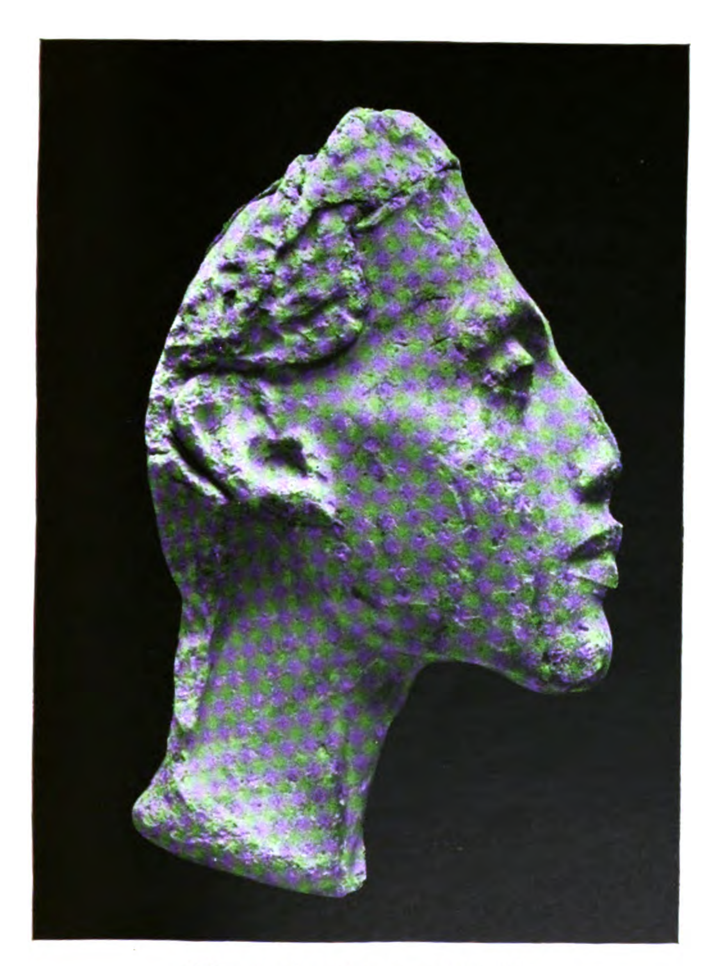
Kornett: Wir. Die ganzen Herren meines Namens. Die Linien von Langenau und Gränitz. Die noch in Kärnten gestorben sind und die aus Sachsen. Wir warten auf den Letzten. Aber es kommt niemand. Wo ist er hin, dieser Letzte von uns, der gestorben ist? Wir sind nicht vollzählig ohne ihn.

Herold: Ist es an dem, junger Herr? Dieser Letzte ist nicht gekommen? Noch nicht gekommen? Dann wird es wohl auch nicht mehr sein, daß er kommt. Ich beginne zu ahnen, daß ich mit dem Glauben von meinem Herrn im Unrecht war. Sag der Herr den anderen Herren, sie warteten vergebens. Dieser Letzte war ein Dichter. Er gehört nicht mehr zu ihnen. Er gehört zu mehr als zu einem einzelnen Geschlecht, das drüben auf ihn warten mag bis zum Jüngsten Tag, gestützt auf die Degen. Ist denn der Herr ausgesendet, ihn zu suchen?

Kornett: Nein, das nicht, ich bin von selbst gegangen. Es war unangenehm und traurig, die Wartenden zu sehen.

Herold: Und war der Herr selbst traurig?

Kornett: Ja, ich wohl auch.



Gipsmaske Amenophis' IV.

Herold: Der Herr ist noch sehr jung, er hat es ja selbst gesagt, er versteht das vielleicht noch nicht, er hat sich übereilt. Kehr der Herr zurück, auch ohne den Gesuchten, verzichte er darauf, ihn zu sehen. (*Er umfängt, im Abgehen, die Schulter des Kornetts.*) Der, den der Herr sucht, ist nicht tot, wenn er gleich gestorben ist. Er ist lebendig. Er war ein sehr großer Dichter. Er gehört nicht den Geistern an, sondern dem Geist.

(*Sie treten durch den Vorhang zurück. Fanfaren.*)

*

VERMÄCHTNIS DER ANTIKE

Rede anläßlich eines Festes von Freunden des humanistischen Gymnasiums gehalten

VON HUGO VON HOFMANNSTHAL

Die Unruhe ist nach wie vor allgemein, der Zweifel und die Verworrenheit eher im Wachsen als im Abnehmen. Die materiellen Auswirkungen der Katastrophe, durch die wir gegangen sind, bleiben ungeheure; aber wir gewahren, daß die geistigen noch furchtbarer und noch folgenreicher sind. Wir versuchen uns zur Klarheit durchzuringen, zu erkennen, was dahingestürzt und was noch aufrecht ist; aber der ordnende Sinn in uns selber, der allein zu solchen Urteilen fähig wäre, ist im tiefsten beschädigt. Niemand ist geistesmächtig, niemand scharfsinnig genug, sich über das zu erheben, was alle und alles umstrickt. Unsere Befürchtungen, die manchmal die Betonung des Schreckens annehmen, finden immerfort und von allen Seiten her neue Nahrung, unsere

Hoffnungen sind unsicher und vag; die stärkste von ihnen, paradoxerweise, ist die, welche wir gerade aus der Größe der Bedrohung, aus der umfassenden Gewalt des Ereignisses ziehen.
Es gibt nichts im geistigen Bereich, das nicht versehrt wäre. „Der Geist selbst ist verwundet", sagt ein Franzose. „Unsere Welt ist im Untergehen", schreibt ein Deutscher auf sein Buch. „Wir sind allein", ruft ein Spanier aus. „Der Europäer von heute steht allein ohne lebende Tote an seiner Seite." In der Tat, das was fünfzehn Jahre hinter uns liegt, ist so fern von uns, so unerreichbar wie Sesostris und Nimrod. Wir sind ganz allein.
Die Geschichte, wenn wir uns an sie wenden, ist kalt und vieldeutig in ihren Antworten wie ein Orakel. Schlagen wir heute ihre Blätter auf, so scheinen uns die Jahrhunderte bis zurück an den Ausgang des Mittelalters von nichts zu sprechen als von dem Kommen des Kataklysmas, das uns heute unter Trümmern erschlägt. Was immer sich im Geistesleben vollzogen hat, von jener Anfangstat des 16. Jahrhunderts an, jener Setzung des Ethos über den Logos, die wir den Protestantismus nennen — mit dem wissenden Auge, das der heutige Tag uns gibt, sehen wir in der Kette der Geschehnisse nichts als die Vorbereitung dessen, was heute Wirklichkeit wird. Der rückwärts gewandte Prophet heftet den gleichen eisigen, undurchdringlichen Blick auf uns wie die Gegenwart selber. Und in dieser Welt rüsten Sie sich, ein Fest des Geistes zu feiern, und der Gegenstand Ihres Festes ist das Bekenntnis zur Überlieferung kat'exochen, zur

geistigen Ordnung kat'exochen, zum ewigen Band aller geistigen Ordnungen. Sie haben das unverwelkliche Wort Humanismus auf Ihrem Banner, während rings in Europa und in jenem hybriden Neu-Europa jenseits des Ozeans der vollständigste, tiefstgreifende Prozeß der Deshumanisation, der je geträumt werden konnte, im Gange ist.
Zwischen der Zeit, in der wir jung waren, und heute liegt ein Abgrund, und einer, dessen Ränder nicht einmal fest sind, sondern der stündlich weiter um sich frißt. Das Begrenzte, auf dem allein wir geistig zu fußen vermögen, ist im Begriff, sich zu verflüchtigen wie Rauch; das Unmeßbare, die indefinite formlose Materie unserer Welterfahrung, überflutet den Bezirk unseres Daseins. Das, was sich vollzieht, ist schreckensvoll und kaum mehr deutbar. Es gibt diesem Ungeheuren gegenüber die Haltungen einzelner: Gebärden der Abwehr, des Stoizismus und der Verzweiflung, aber die Grundgebärde des Europäers ist nicht mehr wahrnehmbar, und auch jenen einzelnen Gebärden fehlt es an Kraft und Größe. Da und dort flammt ein jäher Orientalismus auf — auch Rußland ist Orient! —, aber ohne fortreißende Kräfte; und an denen, die ihm huldigen, wird nichts so deutlich wie der Wunsch, allen Ballast abzuwerfen, und wäre es das eigene denkende Selbst. Achtet man dieser einen Fluchtgebärde nicht, so geht alles darauf aus, sich der „Wirklichkeit" zu unterwerfen. Diese aber wechselt dämonisch ihre Mienen: denn Wirklichkeit ist geistige Schöpfung, und jene wechselnden Mienen sind nichts als der Reflex des inneren Seelenschwindels einer

Menschheit, die zur Schöpfung nicht mehr die Seelenkräfte in sich trägt.
Wir leben in einem kritischen Weltmoment, der zu Festen kaum Raum gibt. Aus Kriegen der Völker und Konflikten der Klassen sind neuartige Religionskriege geworden, Geisteskriege, um so mörderischer, als sie in der Halbnacht wechselseitigen Nichterkennens geführt werden; Sekte ringt mit Sekte, und niemand will es wahr haben, in welch unheimlicher Weise über Nacht von unsichtbaren Händen die furchtbaren Gewichte des leiblichen und des geistigen Behauptungswillens der Massen lautlos vertauscht werden: bald verkleidet sich Ökonomie als Geist, bald Geist als Ökonomie. In der verworrensten der Welten treten Sie zusammen und wollen das Fest der Unverworrenheit feiern, der höchsten Offenbarung geistiger Klarheit, die je da war.
Aber Sie dürfen es, und dürften es, wären die Gemüter noch gespannter und die Verzagtheit (welche zuweilen die Maske des Zynismus vornimmt) noch größer. Denn der Gegenstand Ihres Festes ist über dem allen, und Ihre Feier zieht eben aus der Dunkelheit, die uns umgibt, jenen einen zwischen nachtschwarzen Wolken durchbrechenden Lichtstrahl, der sie adelt. Sie stehen hier nicht als die Hüter eines Vorrates von Kenntnissen oder Sinnbildern; es ist kein System unter Systemen, als dessen Parteigänger Sie sich vereinigen; es ist keine bestimmte schulmäßige Geisteshaltung — oder ist es eine solche, dann im höchsten Sinne, und in der Region solcher Synthesen, die der gemeinen Kritik entzogen sind.

Das, wofür Sie einstehen, ist der Geist der Antike, ein so großes numen, daß kein einzelner Tempel, obwohl viele ihm geweiht sind, es faßt.

Es ist unser Denken selber; es ist das, was den europäischen Intellekt geformt hat.

Es ist die eine Grundfeste der Kirche und aus dem zur Weltreligion gewordenen Christentum nicht auszuscheiden; ohne Platon und Aristoteles nicht Augustin noch Thomas.

Es ist die Sprache der Politik, ihr geistiges Element, vermöge dessen ihre wechselnden und ewig wiederkehrenden Formen in unser geistiges Leben eingehen können.

Es ist der Mythos unseres europäischen Daseins, die Kreation unserer geistigen Welt (ohne welche die religiöse nicht sein kann), die Setzung von Kosmos gegen Chaos, und er umschließt den Helden und das Opfer, die Ordnung und die Verwandlung, das Maß und die Weihe.

Es ist kein angehäufter Vorrat, der veralten könnte, sondern eine mit Leben trächtige Geisterwelt in uns selber: unser wahrer innerer Orient, offenes unverwesliches Geheimnis.

Es ist ein herrliches Ganzes; tragender Strom zugleich und jungfräulicher Quell, der immer rein hervorbricht. Nichts in seinem Bereich ist so alt, daß es nicht morgen als ein Neues, strahlend vor Jugend, hervortreten könnte. Homer glänzt in alter Herrlichkeit alterslos wie das Meer, aber seinen Helden Achilleus hat Hölderlins Seelenblick getroffen, und er steht in neuem, ungeahntem

Licht. Heraklit, für ein Jahrtausend nichts als ein Name, ist an den Tag getreten, und seine dunkle Lehre ist heute wieder seelenbildende Gewalt. Die dunkeln ältesten Mythen, eingemauert in die Grundfeste des Werkes der Tragiker, haben in dem wunderbaren Schweizer, dem lange verkannten, ihren Deuter gefunden; noch einmal bereitet sich in seinen Werken, wie einst im antiken Lebensbereich, das Ganze dieser Geisteswelt, vom orphischen Spruch bis zur mythischen Anekdote, die ein byzantinischer Spätling überliefert.
In der mittelsten Region aber der Naturwissenschaften, dort, wo der Begriff der „Wirkung" den Begriff der „Energie" heute ablöst, wo von den Begriffen Raum, Zeit und Schwere her jenes Geheimnis, das wir zuletzt mit dem Wort Materie bedeckten, einer neuen Enthüllung entgegenharrt, dort, wo das nüchtern-großartige Wort laut wird: Was ich messen kann, das existiert — dort erhebt sich aus den brauenden Nebeln der Theoreme, wie das Licht des uralten, ewig jungen Tages, die Vision Platons von einer Zahlentheorie der Natur und mit ihr die Weisheit des Pythagoras.

*

EIN TAG IN LIER

VON FELIX TIMMERMANS

Das erste, was aus der schwarzen Nacht aufleuchtet in den neuen Tag, ist der kupferne Bauch des Hahnes auf dem Turm. Dann tritt der Küster Landieke aus seinem

Häuschen, das im Wasser steht, und seufzt: „Aber uns gehts schlecht!" Vor dem Kirchenportal warten schon die eifrigsten Betschwestern in schwarzen Kapuzenmänteln, wie Spukgeister. Er läutet eine magere Glocke, und Pfarrer Rits, die Hände reibend wie alle Pfarrer, eilt in der mausgrauen Dämmerung auf diese Glocke zu; ein Chorknabe macht dasselbe, aber mit den Händen in den Taschen und aus Angst ein Liedchen pfeifend.
Das Osterlicht wird langsam größer, es fließt über die lustige Kappe des Turmes und bückt sich zu den Schalllöchern hinunter; die höchsten Seitentürme baden sich im Ostergold, und eine Bundeslade funkelt unter der Perlmutterschale des Himmels. Der Nachtwächter Suske Niks kehrt fröstelnd heim mit seiner langen Lanze. Er hat wieder keine Diebe zu Gesicht bekommen, und gähnend sagt er: „Ich hätte mich ebensogut zu meiner Frau legen und schnarchen können."
Die Häuser und die Straßen schlafen noch, kahl und still wie leere Schachteln ohne Deckel. Aber der reiche De Pijpelaere ist schon aufgestanden. Er schreitet im Hemd, einen Rosenkranz in der Hand, mit nackten Füßen durch das tauige Gras seines Gartens. In der heißen Jahreszeit, wenn kein Tau vorhanden ist, macht er sich welchen mit der Gießkanne.
Alle Wetterfahnen und die höchsten Spitzen der mit Stufen und Schnörkeln verzierten Giebelhäuser glänzen in der Sonne. Draußen im Felde, wo der Nebel wie ein Schleier über die silberne Nethe hängt, geht ein Duft von frischen Blumen. Speckzehe zieht sein Netz mit zappelnden Fischen in die Höhe, und Bauern, die auf

den Äckern arbeiten, sind wie Schattenbilder im Nebeldunst. In den ärmlichen Gassen öffnen sich die Türen, und Arbeiter mit Blechkrügen gehen Tabak kauend zum Zuge. Die Lumpensammler in ihren Hundewägelchen streben eilig, wie im Wettkampf, zu den Toren hinaus; sie stehen fluchend und peitschend aufrecht in den kleinen Wagen, wie in einem römischen Zirkus. Die Windmühlen auf dem Wall drehen sich schon, denn es gibt viel Korn dieses Jahr, und die ersten Kneipen öffnen sich am Viehmarkt, wo in aller Frühe die nüchternen, schleimigen Kälber verhandelt werden. Die Saufbrüder der Stadt werden vor Durst eine ganze Stunde früher wach als sonst und holen sich dort ihren halben Liter. Ambiorix, der Bäcker, hat das nicht nötig; der Wirt von nebenan reicht ihm sein tägliches Maß über die kleine Mauer.

Ruckweise wacht nun die Stadt allmählich auf, aber der größte Ruck ist der erste Kleinbahnzug, der mit viel Rauch und Lärm, aber leer, die Straßen der Stadt vergewaltigt. Das ist die Stunde, in der die Holzschuhe nach den Werkstätten klappern, in der die Lehrer und die Dienstmädchen aufwachen und dann eine Viertelstunde später die Schulkinder. Die Fensterläden öffnen sich, Glocken läuten von allen Kapellen, und ein froher Eifer kommt über die ganze Stadt; die Pumpen sind in voller Tätigkeit für den Morgenkaffee, es ist die Zeit der Radieschen mit Quark. Kupferne Kessel glitzern auf den Marktplätzen. Die Hunde der Milchbauern bellen, Kohlenwagen dröhnen und klingeln; man hausiert mit weißem Sand, Gemüse und warmen Semmeln;

Kinder schreien, und Bureaubeamte gehen mit einer Zeitung in der Hand zum Bahnhof oder putzen sich unterwegs die Nägel.
Die Sonne liegt nun auf allen Dächern und lugt in alle Fenster, und der Turm schüttelt seine vielen kleinen Glocken zur allgemeinen Freude. Dann möchte es plötzlich stiller werden, aber es glückt nicht ganz, denn heute mittag muß gegessen werden, Suppe und Fleisch. Die Gewürzkrämer und Fleischer hacken und wiegen, und man erzählt sich vieles über Leute, die nicht dabei sind. Die langen Bierwagen holpern durch die Straßen und rollen Fässer in die Wirtshäuser. Ein Horn tutet, die Brücke dreht sich, und ein Muschelschiff treibt herein mit seinen rostbraunen Segeln, feierlich an den weißen Häusern entlang. Schwarze Kutschen fahren hin und her. Es gibt einen Toten; man hört an der schweren Stimme des Turmes, daß es ein feierliches Begräbnis ist. Gestern hat der hagere Leichenbitter Staf die Nachricht in die offenen Türen oder durch den Briefkastenschlitz gerufen und die Briefe ausgetragen. Der Tote ist oder vielmehr war ein Verwandter von De Pijpelaere; alle reichen Leute sind irgendwie mit De Pijpelaere verwandt. An den Straßenecken stellen sich die Leute auf, um den Leichenzug zu sehen. Sie erzählen sich noch einmal die Geschichte des Toten. Und das Ende jeder Betrachtung lautet: „Wir wollen das Leben nur genießen, denn mit einem Menschen ist es bald vorbei.“ Die Frauen kaufen deshalb ein Viertel Wurst mehr, und die Männer trinken ein Doppelmaß. Kurz darauf heiraten auf dem Rathaus, fast unbemerkt, denn es werden keine

Teppiche auf die Stufen gelegt, Jef Paljas und Pauline Seufzer. Er ist ein alter Schuster und sie eine Witwe, die mit Muscheln hausiert. Er trägt sämtliche Ehrenzeichen auf der Brust: ehemaliger Tambour beim Militär, ein durchgegangenes Pferd aufgehalten und im Kriege von 70 aus der Ferne zugeguckt. Sie sind zusammen über die Vordertreppe aufs Rathaus gekommen und verlassen es über die kleine Hintertreppe, die sozusagen unmittelbar zu ‚Unserer Lieben Frau' hineinführt. Dort wird die erste Rührung mit ein paar Schnäpsen weggespült; dann gehen sie zu Fuß in die Kirche, und wenn sie dort fertig sind, in den ‚Bienenkorb' hinein. Hier wartet schon der unvermeidliche Harmonikaspieler, und nachdem sie mit etlichen Schnäpsen die Stimmung gehoben haben, ziehen sie, gefolgt von einem Haufen von Verwandten, hinter diesem Musikanten her von Kneipe zu Kneipe, um dann bei Pauline, wo seine Möbel schon untergebracht sind und er nun einziehen wird, einen starken Kaffee mit Schinkenbrötchen und Korinthenkuchen zu schmausen.

In Lier ist die Luft gesund, von Königen gepriesen, und so kommt es, daß der Magen keine Ruhe gibt. Um halb elf nehmen die Leute etwas zu sich: ein Butterbrot mit etwas dazu. Ein baumlanger Holländer, noch in Pluderhosen, verkauft Pökelheringe, worauf die Leute hier versessen sind, und der singende Mann hat bald seine sauber gemalten Fässer leer. Die Schulen sind nun aus, es herrscht ein ausgelassener Kinderlärm, die Suppen duften verlockend, und in den Wirtshäusern wird schnell noch ein Maß Bier getrunken, um gut essen zu können.

Dann hängt um alle Giebel, eine kleine halbe Stunde lang, die Ruhe wie ein weißes Gewand, bis die Kartoffeln verzehrt sind; aber nun werden die Taubenschläge geöffnet und kreisende Tauben feiern ein Fest in der Luft.
Sind dann später die Holzschuhe wieder in den Werkstätten und die Kinder in der Schule, dann legt sich plötzlich, mit dem letzten Glockenschlag von zwei Uhr, eine wunderbare, ungekannte, friedliche Stille über die Stadt. Es ist die goldene Stunde, der weiße Klosterfriede, der dann in den Straßen herrscht. Alles ist drinnen, man hört das Gras wachsen zwischen den Pflastersteinen und das Wasser fließen unter den Brücken. Überall Stille und Sonne; weiße Wolken wandern vorsichtig durch das sonntägliche Blau. Wie ein guter Anisgeruch rührt der Liersche Geschmack an unser Herz. Etwas Schönes und Teures, das man längst der Vergangenheit angehörig glaubte, steht hier noch rein, sich spiegelnd im Wasser, etwas außerhalb der Zeit, unberührt und ohne ein Echo aufzufangen von der Welt, ein faltenloser Teich. Die Häuser auf dem Großen Markt lassen ihr Gold glitzern, und auf dem ganzen offenen Platz ist nur ein Taubenpaar, das vornehm in der Sonne spazieren geht. Der dicke Verbil guckt seufzend um die Ecke der Fleischhalle, ob er nicht den erwischen kann, der die Arbeit erfunden hat, aber er sieht niemand und kehrt seufzend zu seinem Schusterschemel zurück. In der ‚Eiche', wo früher die Kammer der Rhetoren ihre literarischen Sitzungen abhielt, sitzt die Wirtin Strümpfe stopfend am offenen Fenster, und im gotischen ‚Kaiser-

hof' schläft der Wirt hinter seiner Zeitung. Betschwestern spähen hinter dichten Gardinen nach Menschen aus, wie Katzen nach Mäusen. Aber es ist nichts zu sehen als ein Hund, der an der Ecke ein Bein hebt. Durch die Stille kommt plötzlich die Kleinbahn pomphaft herangefahren, hält am Markt, niemand steigt aus, niemand steigt ein, und dann fährt sie weiter, prahlend mit dicken Rauchfahnen und Horngetute.

Inzwischen sitzen die Faulenzer auf der hohen Brücke und essen frische Muscheln. Sie haben sich in einem Kreis um die Schüssel niedergelassen, einer macht sie auf, und der Reihe nach dürfen sie eine verzehren. Es geht schweigend und schmatzend vor sich, so daß man selber Appetit auf Muscheln bekommen könnte.

Ein zweites Schiff ist auf der Werft angekommen; Männer tragen, tanzend über die schaukelnde Ladeplanke, rote Backsteine aus dem Rumpf des Schiffes an Land.

Auf dem einsamen, schattigen Beginenwall, wo man hinter ausgedehnten Feldern, jenseits der Nethe, den Turm von Mecheln sehen kann, geht eine alte Begine spazieren und hört, wie im stillen Beginenhof eine andere Begine die Orgel spielt. Und dort auf dem Wall ist es, daß Herr Luppekens und Herr Bollekensberg einander begegnen. Welch ein Glück! Sie sprechen doch so gerne Französisch. „Ah! Tag! Bonjour Monsieur Luppekens, o vous avez un beau bâton!" „Oui!" sagt stolz Herr Luppekens, „c'est un mispelier. Mais vous avez aussi un beau bâton." „Oui," prunkt nun der andere, „c'est un beau bâton, et c'est un apfelier."

Die Wassermühle schnarcht in der Stille, aber das zählt nicht mit, da es sich nie ändert. An einem stillen Wasser sitzt ein stiller Fischer, und gegenüber in der Schule, deren Mauern im Wasser stehen, buchstabieren die Kinder in leierigem Ton. Und über eine steinerne Brücke geht, im Wasser sich spiegelnd, Madam Potjeer, mit aufgespanntem Regenschirm und dem Affenpinscher an der Leine. Diese Madam ist es, auch wieder eine Verwandte von De Pijpelaere, die die Kinder nachmachen, wenn sie ‚reiche Madam' spielen. Plötzlich bricht durch die Stille ein heftiges, lautes Gerassel! Diesmal ist es nicht die Kleinbahn. Es ist eine lange Reihe von Wagen, die Männer von Heyst-op-den-Berg, die vom Frühmarkt aus Antwerpen zurückkehren. Sämtliche Fuhrleute schlafen ganz beruhigt, denn die Pferde wissen den Weg und werden niemanden überfahren, es ist ja niemand da außer Madam Potjeer, die sich zurückzieht in eine kleine Kirche, wo Kerzen brennen. Dann fällt die Stille wieder seufzend über die Stadt, und eine kleine Hammersymphonie klingt durch die sonnigen Straßen: ein Schmiedehammer aus einer schwarzen Höhle, wo eine rote Flamme faucht, der summende Hammer eines Steinhauers, kurz und eigensinnig der Hammer eines Schusters und der helltönende Hammer eines Kupferschmiedes.
Mit dieser Musik vermischt sich das Glockenspiel des Turmes: „Und auf dem Großen Markt verkauft ein Bauer Rüben ..." Pappeln zittern über alten Klostermauern, hinter denen Mönche im sonnigen Garten das Brevier beten. Der starke Geruch der Brauereien dampft warm aus engen Gassen und kündigt wieder frisches

Bier an. Ein Wagen mit Speise-Eis, mit Schnitzwerk versehen wie eine Orgel, in winterlichen Farben gemalt und sogar mit Spiegeln ausgestattet, verkauft süße Magenkühle. Zwischen zwei Heftfäden kommt der Schneider-Barbier Opdewip eine Waffel ablecken und nimmt noch eine zweite mit. Der Eismann schiebt seinen Wagen in die engen Gassen des Arbeiterviertels. Während die anderen Straßen still und verlassen daliegen, wimmelt es hier von Menschen. Die Frauen klöppeln vor der Tür; vor jedem Hause stehen Kissen, die ganze Straße entlang, und schleppende Lieder begleiten das träge Wachsen der Spitzenblumen. Zwischen lauter Lumpen, im Geruch von Heringen und Zwiebeln, entfalten sich die weißen Spitzenherrlichkeiten, voll von wunderbaren Blumen, Ranken und Schnörkeln, wie Märchen von Schnee, die später von Prinzessinnen und Königinnen bewundert und getragen werden. In einer Gasse herrscht Streit. Eine Spitzenklöpplerin wütet mit schäumendem Munde gegen einen Kaninchenfellhändler. Er sagt fortwährend einfach und trocken: „Fein Theres, blöde Gans; fein Theres, blöde Gans." Die Zuschauer biegen sich vor Lachen, und die Frau platzt bald vor Wut. Ei! die vielen Leute dort, und der Eiswagen rollt lockend darauf zu. Acht Soldaten schieben einen leeren Wagen zur rosig gekalkten Kaserne hin. Man muß unwillkürlich an das Gebet denken: ‚Abends wenn wir schlafen gehn.' Aber hier sind es zwei die schieben, zwei die ziehen, zwei die gähnen, zwei die sich recken. Und so ist es allmählich vier Uhr geworden und Zeit für die dicken Butterbrote und den Kaffee, der bereits seinen Duft in Wolken aus

den Türen treibt. Das Städtchen reibt sich den Mittagschlaf aus den Augen. Die Schulen speien lärmende Kinder aus, es gibt ein Rennen und Rufen, und Leute gehen spazieren auf dem Wall. Züge fahren ein, die Lumpensammler kehren zurück, und während auf Markt und Wall die Kinder ihre Spiele treiben, sich ein Weilchen mäßigend, wenn ein Polizist heransilbert, werden die Vorbereitungen getroffen für das nächste Essen um sieben Uhr. Oh, diese gesunde Luft! Die Wirtinnen waschen ihr Gesicht und binden eine saubere Schürze um, denn jetzt wird die Bierkundschaft gleich erscheinen. Mit dem Ave-Läuten und der Dämmerung legt sich eine wehmütige Stimmung über die alten Giebelhäuser,.während die Kirche dort oben über den Dächern noch einmal triumphiert im letzten Sonnengold und ihre bronzene Glocke zur Abendandacht ruft. Die Fledermäuse kommen zum Vorschein, und die Windmühlen hören auf zu gehen. Überall setzen sich die Leute vor der Tür auf Bänke und Stühle; kleine Gruppen wandern über die Hauptstraße dem gelben Bahnhof oder der kühlen Nethe zu. Die Lampen werden angezündet, und auch die Laternen vor den Heiligen über den Läden und vor den Madonnen. Dann tritt der heilige Franz, ein Einfaltspinsel, seine tägliche Runde an. Vor jedem Madonnenbild kniet er nieder und betet für die Sünden der Menschen. Inzwischen ziehen sich die Liebespaare auf den dunklen Wall oder in die einsamen Alleen vor der Stadt zurück, und die Wirtshäuser werden besucht. Die Wirtinnen haben sich nicht umsonst gewaschen. Karten-, Schach- und Billardspieler, Taubenzüchter, Sänger, Po-

litiker, Musik- und Theaterfreunde, Sparvereinsmitglieder, Rekordraucher, Angler, Kegelbrüder, Zweizentnerleute und was weiß ich noch, halten Versammlungen oder Übungen ab. Wenn drei Männer zusammen sind, wird ein Verein gegründet, und alles muß geschehen, ist gar nicht anders denkbar als bei einem kräftigen Glas Malzbier und einer guten Pfeife und mit der Aussicht auf zwei Festessen. Bei dem guten Bier werden dann Witze erzählt und gelacht auf Kosten derer, die nicht dabei sind, und Versammlungen und Übungen werden auf den nächsten Tag verschoben. Die Männer erzählen diese Dinge ihren Frauen im Bett, und die erzählen sie dann am frühen Morgen anderen Frauen in den Läden, bei der Pumpe oder am Sandkarren.

In den engen Gassen, am Rande der Stadt, sitzen die Mannsleute unter den Madonnen und dem Kruzifix und unterhalten sich in saftigen Kraftausdrücken über Tauben, prunken mit ihrer Kraft und ersinnen Späße, um sich gegenseitig zu foppen. Die Kinder spielen Ringel-Reihe, Blindekuh und Dritten-Mann-Abschlagen, während die Frauen auf den Türschwellen hocken und über Wöchnerinnen und verkrachte Ehen klatschen.

Bei diesem guten Wetter ist alles draußen. Die Luft fließt wie ein Getränk in den Mund, und der Himmel, der gestern noch verschlossen war, ist weit offen und zeigt seine tausend Kerzen. Aber ist da nicht irgendwo Musik? Hört! Wahrhaftig! Und aus Häusern und Straßen läuft das Volk den Musikanten entgegen. Auf dem Fischmarkt sind sie, wo es nur Freitags nach Fisch riecht. Es sind ein paar junge Leute, die sich zufällig zu-



Stammhaus der Familie Rothschild in Frankfurt

sammengefunden haben: eine Klarinette, eine Trommel, ein Klapphorn und ein Bombardon. Spielend begleiten sie den mit Ehrenzeichen geschmückten Jef Paljas, der einen leeren Wagen schiebt. „Was gibts?“ fragen die Leute, und die prompte Antwort lautet: „Jef darf nicht bei seiner Frau schlafen, sie will ihre Zimmertür nicht aufmachen, und nun holt er seine Möbel wieder ab, und ich gehe mit!“ „Ich auch!“ „Ich auch!“ Der Zug wächst zusehends an unter dem Spielen und Singen eines lustigen Volksliedes. Das ganze Storchhalsgäßchen steht auf dem Kopf; man hilft Jef Paljas beim Aufladen seiner Möbel, während die Frau sich, man weiß nicht warum, hinter der dichtgeschlossenen Türe auf ihrem Zimmer hält. Als alles aufgeladen ist, will er mit seinem Zeug davonfahren, aber einige Männer ergreifen ihn, heben ihn ganz oben auf einen kleinen Küchenschrank, und nun sitzt er dort wie ein Affe mit glitzernden Ehrenzeichen. Die Musik spielt, die Leute singen und tanzen hinter dem Wagen her, die Kinder voran, und so gehts nach der Wohnung von Jef Paljas, der nachher ein Faß Bier spendiert in den ‚Drei Maulaffen‘.

Hinter den zarten Türmchen der Kirche erhebt sich der Mond wie eine geheimnisvolle Blume, und Speckzehe begibt sich wieder an die Nethe, um zu fischen. Türen und Fensterläden werden geschlossen, und wenn der Kleinbahnzug um neun Uhr noch einmal leer durch die Straßen keucht, dann schläft die Stadt ruckweise wieder ein. Um zehn Uhr ist alles still und verschlossen. Hier und da sieht man auf einem herabgelassenen Vorhang

den Schattenriß einer Frau, die sich die Haare kämmt, und in den Wirtshäusern herrscht noch gedämpftes Rumoren. Der Mond wirft die Schatten der verschnörkelten Giebel auf die Giebel der gegenüberliegenden Häuser und versilbert den Schaum der immer brausenden Wassermühle. Der letzte, der die Kneipe verläßt, so gegen zwölf, ist Gommarus Nollekens, Böttcher, Drechsler und Schnitzer von Spekulatiusformen. Er spricht mit seiner Kundschaft in Reimen und macht Theaterstücke in Versen, wie: ‚Der Fall Babylons'; jetzt arbeitet er an einer Geschichte der Stadt in Reimen.
Als er seine Tür geschlossen hat, ist alles zu. Damit ist der Tag völlig zu Ende. Auf dem singenden, mondhellen Turm bläst der Wächter sein eintöniges: „Schlafet wohl!" und der Straßennachtwächter Suske Niks sitzt, seine Lanze im Arm, in einem Bedürfnishäuschen und schläft. Er wird wieder keine Diebe zu Gesicht bekommen.
Aber zur Jahreswende bringt er seinen gedruckten, gereimten Neujahrsbrief, auf dem Jahr für Jahr dasselbe zu lesen ist, unter anderem:

> „Ihr Bürger, fürchtet nicht die Nacht,
> Wir halten euch getreu die Wacht!"

Übertragen von Peter Mertens

*

ZWEI GEDICHTE
VON RICARDA HUCH

Mondnacht

Eine gelbe Eule uralt
Durch den Tannenwald streicht
Lautlosen Flugs bei Nacht,
Auf Beute paßt.
Der Mond ists; klettert von Ast zu Ast,
Behend und leicht,
Kein Zweiglein kracht.
Nun ist sie droben, die Mörderin,
Hält das Mäuslein umkrallt,
Fliegt lautlos über die blauen Wipfel hin.

*

Wie du von Schönheit schäumst,
Herrlicher Becher Welt!
Noch den Rand, der die Fülle kaum hält,
Golden umsäumst!

Meine Lippen trinken beglückt,
Was der feurige Tag mir mischt;
Wenn die Sonne erlischt
Von Sternen die Nacht noch durchzückt.

Rausche fort, rausche fort, edle Flut,
Schenk mir voll ein, schaffendes Licht!
Bis der Becher zerbricht,
Und gesättigt die Seele ruht.

*

DIE SEELE UND DER TANZ
VON PAUL VALÉRY

Sokrates: Hast du nicht den Eindruck, Eryximachos, und auch du, mein lieber Phaidros, daß das Geschöpf, das dorten ausschwingt und sich anbetenswürdig in unseren Blicken bewegt, daß diese glühende Athikte, die sich verteilt und wieder zusammennimmt, die sich aufhebt und einsinkt in sich selbst, die sich mit solcher Geschwindigkeit öffnet und schließt, und die anderen Raumbeziehungen anzugehören scheint als den unsrigen, — den Anschein erweckt, als fühle sie sich wohl und lebe ganz und gar in einem dem Feuer vergleichbaren Element —, in einer sehr besonderen Durchdringung von Bewegung und Musik, darin sie eine unerschöpfliche Kraft einatmet, während sie selbst mit ihrem ganzen Wesen den reinen und unmittelbaren Andrang der äußersten Seligkeit genießt? — Wenn es uns einfiele, unsere gewichtige und ernsthafte Lage mit dem Zustand dieses funkelnden Salamanders zu vergleichen, würde sich dann nicht herausstellen, daß unsere gewöhnlichen Handlungen, wie sie nach und nach aus unseren Bedürfnissen hervorgehen, daß unsere Gebärden und unsere gelegentlichen Bewegungen wie ein grober Rohstoff seien, wie eine aus Unreinem gemachte Dauer, — während diese Entzückung und Schwingung des Lebens, während diese unübertreffliche Spannung, dieses Hingerissensein in die höchste Beweglichkeit, deren man fähig ist, die Eigenschaften und Kräfte der Flamme besitzt; und daß alles, was Schande ist, Überdruß, Nich-

tigkeit, und der ganze eintönige Unterhalt des Daseins sich darin aufzehrt, so daß in unseren Augen der Glanz des Göttlichen sich spiegelt, das in einer Sterblichen Platz hat?

Phaidros: Bewunderungswürdiger Sokrates, schnell, sieh, bis zu welchem Grade du recht hast! ... Sieh die Bebende! Als ob der Tanz wie eine Flamme aus ihr schlüge!

Sokrates: O Flamme! ...

— Dieses Mädchen ist vielleicht die Dummheit selbst? ...

O Flamme! ...

— Wer weiß, aus was für abergläubischen Narrheiten und Possen ihre tägliche Seele besteht?

O Flamme, immerhin! ... Wacher und göttlicher Gegenstand! ...

Aber was ist eine Flamme, o meine Freunde, wenn nicht der Augenblick selbst? — Das Tolle, das Ausgelassene, das Furchtbare, das Augenblicke enthält! ... Wenn dieser Augenblick zwischen der Erde und dem Himmel zu handeln beginnt, so ist das Flamme. Alles, o meine Freunde, was aus dem Zustand der Schwere in den Zustand der Schwebe übergeht, muß durch diesen Augenblick aus Feuer und Licht ...

Und Flamme, ist sie nicht auch die unfaßliche und stolze Gestalt der edelsten Zerstörung? — Das, was nie wieder geschehen wird, geschieht prunkvoll vor unseren Augen! — Das, was nie wieder geschehen wird, muß notwendig mit dem größten Prunk geschehen, der sich denken läßt! — Wie die Stimme blindlings singt, wie die Flamme singt, ganz außer sich zwischen Stoff und

Äther, und vom Stoff zum Äther grollend und wütend sich hinüberstürzt, — ist der große Tanz, o meine Freunde, nicht eigentlich die Befreiung unseres Körpers, der ganz besessen ist vom Geist der Lüge und von der Musik, die Lüge ist, und der sich trunken fühlt in der Verneinung der nichtigen Wirklichkeit? — Seht mir diesen Körper, der aus sich springt wie eine Folge sich gegenseitig verdrängender Flammen, seht, wie er niederstampft und mit Füßen tritt, was wahr ist! Wie er die Stelle selbst, auf der er steht, in freudiger Wut vernichtet, wie er sich berauscht an der Übertreibung seiner Verwandlungen! Wie er gegen den Geist kämpft! Seht ihr nicht, wie er mit der Seele wetteifern will an Schnelligkeit und Wechsel? — Er ist eigentümlich eifersüchtig auf diese Freiheit, auf diese Allgegenwärtigkeit, die der Geist zu besitzen scheint! ...
Ohne Zweifel, der einzige und ständige Gegenstand der Seele ist das, was es nicht gibt: das, was war, und nicht mehr ist; — das, was sein wird, und noch nicht ist; — das Mögliche, das Unmögliche, — das alles ist Sache der Seele, aber niemals, *niemals* das, was ist!
Und der Körper, der das ist, was ist, auf einmal kann er sich nicht mehr halten im Raum! — Wohin sich werfen? — Was werden? — Dieses *eine* versucht das Spiel, *alles* zu sein. Er will es spielend der Allgegenwärtigkeit der Seele gleichtun! Er sucht eine Abhilfe gegen sein Sich-selbst-gleich-sein durch die Zahl seiner Akte! Das Ding, das er ist, bricht auf in Ereignisse! — Er gerät außer sich! — Und wie der erregte Gedanke an alle Dinge rührt, zittert zwischen Zeit und Augenblick

und alle Unterschiede überspringt; und wie in unserem Geist sich symmetrisch die Vermutungen ausbilden, wie die verschiedenen Grade des Möglichen sich in Reihen aufstellen und gezählt werden, — so beutet dieser Körper sich aus in allen seinen Teilen, findet neue Zusammenstellungen mit sich selbst, gibt sich Gestalt um Gestalt und geht unaufhörlich aus sich hinaus! ... Nun hat er endlich den Zustand erreicht, da er der Flamme vergleichbar wird, mitten in einem Wechsel, der ganz Handlung ist ... Unmöglich, noch von „Bewegung" zu sprechen ... Die Glieder sind nicht mehr von den Akten zu unterscheiden ...
Diese Frau, die da war, ist verschlungen von unzähligen Gestalten ... Dieser Körper in den Ausbrüchen seiner Kraft bringt mir einen äußersten Gedanken in Vorschlag: ähnlich wie wir von unserer Seele Dinge verlangen, für die sie nicht gemacht ist, wie wir von ihr fordern, daß sie uns erleuchte, daß sie wahrsage, daß sie die Zukunft errate, ja, sie sogar beschwören, Gott zu entdecken, — so macht dieser Körper da Anspruch auf eine vollkommene Besitzergreifung seiner selbst, auf einen Grad von Ruhm, der über das Natürliche hinausgeht ... Aber es verhält sich mit ihm wie mit der Seele, für die Gott, die Weisheit und die Tiefe, die man von ihr verlangt, nichts als Augenblicke sind und sein können, Blitze, Bruchstücke einer fremden Zeit, verzweifelte Sprünge aus den Grenzen der Gestalt ...
Phaidros: Sieh doch, sieh! ... Dort tanzt sie und schenkt den Augen, was du hier zu sagen versuchst ... Sie macht den Augenblick sichtbar ... Und durch was

für Edelsteine geht sie hindurch! ... Sie wirft ihre Gebärden aus wie Glanz um Glanz! ... Sie entwendet der Natur unmögliche Haltungen vor den eigenen Augen der Zeit! ... Und die Zeit läßt sich täuschen ... Ungestraft schreitet sie durch das Undenkbare ... Sie ist göttlich im Unaufhaltsamen und bringt es unseren Augen zum Geschenk! ...

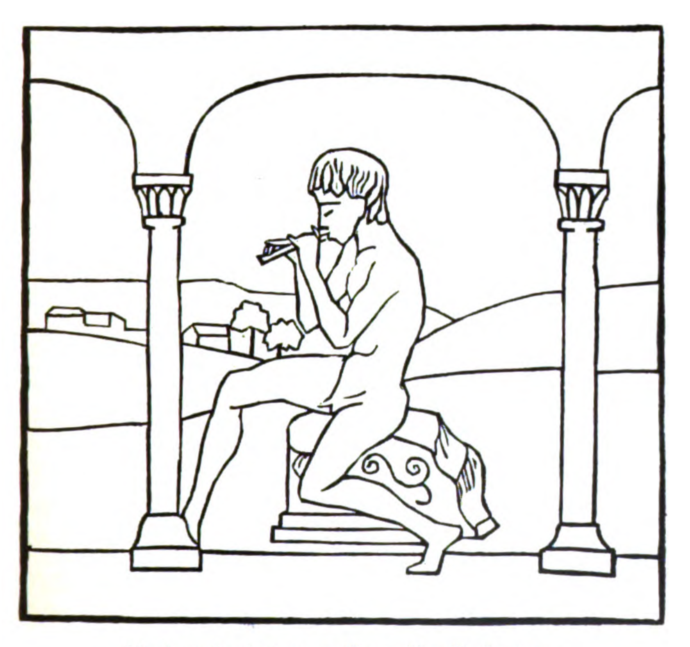
Eryximachos: Der Augenblick gebiert die Form, und die Form macht den Augenblick sichtbar.

Phaidros: Sie flieht von ihrem Schatten in die Lüfte!

Sokrates: Wir sehen sie immer nur wie im Sturz ...

Eryximachos: Sie hat aus ihrem Körper etwas gemacht, was so gelöst ist und so gebunden wie eine geschickte Hand ... Meine Hand allein kann dieses Sichbesitzen und die Festigkeit ihres ganzen Körpers nachahmen ...

Sokrates: O meine Freunde, fühlt ihr euch nicht ruckweis geschüttelt vom Rausch und wie durch wiederholte, immer stärkere Stöße den übrigen Genossen ähnlich werden, die es kaum auf ihren Plätzen aushalten und nicht mehr fähig sind, ihre Dämonen in Stille und Versteck zu halten? Ich selbst, ich fühle mich von außerordentlichen Kräften ergriffen ... oder vielmehr, ich fühle sie aus mir ausbrechen, aus mir, der ich nicht wußte, daß ich sie besitze. In einer Welt, die ganz Ton ist, Widerhall und Absprung, bietet dieses eindringliche Fest des Körpers unseren Seelen ein Schauspiel von Licht und Freude ... Alles ist feierlicher, alles ist leichter, lebhafter und stärker; alles ist möglich auf eine andere



Holzschnitt aus Vergils Eclogen
von Aristide Maillol

Weise; alles kann, ohne Ende, wieder anfangen ... Nichts widersteht dieser Abwechslung des Betonten und Unbetonten ... Schlagt zu, schlagt zu! ... Der Stoff, geklopft, geschlagen, gestoßen im Takt; Schlag um Schlag wider die Erde; die Felle und die Saiten wohlgespannt und geschlagen; Handflächen und Fersen schlagen und klopfen die Zeit, schmieden Freude und Übermut; und alle Dinge herrschen in einem schöngeordneten Wahnsinn.

Aber die wachsende und aufspringende Freude droht alle Maße zu überfluten, erschüttert wie ein Sturmbock die Mauern, die zwischen den Wesen sind. Männer und Frauen, im Takt, reißen den Gesang mit sich fort in den Tumult. Alle schlagen und singen zugleich, und etwas nimmt zu und überhand ... Ich höre das Getös aller der glänzenden Waffen des Lebens! ... Die Zimbeln zerdrücken an unseren Ohren jede Stimme der heimlichen Gedanken. Sie sind lärmend wie Küsse von ehernen Lippen ...

Eryximachos: Indessen zeigt Athikte eine letzte Figur. Ihr ganzer Körper verschiebt sich, aufruhend auf der Kraft der großen Zehe.

Phaidros: Diese Zehe, die sie ganz allein trägt, bearbeitet das Trommelfell des Bodens, wie der Daumen die Trommel. Welche Aufmerksamkeit ist in dieser Zehe, welcher Wille strammt sie und hält sie auf ihrer Spitze! ... Aber jetzt dreht sie um sich selbst ...

Sokrates: Ja, sie dreht um sich selbst, — und die von ewig her verbundenen Dinge beginnen sich zu trennen. Sie dreht und dreht ...

Eryximachos: Das heißt wirklich vordringen in eine andere Welt...

Sokrates: Darüber hinaus bleibt nichts zu versuchen ... Sie dreht, und alles Sichtbare fällt ab von ihrer Seele; der Schlamm ihrer Seele scheidet sich endlich vom Reinsten; Menschen und Dinge sind im Begriff, um sie herum im Kreis einen formlosen Niederschlag zu bilden... Seht ihr ... Sie dreht ... Ein Körper, durch seine bloße Kraft, durch seine Handlung, ist mächtig genug, das Wesen der Dinge gründlicher zu verändern, als es jemals dem Geist in seinen Untersuchungen und Träumen gelingt!

Phaidros: Es sieht aus, als könne das ewig dauern.

Sokrates: Sie könnte sterben in diesem Zustand...

Eryximachos: Schlafen, vielleicht, einschlafen in einen magnetischen Schlaf...

Sokrates: Unbeweglich würde sie ruhn in der Mitte ihrer Bewegung. Ganz für sich, ganz für sich, gleich der Weltachse ...

Phaidros: Sie dreht, sie dreht ... Sie fällt!

Sokrates: Sie ist gefallen!

Phaidros: Sie ist tot ...

Sokrates: Sie hat ihre Hilfskräfte erschöpft und den heimlichsten Schatz in ihrem Gewebe!

Phaidros: Götter! Sie kann sterben ... Eryximachos, schnell! ...

Eryximachos: Ich pflege nicht mich zu eilen unter dergleichen Umständen! Wenn die Dinge sich einrichten sollen, so schickt es sich, daß der Arzt sie nicht störe, sondern eben eintreffe einen winzig kleinen Mo-

ment vor der Wiederherstellung, im gleichen Schritt mit den Göttern.

Sokrates: Man sollte immerhin zusehen.

Phaidros: Wie weiß sie ist!

Eryximachos: Lassen wir die Ruhe wirken, die sie heilen soll von der Bewegung.

Phaidros: Du glaubst, sie ist nicht tot?

Eryximachos: Sieh diese kleine Brust, die nichts verlangt, als zu leben. Sieh, wie sie leicht zittert und hängt an der Zeit ...

Phaidros: Ich seh es nur zu sehr.

Eryximachos: Sie hat gesagt: „Wie wohl mir ist!“ Flügel, bevor er wieder auffliegt.

Sokrates: Sie scheint ziemlich glücklich.

Phaidros: Was hat sie gesagt?

Sokrates: Etwas für sich allein.

Eryximachos: Sie hat gesagt: „Wie wohl mir ist!“

Phaidros: Der kleine Haufen von Gliedern und Tüchern rührt sich ...

Eryximachos: Nun, Kleine, mein Kind, machen wir mal die Augen auf. Wie fühlst du dich jetzt?

Athikte: Ich fühle nichts. Ich bin nicht tot. Und doch, ich bin nicht lebendig!

Sokrates: Von wo kommst du zurück?

Athikte: Zuflucht, Zuflucht, o meine Zuflucht, o Wirbel! — Ich war in dir, o Bewegung, draußen, außerhalb aller Dinge ...

Aus der Einleitung zu „Eupalinos“ von Paul Valéry
übertragen von Rainer Maria Rilke

*

EINE PREDIGT MEISTER ECKHARTS

Warum wir sogar Gottes ledig werden sollen

Man heißt einen „geistlich Armen" denjenigen, welcher nichts will. Diesen Sinn verstehen etliche Leute falsch, — jene Leute nämlich, die mit Pönitenz und äußerlicher Übung doch nur ihr Eigenwesen beibehalten. Daß die Leute für groß geachtet werden, des erbarme Gott! Wie erkennen sie doch so wenig von der göttlichen Wahrheit! Diese Menschen heißen heilig wegen der Figur, die sie nach außen machen, aber von innen sind sie Esel, denn sie erfassen gar nicht den eigentlichen Sinn der göttlichen Wahrheit. Diese Leute sagen wohl, wer nichts wolle, sei ein geistlich Armer; sie fassen das aber so auf, als müsse der Mensch derart beschaffen sein, daß er nimmer und in gar nichts mehr seinen eigenen Willen erfülle, sondern danach trachte, Gottes liebsten Willen zu erfüllen. Diese Menschen sind nicht übel dran, denn sie meinen es gut; wir wollen sie darum loben, — Gott in seiner Barmherzigkeit wird ihnen wohl das Himmelreich gewähren.

Ich aber sage in vollem Ernst, daß diese Leute keine im wahren Sinne geistlich armen Menschen sind und ihnen auch nicht gleichen. Sie gelten nur für groß in der Leute Augen, die sich auf nichts Besseres verstehen. Doch ich behaupte, daß sie Esel sind, welche die göttliche Wahrheit gar nicht erfaßt haben. Mit ihren guten Absichten mögen sie vielleicht das Himmelreich bekommen; aber die Armut, über die ich jetzt sprechen will, von der wissen sie nichts.

Wenn man mich nun fragte, was denn das eigentlich sei: „ein armer Mensch, der nichts will", darauf antworte ich und spreche also: Solange der Mensch noch in der Verfassung steht, daß er den Willen hat, Gottes allerliebsten Willen erfüllen zu wollen, solange hat er nicht die Armut, von der wir sprechen wollen; denn dieser Mensch hat ja noch einen Willen, mit dem er dem Willen Gottes Genüge tun will, und das ist das Rechte nicht. Denn soll der Mensch wahrhaft arm sein, so muß er seines geschöpflichen Willens so ledig sein, wie ers war, als er noch nicht war. Und ich sage euch bei der ewigen Wahrheit, solange ihr den Willen habt, den Willen Gottes zu erfüllen, und solange ihr noch irgendein Begehren habt nach der Ewigkeit und nach Gott, solange seid ihr noch gar nicht geistlich arm. Denn das nur ist ein armer Mensch, der nichts will und nichts begehrt.

Da ich noch stund in meiner ersten Ursache, da hatte ich keinen Gott, — da gehörte ich mir selber. Ich wollte nichts, ich begehrte nichts, denn ich war da ein lediges Sein und ein Erkenner meiner selbst nach göttlicher Wahrheit. Da wollte ich mich selbst und wollte nichts anderes; was ich wollte, das war ich, was ich war, das wollte ich, — hier stand ich Gottes und aller Dinge ledig. Als ich aber aus meinem freien Willen herausging und mein geschaffenes Wesen empfing, da hatte ich einen Gott; denn ehe die Kreaturen waren, war Gott nicht Gott: er war, was er war. Als die Kreaturen wurden und ihr geschöpfliches Wesen empfingen, da war Gott nicht in sich selber Gott, sondern in den Kreaturen war er Gott.

Und nun behaupten wir: Gott, soweit er nur Gott ist, ist nicht das höchste Ziel der Schöpfung und hat nicht einmal so große Wesensfülle, wie die geringste Kreatur in Gott sie besitzt! Und wäre es, daß eine Fliege Vernunft hätte und mit Vernunft zu suchen vermöchte den ewigen Abgrund göttlichen Wesens, aus dem sie gekommen ist, so sagen wir: Gott mit alledem, was er als Gott ist, könnte Erfüllung und Genügen nicht einmal dieser Fliege geben! Darum bitten wir, daß wir Gottes ledig werden und nehmen die Wahrheit und genießen die Ewigkeit, in der die obersten Engel und die Fliegen und die Seelen gleich sind und wo auch ich stand, als ich noch wollte, was ich war, und war, was ich wollte. In diesem Sinne soll der Mensch arm sein an Willen und so wenig wollen und begehren, wie er wollte und begehrte, als er noch nicht war. In dieser Weise ist der Mensch arm, der „nichts will" ...

Nun gebt scharf acht! Ich hab es oft gesagt, und große Meister sagen es auch: Der Mensch solle aller Dinge und Werke, innerlicher wie äußerlicher, so ledig sein, daß er eine eigene Stätte Gottes sein könnte, darin Gott wirken könnte. Jetzt aber sagen wir anders. Ist das der Fall, daß der Mensch aller Dinge ledig steht, aller Kreaturen und seiner selbst und Gottes, und steht es so mit ihm, daß Gott in ihm eine Stätte zum Wirken findet, so sagen wir: Solange es noch so etwas gibt im Menschen, ist der Mensch nicht arm in der innerlichsten Armut. Denn Gott zielt mit seinem Wirken nicht darauf, daß der Mensch in sich eine Stätte habe, darin Gott wirken könnte; sondern das nur ist Armut des Geistes, wenn

der Mensch so ledig steht Gottes und aller seiner Werke, daß, wollte Gott in der Seele wirken, er dann selber die Stätte sein müßte, darin er wirken möchte, — und das täte er gewiß gerne. Denn fände Gott den Menschen in solcher Weise arm, so müßte Gott sein eigenes Wirken über sich ergehen lassen und wäre selber die Stätte seines Wirkens, eben darum, weil er ja ein Wirken in sich selber ist. Allhier, in dieser Armut, erlangt der Mensch das ewige Sein wieder, das er gewesen ist, das er nunmehr ist und als das er ewiglich leben wird.

Wir sagen also, der Mensch muß so arm stehen, daß er nicht sei noch in sich habe eine Stätte, darin Gott wirken könnte. Solange der Mensch noch irgendeine Stätte in sich behält, behält er auch noch Unterschied. Darum bitte ich Gott, daß er mich Gottes quitt mache; denn mein wesenhaftes Sein ist über Gott und über allem Unterschied: da war ich ich selber, da wollte ich mich selber und erkannte mich selber, um diesen Menschen hier zu machen. Und darum bin ich meine eigene Ursache meinem Wesen nach, das ewig ist, — nicht aber meinem Werden nach, das zeitlich ist. Darum bin ich geboren, und nach meiner ewigen Geburt Weise vermag ich nimmermehr zu sterben. Nach meiner ewigen Geburt Weise bin ich ewiglich gewesen, bin ich jetzt und werde ich ewiglich bleiben. Was ich als zeitliches Geschöpf bin, das wird sterben und zunichte werden, denn es ist der Zeit verfallen; darum muß es mit der Zeit verderben. In meiner ewigen Geburt aber wurden alle Dinge geboren, — hier war ich Ursache meiner selbst und aller Dinge. Wenn ichs hier gewollt

hätte, so wäre weder ich noch die ganze Welt, und wenn ich nicht wäre und die ganze Welt nicht wäre, dann wäre auch Gott nicht; daß Gott Gott ist, dessen bin ich eine Ursache, — wäre ich nicht, so wäre Gott nicht Gott.

Ein großer Meister sagt: Sein Durchbrechen sei edler denn sein Entquellen. Das ist wahr. Als ich aus Gott floß, da sprachen alle Dinge: Gott ist. Nun kann mich das nicht selig machen; denn hierbei erkenne ich mich nur als Kreatur. Aber in dem Durchbrechen, da ich ledig stehen will im Willen Gottes, da ich ledig stehe sogar des Gotteswillens und aller seiner Werke, ja Gottes selber, da bin ich über allen Kreaturen, bin weder Gott noch Kreatur, sondern bin, was ich war und was ich bleiben werde nun und immerdar. Da empfange ich einen Ruck, der mich bringen soll über alle Engel. In diesem Ruck empfange ich so großen Reichtum, daß Gott mir nicht genug sein kann mit allem, was er als Gott ist, nach allen seinen göttlichen Werken; denn ich empfange in diesem Durchbrechen, daß ich und Gott eins sind. Da bin ich, was ich war, da nehme ich weder ab noch zu, denn ich bin da eine unbewegliche Ursache, die alle Dinge bewegt. Allhier findet Gott keine „Stätte" mehr im Menschen, denn der Mensch erringt mit seiner Armut, was er ewiglich gewesen ist und immer bleiben wird. Allhier ist Gott mit dem Geiste eins, und das ist die innerlichste Armut, die man finden kann.

Wer diese Rede nicht versteht, der bekümmere sein Herz nicht damit. Solange nämlich der Mensch nicht selber dieser Wahrheit gleicht, solange wird er diese Rede nicht

Madonna vom Kapellenturm in Rottweil

verstehen. Denn es ist eine unbedachte Wahrheit, die da kommen ist aus dem Herzen Gottes, unmittelbar.
So leben zu dürfen, daß wir es ewiglich erfahren, dazu helfe uns Gott! Amen.

Aus dem neuesten und letzten Band des „Domes“: Meister Eckhart

*

DREI NACHGELASSENE GEDICHTE
VON RAINER MARIA RILKE

Wendung

Lange errang ers im Anschaun.
Sterne brachen ins Knie
unter dem ringenden Aufblick.
Oder er anschaute knieend,
und seines Instands Duft
machte ein Göttliches müd,
daß es ihm lächelte, schlafend.

Türme schaute er so,
daß sie erschraken:
wieder sie bauend hinan, plötzlich, in Einem.
Aber wie oft die vom Tag
überladene Landschaft
ruhete hin in sein stilles Gewahren, abends.

Tiere traten getrost
in den offenen Blick, weidende,
und die gefangenen Löwen
starrten hinein wie in unbegreifliche Freiheit;

Vögel durchflogen ihn grad,
den gemütigen. Blumen
wiederschauten in ihn
groß wie in Kinder.

Und das Gerücht, daß ein Schauender sei,
rührte die minder
fraglicher Sichtbaren,
rührte die Frauen.

Schauend wie lang?
Seit wie lange schon innig entbehrend,
flehend im Grunde des Blicks?

Wenn er, ein Wartender, saß in der Fremde; des Gasthofs
zerstreutes abgewendetes Zimmer
mürrisch um sich, und im vermiedenen Spiegel
wieder das Zimmer
und später vom quälenden Bett aus
wieder:
da beriets in der Luft,
unfaßbar beriet es
über sein fühlbares Herz,
über sein durch den schmerzhaft verschütteten Körper
dennoch fühlbares Herz
beriet es und richtete:
daß er der Liebe nicht habe.
(Und verwehrte ihm weitere Weihen.)
Denn des Anschauns, siehe, ist eine Grenze,
und die geschautere Welt
will in der Liebe gedeihn.

Werk des Gesichts ist getan,
tue nun Herzwerk
an den Bildern in dir, jenen gefangenen. Denn du
überwältigtest sie; aber nun kennst du sie nicht.
Siehe, innerer Mann, dein inneres Mädchen,
dieses errungene aus
tausend Naturen, dieses
erst nur errungene, nie
noch geliebte Geschöpf.

*

Zu der Zeichnung, John Keats im Tode darstellend

Nun reicht ans Antlitz dem gestillten Rühmer
die Ferne aus den offenen Horizonten:
so fällt der Schmerz, den wir nicht fassen konnten,
zurück an seinen dunkeln Eigentümer.

Und dies verharrt, so wie es, leidbetrachtend,
sich bildete zum freiesten Gebilde,
noch einen Augenblick, — in neuer Milde
das Werden selbst und den Verfall verachtend.

Gesicht: o wessen? Nicht mehr dieser eben
noch einverstandenen Zusammenhänge.
O Aug, das nicht das schönste mehr erzwänge
der Dinge aus dem abgelehnten Leben.
O Schwelle der Gesänge,
o Jugendmund, für immer aufgegeben.

Und nur die Stirne baut sich etwas dauernd
hinüber aus verflüchtigten Bezügen,

als strafte sie die müden Locken Lügen,
die sich an ihr ergeben, zärtlich trauernd.

*

Wie der Abendwind durch geschulterte Sensen der Schnitter,
geht der Engel lind durch die schuldlose Schneide der Leiden.
Hält sich stundenlang zur Seite dem finsteren Reiter,
hat denselben Gang wie die namenlosen Gefühle.
Steht als Turm am Meer, zu dauern unendlich gesonnen;
was du fühlst, ist er, im Innern der Härte geschmeidig,
daß im Notgestein die gedrängte Druse der Tränen,
lange wasserrein, sich entschlösse zu Amethysten.

*

DIE NACHTIGALL

VON D. H. LAWRENCE

Toskana ist das Land der Nachtigallen, und im Frühling und Sommer singen sie ohne Unterlaß, nur um die Mitte der Nacht und um die Mitte das Tages schweigen sie. In den vielblättrigen kleinen Hainen, die vom Hügelhang sich über das Bett des Baches neigen, wie wenn Venushaar vom Felsen herabhängt, hörst du schon im bleichen Dämmerlicht, etwa um vier Uhr in der Frühe, wieder ihren hellen Aufschrei: „Hello! Hello! Hello!" Es ist der lichteste Laut, den die Welt kennt. Immer, wenn du ihn vernimmst, fühlst du ein Verwundern und

— auch dies muß gesagt sein — ein Erschauern, weil der Klang so licht, so glitzernd ist, und weil so viel Kraft in ihm lebt.
„Das ist die Nachtigall!" sagst du dann zu dir selbst. Es klingt in der Halbhelle, als sprühten aus dem kleinen Dickicht die Sterne empor und schössen hinauf in die ungeheure Grenzenlosigkeit des Himmelsraumes, um, von ihr geborgen, zu entschwinden. Aber der Gesang dauert auch nach Sonnenaufgang fort, und immer wieder vernimmst du es mit neuem Erstaunen und fragst dich verwundert: Wie um alles in der Welt kann man die Nachtigall einen schwermütigen Vogel nennen?
Sie ist das lauteste, leichtsinnigste, lärmlustigste und vergnügteste Geschöpf im ganzen Königreich der Vögel. Wie John Keats es fertigbekommen hat, seine „Ode an eine Nachtigall" mit den Worten zu beginnen: „Mein Herz wird weh, und schmerzliches Erschlaffen betäubt die Sinne mir" — — das ist ein Geheimnis für jeden, der den wahren Klang des Sanges kennt. Und nun deutest du ihren silberhellen Ruf: „Was, was, was, John? ‚Dein Herz wird weh, und schmerzliches Erschlaffen — ?' Tra-la-la! Tri-li-lilülilülilülilü!"
Und warum die Griechen sagten, die Nachtigall rufe im Gebüsch schluchzend nach ihrem (oder ihrer) verlorenen Geliebten, das weiß ich gleichfalls nicht. „Dschög-dschög-dschög!" schreiben die Schriftsteller des Mittelalters, um das Geriesel der blitzenden Tonperlen in der Nachtigallenkehle darzustellen. Es ist ein wilder, prunkender Ton, prunkhafter als die Augen auf dem Pfauenschweif.

„— — die braune Nachtigall, die lieberfüllte,
ist halb getröstet schon um Itylos — —"

Dieses „Dschög-dschög-dschög!" so sagen sie, sei das Schluchzen der Nachtigall. Wie man es so deuten kann, bleibt ein Geheimnis. Wie irgendein Mensch, der die Ohren nicht etwa geradezu verkehrt am Kopfe sitzen hatte, die Nachtigall „schluchzen" hören konnte, weiß ich nicht.

Jedenfalls: es ist ein männlicher Laut, ein höchst nachdrücklich und urkräftig männlicher Laut. Ganz einfach ein Sichgeltendmachen. Es ist keine Spur noch ein Schatten von Echo und schwächlichem Widerhall darin, nichts, was einer dumpfen leisen Glocke gliche. Nichts auf der Welt ist so fern vom Gefühl des Verlassenseins.

Um es in klarer Tatsächlichkeit zu sagen: Die Nachtigall singt mit klingender, scharf vorstoßender Lebhaftigkeit und ursprünglicher Selbstbewußtheit, mit einer Art von strahlendem Jubel und funkelnder Verflechtung des Tongewebes; so muß es im Himmel geklungen haben am ersten Schöpfungstage, als die Engel sich plötzlich erschaffen fanden und laut jauchzten, bevor sie dessen inne wurden. Welch ein Lärmen der Engelstimmen muß das gewesen sein in den Hainen des Himmels!

„Joho, hört! Ich bin da!" singt die Nachtigall. Schon um des Glanzes willen, der in diesem sieghaft selbstbewußten Klanggebilde strahlt, mußt du ihr lauschen. Um in der sichtbaren Welt eine gleich vollendete Selbstverkündigung zu finden, mußt du vielleicht einen Pfau betrachten, der mit allen bunten Augen seines Schweifes prunkt. Von allen zu höchster Glanzentfaltung geschaf-

fenen Geschöpfen sind diese beiden wohl die allervollkommensten: das eine im unsichtbaren triumphierenden Klange, das andere in stummer Sichtbarkeit. Die Nachtigall ist, wenn du sie erblickst, ein ganz unscheinbarer, graubrauner Vogel, und doch webt um sie der zarte geheimnisvolle Tanz aus innerer Lebensfülle. So auch der Pfau: er wird abscheulich, wenn er sich vernehmbar macht, aber du fühlst dich dennoch davon getroffen; es ist ein furchtbarer Schrei, der aus der Tiefe des drohenden Dschungels stammt. Und in der Tat siehst du ihn auf Ceylon, wie er von hohem Aste herab seinen Schrei gellen läßt und dann an den Affen vorüber in das undurchdringliche Dschungel flattert, das finster und voll siedender Hitze ist.

Und vielleicht ist dies — ich meine: diese unverstellte selbstbewußte Offenbarung des wahren Wesens, mag man ihr Ungestüm engelhaft nennen oder dämonisch —, vielleicht ist dies der Grund, weshalb die Nachtigall den männlichen Lauscher traurig stimmt; freilich ist diese Trauer zur Hälfte Neid. Der Vogel ist voll einer so sieghaften Bejahung in seinem lebendigen Wesen, das ewig neu und vollkommen aus der Hand des reichen heiteren Schöpfers kommt. Und der Pfau wölbt den Kreis der bronzenen und purpurfarbenen Augen seines Schweifes mit stolzem Selbstgefühl.

Die Nachtigall ist, laßt es mich wiederholen, das am wenigsten traurige Geschöpf auf dieser Erde. Es gibt für sie keinen Grund zur Traurigkeit. Sie fühlt sich völlig im Einklang mit dem Leben. Und das ist kein Wahn. Sie fühlt sich ganz einfach als ein vollkommenes Stück

Leben, und sie trillert ihr Gefühl in die Welt hinaus: jauchzt, formt ihr „Dschög-dschög", gurgelt, trillert, läßt lange Rufe voll spöttisch erheuchelter Klage ertönen, singt Liebeserklärungen, brüstet sich mit ihrem Wohllaut, schmettert Triumph; niemals aber grübelt sie. Ihr Gesang ist reine Musik — in dem Sinne, daß man niemals Worte zu ihm würde ersinnen können. Aber es gibt Worte für die Empfindungen, die der Gesang in uns erweckt. Nein! nicht einmal das ist wahr. Es gibt keine Worte für das, was man in Wahrheit fühlt, wenn man der Nachtigall lauscht. Es ist etwas um so viel Reineres als Worte; denn alle Worte sind unrein geworden. Dies immerhin kann man sagen: es ist eine Art von Triumphgefühl im Bewußtwerden der eigenen höchsten Lebenskraft.

„Nicht weil ich Neid auf dein Beglücktsein fühle,
nein, weil dein Glück mich allzusehr beglückt,
leichtschwingige Dryade du im Hain,
die du in holder Schattenkühle
des Buchengrüns hell jubelnd und entzückt
vom Sommer singst und seinem Seligsein."

Armer Keats! Er mußte sich wohl durch das Glück der Nachtigall „allzusehr beglückt" fühlen, da er im eigenen Innern wahrhaftig nicht allzu glücklich war. So hat er den Wunsch, aus Hippokrene, dem „rosenfarbenen Quell", zu trinken und mit der Nachtigall zu verschwinden im Dämmer des Waldes:

„— — mich aufzulösen und nicht mehr zu kennen,
was du im Blättergrün niemals gekannt:
den Zorn, den Ekel und des Fiebers Brennen — —"

Aber es gelingt ihm nicht. Die unsichtbaren Schwingen seines Dichtertums tragen ihn nur ins Gebüsch, aber nicht in die Nachtigallenwelt. Von ihr ist er noch immer ausgeschlossen:

„Ich lausche schwermutvoll, und lange Stunden
lieb ich dich fast, du Ruhespender Tod — —"

Die Nachtigall hat niemals einem Manne Liebe zum „Ruhespender Tod" eingeflößt, es sei denn durch die Wirkung des Gegensatzes. Des Gegensatzes zwischen der licht lohenden Flamme reiner, weltbejahender, in sich selbst ruhender Lebenskraft, die in dem Vogel brennt, und dem schmerzlichen Geflacker eines nicht aus dem eigenen Selbst genährten Verlangens, das den Dichter John Keats mit ewig ungestillter und gestaltloser Sehnsucht erfüllt:

„— — still zu erlöschen um die Mitternacht,
indessen du, in Leidenschaft verzückt,
im Lied dich selig willst verschwenden — —
Ich aber, taub für deines Sanges Pracht,
bin schon dem hohen Requiem entrückt — —"

Wie würde sich die Nachtigall wundern, wenn man ihr die Wirkung ihres Liedes auf den Dichter klarmachen könnte! Sie würde vor Staunen von ihrem Zweige fallen. Denn mit der Nachtigall steht es so, daß sie, wenn du ihr antwortest, nur um so lauter ruft und singt. Stell dir vor, es würden in den Nachbarbüschen ein paar andere Nachtigallen zu schlagen beginnen (wie sie es immer tun) — dann sprühen die blauweißen Tonfunken

mit blendendem Glanze zum Himmel empor. Und stell dir vor, du, armseliger Sterblicher, säßest gerade auf der schattigen Bank und hättest eine Auseinandersetzung mit der Herrin deines Herzens — Schwerenot, dann legt der Vorsänger des Nachtigallenchores los und läßt seinen Gesang anschwellen wie Caruso im dritten Akt; das ist ganz einfach eine strahlend hervorstrudelnde Tonraserei, und du wirst niedergesungen, bis du dein eigenes Wort nicht mehr hörst und den Streit aufgibst.
Es war in der Tat im Wesen Carusos etwas, das sehr an die Nachtigall gemahnte — die vogelgleiche aufflammende wunderbare Kraft des Gesanges, das Erfülltsein vom eigenen Wesen, das Schwelgen im Selbst:

„Unsterbliche, dein Los ist nicht der Tod,
kein Bruderelend macht dein Herz erstarren —"

— wenigstens nicht in Toskana. Da gehen zwanzig aufs Dutzend. Sogar der Kuckuck erscheint dort leise und gleichsam entfernt, wenn er im Vorüberfliegen seinen gedämpften, halb verdeckten Ruf ertönen läßt. Vielleicht aber steht es in England wirklich anders:

„Das Lied, das mich in dieser Nacht umloht,
vernahmen einst die Kaiser wie die Narren:
Vielleicht erschloß sich diesem selben Sange
Ruths heimwehkrankes Herz, als sie voll Gram
in Tränen auf dem fremden Felde stand — —"

Aber warum in Tränen? Immer Tränen! Nehmen wir zunächst die Kaiser: Ich möchte doch wohl wissen, ob etwa Diocletian in Tränen ausbrach, als er die Nachti-

gall hörte? — oder, wenn wir zu den Narren kommen: Äsop? Ja, und Ruth? Ich persönlich habe sie in starkem Verdacht, daß sie unter dem Gesang der Nachtigall dasselbe verstand wie das hübsche kleine Mädchen in der Geschichte von Boccaccio, das mit dem lieblichen Vogel in der Hand einschlief: „— tua figliuola è stata si vaga dell' usignuolo, che ella l'ha preso e tienlosi in mano!"

Und wie denkt die Nachtigallengattin über alles dies, indessen sie milden Sinnes auf den Eiern sitzt und den Darbietungen ihres Eheherrn lauscht? Wahrscheinlich hat sie es gern, denn sie brütet dabei für ihn so fröhlich wie nur je. Wahrscheinlich ist ihr sein herrliches Gekakel lieber als des Dichters demütiges Geseufze:

„Nun scheint es süßer mir denn je zu enden,
still zu erlöschen um die Mitternacht — —"

Damit wäre dem Nachtigallenweibchen freilich nicht viel gedient. Und wir haben Mitgefühl mit der Fanny des Dichters John Keats und begreifen, weshalb sie gar nichts damit anzufangen wußte. Wozu hätte *ihr* wohl solch eine Mitternachtsstunde gut sein sollen?

Wenn wir nach alledem zum Schlusse kommen, dann liegt es vielleicht so, daß der weibliche Partner mehr Freude am Leben hat, wenn der männliche Partner *nicht* den Wunsch hegt, „um die Mitternacht zu erlöschen", ob mit oder ohne Schmerz. Es gibt bessere Verwendungsmöglichkeiten für Mitternachtsstunden. Und ein Vogel, der da singt, weil er sich voll lichten Lebens fühlt, und der es ihr überläßt, die Eier sorglich

zu hüten, verdient vielleicht den Vorzug vor einem Vogel, der da wehklagt, und sei es auch aus lauter Liebe zu ihr.

Natürlich denkt das Nachtigallenmännchen, wenn es singt, ganz und gar nicht an sein unscheinbares Weibchen. Und es erwähnt nicht ein einziges Mal ihren Namen. Sie aber weiß recht wohl, daß der Gesang zur Hälfte ihr gehört, gerade wie die Eier zur Hälfte ihm gehören. Und geradeso, wie sie nicht will, daß er zu ihr kommt und mit seinem schweren Fuß auf ihr Bündelchen Eier tritt, genau so will er nicht, daß sie sich in seine Gesangstätigkeit mischt und ihn stört und aus dem Text bringt. Jeder Mann soll bei seinen Angelegenheiten bleiben und jede Frau bei ihren!

„Leb wohl! Dein klagender Gesang will schwinden —"

Es war niemals ein klagender Gesang; es war Caruso in seinem glanzvollsten Jubel. Aber versucht es lieber gar nicht erst, euch mit einem Dichter zu streiten.

Übertragen von Karl Lerbs

*

MARCELINE DESBORDES-VALMORE
VON CHARLES BAUDELAIRE

Ist es uns nicht mehr als einmal begegnet, daß, wenn wir einem Freunde unsere Neigung, unsere Begeisterung für irgend etwas anvertrauten, zur Antwort bekamen: „Nun, das ist doch sonderbar! Das steht ja in völligem Widerspruch mit Ihren sonstigen Leidenschaften und Anschauungen."? Und wir entgegnen dann: „Möglich,

aber es ist so. Es gefällt mir; es entzückt mich, wahrscheinlich wegen eben dieses auffälligen Gegensatzes mit meinem eigentlichen Ich."

So ergeht es mir mit Madame Desbordes-Valmore. Wenn der Aufschrei, der unverfälschte Seufzer einer erlesenen Seele, wenn die Hingabe und Verzweiflung des Herzens, wenn ursprüngliche Anlagen und Gaben — alles, was Gott als unverdiente Gnade schenkt —, wenn das genügt, um einen großen Dichter zu machen, so ist Madame Valmore ein großer Dichter und wird es immer sein. Es ist wahr, wenn man sich die Zeit nimmt, dem nachzuspüren, was ihr fehlt, was durch Fleiß und Mühe erworben werden kann, so wird ihre Größe wesentlich beeinträchtigt. Doch selbst dort, wo ein Mangel an Sorgfalt, ein Holpern uns überlegte Menschen, die wir durchaus verantwortlich sind für unsere Nachlässigkeiten, ärgert und betrübt — selbst dann werden wir von einer plötzlichen, unerwarteten, unvergleichlichen Schönheit des Ausdrucks hingerissen und in den Himmel der Poesie erhoben. Nie war ein Dichter einfacher und aufrichtiger, nie ungekünstelter! Keiner hat diesen Reiz, diese Anmut erreicht, eben weil sie persönlich und eingeboren ist.

Wenn je ein Mann seine Gattin oder seine Tochter von den Gaben der Muse beglückt und geehrt sehen möchte, er könnte sich diese Gaben nicht anders und schöner träumen, als sie Madame Valmore beschieden waren. Unter der beträchtlichen Anzahl von Frauen, die sich heutzutage auf die Literatur geworfen haben, gibt es recht wenige, deren Tätigkeit nicht entweder der Kummer ihrer Angehörigen, ja selbst ihres Geliebten gewesen

wäre (denn der zügelloseste Mann verlangt vom Gegenstand seiner Liebe eine keusche Zurückhaltung), oder aber eine Nachahmung männlicher Schwächen und Albernheiten, die bei der Frau abgeschmackt wirken. Wir kennen die schriftstellernde Frau als Philanthropin, als doktrinäre Priesterin der Liebe; sie verherrlicht republikanische Ideen oder andere Zukunftsträume, sie ist Anhängerin Fouriers oder Saint-Simons, und unsere schönheitsuchenden Augen konnten sich nie an dieses unschöne Systematisieren und Abzirkeln, an all diese lästerlichen und ruchlosen Dinge (es gibt sogar Dichterinnen des Lasters), an diese entwürdigende Nachahmung männlichen Geistes gewöhnen.

Madame Desbordes-Valmore war Weib, war immer Weib und nichts als Weib; aber sie war die vollendete, höchste Personifizierung der natürlichen schönen Weiblichkeit. Ob sie vom sehnenden Verlangen des jungen Mädchens, von der traurigen Klage der verlassenen Ariadne oder der glühenden Inbrunst mütterlicher Barmherzigkeit singt — ihr Lied bewahrt stets diese köstliche Weiblichkeit. Da ist nichts Künstliches, nichts Angelehntes, nichts als das „ewig Weibliche", wie jener deutsche Dichter sagt. So hat Madame Valmore in ihrer Wahrhaftigkeit, in ihrer Echtheit ihren Lohn gefunden, das heißt einen Ruhm, der dem des vollendeten Künstlers nicht nachsteht. An den tiefen Gluten des eigenen Herzens entzündet sie die Fackel, mit der sie in die geheimnisvolle Wirrnis der Empfindungen hineinleuchtet und unsere dunkelsten Erinnerungen der Liebe, auch der Kindesliebe, ans Licht hebt. Victor Hugo hat dem

süßen Zauber der Häuslichkeit — wie allem, was er besingt — wundervollen Ausdruck gegeben; doch nur in den Dichtungen der glühenden Marceline findet ihr die mütterliche Innigkeit, die einige wenige unter uns Weibgeborenen in köstlichem Andenken bewahren. Wenn ich nicht besorgen müßte, man könne den Vergleich als eine Herabsetzung dieser verehrungswürdigen Frau ansehen, so würde ich sagen, ich finde in ihr die Anmut und unruhige Wachsamkeit, die Schmiegsamkeit und das Ungestüm einer Katze oder Löwin, die Mutter ist.
Es heißt, Madame Valmore, deren erste Poesieen schon weit zurückliegen (1818), sei von unserer Zeit sehr schnell vergessen worden. Vergessen worden, von wem, ich bitte? Von denen, die nichts fühlen und daher nichts bewahren. Sie hat die großen und gewaltigen Eigenschaften, die sich dem Gedächtnis eingraben, die explosive Kraft der Leidenschaft, die in unsere Herzen einschlägt und sie mit fortreißt. Kein Dichter findet ungezwungener den einzig ersten Gefühlsausdruck, das unbewußt Erhabene. Wie einerseits das einfachste und selbstverständlichste Erarbeiten dieser feurigen Feder fremd und unmöglich ist, so ist anderseits das, wonach alle anderen mühsam ringen, ihr natürliches Teil; es ist ein immerwährendes neues Finden. So sicher und sorglos, wie wir eine Adresse schreiben, wirft sie die Kostbarkeiten aufs Papier. Eine mitfühlende und inbrünstige Seele, die sich — selbstredend ganz unbewußt — in jenem Vers erkennt und zu erkennen gibt:

„Solange man noch geben kann, kann man nicht sterben."

Empfindsame Seele, der das rauhe Leben unheilbare Narben eingrub, war es ihr vor allem, die sich ein Lethe ersehnte, gestattet auszurufen:

„Doch kann uns der Erinnerung nichts entheben —
Wozu, mein Herz, wozu das Sterben dann?“

Gewiß, niemand war berechtigter als sie, einem neuen Gedichtbande den Satz voranzuschicken:

„Gefangen lebt in diesem Buche eine Seele.“

Selbst als der Tod erschien, um sie von dieser Welt, deren Leiden sie so tapfer getragen hatte, abzurufen und dem Himmel zuzuführen, nach dessen friedvollen Freuden sie so glühend verlangte, selbst da noch konnte Madame Desbordes-Valmore, die unermüdliche Priesterin der Muse, nicht verstummen, so immervoll von Schmerzensrufen und Liedern war sie, die sich ergießen wollten; sie bereitete einen weiteren Band Gedichte vor, dessen Inhalt Stück um Stück auf ihrem Schmerzenslager reifte, das sie seit zwei Jahren nicht mehr verließ. Sie, die ihr andächtig bei der Zusammenstellung dieser Abschiedsblätter halfen, haben mir gesagt, daß darin das ganze Feuer einer Lebensenergie zu finden sei, die nirgends so lebendig war wie im Leid. Ach! dies Buch wird nun als letzter, nachgelassener Kranz all den strahlenden anderen hinzuzufügen sein, mit denen eines unserer blühendsten Gräber geschmückt sein sollte.
Ich habe immer gern in der großen und sichtbaren Natur nach Beispielen und Gestaltungen gesucht, die mir zur Charakterisierung geistiger Erscheinungen und Ein-



Marceline Desbordes-Valemore

Bleistiftzeichnung von Constant Desbordes

drücke dienen könnten. Ich stelle mir vor, wie die Kunst der Madame Desbordes-Valmore auf mich wirkte, damals, als ich sie mit den Augen des Jünglings durchblätterte, die bei empfänglichen Menschen so voll Glut und Scharfsichtigkeit sind. Diese Dichtung erschien mir wie ein Garten. Doch das ist nicht die großartige Würde des Versailler Parks, das ist auch nicht die mächtige Pose des selbstbewußten Italiens, das es so vortrefflich versteht, „Gärten zu errichten" (aedificat hortas); das ist auch nicht „das Tal der Flöten" oder das „Tänaron" unseres alten Jean-Paul. Es ist ein schlichter englischer Garten, wundersam romantisch. Üppige Blumenstauden repräsentieren den überströmenden Gefühlsausdruck. Volle, reglose Weiher, die, auf dem umgestürzten Himmelsbogen ruhend, alle Dinge spiegeln, versinnbildlichen die tiefe Resignation, die dort tausend Erinnerungen spiegelt. Nichts fehlt diesem entzückenden Garten einer vergangenen Zeit, weder vereinzelte Ruinen, die sich in grüner Wildnis bergen, noch das fremdartige Grabmal, das uns an einer Wegbiegung überrascht, die Seele ergreift und an die Ewigkeit mahnt. Gewundene und düstere Alleen führen zu überraschenden Ausblicken, gleichwie der Gedanke der Dichterin nach allerlei wunderlichen Kurven die offene Fernsicht in Vergangenheit oder Zukunft eröffnet. Doch diese Himmel sind zu weit, um dauernd klar zu sein, und der Wärmegrad zu groß, um nicht Stürme zu entfesseln. Der Wanderer, der die gramverhüllten Fernen betrachtet, fühlt sein Auge feucht werden von hysterischen Tränen. Die Blumen neigen sich und erliegen, die Vögel reden nur noch flüsternd.

Ein erster Blitz flammt auf, ihm folgt ein Donnerschlag: es ist die lyrische Explosion, und schließlich verleiht eine unvermeidliche Tränenflut all den niedergeworfenen, leidenden und entmutigten Dingen von neuem Frische und Jugendkraft.

Aus dem neuen Buche von Stefan Zweig „Marceline Desbordes-Valmore, das Lebensbild einer Dichterin“

*

ZWEI GEDICHTE
VON ERNST BERTRAM

Straßburg. Der Orgelbauer

Allem tönenden Wild
Ward ich Jäger und Netz,
Aller singenden Brunst
Magisch Meister und Herr.
Alle der überfurchtbaren
Welt Gewalten
Riegelt ich in die Verließe
Meiner Bässe hinab,
An meinen klingenden Gittern
Rüttelt das Heulen der Hölle,
Lecken die Mäuler des Mords.
Mir gehorcht der Verzweiflung
Eulengelächter, des Hohns
Grell auftrillernde Natter,
Mir das Gewitter der Fuge,
Wann der Hagel von jagendem Glas,
der fegende Regen,
Elementischer prallt,

Mir ins Jauchzen gebändigt
Zorniger Hornstoß
Und des Blutgerichts
Hohe Oboë, Verkündung
Seliger Sühne.
Doch wie verfang ich,
Flöte der Einsamkeit, verzaubernder Vogel,
Dich scheuen im Gestäbe meines Klangs,
Wie du die Nächte sangst ins hold vergehnde
Ohr mir äolisch, flüchtiges Silberwild?
Wie lock ich, blaue Genesung,
Mit Harfenaufdank
Meiner Orgel dich ein, daß ich verwandelt
Durch die versausenden Chöre
Dich, den Verwandeler, höre,
Daß auf den nachtenden Stufen,
Vogel der Liebe, mir er-
Glänze dein Rufen?

*

Hardt. Die Waldfrevler

I

Ich höre Hörner
Gesanglos frecher Klarheit: sie
Abermal sind es, die ewigen Feinde des Walds.
Altes Schweigen, hab Dank. O liebe
Fern ersausende Halle: du
Fällst. Die Beile sind da.

II

Denn ihr haßt das Geheimnis des Walds, blankäugige
Rotten,
Das auf unersteiglichem euch, verachtendem Felsen
Unsre Kunde verschweigt.
Nur giftige Klarheit
Dünstet ihr über die Erde,
All die tausendwäldrige Heimat uns, die vogel-
Weidende wollt ihr zu kreidigen Hügeln,
Wo die Schlange sich sonnt,
Und euch rosten die lüsternen nicht, die Beile des
Südens,
Eh nicht entwaldet die Welt.

Aus dem Gedichtband „Der Rhein"

*

DIE WELTMINUTE VON WATERLOO

VON STEFAN ZWEIG

Das Schicksal drängt zu den Gewaltigen und Gewalttätigen. Jahrelang macht es sich knechtisch gehorsam einem Einzelnen hörig: Cäsar, Alexander, Napoleon, denn es liebt den elementaren Menschen, der ihm selber ähnlich ist, dem unfaßbaren Element.

Manchmal aber, ganz selten in allen Zeiten, wirft es in sonderbarer Laune irgendeinem Gleichgültigen sich hin. Manchmal — und dies sind die erstaunlichsten Augenblicke der Weltgeschichte — fällt der Faden des Fatums für eine zuckende Minute in eines ganz Nichtigen

Hand. Immer sind solche Menschen mehr erschreckt als beglückt dann von dem Sturm der Verantwortung, der sie in heroisches Weltspiel mengt, und fast immer lassen sie das zugeworfene Schicksal zitternd aus den Händen. Selten nur reißt einer die Gelegenheit mächtig empor und sich selber mit ihr. Denn bloß eine Sekunde lang gibt sich das Große hin an den Geringen; wer sie versäumt, den begnadet sie niemals ein zweites Mal.

Grouchy

Zwischen Tanz, Liebschaften, Intrigen und Streit des Wiener Kongresses fährt als schmetternde Kanonenkugel sausend die Nachricht, Napoleon, der gefesselte Löwe, sei ausgebrochen aus seinem Käfig in Elba, und schon jagen andere Stafetten nach: er hat Lyon erobert, er hat den König verjagt, die Truppen gehen mit fanatischen Fahnen zu ihm über, er ist in Paris, in den Tuilerien, vergeblich waren Leipzig und zwanzig Jahre menschenmördischen Kriegs. Wie von einer Kralle gepackt, fahren die eben noch quengelnden und streitenden Minister zusammen, ein englisches, ein preußisches, ein österreichisches, ein russisches Heer wird eilig aufgeboten, noch einmal, und nun endgültig, den Usurpator der Macht niederzuschmettern: nie war das legitime Europa der Kaiser und Könige einiger als in dieser Stunde ersten Entsetzens. Von Norden rückt Wellington gegen Frankreich, an seiner Seite schiebt sich eine preußische Armee unter Blücher heran, am Rhein rüstet Schwarzenberg, und als Reserve marschieren durch Deutschland langsam und schwer die russischen Regimenter.

Napoleon übersieht mit einem Ruck die tödliche Gefahr. Er weiß, keine Zeit bleibt, zu warten, bis die Meute sich sammelt. Er muß sie zerteilen, muß einzeln sie anfallen, die Preußen, die Engländer, die Österreicher, ehe sie zur europäischen Armee werden und der Untergang seines Kaiserreichs. Er muß eilen, weil sonst die Mißvergnügten im eigenen Lande erwachen, er muß schon Sieger sein, ehe die Republikaner erstarken und sich mit den Royalisten verbünden, bevor Fouché, der Zweizüngige und Unfaßbare im Bunde mit Talleyrand, seinem Gegenspieler und Spiegelbild, ihm hinterrücks die Sehnen zerschneidet. In einem einzigen Elan muß er, den rauschenden Enthusiasmus der Armee nützend, gegen seine Feinde los: jeder Tag ist Verlust, jede Stunde Gefahr. So wirft er hastig den klirrenden Würfel auf das blutigste Schlachtfeld Europas, nach Belgien. Am 15. Juni um drei Uhr morgens überschreiten die Spitzen der großen — und nun auch einzigen — Armee Napoleons die Grenze. Am 16. schon rennen sie bei Ligny gegen die preußische Armee an und schlagen sie zurück. Es ist der erste Prankenschlag des ausgebrochenen Löwen, ein furchtbarer, jedoch kein tödlicher. Geschlagen, aber nicht vernichtet, zieht sich die preußische Armee gegen Brüssel zurück.

Nun holt Napoleon aus zum zweiten Schlage, gegen Wellington. Er darf nicht Atem holen, nicht Atem lassen, denn jeder Tag bringt dem Gegner Verstärkung, und das Land hinter ihm, das ausgeblutete, unruhige französische Volk muß berauscht werden mit dem feurigen Fusel der Siegesbulletins. Noch am 17. marschiert

er mit seiner ganzen Armee bis an die Höhen von Quatre-Bras, wo Wellington, der kalte, stahlnervige Gegner, sich verschanzt hat. Nie waren Napoleons Dispositionen umsichtiger, seine militärischen Befehle klarer, als an diesem Tage: er erwägt nicht nur den Angriff, sondern auch seine Gefahren, nämlich, daß die geschlagene, aber nicht vernichtete Armee Blüchers sich mit jener Wellingtons vereinigen könnte. Dies zu verhindern, spaltet er einen Teil seiner Armee ab, damit sie Schritt für Schritt die preußische Armee vor sich herjage und die Vereinigung mit den Engländern verhindere.

Den Befehl dieser Verfolgungsarmee übergibt er dem Marschall Grouchy. Grouchy, ein mittlerer Mann, brav, aufrecht, wacker, verläßlich, ein Reiterführer, oftmals bewährt, aber ein Reiterführer und nichts mehr. Kein heißer, mitreißender Kavallerieberserker wie Murat, kein Stratege wie Saint-Cyr und Berthier, kein Held wie Ney. Kein kriegerischer Küraß schmückt seine Brust, kein Mythos umrankt seine Gestalt, keine sichtbare Eigenheit gibt ihm Ruhm und Stellung in der heroischen Welt der Napoleonischen Legende: nur sein Unglück, nur sein Mißgeschick hat ihn berühmt gemacht. Zwanzig Jahre hat er gekämpft in allen Schlachten, von Spanien bis Rußland, von Niederland bis Italien, langsam ist er die Staffel bis zur Marschallswürde aufgestiegen, nicht unverdient, aber ohne sonderliche Tat. Die Kugeln der Österreicher, die Sonne Ägyptens, die Dolche der Araber, der Frost Rußlands haben ihm die Vorgänger weggeräumt, Desaix bei Marengo, Kleber in Kairo, Lannes bei Wagram: den Weg zur obersten Würde, er hat ihn

nicht erstürmt, sondern er ist ihm freigeschossen worden durch zwanzig Jahre Krieg.
Daß er in Grouchy keinen Heros hat und keinen Strategen, nur einen verläßlichen, treuen, braven, nüchternen Mann, weiß Napoleon wohl. Aber die Hälfte seiner Marschälle liegt unter der Erde, die andern sind verdrossen auf ihren Gütern geblieben, müde des unablässigen Biwaks. So ist er genötigt, einem mittleren Mann entscheidende Tat zu vertrauen.
Am 17. Juni um elf Uhr vormittags, einen Tag nach dem Siege bei Ligny, einen Tag vor Waterloo, übergibt Napoleon dem Marschall Grouchy zum erstenmal ein selbständiges Kommando. Für einen Augenblick, für einen Tag tritt der bescheidene Grouchy aus der militärischen Hierarchie in die Weltgeschichte. Für einen Augenblick nur, aber für welch einen Augenblick! Napoleons Befehle sind klar. Während er selbst auf die Engländer losgeht, soll Grouchy mit einem Drittel der Armee die preußische Armee verfolgen. Ein einfacher Auftrag anscheinend dies, gerade und unverkennbar, aber doch auch biegsam und zweischneidig wie ein Schwert. Denn gleichzeitig mit jener Verfolgung ist Grouchy geboten, ständig in Verbindung mit der Hauptarmee zu bleiben.
Zögernd übernimmt der Marschall den Befehl. Er ist nicht gewohnt, selbständig zu wirken, seine Besonnenheit ohne Initiative fühlt sich nur sicher, wenn der geniale Blick des Kaisers ihr die Tat zuweist. Außerdem spürt er im Rücken die Unzufriedenheit seiner Generale, vielleicht auch, vielleicht, den dunklen Flügelschlag des Schicksals. Nur die Nähe des Hauptquartiers beruhigt

ihn: denn bloß drei Stunden Eilmarsch trennen seine Armee von der kaiserlichen.
Im strömenden Regen nimmt Grouchy Abschied. Langsam rücken im schwammigen, lehmigen Grund seine Soldaten den Preußen nach, oder in die Richtung zumindest, in der sie Blücher und die Seinen vermuten.

*

Die Nacht in Caillou

Der nordische Regen strömt ohne Ende. Wie eine nasse Herde trotten im Dunkel die Regimenter Napoleons heran, jeder Mann zwei Pfund Schmutz an seinen Sohlen; nirgends Unterkunft, kein Haus und kein Dach. Das Stroh zu naß, um sich darauf hinlegen zu können — so drücken sich immer zehn oder zwölf Soldaten zusammen und schlafen, aufrecht sitzend, Rücken an Rücken im strömenden Regen. Auch der Kaiser selbst hält keine Rast. Eine fiebrige Nervosität jagt ihn auf und nieder, denn die Rekognoszierungen versagen an der Undurchdringlichkeit des Wetters, Kundschafter melden höchst verworrenen Bericht. Noch weiß er nicht, ob Wellington die Schlacht annimmt, und von Grouchy fehlt Nachricht über die Preußen. So schreitet er selbst um ein Uhr nachts — gleichgültig gegen den sausenden Wolkenbruch — die Vorposten entlang, bis auf Kanonenschußweite an die englischen Biwaks heran, die ab und zu ein dünnes, rauchiges Licht im Nebel zeigen, und entwirft den Angriff. Erst mit Tagesgrauen kehrt er in die kleine Hütte Caillou, in sein ärmliches Hauptquartier, zurück, wo er die ersten De-

peschen Grouchys findet: unklare Nachrichten über den Rückzug der Preußen, immerhin aber das beruhigende Versprechen, ihnen zu folgen. Allmählich hört der Regen auf. Ungeduldig geht der Kaiser im Zimmer auf und ab und starrt gegen den falben Horizont, ob nicht endlich sich die Ferne enthüllen wolle und damit die Entscheidung.
Um fünf Uhr morgens — der Regen hat aufgehört — klärt sich auch das innere Gewölk des Entschließens. Der Befehl wird gegeben, um neun Uhr habe sturmbereit die ganze Armee anzutreten. Die Ordonnanzen sprengen in alle Richtungen. Bald knattern die Trommeln zur Sammlung. Nun erst wirft sich Napoleon auf sein Feldbett, zwei Stunden zu schlafen.

*

Der Morgen von Waterloo

Neun Uhr morgens. Aber die Truppen sind noch nicht vollzählig beisammen. Der von dreitägigem Regen durchweichte Grund erschwert jede Bewegung und hemmt das Nachrücken der Artillerie. Erst allmählich erscheint die Sonne und leuchtet unter scharfem Wind: aber es ist nicht die Sonne von Austerlitz, blankstrahlend und glückverheißend, sondern nur schiefen Scheins glitzert mißmutig dieses nordische Licht. Endlich sind die Truppen bereit, und nun, ehe die Schlacht beginnt, reitet noch einmal Napoleon auf seiner weißen Stute die ganze Front entlang. Die Adler auf den Fahnen senken sich nieder wie unter brausendem Wind, die Reiter schütteln martialisch ihre Säbel, das Fußvolk hebt zum Gruß

seine Bärenmützen auf die Spitzen der Bajonette. Alle Trommeln rollen frenetischen Wirbel, die Trompeten stoßen ihre scharfe Lust dem Feldherrn entgegen, aber alle diese funkelnden Töne überwogt donnernd der über die Regimenter hinrollende, aus siebzigtausend Soldatenkehlen sonor brausende Jubelschrei: „Vive l'Empereur!"
Keine Parade der zwanzig Napoleonsjahre war großartiger und enthusiastischer als diese seine letzte. Kaum sind die Rufe verhallt, um elf Uhr — zwei Stunden später, als vorausgesehen, um zwei verhängnisvolle Stunden zu spät! — ergeht an die Kanoniere der Befehl, die Rotröcke am Hügel niederzukartätschen. Dann rückt Ney, „le brave des braves" mit dem Fußvolk vor; die entscheidende Stunde Napoleons beginnt. Unzählige Male ist diese Schlacht geschildert worden, aber man wird nicht müde, ihre aufregenden Wechselfälle zu lesen, bald in der großartigen Darstellung Walter Scotts, bald in der episodischen Darstellung Stendhals. Sie ist groß und vielfältig von nah und fern gesehen, ebenso vom Hügel des Feldherrn, wie vom Sattel des Kürassiers. Sie ist ein Kunstwerk der Spannung und Dramatik mit ihrem unablässigen Wechsel von Angst und Hoffnung, der plötzlich sich löst in einem äußersten Katastrophenmoment, Vorbild einer echten Tragödie, weil in diesem Einzelschicksal das Schicksal Europas bestimmt war und das phantastische Feuerwerk der Napoleonischen Existenz prachtvoll wie eine Rakete noch einmal aufschießt in alle Himmel, ehe es in zuckendem Sturz für immer erlischt.

Von elf bis ein Uhr stürmen die französischen Regimenter die Höhen, nehmen Dörfer und Stellungen, werden wieder verjagt, stürmen wieder empor. Schon bedecken zehntausend Tote die lehmigen, nassen Hügel des leeren Landes, und noch nichts ist erreicht, als Erschöpfung hüben und drüben. Beide Heere sind ermüdet, beide Feldherren beunruhigt. Beide wissen, daß dem der Sieg gehört, der zuerst Verstärkung empfängt, Wellington von Blücher, Napoleon von Grouchy. Immer wieder greift Napoleon nervös zum Teleskop, immer neue Ordonnanzen jagt er hinüber; kommt sein Marschall rechtzeitig heran, so leuchtet über Frankreich noch einmal die Sonne von Austerlitz.

*

Der Fehlgang Grouchys

Grouchy, der unbewußt Napoleons Schicksal in Händen hält, ist indessen befehlsgemäß am 17. Juni abends aufgebrochen und folgt in der vorgeschriebenen Richtung den Preußen. Der Regen hat aufgehört. Sorglos wie in Friedensland schlendern die jungen Kompagnien dahin, die gestern zum erstenmal Pulver geschmeckt haben: noch immer zeigt sich nicht der Feind, noch immer ist keine Spur zu finden von der geschlagenen preußischen Armee.

Da plötzlich, gerade wie der Marschall in einem Bauernhaus ein rasches Frühstück nimmt, schüttert leise der Boden unter ihren Füßen. Sie horchen auf. Wieder und wieder rollt dumpf und schon verlöschend der Ton heran. Kanonen sind das, feuernde Batterien von ferne,

doch nicht gar zu ferne, höchstens drei Stunden weit. Ein paar Offiziere werfen sich nach Indianerart auf die Erde, um deutlich die Richtung zu erlauschen. Stetig und dumpf dröhnt dieser ferne Schall. Es ist die Kanonade von Saint-Jean, der Beginn von Waterloo. Grouchy hält Rat. Heiß und feurig verlangt Gerard, sein Unterbefehlshaber: „Il faut marcher au canon", rasch hin in die Richtung des Geschützfeuers! Ein zweiter Offizier stimmt zu: hin, nur rasch hinüber! Es ist für sie alle zweifellos, daß der Kaiser auf die Engländer gestoßen ist und eine schwere Schlacht begonnen hat. Grouchy wird unsicher. An Gehorchen gewöhnt, hält er sich ängstlich an das geschriebene Blatt, an den Befehl des Kaisers, die Preußen auf ihrem Rückzug zu verfolgen. Gerard wird heftiger, als er sein Zögern sieht. „Marchez au canon." — Wie ein Befehl klingt die Forderung des Unterkommandanten vor zwanzig Offizieren und Zivilisten, nicht wie eine Bitte. Das verstimmt Grouchy. Er erklärt härter und strenger, nicht abweichen zu dürfen von seiner Pflicht, solange keine Gegenorder vom Kaiser eintreffe. Die Offiziere sind enttäuscht, und die Kanonen poltern in ein böses Schweigen.

Da versucht Gerard sein Letztes: er bittet flehentlich, wenigstens mit seiner Division und etwas Kavallerie hinüber auf das Schlachtfeld zu dürfen, und verpflichtet sich, rechtzeitig zur Stelle zu sein. Grouchy überlegt. Er überlegt eine Sekunde lang.



Eine Sekunde überlegt Grouchy, und diese eine Sekunde formt sein eigenes Schicksal, das Napoleons und das der Welt. Sie entscheidet, diese Sekunde im Bauernhaus von Walhaim über das ganze neunzehnte Jahrhundert, und sie hängt an den Lippen — Unsterblichkeit! — eines recht braven, recht banalen Menschen, sie liegt flach und offen in den Händen, die nervös die verhängnisvolle Order des Kaisers zwischen den Fingern knittern. Könnte Grouchy jetzt Mut fassen, kühn sein, ungehorsam der Order aus Glauben an sich und das sichtliche Zeichen, so wäre Frankreich gerettet. Aber der subalterne Mensch gehorcht immer dem Vorgeschriebenen und nie dem Anruf des Schicksals.

So winkt Grouchy energisch ab. Nein, das wäre unverantwortlich, ein so kleines Korps noch einmal zu teilen. Seine Aufgabe gebietet, die Preußen zu verfolgen, nichts als dies. Und er weigert sich, gegen den Befehl des Kaisers zu handeln. Die Offiziere schweigen verdrossen. Es entsteht eine Stille um ihn. Und in ihr entschwebt unwiderruflich, was Worte und Taten dann nie mehr fassen können — die entscheidende Sekunde. Wellington hat gesiegt.

So marschieren sie weiter, Gerard, Vandamme, mit zornigen Fäusten, Grouchy bald beunuhigt und von Stunde zu Stunde unsicherer: denn sonderbar, noch immer zeigen sich die Preußen nicht, offenbar haben sie die Richtung auf Brüssel verlassen. Bald melden Botschafter verdächtige Anzeichen, daß ihr Rückzug sich in einen Flankenmarsch zum Schlachtfeld verwandelt habe. Noch wäre

es Zeit, mit letzter Eile dem Kaiser zu Hilfe zu kommen, und immer ungeduldiger wartet Grouchy auf die Botschaft, auf den Befehl, zurückzukehren. Aber keine Nachricht kommt. Nur dumpf rollen immer ferner von drüben die Kanonen über die schauernde Erde: die eisernen Würfel von Waterloo.

*

Der Nachmittag von Waterloo

Unterdessen ist es ein Uhr geworden. Vier Attacken sind zwar zurückgeworfen, aber sie haben das Zentrum Wellingtons empfindlich aufgelockert: schon rüstet Napoleon zum entscheidenden Sturm. Er läßt die Batterien vor Belle-Alliance verstärken, und ehe der Dampf der Kanonade seinen wolkigen Vorhang zwischen die Hügel zieht, wirft Napoleon noch einen letzten Blick über das Schlachtfeld.

Da bemerkt er nordöstlich einen dunkel vorrückenden Schatten, der aus den Wäldern zu fließen scheint: neue Truppen! Sofort wendet sich jedes Fernglas hin: ist es schon Grouchy, der kühn den Befehl überschritten hat und nun wunderbar zur rechten Stunde kommt? Nein, ein eingebrachter Gefangener meldet, es sei die Vorhut der Armee des Generals von Blücher, preußische Truppen. Zum erstenmal ahnt der Kaiser, jene geschlagene preußische Armee müsse sich der Verfolgung entzogen haben, um sich vorzeitig mit den Engländern zu vereinigen, indes ein Drittel seiner eigenen Truppen nutzlos im Leeren herummanövriere. Sofort schreibt er einen Brief an Grouchy mit dem Auftrag, um jeden Preis die

Verbindung aufrechtzuerhalten und die Einmengung der Preußen in die Schlacht zu verhindern.
Zugleich erhält der Marschall Ney die Order zum Angriff. Wellington muß geworfen werden, ehe die Preußen eintreffen: kein Einsatz scheint mehr zu verwegen bei so plötzlich verringerten Chancen. Nun folgen den ganzen Nachmittag jene furchtbaren Attacken auf das Plateau mit immer frisch vorgeworfener Infanterie. Immer erstürmen sie die zerschossenen Dörfer, immer werden sie wieder herabgeschmettert, immer wieder erhebt sich mit flatternden Fahnen die Welle gegen die schon zerhämmerten Karrees. Aber noch immer hält Wellington stand, und noch immer kommt keine Nachricht von Grouchy. „Wo ist Grouchy? Wo bleibt Grouchy?" murmelt der Kaiser nervös, wie er den Vortrab der Preußen allmählich eingreifen sieht. Auch die Befehlshaber unter ihm werden ungeduldig. Und entschlossen, gewaltsam ein Ende zu machen, schleudert Marschall Ney — ebenso tollkühn, wie Grouchy allzu bedächtig (drei Pferde sind ihm schon unter dem Leibe erschossen) — mit einem Wurf die ganze französische Kavallerie in einer einzigen Attacke heran. Zehntausend Kürassiere und Dragoner versuchen diesen fürchterlichen Todesritt, zerschmettern die Karrees, hauen die Kanoniere nieder und sprengen die ersten Reihen. Zwar werden sie selbst wieder herabgedrängt, aber die Kraft der englischen Armee ist im Erlöschen, die Faust, die jene Hügel umkrallt, beginnt sich zu lockern. Und wie nun die dezimierte französische Kavallerie vor den Geschützen zurückweicht, rückt die letzte Reserve Na-

poleons, die Alte Garde, schwer und langsamen Schrittes heran, um den Hügel zu stürmen, dessen Besitz das Schicksal Europas verbürgt.

*

Die Entscheidung

Vierhundert Kanonen donnern ununterbrochen seit Morgen auf beiden Seiten. An der Front klirren die Kavalkaden der Reiterei gegen die feuernden Karrees, Trommelschläge prasseln auf das dröhnende Fell, die ganze Ebene bebt vom vielfältigen Schall. Aber oben auf den beiden Hügeln horchen die beiden Feldherren über das Menschengewitter hinweg. Sie horchen beide auf leiseren Laut.

Zwei Uhren ticken leise wie Vogelherzen in ihrer Hand über die gewitternden Massen. Napoleon und Wellington, beide greifen sie ununterbrochen nach dem Chronometer und zählen die Stunden, die Minuten, die ihnen jene letzte entscheidende Hilfe bringen muß. Wellington weiß Blücher nah, und Napoleon hofft auf Grouchy. Beide haben sie keine Reserven mehr, und wer zuerst eintrifft, hat die Schlacht entschieden. Beide spähen sie mit dem Teleskop nach dem Waldrand, wo jetzt wie ein leichtes Gewölk der preußische Vortrab zu erscheinen beginnt. Aber sind es nur Plänkler oder die Armee selbst, auf ihrer Flucht vor Grouchy? Schon leisten die Engländer nur mehr letzten Widerstand, aber auch die französischen Truppen ermatten. Wie zwei Ringer keuchend, stehen sie mit schon gelähmten Armen einander gegenüber, atemholend, ehe sie einander zum letzten

Male fassen: die unwiderrufliche Runde der Entscheidung ist gekommen.
Da endlich donnern Kanonen an der Flanke der Preußen: Geplänkel, Füsilierfeuer! „Enfin Grouchy!“ Endlich Grouchy! atmet Napoleon auf. Im Vertrauen auf die nun gesicherte Flanke, sammelt er seine letzte Mannschaft und wirft sie noch einmal gegen Wellingtons Zentrum, den englischen Riegel vor Brüssel zu zerbrechen, das Tor Europas aufzusprengen.
Aber jenes Gewehrfeuer war bloß ein irrtümliches Geplänkel, das die anrückenden Preußen, durch die andere Uniform verwirrt, gegen die Hannoveraner begonnen: bald stellen sie das Fehlfeuer ein, und ungehemmt, breit und mächtig quellen jetzt ihre Massen aus der Waldung hervor. Nein, es ist nicht Grouchy, der mit seinen Truppen anrückt, sondern Blücher, und damit das Verhängnis. Die Botschaft verbreitet sich rasch unter den kaiserlichen Truppen, sie beginnen zurückzuweichen, in leidlicher Ordnung noch. Aber Wellington erfaßt den kritischen Augenblick. Er reitet bis an den Rand des siegreich verteidigten Hügels, lüftet den Hut und schwenkt ihn über dem Haupt gegen den weichenden Feind. Sofort verstehen die Seinen die triumphierende Geste. Mit einem Ruck erhebt sich, was von englischen Truppen noch übrig ist, und wirft sich auf die gelockerte Masse. Von der Seite stürzt gleichzeitig preußische Kavallerie in die ermattete, zertrümmerte Armee: der Schrei gellt auf, der tödliche: „Sauve qui peut!“ Ein paar Minuten nur, und die Grande Armée ist nichts mehr als ein zügellos jagender Angststrom, der alles, auch

Napoleon selbst, mitreißt. Wie in wehrloses, fühlloses Wasser schlägt die nachspornende Kavallerie in diesen rasch und flüssig rückrennenden Strom, mit lockerem Zug fischen sie die Karosse Napoleons, den Heerschatz, die ganze Artillerie aus dem schreienden Schaum von Angst und Entsetzen, und nur die einbrechende Nacht rettet dem Kaiser Leben und Freiheit. Aber der mitternachts dann, verschmutzt und betäubt, in einem niedern Dorfwirtshaus müde in den Sessel fällt, ist kein Kaiser mehr. Sein Reich, seine Dynastie, sein Schicksal sind zu Ende: die Mutlosigkeit eines kleinen, unbedeutenden Menschen hat zerschlagen, was der Kühnste und Weitblickendste in zwanzig heroischen Jahren erbaut.

*

Rücksturz ins Tägliche

Kaum schmettert der englische Angriff Napoleon nieder, so jagt ein damals fast Namenloser auf einer Extrakalesche die Straße nach Brüssel und von Brüssel an das Meer, wo ein Schiff seiner wartet. Er segelt hinüber nach London, um dort vor den Stafetten der Regierung einzutreffen, und es gelingt ihm, dank der noch unbekannten Nachricht, die Börse zu sprengen: es ist Rothschild, der mit diesem genialen Zug ein anderes Kaiserreich begründet, die Dynastie des Geldes. Am nächsten Tage weiß England um den Sieg und weiß in Paris Fouché, der ewige Verräter, um die Niederlage: schon dröhnen in Brüssel und Deutschland die Siegesglocken.

Nur einer weiß am nächsten Morgen noch nichts von Waterloo, obzwar nur vier Stunden weit von dem

Schicksalsort: der unglückselige Grouchy; beharrlich und planmäßig ist er, genau nach dem Befehl, den Preußen nachgerückt. Aber sonderbar, er findet sie nirgends, das wirft Unsicherheit in sein Gefühl. Und immer noch poltern von nahe her die Kanonen lauter und lauter, als schrien sie um Hilfe. Sie spüren die Erde beben und spüren jeden Schuß bis ins Herz. Alle wissen nun, das gilt keinem Geplänkel, sondern eine gigantische Schlacht ist entbrannt, die Schlacht der Entscheidung.

Nervös reitet Grouchy zwischen seinen Offizieren. Sie vermeiden, mit ihm zu diskutieren: ihr Ratschlag ist ja verworfen.

Erlösung darum, wie sie bei Wawre endlich auf ein einzelnes preußisches Korps stoßen, auf Blüchers Nachhut. Gleich Rasenden stürmen sie gegen die Verschanzungen, Gerard allen voran, als suche er, von düsterer Ahnung getrieben, den Tod. Eine Kugel schlägt ihn nieder: der lauteste der Mahner ist nun stumm. Mit Nachteinbruch stürmen sie das Dorf, aber sie fühlens, dieser kleine Nachhutsieg hat keinen Sinn mehr, denn mit einmal ist es von drüben, vom Schlachtfeld her, vollkommen still geworden. Beängstigend stumm, grauenhaft friedlich, ein gräßlich totes Schweigen. Und alle spüren sie, daß das Rollen der Geschütze noch besser war als diese nervenzerfressende Ungewißheit. Die Schlacht muß entschieden sein, die Schlacht bei Waterloo, von der endlich Grouchy (zu spät!) jenes hilfedrängende Billett Napoleons erhalten hat. Sie muß entschieden sein, die gigantische Schlacht, doch für wen?

Und sie warten die ganze Nacht. Vergeblich! Keine

Botschaft kommt von drüben. Es ist, als hätte sie die Große Armee vergessen, und sie ständen leer und sinnlos im undurchsichtigen Raum. Am Morgen brechen sie die Biwaks ab und nehmen den Marsch wieder auf, todmüde und längst bewußt, daß all ihr Marschieren und Manövrieren längst zwecklos geworden ist. Da, endlich, um zehn Uhr vormittags, sprengt ein Offizier des Generalstabs heran. Sie helfen ihm vom Pferde und überschütten ihn mit Fragen. Aber er, das Antlitz verwüstet von Grauen, die Haare naß an den Schläfen und zitternd von übermenschlicher Anstrengung, stammelt nur unverständliche Worte, Worte, die sie nicht verstehen, nicht verstehen können und wollen. Für einen Wahnsinnigen, für einen Trunkenen halten sie ihn, wie er sagt, es gäbe keinen Kaiser mehr, keine kaiserliche Armee, Frankreich sei verloren. Aber nach und nach entreißen sie ihm die ganze Wahrheit, den niederschmetternden, tödlich lähmenden Bericht.

Grouchy steht bleich und stützt sich zitternd auf seinen Säbel: er weiß, daß jetzt das Martyrium seines Lebens beginnt. Aber er nimmt entschlossen die undankbare Aufgabe der vollen Schuld auf sich. Der subalterne, zaghafte Untergebene, der in der großen Sekunde der unsichtbaren Entscheidung versagte, wird jetzt, Blick in Blick mit einer nahen Gefahr, wieder Mann und beinahe Held. Er versammelt sofort alle Offiziere und hält — Tränen des Zorns und der Trauer in den Augen — eine kurze Ansprache, in der er sein Zögern rechtfertigt und gleichzeitig beklagt. Schweigend hören ihn seine Offiziere an, die ihm gestern noch grollten. Jeder könnte ihn

anklagen und sich rühmen, besserer Meinung gewesen zu sein. Aber keiner wagt und will es. Sie schweigen und schweigen. Die rasende Trauer macht sie alle stumm.
Und gerade in jener Stunde nach seiner versäumten Sekunde, zeigt Grouchy — nun zu spät — seine ganze militärische Kraft. Alle seine großen Tugenden, Besonnenheit, Tüchtigkeit, Umsicht und Gewissenhaftigkeit, werden klar, seit er wieder sich selbst vertraut und nicht mehr geschriebenem Befehl. Von fünffacher Übermacht umstellt, führt er — eine meisterhafte taktische Leistung — mitten durch die Feinde seine Truppen zurück, ohne eine Kanone, ohne einen Mann zu verlieren, und rettet Frankreich, rettet dem Kaiserreich sein letztes Heer. Aber kein Kaiser ist, wie er heimkehrt, mehr da, ihm zu danken, kein Feind, dem er die Truppen entgegenstellen kann. Er ist zu spät gekommen, zu spät für immer, und wenn nach außen sein Leben noch aufsteigt und man ihn zum Oberkommandanten ernennt, zum Pair von Frankreich, und er in jedem Amt sich mannhafttüchtig bewährt, nichts kann ihm mehr diesen einen Augenblick zurückkaufen, der ihn zum Herrn des Schicksals gemacht und dem er nicht gewachsen war.
So furchtbar rächt sich die große Sekunde, sie, die selten in das Leben der Irdischen niedersteigt, an dem zu unrecht Gerufenen, der sie nicht zu nützen weiß. Alle bürgerlichen Tugenden, wohl wappnend gegen die Ansprüche stillrollenden Tags, Vorsicht, Gehorsam, Eifer und Bedächtigkeit, sie alle schmelzen ohnmächtig in der Glut des großen Schicksalsaugenblicks, der immer nur den Genius fordert und zum dauernden Bildnis formt.

Verächtlich stößt er den Zaghaften zurück — einzig den Kühnen hebt er, ein anderer Gott der Erde, mit feurigen Armen in den Himmel der Helden empor.

Aus den fünf historischen Miniaturen „Sternenstunde der Menschheit“ (Insel-Bücherei Nr. 165)

*

GESCHICHTEN AUS DEM HERODOT

Kandaules und Gyges

Kandaules war sehr verliebt in seine Frau, und verliebt, wie er war, glaubte er das schönste Weib von der Welt zu besitzen. Nun befand sich in seiner Leibwache ein gewisser Gyges, Daskylos' Sohn, den er besonders schätzte. Dem vertraute er die wichtigsten Dinge an, und so pries er ihm gelegentlich auch die unvergleichliche Schönheit seiner Frau. Bald nachher, denn es sollte Kandaules übel ergehen, sagte er zu ihm: „Gyges, du scheinst mir noch immer nicht zu glauben, was ich dir über die Schönheit meiner Frau gesagt habe (aber da man den Augen mehr als den Ohren traut), darum sollst du sie einmal nackt sehen.“ Da entsetzte sich Gyges und sagte: „Herr, wie kannst du mir so etwas ansinnen? Ich soll meine Herrin nackt sehen? Mit dem Kleide zieht das Weib auch die Scham aus. Die Menschen sind längst dahintergekommen, was sich schickt, und das soll man sich zur Lehre nehmen. Und dazu gehört auch, daß keiner sieht, was ihm zu sehen nicht gebührt. Ich glaube dir ja gern, daß sie das schönste Weib ist, bitte dich aber, nichts Ungebührliches von mir zu verlangen.“

Mit diesen Worten schlug er es ab aus Furcht, es könnte ihm übel bekommen. Kandaules aber erwiderte: „Nur Mut, Gyges, fürchte dich nicht; ich werde dich nicht in Versuchung führen, und auch meine Frau wird dir nichts zuleide tun. Denn ich werde es schon so einrichten, daß sie nicht merkt, daß du sie gesehen hast. Ich will dich nämlich in unserm Schlafgemach hinter die offene Tür stellen. Gleich nach mir wird dann auch meine Frau hereinkommen, um zu Bette zu gehen. Dicht am Eingange steht ein Stuhl, auf den legt sie, wenn sie sich auszieht, ihre Kleider, eins nach dem andern, und dann kannst du sie dir in aller Ruhe ansehen. Wenn sie aber von dem Stuhle nach dem Bette geht und dir den Rücken zukehrt, mußt du machen, daß du aus der Tür kommst, damit sie dich nicht sieht."

So erklärte er sich, da ihm nichts anderes übrig blieb, denn auch dazu bereit. Als Kandaules glaubte, es sei Zeit, zu Bette zu gehen, nahm er ihn mit in die Schlafkammer, und gleich darauf kam auch die Frau. Gyges aber sah sie sich an, als sie hereinkam und ihre Kleider ablegte. Wie sie sich dann nach dem Bette wandte und ihm den Rücken zukehrte, schlich er ganz leise hinaus. Die Frau aber sah ihn hinausgehen. Obwohl sie überzeugt war, daß ihr Mann ihr das getan, schrie sie nicht, weil sie sich schämte, und ließ sich überhaupt nichts merken, nahm sich aber vor, sich dafür an Kandaules zu rächen. Denn bei den Lydern und fast bei allen Barbaren ist es selbst für einen Mann sehr unanständig, nackt gesehen zu werden.

Die Sphinx von Gise

Damals also schwieg sie und ließ sich nichts merken. Aber sobald es Tag geworden, ließ sie die Diener, die ihr am treuesten ergeben waren, kommen und Gyges rufen, der aber ahnte nicht, daß sie um die Sache wußte, und fand sich unverzüglich bei ihr ein; denn er war von jeher gewohnt, der Königin aufzuwarten, wenn sie ihn zu sich entbieten ließ. Als Gyges erschienen war, redete sie ihn also an: „Jetzt stehen dir zwei Wege offen, Gyges, und ich lasse dir zwischen beiden die Wahl. Entweder mußt du Kandaules töten und mein Mann und König der Lyder werden oder auf der Stelle des Todes sterben, damit du dich nicht immer wieder von Kandaules verführen läßt und siehst, was du nicht sehen sollst. Einer von euch beiden muß sterben, entweder er, weil er dich dazu verführt, oder du, weil du mich nackt gesehen und unerhört gegen die gute Sitte verstoßen hast." Anfangs war er wie auf den Mund geschlagen und wußte nicht, was er sagen sollte, dann aber bat er sie flehentlich, ihn nicht zu einer solchen Wahl zu zwingen. Da sie jedoch darauf bestand, und er einsah, daß ihm in der Tat nichts übrig blieb, als entweder seinen Herrn zu töten oder selbst von Henkers Hand zu sterben, wollte er doch lieber selbst leben bleiben und richtete an sie folgende Frage: „Da du mich zwingst, so schwer es mir wird, meinen Herrn zu töten, so sag mir auch, auf welche Weise wir Hand an ihn legen sollen." Sie aber erwiderte: „An derselben Stelle, wo er mich nackt hat sehen lassen, wollen wir ihn überfallen und im Schlafe ermorden."

Nachdem sie ihren Plan gefaßt und es Nacht geworden

war, ging Gyges mit der Frau in das Schlafgemach (denn sie ließ ihn nicht los, und er hatte keine Wahl, entweder mußte er oder Kandaules sterben), sie aber gab ihm einen Dolch und versteckte ihn wieder hinter der Tür. Darauf, als Kandaules im Schlafe lag, kam Gyges hervor und erstach ihn und gewann damit sein Weib und sein Reich.

*

Ägypten

Bei Ägypten aber werde ich noch länger verweilen, weil es ein gar zu wunderbares Land ist und mehr Merkwürdigkeiten enthält als irgendein anderes Land. Deshalb will ich noch weiter davon reden. Wie der Himmel in Ägypten anders aussieht als anderswo und der Fluß dort anders beschaffen ist als andere Flüsse, so haben die Ägypter auch ganz andere Sitten und Gewohnheiten als andere Menschen. So gehen bei ihnen die Weiber auf den Markt und treiben Kramhandel, während die Männer zu Hause bleiben und weben. Anderswo webt man den Einschlag von oben ein, in Ägypten von unten. Lasten tragen die Männer auf dem Kopfe, die Weiber auf den Schultern. Die Weiber schlagen das Wasser im Stehen ab, die Männer im Sitzen. Die Notdurft verrichten sie im Hause und essen auf der Straße; denn nach ihrer Meinung muß man das Unanständige, wenn man es nötig hat, im Verborgenen tun, das Anständige aber vor aller Augen. Weiber versehen niemals Priesterdienste, weder bei Göttern noch bei Göttinnen, Männer dagegen bei allen beiden. Söhne brauchen ihre Eltern

nicht zu ernähren, wenn sie es nicht wollen, Töchter aber müssen es, auch wenn sie es nicht wollen.
Anderswo tragen die Priester der Götter langes Haar, in Ägypten schneiden sie es ab. In anderen Ländern ist es Sitte, daß sich die Leidtragenden bei einem Trauerfall das Haar abschneiden, in Ägypten aber lassen sie es bei einem Todesfall auf dem Kopfe und am Kinn wachsen, wenn sie es bis dahin geschoren hatten. Andere Leute leben nicht mit ihrem Vieh zusammen, die Ägypter leben mit ihnen unter einem Dache. Anderswo ißt man Weizen- und Gerstenbrot, einem Ägypter würde es übel anstehen, wenn er das täte, sondern man bereitet das Brot aus Einkorn, das sonst auch Dinkel genannt wird. Sie kneten den Teig mit den Füßen und den Lehm mit den Händen (und fassen damit auch den Mist an). Die Geschlechtsteile lassen andere so, wie sie von Natur beschaffen sind, die Ägypter aber und solche, die es ihnen nachmachen, beschneiden sie. Jeder Mann hat zwei Kleider, die Frau aber nur eins. Die Segelringe und die Segeltaue bindet man sonst inwendig, in Ägypten aber von außen an. Die Griechen schreiben und rechnen von links nach rechts, die Ägypter dagegen von rechts nach links, und trotzdem sagen sie, sie schrieben nach rechts und die Griechen nach links. Es gibt bei ihnen zweierlei Schrift, von denen die eine die hieratische, die andere die demotische heißt.
Die Ägypter sind das religiöseste unter allen Völkern und haben folgende Sitten. Sie trinken aus ehernen Bechern, die sie täglich aufwaschen, und zwar alle und nicht nur dieser oder jener. Sie tragen leinene, immer

frisch gewaschene Kleider, womit sie es sehr genau nehmen. Die Geschlechtsteile beschneiden sie der Reinlichkeit wegen, indem sie mehr Wert auf Reinlichkeit als auf Schicklichkeit legen. Die Priester scheren sich alle drei Tage den ganzen Leib, damit sie beim Gottesdienst nicht von Läusen und anderem Ungeziefer befallen werden. Die Priester tragen auch nur ein einziges leinenes Kleid und Schuhe von Byblos. Andere Kleider und andere Schuhe dürfen sie nicht anziehen. Sie waschen sich zweimal am Tage und zweimal des Nachts mit kaltem Wasser und haben außerdem, ich möchte sagen, noch tausend andere religiöse Bräuche, die sie befolgen müssen. Dafür haben sie dann auch wieder große Vorteile. Denn ihr Haushalt kostet ihnen nichts, da ihnen Brot auf Tempelkosten gebacken und jedem täglich Rind- und Gänsefleisch in Menge geliefert wird und Wein dazu. Fisch aber dürfen sie nicht essen. Bohnen werden in Ägypten überhaupt nicht gebaut, und auch wo sie wild wachsen, werden sie weder roh gekaut noch gekocht gegessen. Die Priester aber dürfen sie gar nicht sehen; denn sie gelten für eine unreine Frucht. Jeder Gott hat nicht nur e i n e n, sondern viele Priester, von denen einer der Oberpriester ist, und wenn er stirbt, wird sein Sohn sein Nachfolger.

Nun komme ich zum Krokodil. In den vier Hauptwintermonaten frißt es nichts, und obwohl es ein Vierfüßler ist, lebt es doch nicht nur auf dem Lande, sondern auch im Wasser. Denn es legt und brütet seine Eier auf dem Lande und hält sich den größten Teil des Tages auf dem Trockenen, die ganze Nacht aber im

Flusse auf; denn dann ist das Wasser wärmer als die Luft und der Tau. Von allen uns bekannten Tieren wird dieses aus dem kleinsten das größte; denn seine Eier sind nicht viel größer als ein Gänseei, und das Junge ist nicht größer als das Ei; dann aber wächst es und wird gegen siebzehn Ellen lang, ja noch größer. Es hat Schweinsaugen und große (der Größe seines Körpers entsprechende), spitzige Zähne. Es ist das einzige Tier, das keine Zunge hat und den Unterkiefer nicht bewegt, auch das einzige, welches den Oberkiefer gegen den unteren bewegt. Es hat scharfe Krallen und am Rücken einen undurchdringlichen Schuppenpanzer. Im Wasser ist es blind, auf dem Lande aber sieht es sehr scharf. Da es im Wasser lebt, ist sein Rachen inwendig voller Blutegel. Alle anderen Vögel und Tiere fürchten sich vor ihm, der ägyptische Regenpfeifer aber lebt mit ihm im Frieden, weil er ihm gute Dienste leistet. Denn wenn das Krokodil aus dem Wasser ans Land kommt und den Rachen aufsperrt (was es gegen den Westwind in der Regel zu tun pflegt), so schlüpft ihm der Regenpfeifer in den Rachen und verschluckt die Blutegel. Solchen Dienst läßt es sich gern gefallen, und es tut dem Vogel nichts zuleide.

In einigen Gegenden von Ägypten gelten die Krokodile für heilig, in anderen aber nicht, und man verfolgt sie als gefährliche Tiere. Bei Theben und am Moiris-See gelten sie für besonders heilig. Hier wie dort aber hält man sich ein Krokodil, welches so weit gezähmt ist, daß es sich anfassen läßt. Man hängt ihm Ohrringe an von Schmelz und Gold, und Spangen um die Vorder-

füße, füttert es aus den Vorräten des Tempels mit Leckerbissen und pflegt es sein Leben lang aufs beste. Stirbt es, so wird es einbalsamiert und in einem heiligen Sarge begraben. Bei Elephantine aber ißt man die Krokodile und hält sie nicht für heilig. Sie heißen auch (in Ägypten) nicht Krokodile, sondern Champsai. Krokodile (= Eidechsen) aber nennen die Ionier sie wegen der Ähnlichkeit mit den Eidechsen im Dorngestrüpp.

Man fängt es auf mancherlei Weise; ich beschreibe nur eine, die mir besonders erwähnenswert scheint. Man steckt einen Schweinsrücken auf einen Angelhaken und läßt ihn in den Fluß hinunter, stellt sich dann selbst mit einem lebendigen Schweine ans Ufer und schlägt es. Wenn das Krokodil es quieken hört, geht es dem Klange nach, gerät dabei an den Schweinsrücken und verschlingt ihn. Nun zieht man es heraus, und wenn es ans Land gezogen ist, muß ihm der Jäger zuerst die Augen mit Schlamm verkleben; dann hat er leichtes Spiel, sonst aber noch seine liebe Not mit ihm.

Es gibt auch noch einen heiligen Vogel, den Phönix. Ihn selbst habe ich freilich nicht gesehen, sondern nur sein Bild. Denn wie die Leute in Heliupolis sagen, kommt er sehr selten, alle fünfhundert Jahre einmal, zu ihnen, und zwar nur, wenn sein Vater gestorben ist. Sieht er wirklich so aus wie sein Bild, so sind seine Federn teils goldfarbig, teils rot. An Gestalt und Größe aber hat er die meiste Ähnlichkeit mit einem Adler. Nun sagen sie, was ich aber nicht glaube, er käme aus Arabien und brächte seinen Vater, den er mit Myrrhen verklebt, in den Tempel des Helios und begrübe ihn

dort. Dabei aber verführe er auf folgende Weise. Zuerst mache er sich ein Ei aus Myrrhen so groß, wie er es tragen könnte, und wenn er sich davon überzeugt, daß er es tragen könnte, höhle er das Ei aus und lege seinen Vater hinein, dann aber verklebe er es da, wo er es ausgehöhlt und seinen Vater hineingelegt, wieder mit Myrrhen. Nun wäre das Ei mit dem Vater darin ebenso schwer wie vorher, und so verklebt brächte er ihn nach Ägypten in den Tempel des Helios. So, sagen sie, mache es dieser Vogel.

Aus dem Buch „Das Geschichtswerk des Herodot von Halikarnass" neu übertragen von Theodor Braun.

*

DEMETER-SONETTE

VON RICHARD FRIEDENTHAL

Die feuchten Pappeln glänzen hoch und steil,
Wie Honig bleibt das Licht an ihnen kleben,
Es keimt die Luft und schwillt in weichem Beben,
Die Büsche wiegen sich, gewittergeil.

Die Wiese wälzt sich, eine Metze, feil
Und schamlos allen Winden preisgegeben.
Auf alle Blüten lagert sich das Leben
Und auch der offne Teich bekommt sein Teil.

Und Bienen kommen, braun mit goldnen Haaren,
Ihr wühlend Summen schwängert rings den Duft.
Es lehnt der Fels sich trunken in die Luft

Und neigt sich im Gefühl des nahen Falls.
Du hebst die Hände, deine Brust zu wahren,
Und plötzlich liegen sie um meinen Hals.

*

Dies gibt es, daß sich eine Frau dir läßt,
In jeder Fiber deinem Wunsch gewillt,
Und daß man dennoch völlig ungestillt
Und hungrig sie in seine Arme preßt.

Verzweifelt halten sich die Leiber fest
Und liegen beieinander wie zerknüllt,
Von Angst und Trauer ratlos angefüllt
Und trinken ohne Mut den bittren Rest.

O Einsamkeit. Uns hält das gleiche Leinen,
Und doch sind wir uns weiter fern als je.
Wie reiben sich die Herzen träge weh.

Wir sind uns fremd, wenn wir uns ganz vereinen.
Schrittweis entwandern uns der Herzen Schläge,
Und jedes Blut geht seine eignen Wege.

*

Die Hand ist warm und voll und fest im Schlusse
Und wie gemacht, um üppig zu verschwenden:
Im Ansatz breit, abschwellend zu den Enden,
Rist, Finger und Gelenk aus einem Gusse.

Ich folge mit dem Munde ihrem Flusse
Und muß sie oft so hin und wieder wenden,
Der Glanz der Haut will mir die Lippen blenden;
Leis tönen die Gelenke unterm Kusse.

Still ruht sie auf der Schläfe. Das Gewirre
Der Linien dringt ins Hirn, ein kühler Garten,
In dem ich wandernd mich getrost verirre.

Wie auch die Wege durcheinandertrachten,
Doch treffen sie sich alle. Tiefer lehn ich
Mich in sie ein. Laß sie mir noch ein wenig.

*

Wie laue Milch sind unterm Strauch die Flecke
Des Lichtes, und der Schatten schmeckt nach Nuß.
Stark auf uns nieder strömt in vollem Fluß
Der würzige Minzgeruch der Haselhecke.

Wir liegen in dem luftigen Verstecke
Und tauschen ruhig atmend Kuß um Kuß,
Und horchen in den Pausen auf den Guß
Der Sonne, stürzend auf die Blätterdecke.

Nun bist du satt und dehnst die Schultern selig
Ganz auseinander, senkst den Kopf zur Seite,
Und liegst sehr bald in leichtem Schlummerschweiße.

Der Boden ruft. Das schöne, fleischig heiße
Gesicht schmilzt ein. Die Glieder gehn ins Breite.
Zu Erde wird der ganze Leib allmählich.

*

Kein Zug von Geiz in deinem weiten Blick,
Du liebst es, dich unendlich zu verschwenden.
Du gibst dich lächelnd aus mit vollen Händen,
Und tausendfältig kehrst du dir zurück.

Wie viele zählen zögernd Stück um Stück
Und rechnen nach, was sie an andre wenden,
Und nickten hämisch, wenn sie Undank fänden.
Doch nur die Grenzenlosigkeit ist Glück.

Sie halten an sich, um ihr Herz zu schonen,
Wie einen Stoff, den man zu kostbar hält,
Und der doch dann, wenn man ihn braucht, zerfällt

Vom Mottenfraß zerhöhlt wie mürber Zunder.
Du aber strömst, ein unerschöpflich Wunder,
Dich aus. — Gott wird dich irgendwie belohnen.

*

AUS EINEM KÜNFTIGEN BUCH VON HANS CAROSSA

ERZIEHUNGEN

Endlich kehrt der Sommer zurück, und viel freier und einfacher wird nun das Leben; es dreht sich außerhalb des Unterrichts nur noch um Turnen, Springen und Schwimmen. Evas früh gestellte Forderung, man müsse die Muskeln bis zur Beinhärte üben, wird auf einmal die allgemeine; dazu kommt spartanische Verpönung der Wehleidigkeit; was einem Schmerzhaftes zustößt, hat man ohne Schreien und Gesichterschneiden zu ver-

winden. Mißerfolge in der Schule verlieren an Bedeutung; dagegen kann einem die Frage, ob man berufen sei, dereinst am hohen Reck den Riesenschwung auszuführen, tief in den Schlaf hinein verfolgen. Ehre aber dem Andenken der Lehrer! Die Freude an der Körperbemeisterung teilt sich mehreren von ihnen mit; und wenn am Jahresende solch ein ruhmreicher Wettläufer oder Turnmeister über Latein oder Griechisch zu straucheln droht, wird ihm nicht ungern einige Nachsicht gewährt. Einem lustigen Irrtum verfällt mancher versonnene Unerfahrene, da er die leiblichen Veränderungen an sich bemerkt, welche seinen Jahren zukommen; wie Verunstaltungen werden sie zunächst empfunden, dann erfolgt Aufklärung, und nun nimmt man sie als etwas ausnahmsweise Vorzeitiges, als eine Extrabelohnung der Natur für unvergleichlichen turnerischen Fleiß, man verdoppelt seinen Eifer, um die Symptome beginnender Männlichkeit noch schneller zu entwickeln, muß jedoch zu seinem Ärger erfahren, daß auch Nichtturnern und Nichtschwimmern gleichen Alters die nämlichen Auszeichnungen zuteil werden.
Hugos Kränklichkeit hatte im Winter zugenommen; er mußte sein Studium auf lange Zeit unterbrechen und Kuren durchmachen, wodurch ihm ein zweites Jahr verloren ging; als er wieder eintraf, gehörten wir der gleichen Klasse an, und nun stand uns nichts mehr im Wege, Duzfreunde zu werden. Dieser Neidlose, dem seines schwachen Herzens wegen das Turnen verboten war, bestärkte mein Streben; er sah im nächsten Sommer meinen Übungen aufmerksam zu und besprach bald

lobend, bald bemängelnd jede neue Leistung. Dabei wob sich unmerklich ein anderes Band zwischen uns, ein feines und weit festeres, als ich mirs damals zugestanden hätte. Während er nämlich arglos von seinem zu Hause verbrachten Jahre erzählte, wurden mir nach und nach seine Angehörigen vertraute halbklare Gestalten, und eines Tages war es ein unausgesprochenes Geheimnis zwischen uns, daß eine Leidenschaft für seine Schwester Irma mich im Innersten beherrschte. Nicht als ob mir das Mädchen je zu Gesicht gekommen wäre — Hugo besaß nicht einmal eine Photographie von ihr —; aber die Seele brauchte wenig Stoff, um sich ein Bild zu machen. Eine gewisse blasse Grundvorstellung trug sie eingeboren in sich; Wesenszüge, die der Freund überlieferte, setzten sich leicht in sinnliche um, und was etwa fehlte, gab die eine oder andere schöne Landshuterin her, die dem Zug der Zöglinge auf dem gemeinsamen Spaziergang begegnete. Im Sommer blieb alles noch scherzhaft; als aber die träumerischen Zwielichtsmonate wiederkamen, wurde Irma zum einzigen Sinn des Daseins, und listig tüftelte ich mir schon untertags die Reden aus, durch welche ich das himmlische Wesen in die Unterhaltung des Abends einzuführen gedachte. Hugo nämlich wollte zunächst abwehren, ging aber später doch, mitgerissen von meiner Glut, auf mein Gedankenspiel ein, das ihm große Macht über mich verlieh, und machte mich nun je nach Laune glücklich oder unglücklich. War eine Obstsendung aus Kading gekommen, so gab ich ihm vor dem Schlafengehen immer noch einen besonders prächtigen Apfel für Irma mit, und nie

vergaß er, mir nach einigen Tagen ihren Dank zu übermitteln. Dann und wann beglückte er mich durch eine Gegengabe grenzenlos, stieß mich aber auch einmal in Höllen der Verzweiflung, indem er mir traurigen Gesichts letzte Grüße von Irma entrichtete; sie habe in Würzburg einen wohlhabenden jungen Kaufmann kennen gelernt und werde wohl bald heiraten, ich solle mirs nicht allzusehr zu Herzen nehmen. So einfach ließ ich mich aber nicht abschütteln, und nun vermischten sich wirkliche und gespielte Leidenschaft mit ausgelassener Redelust; es entstanden stürmische Szenen, die schließlich den Freund erschreckten, so daß er die Verlobung zurückgehen ließ. Damit aber war leider die Höhe der Liebe überschritten; wir fanden Geschmack an solchen Aufführungen, die um so schlagfertiger wurden, je mehr sich die ursprünglich echte Empfindung dabei verlor. Dennoch wuchs Irma noch eine Zeitlang an Reiz und Huld, und Hugo, der sich als Älterer ein wenig zur Überwachung meiner Schulfortschritte berufen fühlte, bewirkte manches Gute, indem er durch die Vorstellung einer immer anteilnehmenden Schwester meinen Fleiß zu stärken wußte. Jeden Erfolg und jeden Mißerfolg verriet er ihr, und ebenso pünktlich brachte er mir ihr Lob oder ihre Betrübnis zum Ausdruck. So tat ich mein Bestes, um bei der nie gesehenen Geliebten in Geltung zu bleiben, und etwa bis zu der Zeit, wo der priesterliche Lenker uns verließ, dauerte das geistig zarte Verhältnis, das vielleicht nur in der von ihm geschaffenen Atmosphäre möglich war.

*

Immer deutlicher zeigte der neue Herr, daß er mit uns in Frieden zu leben wünschte; er ließ die hergekommenen Faschingsbräuche bestehen und sah mit wohlwollendem Staunen zu, wie wir lange bunte Bänder, von denen freundlich grinsende Goldmonde herabhingen, über die Speisesaalwände spannten und uns in Masken tummelten. Daß wir durch Stadtschüler Wein hereingeschmuggelt hatten, entging ihm nicht, und es erfüllte ihn mit Sorge; aber auch das Weintrinken an den drei Karnevalsabenden gehörte zu den uralten Gerechtsamen der oberen und mittleren Jahrgänge, und so ließ er es denn bei einer Mahnung zur Mäßigkeit bewenden. Mein Kostüm lobte er; nur, meinte er, sei es fast unheimlich, mich so wohlerzogen zu sehen. Es war nicht zum erstenmal, daß ein Gewand mich verwandelte, und gewiß hat es immer zum Sinn der Trachten gehört, daß sie dem Menschen eine Haltung aufzwangen.

Aber der Wein ging um, und bald verriet er die innersten Richtungen. Mancher, der sonst ein Schreier war, wurde jetzt besinnlich still; dagegen führte mancher als nüchtern und schüchtern Bekannte plötzlich eine unerhörte Sprache, man glaubte sich in die wildesten Aufruhrzeiten zurückversetzt. Ein zarter Zögling, der uns durch übertriebenes Frommtun gelegentlich zu ärgern pflegte, begann als weißer, gelbgetupfter Clown zu weinen und zu fluchen, und als man teilnehmend fragte, was ihm fehle, erging er sich in verworrenen Reden von einer bleichsüchtigen, brandrot gelockten Kusine; die Bedauernswerte sei, wenige Straßen entfernt, im Ursuliner-

kloster eingesperrt, alle die armen Mädchen müßten ohne Zweifel die Faschingsnächte im Gebet verbringen und Milch trinken; wenn wir nicht samt und sonders elende Schufte und Feiglinge wären, zögen wir hinüber mit unserem Wein, verjagten die bösen Nonnen und feierten mit den schönen Kindern einen herrlichen Karneval. So frevelmütigen Reden folgte die gerechte Strafe auf dem Fuß. Entkräftende Übelkeit befiel den Unseligen; er mußte Hals über Kopf, umstürmt von Gelächter, das Weite suchen und fand sich erst spät, in ganz gebrochener, bußfertiger Stimmung wieder ein.
Ein kleiner Streit entstand im Laufe des Abends über Herrn Buchkatz, den neuen Kandidaten; ein vielumherhorchender Schüler wollte wissen, es habe mit diesem Vorgesetzten eine eigene Bewandtnis, die Gabe der Dichtkunst sei ihm verliehen, in freien Stunden schließe er sich ein und schreibe Verse zu Ehren heiliger Männer und Frauen, herrliche, die bereits in Zeitschriften durch die Welt klängen. Diese Kunde, die mir so starkes Herzklopfen erregte, als ginge sie mich persönlich an, wurde von mehreren als unglaubhaft zurückgewiesen, es gab ein hitziges Für- und Widerreden, das auszuarten drohte, bis Hugo, der als Türke verkleidet war, durch List und Scherz den Wortwechsel in Heiterkeit zerstreute. Die Arme über der Brust gekreuzt, mit einer tiefen Verneigung, näherte er sich dem Rätselvollen und fragte bescheiden, ob er sich eine Auskunft erbitten dürfte. Voll Neugier kam jetzt einer um den anderen herbei; der Freund aber, schon leicht betrunken, gab uns alle der Enttäuschung preis. Als nämlich jener Gewährung

nickte, brachte er mit kindlicher Stimme nur die Frage hervor, ob es denn auf Ehre wahr sei, daß wir uns heute alles, aber auch wirklich alles erlauben dürften, was Buchkatz mit einiger Ängstlichkeit verneinte, worauf Hugo, rückwärts schreitend und seine Haltung immer mehr verdemütigend, sich langsam entfernte.
Rasch kehrte sich die Neugier der Zöglinge von Buchkatzens Dichterschaft zu anderem; vermutlich war ich der einzige, der sich über die Möglichkeit, einen wirklichen Poeten leibhaftig vor sich zu sehen, nicht so bald zu fassen wußte und das Geheimnis zu ergründen beschloß. Indessen aber nahte mir bereits ein wundersames, nie ganz aufgeklärtes Verhängnis. An unserem Tische war der Wein ausgegangen, und eben befand ich mich auf dem Wege zum Studiersaal, wo am unvermutbarsten Orte, nämlich im inneren Winkel des Katheders, noch zwei Flaschen verborgen standen, da begegnete mir auf der Stiege ein Knabe von ungewöhnlicher Schönheit. Er mußte erst vor kurzem in die Anstalt eingetreten sein; ich entsann mich nicht, ihn vorher gesehen zu haben. Hugo meinte später, die Verzauberung sei größtenteils vom Kostüm ausgegangen, und vielleicht hatte er nicht ganz unrecht. Es ähnelte der Form nach dem meinigen, bestand aber fast ganz aus tiefschwarzem Samt, auch das Mützchen, das er über die lichtblonden Locken gestülpt hatte, war schwarz, und einige silberne Tressen, die daran glänzten, erhöhten noch die dunkle Vornehmheit. Zu unverhüllt war wohl meine Bewunderung, als daß er sie hätte übersehen können; mit einem grauen Mädchenblick lächelte er mich zweifelnd an, hob eine

weiße Narrenpritsche, die zu seiner Tracht eigentlich nicht paßte, versetzte mir einen kräftigen Schlag auf die Schulter und sprang lachend über die Stufen hinab. Es war die Maskenfreiheit jener Tage, die er damit in Anspruch nahm, nichts weiter; denn da gabs keinen Rangunterschied der Klassen, und begreiflicherweise machten die Kleinen von dem seltenen Recht, einen Größeren zu schlagen, den allerfröhlichsten Gebrauch. Mir aber war schon der Sinn verstellt; wie von scharfer Waffe getroffen, in unwillkürlicher Abwehr, griff ich an die Stelle meines goldenen Gürtelbandes, wohin der Degen gehört hätte, zugleich fühlte ich mich unerhört begünstigt und ausgezeichnet wie durch Ritterschlag.

Im Saale fand ich den Wunderbaren unter den Schülern der dritten Klasse wieder. Sie hatten ihre Stühle um den grauen Brunnen gestellt und unterhielten sich. Ein kleiner des Zitherspiels Kundiger in der Tracht des Loisachtales schlug unermüdlich Walzer und Ländler; andere stampften, klatschten und pfiffen den Takt. Der Knabe hatte keinen Wein; ich bot ihm mein Glas, er dankte, nippte und wollte es zurückgeben; ich ließ es aber bei seinen Genossen in die Runde gehen und füllte es noch einmal. Ein wenig hatte ich die Helligkeit des großen Raumes gefürchtet, als könnte die Erscheinung hier weniger bedeuten wie droben im Zwielicht, war aber schon aufs innigste beruhigt; denn wie von Tag zu Tag der Mond sich füllt, so wuchsen Reiz und Adel dieses Antlitzes mit den Sekunden. Sogar ein leiser Zug von Verschlagenheit, der unter den Augen nistete, vermehrte nur mein Entzücken. Ich durchforschte die Gesichter

seiner Freunde nach Zeichen verwandter Ergriffenheit, bemerkte aber nichts; keinem schien er mehr zu gelten als irgendein anderer, einer schien mir wie der andere seelenblind. Einsam sah ich mich auf einer magischen Glücksleiter nach oben steigen, und, geistig aufgefaßt, rechtfertigte die Zukunft diesen Traum; denn wenn auch auf der Stelle, Schlag um Schlag, ein Ende hereinbrach, so konnte doch das Wichtige nicht mehr verloren gehen. Nur eines Augenblicks bedarf der Regenbogen, um sich aufzubauen, und jede Entscheidung der Seele geschieht in Sekunden. Geahnt für immer war die Möglichkeit einer neuen Gestalt, die eher vergehen würde, als Züge der Furcht oder der Niedrigkeit annehmen, und was dann kam, Verkennung und Enttäuschung, Beschuldigung und heimliche Verweisung, dies alles änderte daran nichts mehr.

Kaindl, Schüler der Oberklasse, hochangesehener Leiter des Aufstands, kam, als Ritter verkleidet, finster, weinglühend und tippte dem Schönen an den Arm: „Wo bleibt mein lässiger Knappe?“ Unschlüssig, stark errötend, sah der Junge zu mir herüber, erhob sich aber doch und leistete dem Gewaltigen Folge, der mich im Weitergehen zugekniffenen Auges maß. Darin fand ich zunächst nichts Feindliches, dachte vielmehr, dies sei der echte Ritterblick, so letz und fehdekündend, nicht unwürdig des Jünglings, den Eingeweihte als den Urheber der katonischen Sentenz gegen das grüne Tischchen verehrten. Dennoch begann es mich zu nagen, daß ich seinetwegen verlassen war, und als die beiden später, vertraulich redend, sich zum Ausgang hinbewegten, da

kam es mir vor, als lachten sie beide geringschätzig nach mir zurück. Dies konnte Täuschung sein; aber im Nu schwoll das Leiden zur Verzweiflung, hastig trank ich allen noch erreichbaren Wein zusammen und merkte soeben mit böser Genugtuung, daß mein Benehmen durchaus nicht mehr mit meinem edlen Kostüm in Einklang stand, als mir unvermutet Hugo begegnete, dem auch sein Turban schon recht schief auf dem Köpfchen saß. Von meiner bedeutsamen Bekanntschaft ihm gegenüber zu schweigen, war mir unmöglich, doch fand ich wenig Gehör. Ein hübscher Junge sei Trimming, das leugne niemand, freilich etwas backfischhaft, auch ein kleiner Ränkeschmied, wie man höre, keinesfalls ein Verkehr für mich, wenn er auch bei den obersten Klassen hoch in Gunst stehe, man könne sich wahrlich über Wichtigeres unterhalten.

Diese Ausfälle brachten mich um jede Mäßigung; mit Genuß warf ich dem Freund verletzende Worte hin und sprach ihm schließlich alle Fähigkeiten ab, das herrlichste der Wesen zu beurteilen.

Die Art, wie Hugo sich nunmehr veränderte, hätte mich ernüchtern müssen; sein Atem ging noch schneller als gewöhnlich, die Röte der Wangen wich einem bläulichen Weiß, lange sah er mich schweigend an. „Was wird Irma dazu sagen?“ — Dies war alles, was er endlich hervorbrachte. Aber diese Berufung auf meine verflüchtigte Liebe zu einem halberfundenen Idol war jetzt am wenigsten geeignet, mich zu beschwichtigen; ich empfand sie als nicht ernst gemeint, und dennoch traf sie mich empfindlich, ja viel würde ich gegeben haben, wenn

er nur gerade dies nicht gesagt hätte. Zum erstenmal empfing ich den Vorwurf der Untreue, die für den Augenblick dem Leben allen Wert benimmt, und die Seelenöde, die nun entstand, übertäubte ich durch vermehrte Wut. Ich rief es laut hinaus, daß ich diese Irma doch niemals mit Augen gesehen habe, daß niemand wissen könne, ob sie wirklich auf der Welt sei, ob er sie nicht etwa nur erdichtet habe, um mich zu seinem Sklaven zu machen. Da wärs denn doch wahrlich zuviel verlangt, immer nur sie allein anzubeten; gleichgültig, offengestanden, ja verhaßt geradezu sei sie mir ein für allemal. Über diesen schmählichen Abfall entsetzt, brach der Freund in Tränen aus, ein nie für möglich gehaltenes Ereignis, das nun auch mich völlig auflöste; fassungslos weinend, umarmten wir uns schließlich zur unendlichen Erheiterung großer wie kleiner Mitzöglinge, die nur Betrunkenheit und Posse zu sehen glaubten, während wir beide, durch allen Weintaumel hindurch, etwas traumhaft Unersetzliches verloren gehen fühlten, ohne es hindern zu können.
Des heulenden Elends endlich überdrüssig, verließ ich den Saal und ging in den um diese Zeit verbotenen Garten hinaus, den ein mondgrauer Nebel verhing. Groß im Dunst standen die eingebauten Turngeräte, und von den Kastanienbäumen, wie schlafende Fledermäuse herabgefaltet, hing da und dort noch das herbstliche Laub. In Hirn und Augenlidern brauste der Wein; bald vernahm ich Schritte, bald Stimmen, bald glaubte ich Trimming mit Kaindl zwischen den Stämmen schleichen zu sehen. Frierend in dem leichten Maskenkleide begann ich zu

laufen und umkreiste das Feld, wo der gelbe Schlüssel im Schnee vergraben lag; ich fragte mich, wer ihn wohl im Frühjahr finden werde. Auf einmal spürte ich über dem Nebel die Sterne und kehrte, halb getröstet, in den Saal zurück, wo man sich schon zum Schlafengehen rüstete.

Am anderen Tag dämpften Unterricht und Hausordnung das Blut, und zwischen Hugo und mir war bald alles wieder wie sonst. Er war keiner, der böse Worte nachtrug, und wenn er mich nun auch murrend mit einem Eisklotz verglich, der voll Rührung zu Wasser zerfließe, nachdem er einem ein Loch in den Schädel geschlagen, was leider dem Schädel nichts helfe, so gab mir dies doch nur Gelegenheit, ihn wegen des feinen Vergleichs zu bewundern. Auch aus mir war aller Zorn verweht, die Liebe leider nicht mit ihm. Unaufhaltsam zur Wesensmitte strebt ja die Schönheit; sie ruht nicht, bis wir ganz von ihr durchdrungen sind.

Seltsam war Trimmings Verhalten; ich konnte mich nicht lange darüber täuschen, daß er mir aus dem Wege ging. Bei Tische sah ich ihn von weitem in einem grauen Röckchen sitzen; aber diesen Alltagsanzug empfand ich als nicht ganz würdige Verkleidung, auch erschien mir das immer halbabgewendete Gesicht wie vertauscht, kaum erkennbar. Erst der Abend erneuerte die gültige Gestalt, mit ihr aber auch mein Unglück. Der Knabe lächelte mir wohl einmal verstohlen zu, hob auch dann und wann die weiße Narrenpritsche gegen mich, besann sich aber jedesmal und enthielt sich des Schlags. Dies kränkte mich um so mehr, als er an andere wahllos frei-

gebig Hieb um Hieb austeilte, und doch hätte ich ihm danken sollen. Jener erste Schlag war heilige Verwundung gewesen, ein neues Organ der Seele war unter ihm aufgesprungen, — wie durfte ich wünschen, daß er sich sogleich wiederhole? Nach und nach stellte sich eine Art Gleichgewicht her, zumal der Weinbestand aufgebraucht war; ich bemühte mich nicht mehr soviel um Trimmings Nähe und hielt mich lieber zu Hugo, durchblätterte auch mitten im dazwischen schwirrenden Karneval wieder den geliebten poetischen Hausschatz, der fast jederzeit erreichbar war, da selten ein anderer Zögling auf ihn Anspruch machte. Dabei ging der Blick über die Strophen der toten Dichter hinaus immer wieder zum Tischchen der Vorgesetzten hin, wo, tief sich verschweigend, der lebendige saß, der erste, der mir begegnete. Heimlich forschte ich in seinem Gesicht nach Geniuszügen, und sooft er mich ansah, ordnete ich unwillkürlich mein Betragen. Er jedoch verstand sein Geheimnis zu wahren, indem er aufs täuschendste das Gebaren eines ganz gewöhnlichen jungen Mannes nachahmte. Aber das beirrte mich nicht, und wie mir einstmals der Zauberstab gerade durch sein simples Aussehen Vertrauen eingeflößt hatte, so war es auch jetzt vor allem die Unscheinbarkeit, die mich im Glauben bestärkte. Schließlich beschrieb ich selbst einen Zettel mit Versen „An Trimming", die ich ihm gelegentlich zuzustecken gedachte. Sie waren irgendeinem Dichter kindlich nachgetönt; ich aber hielt sie für namenlos großartig, und jedesmal, wenn ich mir die letzten Zeilen vorsagte: „Masken, Liebe, Wein! Unvergeßliches Beisammensein! Keine Kraft vergeht, kein

Herzensklang zerbricht. Unser Bund besteht, ob du es willst oder nicht", — weinte ich vor Bewunderung und Rührung. Schon aber legten sich die Geschicke zurecht, die jedem seinen Opfertag bereiteten.

Mitten in der Nacht erwachend, besann ich mich auf mein Gereime und suchte den Zettel, doch fand er sich in keiner meiner Taschen, und gleich war aller Schlaf dahin. Zum Suchen entschlossen, verließ ich das Bett. Werktagsanzug und Maskenkleid lagen auf dem Stuhl; ich wählte das letztere. Etwas warnte mich; auch fiel mir ein, daß nächtliches Hausdurchwandeln bei Strafe der Entlassung untersagt war; aber das aufgejagte Blut gehorchte weder innerem noch äußerem Verbot, und so glitt ich vollends in die Sphäre hinüber, wo wir dem Zufall ausgeliefert sind. Hinschleichend an der Bettenreihe blieb ich manchmal stehen, auf die vielen Atemzüge horchend; niemand wachte. Noch fesselte ein Wunderbares: man hatte vergessen, die Vorhänge zu schließen; die mondlichten Scheiben schimmerten von herrlichsten Eispflanzen, und jedes Fenster hatte sich eigene Formen erfunden. Über so viel Glanz vergaß ich fast mein Vorhaben; aber von Fenster zu Fenster weiter bewundernd geriet ich doch dem Ausgang zu. Vor Hugos Bett blieb ich stehen, als müßte mir ein Zuruf oder Zeichen von ihm kommen; aber er schlief, die Hände unter der Wange gefaltet, leisen, schnellen Atems wie immer.

Das Zettelchen war an der Speisesaalschwelle bald entdeckt, und nun wollte ich gleich den Rückzug antreten, fand es aber in dem langen mondgestreiften Gange gar nicht kalt und setzte mich, nahe dem einzigen Gas-

flämmchen, auf ein Fensterbrett. Wedelnd und niesend kam Barry herbei; ihm fiel nicht ein, mich etwa bellend zu verraten, vielmehr bohrte er die Schnauze in meinen flachsroten Samt und legte sich dann gemütlich nieder, so daß ich mich seines Rückens als Teppich bedienen konnte. Während ich mich so, mein Zettelchen in den Händen, einer wortlosen Gefühlswelt überließ, leuchteten im Augengrunde die bereiften Schlafsaalfenster nach. Der geistige Silberflor der Eisgewächse, herübergepflanzt in die Seele, zweigte nach allen Seiten weiter, und wie von selber löste sich die Frage, warum das eine Glas nur solche, das andere nur solche Formen ernährte. An Dickelhubers Fenster war es ein krauses Gewirr von flimmernden Moosen und Korallen gewesen, bei Hugo dagegen glänzten schräge Distelstauden, mit muschelhaften silbernen Wirbeln durchstreut. Es waren die Schlafenden selber, die mit ihrem Atem diese zarten Meisterwerke bestimmten, das wurde mir in jener stillen Minute so sehr begreiflich. Gern hätte ich nur gewußt, wie es im Schlafraum der kleinen Zöglinge aussah und was für Figuren wohl an Trimmings Fenster wüchsen. Jetzt aber erhob sich Barry mit gedämpftem Knurren, und wie aus mir selbst hervorgetreten, stand unter dem Gasflämmchen der Herr Kandidat Buchkatz. Sein fast gezischter Anruf erschreckte mich ungeheuer, erreichte aber doch nicht ganz mein inneres Ohr; ja ich vergaß, was ich als Mindestes dem Vorgesetzten schuldete, und ließ mich zum Aufstehen erst ermahnen. Dann freilich wünschte ich dies eilig gutzumachen und verlegte mich auf größte Artigkeit, zuvorkommend verriet ich sogar,

daß ich etwas Wichtiges verloren, gesucht und zum Glück auch wiedergefunden habe.

„Was gesucht?“ Der Kandidat sah bleich und erregt aus; ich vergegenwärtigte mir seinen geheimen Dämon, — „auch ich bin ein Dichter und ein Verehrer von Ihnen“, wollte ich sehr zart und taktvoll sagen; aber kein Ton drang aus der Kehle. Dafür erwachte unendliche Zuversicht, und als gäbe ich nun alles in seine Hand, Eisblumen und Mondlicht, Liebe und Kunst, einem begonnenen Bilde gleich, auf daß er es vollenden und mit einem goldenen Rahmen schmücken möge, so überreichte ich ihm schweigend, mit möglichst vielsagender Gebärde den Zettel.

Er schraubte die Gasflamme höher und las. — „Es ist nicht anders“, murmelte er trübe vor sich hin. „Geh hinauf in den Schlafsaal und bete! Du hast es nötig. Und morgen erscheinst du zur Vernehmung!“ Das letzte rief er auf einmal so laut, daß Barry, der kluge Hund, dem der neue Mann noch nicht als vollwertiger Hausbewohner galt, ihn zürnend anbellte. Dieses Verhalten des braven Tieres und noch mehr ein gewisses leichtes Zurückweichen des Herrn Kandidaten vor ihm ergriffen mich plötzlich mit unabwendbarer Lachlust; fast regte sich ein Zweifel, ob dieser der Dichter sein könne, der feurig furchtlose, der alles zum Hohen wendet; aber das war nur eine schnöde Anwandlung, von der sich meine bessere Natur sogleich befreite. — „Er beißt nicht“, erlaubte ich mir noch zurückzurufen, und während ich eine Verurteilung zu Karenz oder Silentium schon im voraus als gerecht anerkannte, mich aber zugleich er-

innerte, daß im Jahre vorher der alte geistliche Gebieter eine allgemeine Faschingsbegnadigung hochherzig erlassen habe, kehrte ich langsam zurück in die kühle Behausung des Schlafs.

*

GEDANKEN VON PAUL LAGARDE

Führer

Möge Deutschland nie glauben, daß man in eine neue Periode des Lebens treten könne ohne ein neues Ideal. Möge es bedenken, daß wirkliches Leben von unten auf, nicht von oben her wächst, daß es erworben, nicht gegeben wird.

*

Das deutsche Volk

Wo Germanen hingekommen sind, haben sie die Aristokratie mit sich gebracht. Nicht weil sie als Eroberer kamen und als solche Herren über Eroberte wurden: sie haben ja Eroberte in ihre Mitte aufgenommen, wie in Frankreich die keltischen Vendômes, sie haben ja aristokratisch regiert, auch wo sie nicht in dem Sinne wie in Francien, Longobardien, Gothalanien Eroberer waren, zwischen Rhein und Saale und Böhmer Wald. Sie haben aristokratisches Regiment geführt, weil sie königlich gesinnt waren und es das Königtum leugnen heißt, es nicht als höchsten Berg neben vielen hohen Bergen denken, die gemach zur Ebene sinken.

*

Von der schwarzen, der roten, der goldenen Internationale redet alle Welt: die graue Internationale läuft noch immer unter dem Namen Liberalismus um. Mir scheint es an der Zeit, sie in ihre Rechte einzusetzen. Sie ist vaterlandslos wie alle ihre Schwestern und darum für jede Nation von äußerstem Unsegen. Sie herrscht allerdings ebenso gerne wie die drei anderen Glieder der Familie, aber die Macht ist nicht eigentlich das, was sie erstrebt: von der Bequemlichkeit und dem Wunsche zu scheinen nährt sie sich, sie mordet, wenn auch ohne es zu beabsichtigen, die Gewissen und die Fähigkeit, das Leben als Ganzes zu fassen, und dadurch tötet sie die Persönlichkeit.

Auch Männer, welche nicht orthodox, aber eifrige Freunde der Religion, und welche sogar der Meinung sind, daß die Nationen nur durch die Religion leben, auch sie sind dem Banne des allgemein herrschenden Liberalismus und seiner die Natur und die Geschichte leugnenden Grundanschauung verfallen.

Die geistige Verarmung unserer Nation ist so weit fortgeschritten, daß Deutschland, so reich es an Maßregeln ist, an Männern den allerempfindlichsten Mangel leidet.

Charaktere können sich im Deutschen Reiche nicht bilden: kaum daß bereits gebildete Charaktere in ihm sich zu erhalten imstande sind.

Man bedenke, welch ein Druck dem Vaterlande durch die liberaler Theorie wider das Leben und wider die

Geschichte gelungene Gesetzgebung aufgelegt ist, und erwäge, wie schwer es sein muß, unter diesem Drucke sich nach eingeborenen Werdenormen zu bewegen. Was ist aber Charakter anders als Selbstsinn, wenn man das Selbst als ein Gottgewolltes ansehen darf und ansieht?

Meine Aufsätze sollen Einzelleben gegen den von einem einzigen Koche gequirlten, nach Belieben zum Feuer und vom Feuer geschobenen Brei loben, zu dem man unser edles Volk verschmoren will.

Als im Frühjahr 1813 die Freiwilligen aus Berlin, dem Quellpunkte der Erhebung, ausziehen sollten, baten sie Schleiermacher, sie einzusegnen. Schleiermacher hielt sich an das Evangelium des Sonntags, Matthäus 11. Die einzig sicheren Kennzeichen einer herannahenden neuen Zeit, so predigte er — und noch ein Vierteljahrhundert nachher redete Berlin von dieser Predigt —, die einzig sicheren Kennzeichen einer neuen Zeit sind, daß die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Toten auferstehen, den Armen das Evangelium gepredigt wird.

Und 1813 war eine neue Zeit angebrochen, wider den Willen des Königs freilich, aber sie war da. Sie war auch noch unbefangen, denn sie wußte noch nicht, daß sie schon 1819, mit dem Willen des Königs, ausgelebt haben werde.

Als Deutschland 1872 seine Heere aus Frankreich zurückgenommen hatte, da war keine neue Zeit angebrochen, sondern nur eine neue Ordnung weltlicher



Illustration zu Balzacs Tolldreisten Geschichten von Gustave Doré

Dinge. Freilich redete man aller Orten von einem neuen Reiche, man trank auf dies neue Reich, man weissagte dem neuen Reiche eine Dauer ohne Ende. Aber die Blinden sahen nicht: vielmehr band man denen, welche noch sehen konnten, von Amts wegen Binde über Binde über die Augen. Die Lahmen gingen nicht: man erlaubte nach wie vor niemandem, seine wichtigsten Geschäfte, die Erziehung seiner Kinder und die eigene Vorbereitung für die Ewigkeit, allein zu besorgen. Die Aussätzigen wurden nicht rein, sondern die Gründerzeit wälzte sich über das Land, so schmutzig, wie seit Law nichts dagewesen war, und eine Gesetzgebung, mit dem Lineale gemacht, teures Recht, undeutsches Recht, gegen Beamtenwillkür kein Recht. Die Tauben hörten nicht: denn das Gewissen durfte nicht sprechen, da es Patriotismus hieß, von Überzeugung zu Überzeugung, wie es befohlen wurde, den Polonius zu spielen. Die Toten standen nicht auf: aber die Märtyrer alter Frömmigkeit bekamen Brüder, allerdings schwächliche Brüder, wie greise Eltern sie zeugen können, und durch den Kulturkampf wurde in den beiden Kirchen, was an evangelischer Frömmigkeit noch da war, erschlagen, und das zur Herrschaft gebracht, dessen nie hätte gedacht werden dürfen, der Unglaube bei den Nichtkatholiken, der Aberglaube bei den Katholiken. Den Armen wurde das Evangelium nicht gepredigt: denn das Evangelium ist ein Evangelium vom Kreuze, ist eine Verheißung ewigen Lebens, und was man predigte — Sozialdemokraten wie naturwissenschaftlich gebildete Professoren —, war die Forderung, daß auf Erden alle

das gleiche sollen genießen dürfen, und die Lehre, daß nach dem Tode alles aus sei...

Als der Adel nicht mehr war, was er sein sollte, die stets fließende, aber nach oben und nach unten immer wehrende Grenze zwischen dem treibenden Gedanken und dem befriedigten Besitze, zwischen den starken Freien und den schwachen Freien, da verkam der Adel. Denn nur die Aufgabe erhält am Leben. Es blieben die Schranzen und die Fronvögte.

Als die Kirche nicht mehr war, was sie sein sollte, die Schule der Ewigkeit, die Gemeinschaft der Vorlebenden und der um ihre Sünde trauernden Heiligen, da verkam die Kirche. Denn nur die Aufgabe erhält am Leben. Es blieben die Pfaffen und die Dogmatiker.

Aus „Deutsche Politik und Religion, eine Auswahl aus den Schriften von Paul Lagarde". (Insel-Bücherei Nr. 396.)

*

DER TOD DER JUNGEN FRAU
VON FRANÇOIS MAURIAC

„Sie schläft."

„Sie tut nur so. Komm."

Am Kopfende von Mathilde Cazenaves Bett flüsterten ihr Mann und ihre Schwiegermutter miteinander, deren riesige, ineinander fließende Schatten an der Wand sie unter den gesenkten Wimpern beobachtete. Auf knarrenden Fußspitzen erreichten die beiden die Tür. Mathilde lauschte dem Widerhall ihrer Schritte auf der Treppe; die schrille und die rauhe Stimme erfüllten den

langen Gang des Erdgeschosses. Jetzt beeilten sie sich, die eisige Öde des Hausflurs zu überschreiten, der den Flügel, in dem Mathilde wohnte, von dem anderen trennte, wo Mutter und Sohn zwei aneinanderstoßende Zimmer innehatten. Von fernher hörte man, daß eine Tür sich schloß. Die junge Frau seufzte erleichtert, sie schlug die Augen auf. Über ihrem Haupt raffte ein hölzerner Pfeil den weißen Kattunvorhang zusammen, der das Mahagonibett umgab. Die Nachtlampe beleuchtete ein paar blaue Blumensträuße auf der Tapete und auf dem Nachttisch ein grünes, goldgerändertes Wasserglas, das leise klirrte, weil auf dem nahen Bahnhof eine Lokomotive rangierte. Als das Rangieren beendet war, horchte Mathilde in die flüsternde Nacht des zur Neige gehenden Frühlings hinaus (wie wenn der Zug auf freier Strecke hält und der Reisende die Grillen auf dem unbekannten Felde draußen hört). Der 22-Uhr-Expreß raste vorbei, und das ganze alte Haus erbebte: die Fußböden zitterten, auf dem Speicher oder in einem unbewohnten Zimmer sprang, wie es schien, eine Tür auf. Dann donnerte der Zug über die Eisenbrücke, die über die Garonne führte. Die lauschende Mathilde beschäftigte sich eine Weile damit, dem Rollen des Zuges zu folgen, bis das Rauschen der Blätter es übertönte.
Sie schlummerte ein und wachte plötzlich auf. Wieder zitterte ihr Bett; das übrige Haus nicht, nur ihr Bett. Und doch fuhr kein Zug durch den schlafenden Bahnhof. Einige Augenblicke verstrichen noch, ehe Mathilde begriff, daß ein Fieberschauer ihren Körper und das Bett schüttelte. Ihre Zähne schlugen aufeinander, ob-

gleich ihr schon heiß war. Sie konnte das Fieberthermometer am Kopfende ihres Bettes nicht erreichen.
Dann hörte das Frösteln auf, aber ein inneres Feuer stieg wie ein Lavastrom in ihr empor, sie glühte. Der Nachtwind blähte die Gardinen auf, füllte das Zimmer mit dem Geruch von Flieder und Kohlenrauch. Mathilde erinnerte sich, wie sie vorgestern abend, als sie im Blut ihrer Fehlgeburt schwamm, sich vor den flinken, fragwürdigen Händen der Hebamme auf ihrem Leib gefürchtet hatte.
„Ich muß mehr als 40 Grad haben... Sie haben mir keine Nachtwache erlaubt..."
Ihre aufgerissenen Augen verfolgten den flackernden Lichtkreis auf der Decke. Ihre beiden Hände umklammerten die jungen Brüste. Sie rief mit starker Stimme:
„Maria! Maria von Lados! Maria!"
Aber wie hätte die Dienstmagd Maria (man nannte sie von Lados, weil sie in dem Marktflecken Lados geboren war), die in einer Dachkammer schlief, sie hören können? Was bedeutete diese schwarze Masse dort am Fenster, das geduckte satte Tier — lauerte es ihr auf? Mathilde erkannte den erhöhten Fenstertritt, den ihre Schwiegermutter vorzeiten in jedem Zimmer hatte anbringen lassen, um bequemer dem Kommen und Gehen ihres Sohnes folgen zu können, sei es, daß er im Norden den „Rundgang" machte oder mit großen Schritten die Allee im Süden auf und ab ging, oder daß sie seine Rückkehr durch das Portal im Osten erwartete. Auf einem dieser Fenstertritte drüben im kleinen Salon hatte sich an Mathildens Verlobungstag das riesige wütende

Weib aufgebäumt, mit den Füßen gestampft und geschrien:
„Sie sollen meinen Sohn nicht haben! Es wird Ihnen nie gelingen, ihn mir zu rauben!"
Unterdessen hatte sich die Lava ihres Körpers abgekühlt. Die grenzenlose Müdigkeit, die Zerschlagenheit ihrer Glieder gestatteten ihr nicht, einen Finger zu rühren — wäre es auch nur, um das nasse Hemd von ihrem Körper zu ziehen. Sie hörte die Glastür der Veranda kreischen. Und wieder fröstelte sie. Ihre Zähne klapperten. Das Bett zitterte. Ihre Hand suchte nach dem Klingelzug veralteten Systems, der nicht mehr zu gebrauchen war. Sie riß daran, sie hörte das Reiben der Schnur gegen das Gesims. Aber keine Glocke erklang in dem finsteren Hause. Mathilde begann wieder zu brennen. Unter der Freitreppe knurrte der Hund und brach dann in wütendes Bellen aus, weil sich jemand auf dem schmalen Weg zwischen Garten und Bahnhof bewegte. Sie sagte sich: Gestern noch hätte ich mich gefürchtet! In diesem ungeheuren Hause, das immer von leisem Beben erfüllt war, dessen Glastüren nicht einmal durch Fensterläden gesichert waren, hatte Mathilde Nächte der unsinnigsten Furcht gekannt. Wie oft war sie vom Bett aufgesprungen, schreiend: „Wer ist da?" Nun aber fürchtete sie sich nicht mehr, als könne niemand sie mehr durch den Flammenherd ihres Fiebers erreichen. Der Hund knurrte noch immer, obgleich jedes Geräusch von Tritten verstummt war. Mathilde hörte Maria von Lados' Stimme: „Was ist los, Peliou?" und sie hörte auch, wie Peliou fröhlich mit dem Schweif auf die Steine

der Freitreppe schlug, während Maria ihn leise besänftigte: „So, so, nur ruhig!“ Wieder verließ die Flamme den ausgebrannten Körper. Eine unaussprechliche Müdigkeit gab ihr Frieden. Sie glaubte ihre zerschlagenen Glieder auf dem Sand am Meere auszustrecken. Sie dachte nicht daran, zu beten.

In ihrem Herzen entdeckte die Fiebernde ein kindliches Gesicht, das keinem glich, die sie bisher gekannt hatte — ein Gesichtchen, nicht sehr schön und vielleicht ein wenig kränklich, mit einem kleinen Mal links an der Lippe, wie es Mathilde auch hatte. „Ich hätte im Dunkeln an ihrem Bettchen gesessen, bis der Expreß vorübergefahren, vor dem sie sich geängstigt hätte.“ Das Reich, in das sie mit ihrem Kindchen geflüchtet, wäre nicht von dieser Welt gewesen. Jene, die sie haßten, hätten sie dorthin nicht verfolgen können. Und nun konnte ihr kranker Kopf, in den das Blut stieg, eine quälende, unlösbare Frage, die zur Folter wurde, nicht mehr loswerden: Wußte Gott, welcher junge Baum aus diesem toten Keim entsprossen wäre? Wußte Gott, wie die Augen gewesen wären, die niemals geleuchtet hatten? Findet man nach dem Tode die Milliarden Geschöpfe wieder, die nicht gelebt haben? Was wäre aus dem formlosen Fleisch geworden, das Gott in seiner Macht hielt — — — Aber hier versagten Mathildens Gedanken. Es war der Augenblick, da die Feuerwoge zurückebbte, da das Fieber scheinbar den frostbebenden, in klebrigem Schweiß gebadeten Körper verließ und ihn der Erschöpfung preisgab, die eine Vorläuferin des Todes ist. Es

schien ihr, als habe ein Raubtier sie beiseite geschoben, das, ach! vielleicht von einem Augenblick zum andern zurückkommen konnte. Flach im Bett auf dem Rücken ausgestreckt, erwartete sie das Nahen des Frostschauers und beobachtete die Anzeichen. Er kam nicht wieder. Sie tauchte in die Tiefen ihres Wesens wie in einen Himmel, an dem das Gewitter sich verzogen hat, und man wagt noch nicht, es zu glauben! Leben! Vielleicht leben! Heiße, schwere Tränen netzten ihre Wangen. Sie faltete, sie rang die feuchten Hände: „Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria, daß es nie erhört worden ist, daß jemand, der zu dir seine Zuflucht genommen, deine Hilfe angerufen, um deine Fürsprache gefleht, von dir sei verlassen worden!" Sie war auf den Strand des Lebens zurückgespült; wieder hörte sie das nächtliche Lied der Welt. In den Blättern atmete die Nacht. Die großen Bäume flüsterten unter dem Mond, aber kein Vogel erwachte. Ein reiner, kühler Windhauch war, vom Ozean kommend, über die Wipfel der unzähligen Pinien, über die niederen Reben gelaufen, hatte sich mit den letzten Düften der wohlriechenden Linde des Gartens beladen und erlosch endlich auf dem schmalen, todmüden Gesichtchen.

Eine Stunde später rieb die Mutter Cazenave ein Streichholz an und blickte auf die Uhr — dann lauschte sie einen Augenblick aufmerksam, nicht in die stille, sinkende Nacht, sondern auf den Atem des angebeteten Sohnes hinter der Wand. Nach kurzem inneren Widerstreben verließ sie ihr Lager, steckte die geschwollenen

Füße in ausgetretene Pantoffeln, und in einen kastanienbraunen Schlafrock gehüllt, die Kerze in der Faust, verließ sie das Zimmer. Sie geht die Treppe hinunter, den Gang entlang, und überschreitet den verödeten Hausflur. Nun befindet sie sich im feindlichen Lager: trotz aller Vorsicht knarren die Stufen unter ihrer Last. Da bleibt sie stehen, horcht, geht weiter. Vor der Tür löscht sie die unnötige Kerze aus und lauscht angestrengt. Die graue Morgendämmerung liegt auf der Treppe. Kein Klagen, kein Stöhnen, nur ein seltsames Geräusch wie gedämpfte Kastagnetten. Die Zähne klappern, klappern, und endlich steigt ein Klagelaut auf. Gott allein sah den Ausdruck des lauernden Medusenhauptes, dessen Rivalin hinter der Tür dort verröchelte. Die Versuchung, nicht einzutreten, das, was geschehen muß, geschehen zu lassen ... Die Alte zögert, entfernt sich, besinnt sich eines andern, drückt die Klinke nieder.

„Wer ist da?"

„Ich bins, meine Tochter."

Das Nachtlicht beleuchtet nicht mehr das Zimmer, aber hinter den Jalousien ist eine eisige Klarheit. Mathilde sieht, wie ihr Schreckgespenst näher kommt. Da schreit sie zähneklappernd:

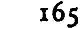
„Laß mich! Ich brauche nichts. Ich habe nur ein wenig Fieber."

Die Alte fragt, ob sie Chinin haben wolle.

„Nein, nein, nur Ruhe. Nur gegen die Wand drehen möchte ich mich. Geh! Geh!"

„Wie du willst, meine Tochter."

Es ist alles gesagt. Sie hat ihre Pflicht getan. Sie braucht



sich keine Vorwürfe zu machen. Schicksal, nimm deinen Lauf.

Mathilde, die in verzweifelter Abwehr beide Hände erhoben hatte, hält sie nach der Flucht der Feindin noch einen Augenblick vor die Augen und erschrickt, weil sie blau angelaufen sind. Todesangst erfaßt ihr Herz, das wie die Flügel eines Vogels, den man in der Hand erdrückt, immer schneller und immer schwächer schlägt. Sie wollte näher hinsehen und sah die Nägel, die bereits ganz blau waren, nicht mehr ... Aber selbst in dieser maßlosen Todesangst glaubte sie noch nicht an die Ewigkeit der Nacht, die für sie angebrochen war: weil sie so ganz allein war auf der Welt, wußte Mathilde nicht, daß sie sich an der äußersten Grenze des Lebens befand. Wäre sie geliebt worden, so hätten Umarmungen sie gezwungen, sich der Umklammerung der Welt zu entreißen. Sie brauchte sich nicht zu lösen, da nichts sie band. Keine feierliche Stimme zu Häupten ihres Bettes sprach den Namen eines vielleicht zornigen Vaters aus, bedrohte sie mit einer vielleicht unerbittlichen Barmherzigkeit. Kein tränenüberströmtes zurückbleibendes Gesicht ließ sie ihr Abgleiten zu den Schatten empfinden. Sie starb den sanften Tod jener, die nicht geliebt werden.

Aus dem 1928 erscheinenden Roman „Genitrix" von François Mauriac.
Übertragen von G. Cramer.



VERMÄCHTNIS
VON GOETHE

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig: denn Gesetze
Bewahren die lebendgen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden;
Das alte Wahre, faß es an!
Verdank es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr, die Sonne zu umkreisen,
Und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen:
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen hast du dann zu trauen,
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig,
Und wandle sicher wie geschmeidig
Durch Auen reichbegabter Welt.

Genieße mäßig Füll und Segen,
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen
Und bist du vom Gefühl durchdrungen:
Was fruchtbar ist, allein ist wahr —
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Geselle dich zur kleinsten Schar.

Und wie von alters her im stillen
Ein Liebewerk nach eignem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf,
So wirst du schönste Gunst erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswertester Beruf.



BÜCHER
AUS DEM
INSEL-VERLAG

Dieses Verzeichnis enthält nur eine Auswahl der wichtigsten Bücher. Vollständige Verlagsverzeichnisse, insbesondere auch Verzeichnisse der Sammlungen Insel-Bücherei und Bibliothek der Romane sowie der Liebhaberausgaben sind durch jede gute Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

IM JAHRE 1927 SIND NEU ERSCHIENEN:

ANDERSON, SHERWOOD: DER ERZÄHLER ERZÄHLT SEIN LEBEN. Übertragung von *Karl Lerbs*. In Leinen M 8.50.

Dieses Buch bedeutet für den europäischen Leser die Entdeckung der amerikanischen Seele. Anderson sieht mit unerbittlicher Schärfe den Bruch in der amerikanischen Entwicklung und die Hohlheit des smarten Zivilisationsbetriebs, er zersetzt die anerkannten Begriffe und legt die Seelen bloß. Mit grausamer Ehrlichkeit verwirft er die typisierten Anschauungen und erarbeitet sich ein eigenes Weltbild, einen Ausdruck seiner Kunst.

BALZAC, HONORÉ DE: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Mit den 425 Holzschnitten von *Gustave Doré*, gedruckt mit Galvanos, die von den Originalholzstöcken zur ersten französischen Ausgabe genommen wurden. Zwei Bände. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 30.—.

In diesen tolldreisten Geschichten zeigt sich Balzac als lachender Erzähler von unerschöpflicher Erfindungsgabe. Kein Geringerer als Gustave Doré hat zu diesen Geschichten eine Reihe von mehr als 400 Zeichnungen geschaffen. Es ist gelungen, die echten Holzstöcke, die seinerzeit nach Dorés Vorlagen geschnitten wurden, in Paris wieder aufzufinden. Nach davon genommenen Galvanos wurden die Bilder unserer Ausgabe gedruckt.

BEENKEN, HERMANN: BILDHAUER DES VIERZEHNTEN JAHRHUNDERTS AM RHEIN UND IN SCHWABEN. Mit 150 Abbildungen. In Leinen M 15.—.

BERTRAM, ERNST: DER RHEIN. Ein Gedenkbuch. Gedichte. In Pappband M 6.—. *Vorzugsausgabe:* 30 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Halbpergament (Handband) M 30.—.

BRAUN, FELIX: AGNES ALTKIRCHNER. Roman in sieben Büchern (995 Seiten). In Leinen M 12.—.

„Der Roman hat den Untergang des alten Österreich zum Inhalt; jedoch ist nicht der Krieg im Feld, sondern die Zeit im Hinterland Gegenstand des großen Werkes; und es ist auch ein Buch der Liebe, das das ganze Leben des Menschen zu berühren sucht."
Aus einer Selbstanzeige des Dichters.

CORTI, EGON CONTE: DER AUFSTIEG DES HAUSES ROTHSCHILD. Mit 24 Bildtafeln und einem Brieffaksimile. In Leinen M 14.—.

Inhalt: I. Der Ursprung der Rothschild in Frankfurt und ihre erste Tätigkeit. — II. Die Rothschild in der Zeit Napoleonischer Machtfülle. — III. Die große Napoleonische Krise und deren Nutzung durch das Haus Rothschild. — IV. Die Rothschild im

Zeitalter der Kongresse. — V. Rothschilds Geschäfte in aller Welt, 1820—25. — VI. Der großen Krise entgegen.
Sonderankündigungen über dies Werk unberechnet.

MEISTER ECKHART: DEUTSCHE PREDIGTEN UND TRAKTATE. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von *Friedrich Schulze-Maizier*. In Halbleinen M 7.50; in Halbpergament M 10.—.
Das furchtbare Verkanntwerden des prophetischen Menschen, sein schier hoffnungsloser Kampf um die Befreiung des Zartesten in einer Welt der Verhärtung blickt uns aus dem Schicksal Meister Eckharts, dieses so durch und durch gotischen Menschen, eindringlich entgegen.

FRANK, LEONHARD: DAS OCHSENFURTER MÄNNER-QUARTETT. Roman. In Leinen M 6.—.
Der Schauplatz der Handlung ist Würzburg, und es sind vier nun zu Männern herangewachsene Mitglieder der ehemaligen „Räuberbande", deren Schicksale hier wunderlich miteinander verflochten werden; neben ihnen der Untersuchungsrichter, der dekadente Gelehrte, sein glücklicherer Gegenspieler, das erwachende junge Mädchen: alles unvergeßliche, mit dem Auge eines Dichters gesehene Charaktere. Tragik und Humor des Lebens sind aufs köstlichste zu einer Einheit verbunden.

FRIEDENTHAL, RICHARD: MARIE REBSCHEIDER. Vier Novellen. In Leinen M 6.—.
„Jede dieser Novellen erhebt ein Leben zum Schicksal, und jede zwingt uns, dies fremde und erfabelte wie ein eigenes mit erschüttertem Anteil mitzuerleben." *Stefan Zweig.*

GERSTENBERG, KURT: HANS MULTSCHER. Mit 150 Abbildungen. In Leinen M 18.—.

GIRAUDOUX, JEAN: BELLA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch*. In Leinen M 5.50.
Bella ist eine wundervoll einfache Liebesgeschichte zeitloser Art, dabei vollgesogen mit der politischen Wirklichkeit des letzten Jahrzehnts. Es war in Frankreich vom Tage des Erscheinens des Romans an kein Geheimnis, wer hinter den beiden feindlichen Familien Rebendart und Dubardeau zu suchen sei; sogleich nannte man die Namen Poincaré und Berthelot.

GOETHES BRIEFE UND TAGEBÜCHER. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 24.—; in Leder M 36.—.
Über 1000 Briefe an die wichtigsten der Persönlichkeiten, die mit Goethe im Briefwechsel gestanden haben, und über 800 Tagebuch-Eintragungen sind hier zusammengestellt; sie bringen daraus alle dichterisch und alle menschlich bedeutsamen Äußerungen Goethes sowie alles, was bezeichnend ist für seine Anschauungen über Kunst und Leben, Gott und Welt.

BETTINAS LEBEN UND BRIEFWECHSEL MIT GOETHE. Auf Grund des von *Reinhold Steig* bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von *Fritz Bergemann*. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 9.50.

Dadurch, daß der Herausgeber auf fast 200 Seiten eine seelische Biographie Bettinas voranstellt, ist es ihm gelungen, den Briefwechsel rein und schlackenfrei wie einen künstlerischen Dialog auf den Leser wirken zu lassen.

(HERODOT:) DAS GESCHICHTSWERK DES HERODOTOS VON HALIKARNASSOS. Neue Übertragung von *Theodor Braun*. Dünndruckausgabe in einem Bande. In Leinen M 12.—; in Leder M 18.—.

„Auf 810 Seiten der ganze so überaus köstliche Herodot meisterhaft verdeutscht. Man hat, sagt Schopenhauer, alles gelesen und wird von nichts mehr überrascht, wenn man den ‚Vater der Geschichte', den großen Meister aus Halikarnaß gelesen hat."

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DREI ERZÄHLUNGEN. Mit 25 Zeichnungen von *Alfred Kubin*. Einmalige Auflage in 640 Exemplaren. In Leinen M 24.—.

HUCH, RICARDA: DER LETZTE SOMMER. Eine Erzählung in Briefen. Neue wohlfeile Ausgabe. In Leinen M 3.50.

Die Geschichte eines russischen Revolutionärs, der einen hohen Beamten durch ein Bombenattentat töten muß, trotz aller Achtung und Liebe, die er für ihn und seine Familie empfindet. Ein großes Kunstwerk in seiner meisterhaften Handhabung der Briefform.

KASSNER, RUDOLF: DIE MYTHEN DER SEELE. In Leinen M 5.—.

KLEIST, HEINRICH VON: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande auf Dünndruckpapier. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—.

LAWRENCE, D. H.: LIEBENDE FRAUEN. Roman. Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 8.50.

„Ein Frauenbuch zu bleiben, ist jetzt bei uns wie in Amerika und England das Schicksal einer großen Dichtung. Und es ist gut so. Die Frauen werden ihre Männer bitten, dies Buch zu lesen. Sie werden sie inständig bitten, sie werden sie zwingen, es zu lesen. Damit die Größe dieses Dichters auch zu den Männern vordringt, damit viele Europäer sich erkennen lernen."

MAURIAC, FRANÇOIS: DIE EINÖDE DER LIEBE. Roman. Aus dem Französischen übertrag. von *G. Cramer*. In Leinen M 5.50. *Ausgezeichnet mit dem Großen Preis der Französischen Akademie 1926.*

„Vater und Sohn lieben, ohne voneinander zu wissen, die gleiche Frau. Keiner von beiden erreicht sie. — Das Ganze ist in seiner psychologischen Fügung unerhört zwanghaft, in der weiteren und engeren Umwelt fabelhaft geschlossen."

DIE RACHE DES JUNGEN MEH ODER DAS WUNDER DER ZWEITEN PFLAUMENBLÜTE. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. Nach Art der chinesischen Blockbücher gedruckt. In Leinen M 7.50.

Ein chinesischer Studenten- und Revolutionsroman, aus dem uns das mysteriöse Antlitz des wirklichen China entgegenblitzt, anmutig durchwebt von der Geschichte einer zwiefachen Doppelliebe.

MUNK, GEORG: DIE GÄSTE. Sieben Geschichten. In Leinen M 6.—.

RILKE, RAINER MARIA: GESAMMELTE WERKE in sechs Bänden. In Leinen M 40.—; in Halbleder M 58.—.

INHALT: I. Band: Erste Gedichte — Frühe Gedichte. II. Band: Das Buch der Bilder — Das Stundenbuch — Das Marienleben — Requiem. III. Band: Neue Gedichte — Duineser Elegien — Die Sonette an Orpheus — Letzte Gedichte und Fragmentarisches. IV. Band: Cornet Christoph Rilke — Geschichten vom lieben Gott — Prosafragmente — Auguste Rodin. V. Band: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. VI. Band: Übertragungen.

— BRIEFE AN AUGUSTE RODIN. Die in französischer Sprache an Rodin gerichteten Briefe. Einmalige Auflage von 320 numerierten Exemplaren auf Büttenpapier. In Interimsband M 20.—.

SACHS, HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer, Beham* u. a. *7.—10. Tausend.* Zwei Bände. In Halbleinen M 12.—. Kolorierte Ausgabe mit farbigen Holzschnitten: in Halbpergament M 20.—; in Schweinsleder M 34.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: DER GOLDENE WAGEN. Legenden und Mythen. In Leinen M 6.50.

Inhalt: Hölderlins Heimgang — Die Wand — Jakobs Opferballade vom Gerechten — Bruderlegende — Chrysoforus — Abrahams Opfer.

— HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden *[9.—12. Tausend]*. In Leinen M 18.—.

Schaeffer hat den Umfang seines großen Romans, den man einen „Querschnitt durch das deutsche Leben um die Wende dieses Jahrzehnts" genannt hat, um etwa ein Drittel vermindert, hat ihn einer ähnlichen Bearbeitung unterzogen wie seinerzeit Goethe den Wilhelm Meister und Keller seinen Grünen Heinrich, wodurch der Vergleich mit diesen epischen Werken noch an Bedeutung gewinnt. Die straffere Konzentration wird manche neuen Leser dem Buche zuführen.

— DIE GESCHICHTE DER BRÜDER CHAMADE. Roman. In Leinen M 6.—.

In diesem neuen Roman, der angeblich auf einer verschollenen französischen Vorlage von 1867 beruht, offenbart sich die düster

glühende Welt des Teufels in einem grauenvollen Verbrechen, um Gottes Herrlichkeit zur Lebensbejahung desto wunderbarer erstrahlen zu lassen. Aus der Hölle des Seins brennt hier der Himmel der Seele auf.

SCHEFFLER, KARL: DER JUNGE TOBIAS. Eine Jugend und ihre Umwelt. In Leinen M 8.50.
Unter dem biblischen Sinnbild des Tobias berichtet Karl Scheffler von seinem Werdegang; Schritt für Schritt wiederholt er den Gang der Kindheit, der unsicheren Jünglingszeit, schichtet er sein inneres Wachstum vor sich auf, die Klärung zur Mannheit, die Wendung zum Geistigen. Es ist ein menschliches Dokument, das durch den zeitgeschichtlichen Rahmen, durch die innerlich erlebte Entwicklung der menschlichen, geistigen, künstlerischen und sozialen Lebensformen um die Jahrhundertwende zu einem allgemein deutschen Buch von tiefer Gültigkeit geworden ist.

SCHENDEL, ARTHUR VAN: DER BERG DER TRÄUME. Aus dem Niederländischen übertragen von *Hilde Stenersen*. In Leinen M 6.—.

(SCHLEGEL:) AUGUST WILHELM UND FRIEDRICH SCHLEGEL IM BRIEFWECHSEL MIT SCHILLER UND GOETHE. Herausgegeben von *Josef Körner* u. *Ernst Wieneke*. In Leinen M 8.—.

SHAKESPEARES MEISTERDRAMEN in sechs Bänden. Ausgewählt und mit einem Vorwort versehen von *Max J. Wolff*. In Leinen M 28.—; in Halbleder M 38.—.

INHALT: Tragödien: Othello, Macbeth, Troilus und Cressida, Romeo und Julia, Hamlet, König Lear.

Historien: König Heinrich IV., König Richard III., Coriolanus, Julius Cäsar, Antonius und Cleopatra.

Komödien: Der Kaufmann von Venedig, Das Wintermärchen, Viel Lärm um Nichts, Ein Sommernachtstraum, Was ihr wollt, Sturm.

STEINDORFF, GEORG: DIE KUNST DER ÄGYPTER. Bauten, Plastik, Kunstgewerbe. Mit 200 ganzseitigen Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 14.—.

Das langersehnte klassische Ägypten-Buch. Die Tafeln bringen in meist neuen Aufnahmen die großen Schöpfungen der Architektur, die hervorragenden Werke der Plastik — Statuen und Reliefs — und die Kostbarkeiten des Kunstgewerbes, auch die besten Stücke aus dem Grabschatz des Tutanchamun. Der Text des berühmten Ägyptologen will die historische Entwicklung kurz schildern.

STRAUSS, DAVID FRIEDRICH: ULRICH VON HUTTEN. Neu herausgegeben von *Otto Clemen*. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M 22.—; in weißem Schweinsleder M 40.—.

In dem Buche weht der Sturmhauch einer großen Kampfeszeit, einer Zeit, in der zum ersten Male in deutscher Sprache geschrieben wurde. Da Männer wie Luther, Sickingen, Zwingli, Erasmus gegen die Welt ihrer Feinde auftraten und Hutten immer wieder seinen Wahlspruch ausrufen konnte: ‚Ich habs gewagt!'

TEIRLINCK, HERMAN: DAS ELFENBEINÄFFCHEN. Ein Roman aus dem Brüsseler Leben. In Leinen M 7.50.

Im Mittelpunkt des glänzend geschriebenen Romans ein „Diplomat" mit einem Elfenbeinäffchen in der Tasche und einer Hochstaplerseele im Leibe. Das Äffchen ist der Fetisch seiner Erotik, die sich selbst genießen will, wie seine Seele, wenn er die Menschen ruiniert, denen er begegnet. Entlarvt, verschwindet der Mörder, der er war, und läßt eine Gesellschaft zurück, geprüft und gereift.

TIMMERMANS, FELIX: DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG. Roman. Übertragen von *Peter Mertens.* In Leinen M 6.50.

VALÉRY, PAUL: EUPALINOS ODER ÜBER DIE ARCHITEKTUR. Eingeleitet durch DIE SEELE UND DER TANZ. Übertragen von *Rainer Maria Rilke.* In Halbleinen M 6.—.

Die Übertragung ist das letzte Werk Rainer Maria Rilkes.

— HERR TESTE. Übertragen von *Max Rychner.* In Halbleinen M 5.—.

Fragen von Erkenntnis und Seele, von Geist und Sinnen, sind Hintergründe und Untergründe dieser „bedeutenden" Prosa.

— REDE bei der Aufnahme in die Académie Française. Übertragen von *Erhard Schaeffer.* Gebunden M 3.—.

VERGIL: ECLOGEN. In der Ursprache und Deutsch. Übertragen von *Rudolf Alexander Schröder.* Mit 43 Holzschnitten von *Aristide Maillol.* Einmalige Auflage, gedruckt auf der Cranach-Presse zu Weimar: 250 Exemplare auf Hanfpapier, in Halbpergamentmappe M 220.—, in Maroquin M 280—; 36 Exemplare auf besonderem, aus reiner Chinaseide hergestellten Papier, in Halbpergamentmappe M 800.—, in Maroquin M 875.—; acht Exemplare auf Pergament in Ganzpergamentmappe M 2000.—.

Sonderankündigungen für diese Liebhaberausgabe, die auf der Internationalen Buchkunstausstellung Leipzig 1927 berechtigtes Aufsehen erregte, stehen unberechnet zur Verfügung.

ZWEIG, STEFAN: MARCELINE DESBORDES-VALMORE. Das Lebensbild einer Dichterin. Mit 4 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.—.

Das erschütternde Leben einer Dichterin, der die Liebe tiefstes Erlebnis war und an deren Grabe die Träger bedeutendster Namen wie Baudelaire, Victor Hugo, Anatole France, Verlaine Bekenntnisse ablegten und kündeten, wer sie war.

FRÜHER ERSCHIENENE BÜCHER DES INSEL-VERLAGES

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. *Fünfte Auflage.* Auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband M 5.—; in Halbleder M 7.50.

Die Sammlung ist nicht nur eine Fundgrube verschollener Gedichte und Lieder vom Biedermeier bis zur Zopfzeit, sondern ein lebendiges Buch für den Liebhaber alter Zeiten, der sich beim beschaulichen Blättern der reichen Großväterschätze freuen wird.

ALTE UND NEUE LIEDER MIT BILDERN UND WEISEN. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde und der Preußischen Volkslied-Kommission. Mit 190 Bildern und Zeichnungen alter und neuer Künstler. Zweistimmig gesetzt mit Lautenbegleitung. In Leinen M 6.80.

Von alten und neuen Künstlern mit fast 200 Bildern geschmückt, bietet dieser Band den unvergänglichen Schatz deutscher Lieder, ein echtes Volksbuch fürs Haus und zum Wandern. Auch lieferbar in einzelnen Heften zum Preise von je 80 Pf., die mit Bildern folgender Künstler geschmückt sind: Heft 1 Ludwig Richter, Heft 2 Otto Ubbelohde, Heft 3 Leopold Graf von Kalckreuth, Heft 4 Max Slevogt, Heft 5 Cecilie Leo, Heft 6 Hans Meid, Heft 7 Ludwig Richter, Heft 8 Schwind, Menzel u. a.

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Urgestalt und Übertragung. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen. Dritte Auflage.* In Leinen M 7.50.

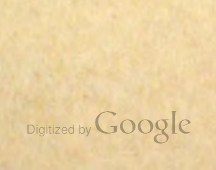
ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: MÄRCHEN. Unter Benutzung der von *Andersen* selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann.* Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weydemeyer-Worpswede.* Zwei Bände. *14.—16. Tausend.* In Leinen M 16.—; in Halbleder M 20.—.

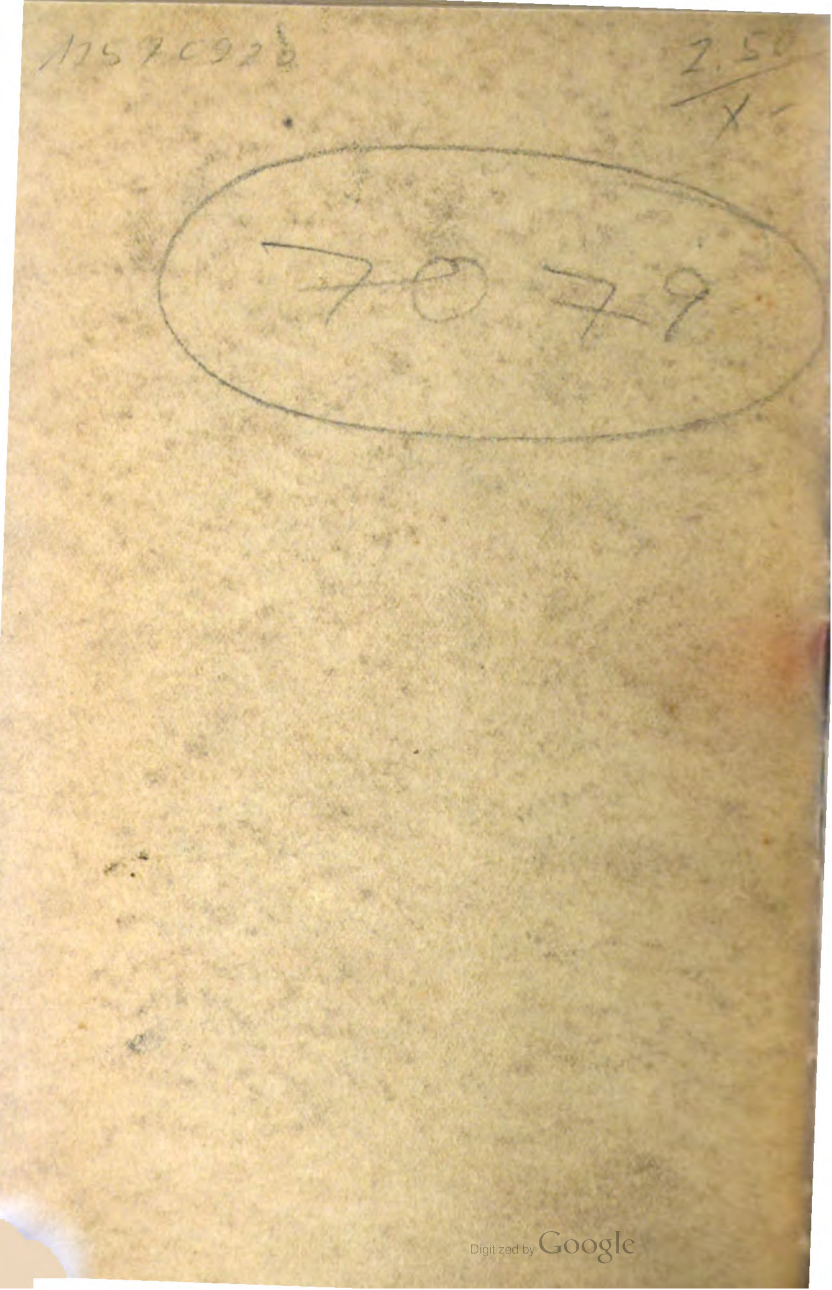
ANDERSEN-NEXÖ, MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann. 14.—20. Tausend.* Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier (1250 Seiten). Geheftet M 8.—; in Leinen M 12.—.

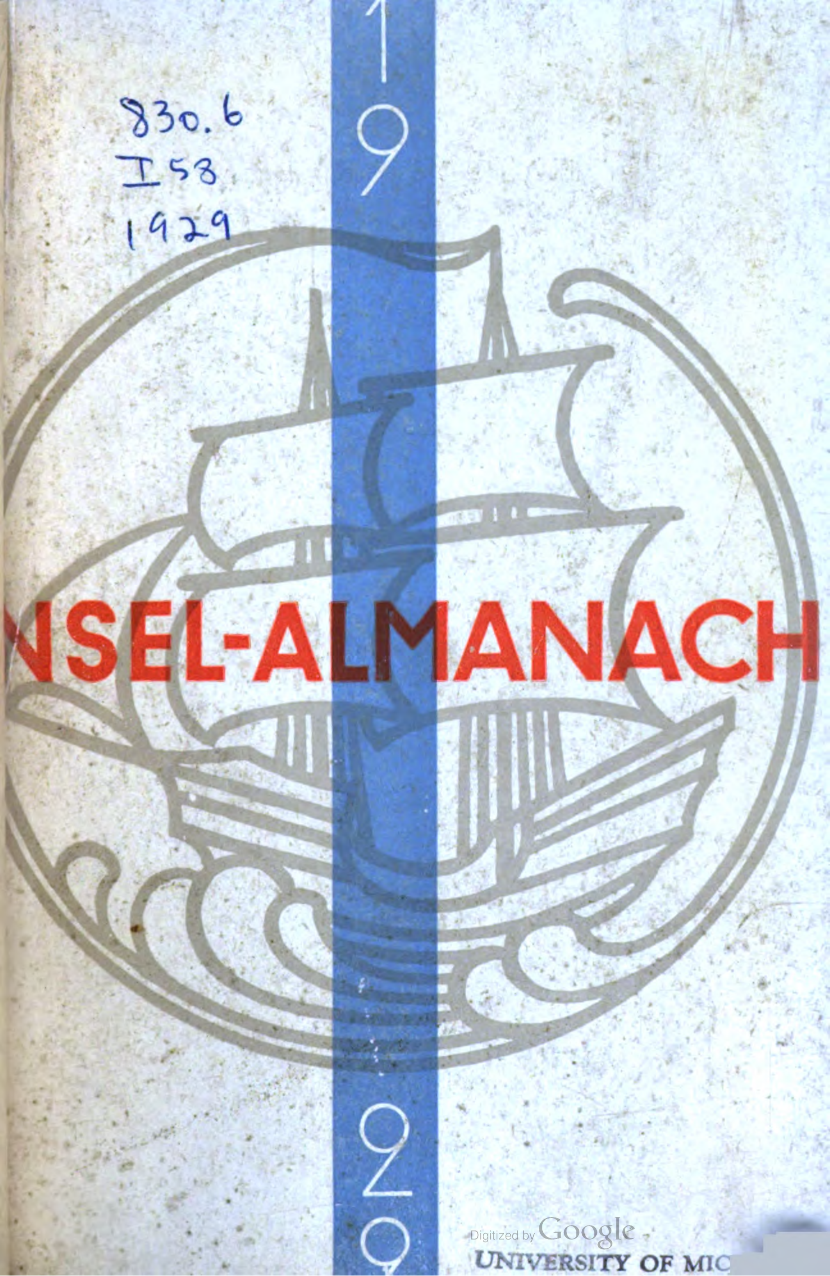
ANDERSON, SHERWOOD: DER ARME WEISSE. Amerikanischer Roman. Übertragung von *Karl Lerbs.* In Leinen M 7.50.

— DAS EI TRIUMPHIERT. Amerikanische Novellen. Übertragung von *Karl Lerbs.* In Leinen M 6.50.

BALZAC, HONORÉ DE: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. *Neue Ausgabe* in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet







NSEL-ALMANACH
1929



INSEL ALMANACH

AUF DAS JAHR

1929

IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

KALENDARIUM

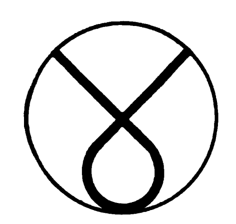
Wir bauen an dir mit zitternden Händen,
und wir türmen Atom auf Atom.
Aber wer kann dich vollenden
du Dom.

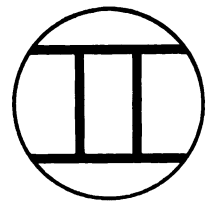
Rainer Maria Rilke

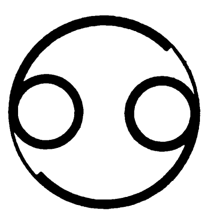




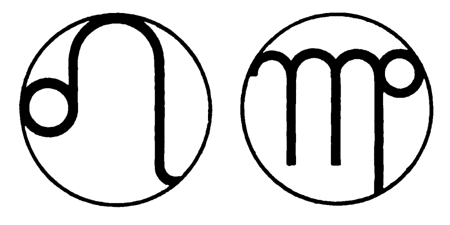
JANUAR		FEBRUAR		MÄRZ	
1 *Neujahr*		1 Freitag	☾	1 Freitag	
2 Mittwoch	☾	2 Sonnabend		2 Sonnabend	
3 Donnerstag		3 *Sexagesimä*		3 *Oculi*	☾
4 Freitag		4 Montag		4 Montag	
5 Sonnabend		5 Dienstag		5 Dienstag	
6 *Epiphania*		6 Mittwoch		6 Mittwoch	
7 Montag		7 Donnerstag		7 Donnerstag	
8 Dienstag		8 Freitag		8 Freitag	
9 Mittwoch		9 Sonnabend	●	9 Sonnabend	
10 Donnerstag		10 *Estomihi*		10 *Lätare*	
11 Freitag	●	11 Montag		11 Montag	●
12 Sonnabend		12 Dienstag		12 Dienstag	
13 *1. Sonntag n. Ep.*		13 Aschermittwoch		13 Mittwoch	
14 Montag		14 Donnerstag		14 Donnerstag	
15 Dienstag		15 Freitag		15 Freitag	
16 Mittwoch		16 Sonnabend		16 Sonnabend	
17 Donnerstag		17 *Invocavit*	◗	17 *Judica*	
18 Freitag	◗	18 Montag		18 Montag	◗
19 Sonnabend		19 Dienstag		19 Dienstag	
20 *2. Sonntag n. Ep.*		20 Mittwoch		20 Mittwoch	
21 Montag		21 Donnerstag		21 Donnerstag	
22 Dienstag		22 Freitag		22 Freitag	
23 Mittwoch		23 Sonnabend	○	23 Sonnabend	
24 Donnerstag		24 *Reminiscere*		24 *Palmarum*	
25 Freitag	○	25 Montag		25 Montag	○
26 Sonnabend		26 Dienstag		26 Dienstag	
27 *Septuagesimä*		27 Mittwoch		27 Mittwoch	
28 Montag		28 Donnerstag		28 Gründonnerstag	
29 Dienstag				29 *Karfreitag*	
30 Mittwoch				30 Sonnabend	
31 Donnerstag				31 *Ostersonntag*	

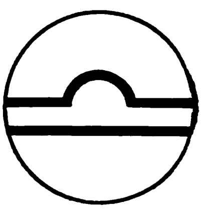






APRIL		MAI		JUNI	
1 *Ostermontag*		1 Mittwoch		1 Sonnabend	
2 Dienstag	☾	2 Donnerstag	☾	2 *1. Sonntag n. Tr.*	
3 Mittwoch		3 Freitag		3 Montag	
4 Donnerstag		4 Sonnabend		4 Dienstag	
5 Freitag		5 *Rogate*		5 Mittwoch	
6 Sonnabend		6 Montag		6 Donnerstag	
7 *Quasimodogen.*		7 Dienstag		7 Freitag	●
8 Montag		8 Mittwoch		8 Sonnabend	
9 Dienstag	●	9 Himmelfahrt	●	9 *2. Sonntag n. Tr.*	
10 Mittwoch		10 Freitag		10 Montag	
11 Donnerstag		11 Sonnabend		11 Dienstag	
12 Freitag		12 *Exaudi*		12 Mittwoch	
13 Sonnabend		13 Montag		13 Donnerstag	
14 *Misericord. Dom.*		14 Dienstag		14 Freitag	◗
15 Montag		15 Mittwoch	◗	15 Sonnabend	
16 Dienstag	◗	16 Donnerstag		16 *3. Sonntag n. Tr.*	
17 Mittwoch		17 Freitag		17 Montag	
18 Donnerstag		18 Sonnabend		18 Dienstag	
19 Freitag		19 *Pfingstsonntag*		19 Mittwoch	
20 Sonnabend		20 *Pfingstmontag*		20 Donnerstag	
21 *Jubilate*		21 Dienstag		21 Freitag	
22 Montag		22 Mittwoch		22 Sonnabend	
23 Dienstag	○	23 Donnerstag	○	23 *4. Sonntag n. Tr.*	○
24 Mittwoch		24 Freitag		24 Montag	
25 Donnerstag		25 Sonnabend		25 Dienstag	
26 Freitag		26 *Trinitatis*		26 Mittwoch	
27 Sonnabend		27 Montag		27 Donnerstag	
28 *Cantate*		28 Dienstag		28 Freitag	
29 Montag		29 Mittwoch		29 Sonnabend	
30 Dienstag		30 Donnerstag		30 *5. Sonntag n. Tr.*	☾
		31 Freitag	☾		





JULI

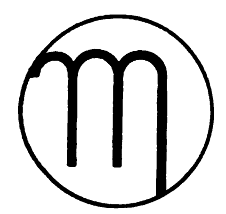
1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend ●
7 *6. Sonntag n. Tr.*
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend ◗
14 *7. Sonntag n. Tr.*
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Sonnabend
21 *8. Sonntag n. Tr.* ○
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend
28 *9. Sonntag n. Tr.*
29 Montag ☾
30 Dienstag
31 Mittwoch

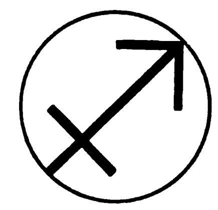
AUGUST

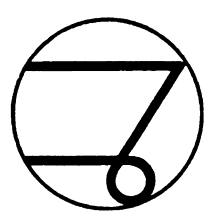
1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend
4 *10. Sonntag n. Tr.*
5 Montag ●
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend
11 *11. Sonntag n. Tr.*
12 Montag ◗
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend
18 *12. Sonntag n. Tr.*
19 Montag
20 Dienstag ○
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend
25 *13. Sonntag n. Tr.*
26 Montag
27 Dienstag ☾
28 Mittwoch
29 Donnerstag
30 Freitag
31 Sonnabend

SEPTEMBER

1 *14. Sonntag n. Tr.*
2 Montag
3 Dienstag ●
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend
8 *15. Sonntag n. Tr.*
9 Montag
10 Dienstag ◗
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend
15 *16. Sonntag n. Tr.*
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag ○
20 Freitag
21 Sonnabend
22 *17. Sonntag n. Tr.*
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag ☾
27 Freitag
28 Sonnabend
29 *18. Sonntag n. Tr.*
30 Montag







OKTOBER

1	**Dienstag**	
2	**Mittwoch**	●
3	**Donnerstag**	
4	**Freitag**	
5	**Sonnabend**	
6	***19. Sonntag n. Tr.***	
7	**Montag**	
8	**Dienstag**	
9	**Mittwoch**	
10	**Donnerstag**	◗
11	**Freitag**	
12	**Sonnabend**	
13	***20. Sonntag n. Tr.***	
14	**Montag**	
15	**Dienstag**	
16	**Mittwoch**	
17	**Donnerstag**	
18	**Freitag**	○
19	**Sonnabend**	
20	***21. Sonntag n. Tr.***	
21	**Montag**	
22	**Dienstag**	
23	**Mittwoch**	
24	**Donnerstag**	
25	**Freitag**	☾
26	**Sonnabend**	
27	***22. Sonntag n. Tr.***	
28	**Montag**	
29	**Dienstag**	
30	**Mittwoch**	
31	**Donnerstag**	

NOVEMBER

1	**Freitag**	●
2	**Sonnabend**	
3	***23. Sonntag n. Tr.***	
4	**Montag**	
5	**Dienstag**	
6	**Mittwoch**	
7	**Donnerstag**	
8	**Freitag**	
9	**Sonnabend**	◗
10	***24. Sonntag n. Tr.***	
11	**Montag**	
12	**Dienstag**	
13	**Mittwoch**	
14	**Donnerstag**	
15	**Freitag**	
16	**Sonnabend**	
17	***25. Sonntag n. Tr.***	○
18	**Montag**	
19	**Dienstag**	
20	**Mittwoch**	
21	**Donnerstag**	
22	**Freitag**	
23	**Sonnabend**	☾
24	***Totensonntag***	
25	**Montag**	
26	**Dienstag**	
27	**Mittwoch**	
28	**Donnerstag**	
29	**Freitag**	
30	**Sonnabend**	

DEZEMBER

1	***1. Advent***	●
2	**Montag**	
3	**Dienstag**	
4	**Mittwoch**	
5	**Donnerstag**	
6	**Freitag**	
7	**Sonnabend**	
8	***2. Advent***	
9	**Montag**	◗
10	**Dienstag**	
11	**Mittwoch**	
12	**Donnerstag**	
13	**Freitag**	
14	**Sonnabend**	
15	***3. Advent***	
16	**Montag**	○
17	**Dienstag**	
18	**Mittwoch**	
19	**Donnerstag**	
20	**Freitag**	
21	**Sonnabend**	
22	***4. Advent***	
23	**Montag**	☾
24	**Dienstag**	
25	***1. Weihnachtsf.***	
26	***2. Weihnachtsf.***	
27	**Freitag**	
28	**Sonnabend**	
29	***Sonntag n. Weihn.***	
30	**Montag**	
31	**Dienstag**	●

ROSSE

Schauspiel in drei Aufzügen von

Richard Billinger

Personen

Franz, der Roßknecht	Ein zweiter Knecht
Die Bäuerin	Ein dritter Knecht
Seppl, Bub der Bäuerin	Der Händler Alois
Die Kindsmagd	Der Wirt
Rosa, Weib eines alten Bauern, Franzens frühere Geliebte	Die Wirtin
	Ein alter Bauer, Rosas Gatte
Ein junger Knecht	Bauern

Ort: ein Dorf. Zeit: Gegenwart

ERSTER AUFZUG

Knechtskammer. Rückwärts die mächtige, oben gerundete, schwarze Türe in den Rossestall. Rechte Seite (vom Zuschauer) die Türe ins Freie. Ein Fenster, halb mit Schnee bedeckt. Bett des Knechtes. Ein Tischlein. Eine lehnenlose, sogenannte „Vierbank“. Die Hafertruhe mit dem schiefabfallenden Deckel. Rossekummets, lederne Leitseile, Stricke hängen an den Wänden. Oberhalb der Türe in den Rossestall ein aus Holz geschnitzter

Pferdekopf. Es ist der Dämmer, die Stille eines Wintersonntagnachmittages in der Kammer. Der Wind wirft den Schnee an das Fenster.

Die Bäuerin *(kommt herein; schaut; stellt einen Teller mit Krapfen, den sie unter ihrer Schürze trug, auf das Tischlein; ruft)*: Roßknecht?! –
Franz *(ein Haferschäfflein in der Hand; tritt rückwärts aus dem Stalle; verschlossen, abwehrend)*: No –?
Die Bäuerin: Bei den Rössern! Alleweil! Den Hafer könntest sparen –!
Franz *(wirft das Schäfflein in die Hafertruhe)*: Was sie brauchen, kriegens! – Ja!!
Franz *setzt sich, der Bäuerin den Rücken zeigend, auf die Bank, langt nach einem Kummet, das er zu putzen beginnt.*
Die Bäuerin: Da! Krapfen! –
Franz *(brummt)*: Friß 's selber –
Die Bäuerin: Lassest mich zu dir sitzen? – Zeigst ja deine schöne Seit –! *(Setzt sich auf die Bank.)*
Franz: D' Bäuerin sitzt gern neben mir?
Die Bäuerin: – Ists eine Sünd?
Franz: Frag den Pfarrer! *(Fällt, von der Bäuerin wegrutschend, von der Bank.)*
Die Bäuerin *(lacht)*: Da liegst . . .
Franz: – D' Bank – – *(Erhebt sich.)*
Die Bäuerin: Ja, die ist nicht länger! *(Steht auf; vor Franz)*: Du bist nicht für die Weibsleut, ha? Wo laufst denn hin mit deiner Kraft?! – Schaust unsereins nicht an? – Du, nach mir luget, auget oft wer . . . *(Lacht.)* Wann ich auf den vergangnen Herbst denk . . . Der jung Knecht . . . . Beim Apfelbrockn . . . Ich hätt gern gschrieen, aber der

Mann ist grad ausm Haus, – da hab ich mich nicht z' schrein getraut. Der jung Knecht . . . *(Lacht; ab ins Freie.)*
Franz *(atmet auf)*: Gelts Gott! *(Schließt die Türe, die der Wind aufdrängte)*: Zumach! – Bauernhur . . . *(Stopft sich die Pfeife; sieht ein Spinngewebe im Winkel)*: D' Spinn! *(Greift nach dem Reisigbesen; unterläßt es)*: Leb! . . . *(Öffnet einen Getreidesack; probiert die Körner mit der Hand; schüttet den Sack dann in die Hafertruhe; gewaltig lachend)*: Den Haber könntst sparen . . .
Ein junger Knecht *(tritt ein; pfeift)*: He! – Gehst mit?
Franz: Wohin?
Ein junger Knecht: Tanzen! Ins Wirtshaus!
Franz *(schüttelt den Kopf)*.
Ein junger Knecht: Sau, fade!
Franz: Ha?!!
Ein junger Knecht *(bei der Türe)*: Sagen tuns, ich ja nicht, aber sagen tuns, du hättst was mit den Rössern . . . *(Kreischt ab.)*
Franz *(greift nach der Peitsche; eilt dem jungen Knechte nach)*: – Luder! – Hund! – *(Kommt wieder zurück; schließt die Türe)*: Grennt ist er . . . Aber ich fang dich!! *(Schaut gegen die Türe, die in den Stall führt; mit zärtlichem Blick.)*
Rosa *(tritt ein; sie ist scheu; gehemmt; schüchtern)*: Grüß Gott, Franz!
Der Wind bläst hinter ihr die nicht eingeklinkte Türe auf.
Franz: D' Tür zu!! – Drin liegt a Jungs in der Streu!
Rosa *(schließt flink, eingeschüchtert die Türe.)*
Franz: – Du?!
Rosa *(schlicht)*: Hättst nicht den Gedanken darauf gehabt, ich geh zu dir? – *(Lacht gezwungen.)*

Franz: Setz dich! *(Deutet auf die Krapfen)*: Magst? *(Schiebt den Teller wieder fort.)* Iß s' nicht! – Sind von der . . .

Rosa: – Ich kenn mich selber nimmer. Ich fürcht mich schier . . .

Franz: Wie gehts? Wo bist?

Rosa: Viel fragst. Wo ich bin? – Von meinem Bauern weg. 's Dienstbotsein freut mich nimmer. Alleweil d' Plag für fremde Leut. – Um das Patzl Geld, um das bißl Essen. – Denkst jetzt, hab ichs not, 's Dienen?! Hab ja einen Mann, der hat Haus und Geld. Noja. Dem Mann bin ich davon. Gleich am Hochzeitstag. Vor der Nacht. Siebzig Jahr ist er alt. Aber das wärs nicht. Was anders . . . – Das Gschau, das er kriegt hat! Du, mir ist gewesen, als hätt er lauter Warzen . . . Noja. Warum ich gheirat hab? Wegen des schön Bauernhofs und des Gelds, wie die Leut reden? – Deswegen nicht! Gewiß und wahr nicht! – Beim allerheiligsten Herzen nicht! – *(Schwer.)* Weil du mich nicht mögen hast . . . *(Schnell.)* Wir hätten ins Stübel gehn können! Du als Taglöhner, ich hätt die Arbeit nicht gscheut! – Aber du bist von deinem Bauern nicht z' bringen, gehst nicht aus dem Stall, von den Rössern . . .

Franz *(horchte schon unruhig zu; steht auf; im Stalle wiehern und hämmern die Rosse)*: He! He! Prrr! – Raufen wieder! Der Feiertag heut! Der Winter! – Aus möchtens! Aus –!!! *(Geht in den Stall.)*

Rosa *(sitzt unschlüssig; steht auf; weiß nicht, ob sie gehen soll)*: Weg! – Franz? *(will die Stalltüre öffnen; sie ist abgesperrt)*: Eingsperrt hat er sich – – *(Atmet im schweren Schmerze.)* Auf die Tür hat er was gschriebn, mit der

weißen Kreidn *(liest)*: Mit dem Roß und Pferde Gott gelobet werde! *(Senkt den Kopf)*: Noja . . . *(Geht zögernd zur Tür, die ins Freie führt; blickt um; immer wieder.)*

Franz *(tritt aus dem Stall)*: No?!

Rosa: Wollt schon gehn. *(Leichthin.)* Sag, kauft dein Bauer nicht d' Maschinen?

Franz: Redst! Weibsleut, dumms!

Rosa: Grob bist . . . – Du, stell deinem Bauern die Frag, ob ers nicht im Sinn hat!

Franz: Hab mich heut wieder fürs Jahr ihm zugsagt!

Rosa: Vielleicht setzt er dich auf so eine Maschin!

Franz *(spuckt aus)*.

Rosa: Mußt dann zuschaun, wie er d' Rösser, eins ums andere, verkauft, dem Metzger gibt. Der Maschinenhandler macht jetzt überall 's beste G'schäft.

Franz: Tepperei!! – 's hätt mirs einer schon gebracht – –

Rosa: Was? Wer? Mit wem redst denn? – Kein Mensch sagt dir was.

Franz *(überlegt)*: Ich frag . . .

Rosa: Frag! Tus! – Er kann dir keine Lug schenken, der Baur. Hörst es, wie ich dir gsagt hab, dann, nachher, dann kommst zu mir, ich geh jetzt ins Wirtshaus – mit der Mutter vertrag ich mich nimmer, vor der ihrem Fenster raufen in der Nacht die narrischen Mannsleut noch. Die ist keine Mutter nicht.

Franz: – Ich mag das neu Klumpet nicht, d' Maschin! Der Bauer mags selber nicht!

Rosa: Er wirds müssen! Heutzutag tragts den Bauern den Roßluxus nimmer! D' Rösser müssen weniger werden. Der deine gar! So einen Stall voll!! – Er braucht ja den

halbeten Acker und Grund für den Habern! D' Maschin macht d' Arbeit billig und gschwind. Sagens. Hört mans. *(Eindringlich; spitz.)* 's ist so.
Franz: Da tu ich gleich die Frag! – –
Rosa: Hab' ich 's Wahre dir gsagt, dann kommst! – Sonst muß ich zum Alten . . . *(Zärtlich.)* Franz!!
Franz *(wehrt ab)*: Erst frag ich – –
Rosa *(lacht; jubelt)*: Voller Freud bin ich, voller Freud! – Du kommst!! *(Hinaus.)*
Franz *(schließt die Türe; starrt; steht wie vom Schicksal berührt; dann)*: Kreuzsakrament!!! . . .

Schluß des ersten Aufzuges.

ZWEITER AUFZUG

Wirtsstube. Rückwärts Tür in den Tanzsaal.

Drinnen Tanzgepolter.

Franz *und* Rosa *sitzen beisammen.*
Rosa: Trinkst! Wird dir zu viel!
Franz *(trinkt wieder)*.
Rosa: Zahlen! – Gehen wir!
Franz *(starrt vor sich)*.
Rosa: Freust dich nicht? – Du und ich! Du und ich!
Franz: Siehst, dort sitzens! Großschädlete! Bauern!
Rosa: – Bist aber bös heut!
Franz: – – Kreuzsakrament!!! . . .
Rosa *(erschrocken)*: Jesus Christus . . .
Ein Knecht *(zu Rosa)*: Magst tanzen?
Rosa: Ich tanz nimmer.
Ein Knecht: Du?! *(Lacht.)*

Rosa *(auf Franz zeigend)*: Er tanzt ja nicht.
Ein Knecht: Roßknecht, sie möcht tanzen! Dich scheuts.
Rosa: Ist nicht wahr –
Franz: Geh!! Tanz!!
Rosa: Bist nicht anders, wann ich geh? Gleich bin ich wieder da. *(Ab mit Knecht.)*
Wirt *(nimmt das leere Glas)*: Noch eins?
Franz: Gib! *(Trinkt.)*
Händler Alois *kommt in die Stube.*
Franz *(jäh; zum Wirt)*: Den schaffst aus!!
Wirt: Wen?
Franz: Den dort! Den Rotzer!
Wirt: Der ist der Maschinhandler, der Alois. Das Geld, das der verdient – du hättst für dein Lebtag gnug! *(Geht zum Kredenztisch.)*
Franz *(sinkt, den Händler anfunkelnd, auf den Stuhl)*.
Bauern *(abwechselnd ihr Schweigen brechend)*: Was hast von deinem Grund heut? – Steuern! – Die hoh Steuer bringt den Bauern um. – Muß! – Muß!
Ein anderer Knecht *(im Vorbeigehen)*: Da sitzt ja der Bauer mit dem schönen Hof! Hast ihn neu aufgericht? War 's Feuer barmherzig? Hast eine kleine Bitt darum getan? *(Macht die Gebärde des Feuerzündens.)*
Der angegangene Bauer *(aufgebracht)*: Wirt, ich zahl!
Wirt *(zum Knecht, der sich hohnprotzend vor den Bauerntisch stellt)*: Da drinn such deine Leut! Tanzen d' Knecht heut. Daheraus stehst im Weg.
Ein anderer Knecht: Wem steh ich im Weg? – Den möcht ich mir anschaun!

Wirt *(zur Wirtin)*: Sags dem Gendarm! – Für Raufete hab ich keinen Platz. Für Leut, die 's Maul haben!
Bauern: Recht!
Ein anderer Knecht: Ich geh schon. *(Verhält sich die Nase.)* Da hat der Teufel einen Haufen Bauern hergschissen! *(Ab in den Tanzsaal; singt jäh und gell das Spottlied)*:

Ja, der Baur möcht ich sein.
Ja, das wär halt recht fein.
Da hätt ich 's Geld im Sack
und Silberknöpf am Frack.

Ein Bauer *(zu einem schmächtigen Bäuerlein)*: D' Hebamm hat dein Weib heut aufgesucht?
Der schmächtige Bauer: Alle Jahr! – Gott trifft mich.
Ein anderer Bauer: Hast einmal deine eigenen Leut! Mit den Gekauften, mit den Ehehalten und Dienstleuten kannst eh bald nimmer werken! Hoffärtig, glaubenslos, arbeitsscheu. – Die neu Zeit!
Bauern: Ja! – Ja! – So ists! – Nicht anders! – Ja – – –
Wirtin *(begrüßt einen alten Bauern)*: Ein Seltener! Das freut mich.
Ein alter Bauer *(nimmt bei den Bauern Platz)*: Mit Erlaubnis!
Ein Bauer *(zum alten Bauern)*: Suchst d' Rosl, dein Weib? Drinnen tanzts. Mit dem Roßknecht dort sitzts da.
Ein alter Bauer: So, so. Hem.
Ein Bauer: Kannst gleich mit deinem Weib tanzen.
Ein alter Bauer: Ich kann nimmer.
Ein Bauer: Auweh –
Ein alter Bauer: Spar die schlecht Red! – Steht dir schöner an. *(Zum Wirt.)* Ich nimm nix. Ich geh.

Wirt: Da bleibst! Warum denn? Ist so lustig heut.
Bauern: Bleib! – Gleich brennt er –
Ein alter Bauer *(setzt sich wieder)*: Noja – Hem.
Händler Alois *(hat kopfnickend, beifällig lächelnd den Bauern zugehört; setzt sich zu ihnen)*: Ists erlaubt?
Bauern: Der Alois! Der Handler! Hast wen wieder angschmiert?
Händler Alois *(zu einem Bauern)*: Paßt dir die neue Maschin?
Bauer *(trocken)*: Muß 's Gras erst wachsen.
Bauern *(lachen)*: Das hast ihm gut geben . . .
Händler Alois: Wirst mir noch den Dank sagen.
Ein Bauer: Die Erfindungen, die s' jetzt haben –!
Händler Alois: Großartig! Zum Beispiel: der Traktor. Auch das eiserne Roß genannt. Jedes Kind kann ihn behandeln. Der frißt die Arbeit wie der unter uns die Verdammten. Die hoh Steuer, die vielen Dienstboten, das Dutzend Rösser, das oft ein Bauer, ein Landwirt, ein Ökonom hier noch hat: mag der Geldbeutel noch so gebig sein: einmal tropft die vollste Wolke leer – wird schlapp.
Bauern *(horchen)*.
Händler Alois: Die Maschine: der Heubeutler, die Grasmähmaschine, die Getreideanbaumaschine, der Fordtraktor – Ford, der Name ist jedem Bauern hier schon bekannt, ein Symbol, so zu sprechen, ein Signal, ein Name, der Vertrauen, unbedingtes Vertrauen erweckt – also, die Maschine ist heutzutage: – der moderne Heilige, der wirkliche Wundertäter! – In Amerika hat jeder Bauer, Farmer seine Maschinen, Motoren, sein Automobil. Dort findest du stundenweit kein Roß mehr. Bei uns, wie lange wird es

dauern, wirds dasselbe sein. Bald siehst das Roß ausgestopft im Museum!
Bauern *(horchen; lachen)*.
Ein Bauer: Die neu Zeit!
Franz *(stand auf; kam, wie von einem Teufel geführt, zum Händler)*: Sollst leben! *(Reckt sein Glas vor den Händler.)*
Händler Alois *(ungehalten)*: Was? Was will der?!
Franz: – Leben sollst!!
Händler Alois: 'n Rausch hast! – Herr Wirt!
Franz *(taumelnd)*: Kreuzsakrament . . .!
Wirt *(kommt)*: Hehe! Roßknecht! Fang dich! *(Zu den Bauern)*: Er ists Bier nicht gewohnt. 's ganze Jahr siehst den in keinem Wirtshaus!
Franz *(jäh)*: Da! *(Schlägt das Glas dem Händler auf den Kopf.)*
Bauern: Kreuzsakra! – Der hat – –
Händler Alois *ist zusammengesunken.*
Franz *(außer sich)*: Ha?! – Bauern! –
Bauern *(weichen vor Franz unwillkürlich; auch erschreckt)*.
Franz: Ha?! Handlerteufel! Ha?! *(Er ächzt.)*
Wirtin *(schreit gellend)*: 's Messer hat er! A . . . *(Verhüllt sich das Gesicht.)*
Franz *sticht das Messer dem Händler in die Brust.*
Wirtin: Heilig!
Wirt *(schnell gefaßt; zur Wirtin)*: Plärr, ja! – *(Hebt den Händler)*: Gstochn. A bißl 's Blut lassen. Wir tragen ihn in d' Kuchel. Helfts! –
Franz *(wie erwacht)*: Recht ists . . .
Rosa *(kommt)*: Franz? –
Franz *(geht ab)*.

Ein alter Bauer *(bei der Rosa)*: Rosl! – Gstochen hat er einen! – Den Maschinhandler!
Wirt: Machts keinen Spektakel! *(Zur Wirtin)*: Bist teppet?! – Plärrt! –
Ein Bauer *(der den Händler tragen hilft)*: Der handelt nimmer. – Aus! – Mitten ins Leben.
Ein alter Bauer *(zu Rosa)*: Mein Schlitten ist draußen! Sitz auf! Wir fahren heim –. Geh!! *(Zerrt sie wie mit eisernem Griffe mit sich.)*
Rosa: Jesus Christus . . .

Im Tanzsaal geht die Musik weiter; der Wirt kommt schnell zurück.

Wirt: 's Messer! 's Messer! Wanns nur grad kein Messer gäb! *(Zu den unschlüssig stehenden, aufbrechenden Bauern)*: Bleibts! Angschlagen wird grad frisch! – Werdets nicht heimgehn zwegen dem – *(streut aus voller Hand Sägespäne, die Blutspur verwischend)*.
Bauern *(schwarz gewandet; fast wie Schemen)*: Ja . . . Ja . . . Ja . . . So ists . . . Hm . . .

Schluß des zweiten Aufzuges.

DRITTER AUFZUG

Knechtskammer

Franz *(kehrt heim)*.
Seppl *(ihm nach)*: Roßknecht! Reiten!
Franz: – – Seppl!
Seppl *(ihn umklammernd)*: Auf dem Schimmel! Roßknecht!
Franz *(nimmt ihn auf den Arm)*: Ja –
Seppl: Zucker! Den mag er. *(Zeigt.)*

Franz *(schöpft mit dem Schäfflein Hafer)*: 'n Haber. Den mögens.
Seppl *(jubelt)*: Reiten!
Franz *und* Seppl *in den Stall.*
Kindsmagd *(herein)*: Seppl?! – Lauft einem davon! – Seppl! – *(Schaut in den Stall)*: Jesus, auf dem Roß! Seppl! –
Franz *(kommt mit dem Buben wieder heraus)*: 's Kindsweib braucht den Seppl? –
Kindsweib: 's Roß! 's Roß! Scin Herrgott! – Aber jetzt gehn wir in die Stuben. Zu der Katz. *(Zu Franz.)* Alle Leute fort. Ich muß heimwarten. *(Voll Angst.)* Im Kuhstall drüben, da teufelts. Ist die Hex drin, oder es melkt wer. Bist ganz allein im Haus. Könnt ja auch ein Feuer auskommen. Im Rauchfang bleibt oft so ein Funken ... – So, Seppl, jetzt sagst schön: Gelts Gott!
Seppl: Ich bleib da!
Kindsweib: Der Bub! Dableiben möcht er!
Franz: Morgen, Seppl! – Da spann ich den Schimmel ein, da fahrn wir mit dem Schlitten.
Kindsweib: Hörst es, morgen sagt der Roßknecht.
Seppl: Na! Na! – Ich bleib!
Kindsweib: Da gibts gar kein Na! – Der Roßknecht möcht auch seine Ruh an einem Feiertag, – Roßknecht, grüß Gott!
Franz: Grüß Gott! Grüß Gott, Seppl!
Seppl *(bleibt stumm)*.
Kindsweib: Jetzt ist er gar harb, beleidigt. Morgen darfst ja wieder in den Stall, zu den Rössern. Adje! *(Zerrt den Buben fort; beide ab.)*

Franz *(seufzt; macht das Kreuz; Tränen wollen ihn quälen; er horcht; niemand naht, er hat sich getäuscht; er nimmt nun einen Strick von der Wand, geht damit in den Stall.)*
Bäuerin *(tritt ein):* Roßknecht? *(Lacht; ist wohl beschwipst; sie stellt zwei Gläser, die sie aus ihrer Kitteltasche zieht, auf das Tischlein, füllt sie aus einer Flasche, die sie auch verborgen trug, mit Wein):* 's Weindel! – – Roßknecht? *(Schaut; geht in den Stall; kommt schrecktaumelnd heraus; voll Grauen; weicht zur Tür ins Freie):* – – Aufghenkt ... *(Ab).*

Die Tür ins Freie blieb offen. Der Wind zieht herein. Öffnet die schwarze, mächtige Türe in den Rossestall. Man sieht im dämmervollen Stalle in langer Zeile die Rosse stehn.

Schluß des dritten Aufzuges.

*

DAS ERBE DES KOLUMBUS

Novelle

von Richard Friedenthal

EIN seltsamer Rechtshandel, der um ein Haar unübersehbare Bedeutung gewinnen und das Gefüge der Monarchie hätte erschüttern können, fand etwa ein Menschenalter nach der Entdeckung der Neuen Welt vor der Sala de Justicia in Madrid einen unerwarteten Ausgang. Die Häscher der heiligen Hermandad hatten dicht vor den Toren der Stadt einen jungen Menschen von etwa fünfundzwanzig Jahren beim offenbaren und frechen Straßenraub ertappt und in das öffentliche Gefängnis eingeliefert. Da der Jüngling, der widerstandslos und wie verwundert sich

hatte festnehmen lassen, keiner der privilegierten und mit der Polizei in bestem Einvernehmen, ja in engem Geschäftsverkehr stehenden Gaunergilden angehörte, konnte sein Schicksal nicht recht zweifelhaft sein. Man stieß ihn nach kurzem Verhör – er bekannte willig alles, was man von ihm zu hören wünschte, – in eine der dunklen, großen Gemeinschaftszellen der Verurteilten. Eine Welle von schlammigem, trübem Lärm schlug auf den Gang hinaus, als der Schließer die verrostete, eisenbeschlagene Tür öffnete. Etwa zwei Dutzend zerlumpter, zum Teil fast ganz nackter Männer, deren Haut ölig aufglänzte, hingen dort an den Wänden. Sie schlugen mit den Ketten und Stangen gegen die Mauern und johlten und brüllten im Chor: man solle sie herauslassen, sie verfaulten in der Nässe, die Wanzen fräßen sie auf. Die Stimmen der meisten waren von der Feuchtigkeit des halb unter der Erde gelegenen Raumes beschlagen und heiser; einige konnten nur gurgelnde Laute hervorbringen, die Augen rollen und die Zähne fletschen. Die Luft war scharf wie in einem Hühnerstall. Der Schließer rieb sich mit dem Zeigefinger unter der Nase, legte dem jungen Mann die Eisen an, hustete ein paarmal kurz auf und schlurfte zur Tür zurück, ohne sich umzusehen. Die Gefangenen tanzten und heulten wie die Teufel. Er verlangsamte seine Schritte noch, ließ die Tür eine Weile offen stehen, bis die Stimmen fast in ein hachelndes Schluchzen überschlugen, und schloß endlich ganz bedächtig ab; einmal, zweimal, und nach einer Pause noch einmal. Zum Überfluß pochte er dann trocken mit dem Schlüssel gegen den eisernen Beschlag, was drinnen erneutes, wahnwitziges Gebrüll weckte, und stackelte davon.

Der Lärm sank schnell zusammen; alle Aufmerksamkeit wandte sich dem Ankömmling zu. Man witterte bald heraus, daß er nicht von der Zunft war. Die schmalen, langen Hände, die er an den Spitzen geschlossen hielt, die Art, wie er trotz der Ketten die Beine übereinanderschlug und sich anmutig an der Wand niedersetzte, deutete etwa auf einen heruntergekommenen Aristokraten. Die Kleidung freilich war vollkommen ärmlich und nichts wert; mißmutig wandten sich die leidenschaftlichsten Spieler der Zelle von ihm ab, die jeden Neuling zunächst daraufhin musterten, wieweit von ihm eine Vermehrung des bescheidenen Bestandes an Lumpen, der statt des Bargeldes umlief, zu erwarten wäre. Noch weniger konnte man aus seinem Gesicht klug werden. Er hatte den Kopf rücklings gegen die Mauer gelehnt und starrte träumerisch zu dem Zellenfenster empor. Der Kopf war klein – der riesige Matrose Barragan zeigte seinem Nachbarn die geballte Faust, um anzudeuten, wie winzig er sei, – mit kleinem, rundlichem Kinn und einer feinen, stumpfen Nase. Der Mund stand immer etwas offen; er hatte keine rechte Form und sah mit seinem sehr roten Fleisch wie wundgescheuert aus.

Unwillkürlich waren ihm einige der Gefangenen nahe auf den Leib gerückt, soweit es ihnen die Eisen erlaubten. Er blickte noch immer benommen über sie hinweg. Da stieß ihn einer in die Rippen: he, er sei wohl ein Grande, ein Caballero, daß er es nicht für nötig halte, seine Kameraden anständig zu begrüßen, wie es der Brauch wäre. Der Jüngling schrak auf und faßte sogleich nach der linken Brust, was von Verschiedenen bemerkt wurde.

Wie er denn hieße, stieß ihn der Frager, ein schiefgewachsener ehemaliger Advokat mit einem spitzen Rattengesicht, an.
„Kolumbus. Christoph Kolumbus."
Ein Gelächter flackerte auf. Daher das vornehme Wesen! Der Großadmiral, Vizekönig von Indien! Wer nur auf den Einfall gekommen sei, ihm diesen hochtrabenden Namen zu geben? Freilich, der große Kolumbus habe auch einmal im Eisen gesessen, das sei immerhin eine Ähnlichkeit. Womöglich habe man den Vorzug, in seiner Person einen entfernten Verwandten Seiner Exzellenz zu erblicken, wie?
Der Brigant Paisano, ein langer dürrer Mensch mit harter, zerknitterter Haut und ungemeinem Wust von verfilzten Haaren, der ihm wie ein Krähennest auf dem Schädel saß, schleppte sich an den Jüngling heran, machte eine gewaltig zeremonielle Geste mit der rechten Hand, daß die Ketten klimperten, und erklärte im Namen der ganzen Runde, man fühle sich hochgeehrt, Seine Herrlichkeit als Träger eines so erlauchten Namens in diesen bescheidenen Räumen zu begrüßen. Der Señor wolle nun aber auch der demütig harrenden Zuhörerschaft das Geheimnis seiner hohen Abkunft in ein paar Worten enthüllen, falls es ihm beliebe.
Der Jüngling erwiderte mit bescheidenem Ausdruck, sein Vater sei der Admiral Bernardo Kolumbus gewesen, der Sohn des Entdeckers, von dem er also in direkter Linie abstamme.
Ein Geschrei der ungläubigsten Belustigung erhob sich. Ob er deswegen etwa hier säße, weil er versucht hätte, unter diesem Titel etwas zu fischen? Ob er wisse, daß es drei Dutzend Familien in den Königreichen gebe, die den

Namen führten? Oder ob er seinen Glücksgenossen nicht mit seinen unermeßlichen Erbreichtümern etwas unter die Arme greifen wolle?
Aus einem Winkel der Zelle humpelte ein fetter Glatzkopf hervor, der seine Lumpen mit einem gewissen Anstand trug. Er betrachtete den Jüngling aufmerksam, lachte mit geschlossenem Munde schnarchend durch die Nase und fistelte, er sei fünfundzwanzig Jahre lang Kassenverwalter in San Domingo gewesen, bis man ihn durch infame Verleumdungen um sein Amt gebracht habe; der Großadmiral und sein Sohn seien ihm gut bekannt; von einer Ähnlichkeit mit diesem Bürschchen könne keine Rede sein.
Der Jüngling faßte erregt nach der Brust: er könne Dokumente vorweisen, die seine Angaben unwiderleglich bestätigten.
„Dokumente!“ lachte der Advokat spitz. Darauf verstünde man sich ja ein wenig. Er solle den Fetzen nur einmal zeigen.
Der Jüngling förderte aus dem Futter seines Wamses eine Handvoll zusammengebackener Papiere hervor, die mit einem Stück schwarz gewordener alter Tresse umwickelt waren. Die Häftlinge rückten spektakelnd mit ihm unter das Fenster; von der Wand her schrieen einige, die zu kurz angeschlossen waren und nicht mit herzu konnten. Der Advokat stieß die andern mit seinen scharfen Ellenbogen zur Seite; Platz da, Platz da! das war sein Geschäft; er fühlte sich gewissermaßen wieder im Beruf. Zwei Taschendiebe tasteten im Gedränge den Neuling von oben bis unten ab, ob er vielleicht sonst noch etwas bei sich trüge.
Der Advokat biß sich mit seinen spitzen Fingern in den

Packen fest. Wahrhaftig, das war Pergament, das feine, dünne, mit Kreide geweißte Pergament der Königlichen Kanzlei, hier, die Handschrift, keine gewöhnliche breite Schreiberpfote irgendeines Gerichtshofes, sondern die hohen, wundervoll geschwungenen Züge eines Sekretärs Ihrer Majestäten; ein Siegel hing freilich nicht mehr daran, aber immerhin das wohlbekannte grünseidne Band in einem Fetzen, und da waren sogar bei Gott! die Unterschriften: Ich, der König. Ich, die Königin. Ich, Johann von Colonna, Sekretarius des Königs und der Königin. Der Advokat kratzte mit dem Daumennagel an der vergilbten Schrift, er hielt das Dokument gegen das Licht, beroch es und leckte es an. Dazu keckerte er vor Begeisterung. Wenn das eine Fälschung war, dann mußte ein Meister, ein gottbegnadeter Meister sie hergestellt haben.

Der Ansturm der Neugierigen, die sein Gebaren toll gemacht hatte, rannte ihn über den Haufen. Mit Mühe wickelte er sich aus dem Getümmel wieder hervor und lief unter das andere Fenster, wo er halblaut anfing zu lesen. Der Troß folgte ihm mit Geklirr und Geschrei: er solle laut vorlesen, sie wollten alle etwas hören.

Er winkte mit der linken Hand ab, immer weiter das Blatt überfliegend: „. . . verordnen Ihre katholischen Majestäten als Oberherrn der westlichen Meere den Christoph Kolumbus . . .“ Laßt mich! „. . . Kolumbus von nun an auf alle folgenden Zeiten zu ihrem Admirale in allen Inseln und festen Ländern, die er in besagten Meeren entdecken und erobern wird . . .“ Kanaillen! „. . . entdecken und erobern . . . “

Der riesige Matrose Barragan packte ihn und hielt den Zap-

pelnden wie einen Hahn in die Höhe. Der glatzköpfige Kassenverwalter hatte ihm das Pergament entrissen. „Das Datum! Das Datum!“ krähte der Advokat. Sie sollten ihn doch wenigstens das Datum lesen lassen.
Kein Wort! schrieen die andern, wenn er es ihnen nicht laut vorläse.
Gut, aber sie sollten ihn in Satans Namen in Frieden lassen. Er werde ihnen kein Wort mehr zu hören geben, wenn man ihn noch einmal anfasse. Sie könnten sich dann jemand anders suchen, der Latein verstünde; aus ihm brächten sie auch keinen Buchstaben mehr heraus.
Vorsichtig setzte ihn der Matrose wieder auf den Boden. Der Advokat spuckte ihm giftig vor die Füße, man gab ihm das Dokument, und er übersetzte es laut.
„Zunächst das Datum: Gegeben in Unsrer Stadt Granada, den 30. April 1492.“ Das war in der Tat der Bestallungsbrief, die Kapitulation des Entdeckers mit dem Königspaar. Ein Schauer lief dem Alten über den Rücken, und unwillkürlich faßte er respektvoller das Dokument mit beiden Händen am äußersten Rande an. Mit wichtiger, vor Gehobenheit psalmodierender Stimme trug er den Text dann vor:
„Wir, Ferdinand und Isabella, von Gottes Gnaden König und Königin von Kastilien, Leon, Aragonien, Sizilien, Granada, Herzoge von Athen und Neopatrien, Grafen von Roussillon und Sardinien, Markgrafen von Oristani . . .“
Die Häftlinge hörten andächtig zu. Sie verstanden die formelhafte Sprache nur zur Hälfte, in der dort verkündet wurde, daß Ihre Majestäten den Christoph Kolumbus zu Ihrem Admiral ernannten sowie zum Statthalter und



Unterkönig über die zu entdeckenden Inseln und festen Länder, auch über das sämtliche Gebiet, das im Verfolg seiner vorhabenden Reise etwa von anderen entdeckt und gefunden werden würde. Es folgte ein langer Passus über die rechtlichen Befugnisse des Admirals, seine Fähigkeiten, Unterführer und Bevollmächtigte zu bestellen, und schließlich die gnädige Erlaubnis, hinfort sich Don Christoph Kolumbus zu nennen. Ein bewegtes Gemurmel entstand aber, als nun im dritten Paragraphen zur Sprache kam, daß Ihre Majestäten von allen Waren, die aus dem Bezirk der neuen Admiralschaft herkämen, es wären selbige, von was für Gattung sie wollten, Perlen,Edelsteine, Gold, Silber, Gewürz oder anderes, dem genannten Don Christoph Kolumbus nach Abzug aller Unkosten ein Zehnteil als sein freies Eigentum zuerkennten und daß diese Abgabe von allen Waren aus den neuentdeckten Ländern ihm und seinen Nachkommen in direkter Linie auf ewig zustehen solle.
„Zehn Teile vom gesamten Ertrag!" schrie der glatzköpfige Kassenverwalter. Das mache ja, einen Augenblick, bei einer jährlichen Einnahme von etwa zwei Millionen Dukaten allein für die Insel Hispaniola zweihunderttausend Dukaten aus, und das sei doch nur ein winziger Ausschnitt aus dem gesamten Aufkommen der Kolonieen.
„Kuba! Puerto Rico! Neuspanien! Peru!" Der Advokat stach zitternd mit dem Zeigefinger in das Pergament. Hier, da stünde ausdrücklich: „. . . auch über das sämtliche Gebiet, das im Verfolg seiner vorhabenden Reise etwa von andern entdeckt und gefunden werden würde . . .!"
„Die Silbergruben von Potosi!" Der Herr Kassenverwalter möchte doch einmal ausrechnen, was die allein jährlich

brächten. Und so fort und fort und Jahr für Jahr und in alle Ewigkeit!
Der Kassenverwalter überschlug die Gesamtsumme in aller Eile und kam auf einen jährlichen Ertrag von etwa viereinhalb Millionen Dukaten; der Advokat bestritt ihm die Summe, sie müßte ganz wesentlich höher sein; der Glatzkopf wandte dagegen ein, daß man die Klausel „nach Abzug aller Unkosten“ berücksichtigen müsse, und was die Krone da alles in Anrechnung bringen werde, das könne er sich ungefähr vorstellen; der Advokat zeterte wieder, er, er, er solle diese Forderung nur zu vertreten haben, da würde der hohe Rechnungshof schon Blut und Wasser schwitzen . . .
Die andern begannen zu murren. Sie wollten den Text nun zu Ende hören. Zu was das Geplärr über die Rechnerei denn helfen solle; es hätte ja doch niemand etwas davon. Der riesige Matrose Barragan klatschte ungeschlacht die flache Hand auf das Pergament und grinste: „Was willst du mit dem Wisch!“
Außer sich riß ihm der Advokat das Dokument weg, glättete es über dem Knie und keifte: Das ein Wisch? Das ein Wisch? Das sei eine Forderung, ein ewiger und unverjährbarer Anspruch, unbezweifelbar echt und nicht zu bestreiten, eine Sache, die er vor jedem Gerichtshof der Welt zu führen und zu gewinnen sich anheischig machen wolle.
Und für wen denn, in Satans Namen?
Für wen? Der Advokat wich ratlos einen Schritt zurück. Er sah verdutzt in den Vertrag hinein, ohne die Buchstaben recht aufzunehmen. Während aber rings umher schon wieder

das Gelächter der andern sich stäufte, brach in ihm langsam eine Ahnung der wirklichen, ungeheuren Bedeutung des Dokuments auf. Es beutelte ihn vor Aufregung, und nur mühsam brachte er heraus: Da, wie, stünde da nicht, daß diese Forderung des Kolumbus ihm und allen seinen Nachkommen in direkter Linie auf ewig zustehen solle, ihm und allen seinen Nachkommen!

Alle sahen sich nach dem Jüngling um, den man im Eifer des Lärmens ganz vergessen hatte. Er saß wieder auf dem Platz, den er zuerst eingenommen hatte. Ohne sich um den Tumult zu kümmern, starrte er hinauf zum Fenster und kaute an seinen wunden Lippen. Sie schritten fast feierlich im Kreise auf ihn zu, und unwillkürlich erhob er sich vom Boden.

Ob er wahr und wirklich der Enkel des Entdeckers sei? fragte ihn der Advokat.

Er bejahte es freundlich, mit einer Geste auf das Pergament hin, das der andere wie ein Urteil in der Hand hielt.

Und ob er von dem Inhalt und der Bedeutung dieser Kapitulation eine Ahnung hätte?

O ja.

Der Advokat wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er könne auch seine direkte Abstammung nachweisen?

Der Jüngling lächelte. Verwandte besäße er zwar nicht mehr, aber seine alte Amme in Medellin, wo er aufgewachsen sei, könne wohl bezeugen, daß er nach dem frühzeitigen Tod seines Vaters Bernardo der einzige noch überlebende Nachkomme des Großadmirals sei.

Ja, aber dann sei er doch reich, unermeßlich reich, der reichste Erbe in den Königreichen.

Er nickte. Das habe ihm sein Vater auch immer gesagt. Leider sei er vor Kummer und Ärger über seine dauernde Zurücksetzung und Benachteiligung gestorben, ehe sein Prozeß mit der Krone entschieden war.
Wie, ein Prozeß? Was für ein Prozeß?
Nun, wegen der Anerkennung seiner Forderungen aus der Kapitulation. Schon der Großvater habe einen gericht'ichen Bescheid darüber erwirken müssen und ihn auch bekommen. Aber der Rat von Indien in Burgos habe verhindert, daß der Beschluß ausgeführt wurde. Kein Real sei der Familie ausgezahlt worden.
Verständnisvolles Hohngelächter erscholl. Ja, so machten es die mit einem. Der dürre Brigant Paisano schrie, daß das Krähennest auf seinem Kopfe zitterte: er sei zwar nur als gewöhnlicher Soldat bei der Eroberung von Neuspanien dabei gewesen, aber man habe es doch fertiggebracht, ihn um die Hälfte seiner Löhnung zu prellen. Sein Generalkapitän freilich, der Ferdinand Cortes, habe schon sein Schäflein im Trocknen; der sei jetzt Markgraf von Oaxaca und Großkomtur von St. Jago und wisse nicht, wie er sein Geld hinausschmeißen solle mit Turnieren und Banketten, während man ihm hier trocknen Hanf zu kauen gebe. Wer das Glück hat, dem kalbt die Sau. Aber er für sein Teil habe nun genug von dem Geschwätz über die Goldmillionen; er kenne das; zwanzig Jahre sei er hinter dieser Parole hergelaufen und habe sich nur die Stiefel zerrissen. Diesem armen Teufel hier – dabei schlug er den Jüngling kameradschaftlich auf die Schulter – würden die hohen Señores da oben nach ihrem Belieben den nächsten Galgen verordnen oder eine seiner hübschen langen Hände ab-

schlagen lassen, und da werde ihm kein Vertrag und kein Rechts- oder Linksadvokat etwas helfen. Und jetzt wünsche er jedenfalls von dieser ganzen Sache nichts mehr zu hören und zu sehen und gedächte wieder ein ehrbares und vernünftiges Spiel anzusetzen.

Damit klirrte er in seine Ecke zurück. Einige folgten ihm, und der Kreis löste sich auf. Bald waren überall wieder die Karten und Würfel im Gange, und nur in den Pausen des Spiels wurde noch zuweilen etwas über den seltsamen Fall diskutiert. Der Advokat und der Kassenverwalter freilich saßen die ganze Nacht hindurch neben dem Jüngling und wisperten und flüsterten auf ihn ein, bis er ihnen fast unter den Händen einschlief. Auch der riesige Matrose Barragan stand, einfältig lächelnd, die ganze Zeit dabei, als wartete er auf irgend etwas Wunderbares.

Am nächsten Morgen sah man dann den Advokaten unter dem Fenster hocken und mit unendlicher Mühe auf der Rückseite eines der Papiere des Jünglings etwas kritzeln. Der selber schien sich freilich nicht sonderlich darum zu kümmern. Er saß mit Paisano und einigen andern beim „Einundzwanzig“. Es erwies sich, daß er ein leidenschaftlicher Spieler war; nur mürrisch gab er dem Advokaten Antwort, der zuweilen in seiner Arbeit inne hielt und ihn über die schiefe Schulter hinweg etwas fragte.

Er möge in Gottes Namen schreiben, was er wolle, fuhr er schließlich den Alten an, aber ihn mit den fortwährenden Fragen verschonen; zum zweiten Male habe er dabei schon einen Stich verpaßt.

Ja, lachte Paisano, der eben mischte, und schlug die Karten klatschend gegen das Knie, hier, das sei das Buch

der Bücher, gedruckt mit Privilegium Seiner Majestät und wahrhaftig etwas kurzweiliger zu lesen als der Schabenfraß und Mottenzunder von alten Akten.
So, giftete der Advokat zurück, dann könne er ja wohl seine Weisheit für sich behalten und auch dies, was er eben erst herausgefunden hätte: daß dem Kolumbus außer der geldlichen Forderung auch der Anspruch auf die Stelle eines Admirals erb- und eigentümlich für seine Nachkommen zugestanden worden sei.
„Admiral!“ johlte die ganze Runde. „Heb ab, Admiral!“ und: „Spiel aus, Admiral!“ und: „Da liegt der Trumpf, Admiral!“ Der Jüngling weinte fast vor Unmut, aber er mußte den Spitznamen von da an dulden.
Am Mittag, als der Schließer das Essen brachte, übergab ihm der Advokat das Schriftstück, das Kolumbus noch flüchtig und schnell unterschrieben hatte, ohne recht hinzusehen. Der Wächter betrachtete das Papier mißtrauisch und hielt es an einem Zipfel von sich ab mit dem Respekt des Ungelehrten vor allem Geschriebenen. Dringlich schärfte ihm der Advokat ein, das Dokument sogleich dem Gerichtshof abzuliefern; es sei eine Sache von allerhöchster Wichtigkeit. Er humpelte ihm noch bis an die Tür nach und redete auf ihn ein, während die andern sich schon gierig und stumm über die dünne Suppe hermachten.
Während einiger Tage erfolgte nichts, und man hatte den Vorfall schon fast vergessen, als eines Morgens zu ganz ungewohnter Zeit der Schließer in die Zelle gestürzt kam, blaß vor Wut und unaufhörlich vor sich hinschimpfend.
„Das Papier, das verfluchte Papier!“ Er hätte es gar nicht in die Hand nehmen sollen. Ein sauberes Stück, ihm die

Señores auf den Hals zu hetzen. „Aufgestanden!“ – damit trat er den zunächst Liegenden mit der Fußspitze in die Rippen – „aufgestanden!“ In ein paar Minuten sei ein Sekretär des Hohen Gerichtshofes hier und werde die Zelle inspizieren. Was zum Satan nur die Herren daher führe! Aber er wisse schon, wer ihm das auf den Hals geladen habe, und werde sich dafür zu bedanken wissen.
Die Häftlinge erhoben sich, Augen und Ohren blöde vom Schlaf, und klirrten mit den Ketten. Nur der Advokat war sogleich wach und huschte heran: nun, was hätte er gesagt?
Ah, da sei er ja, der schiefgewachsene Rattenkopf, fluchte der Schließer und stieß nach ihm mit dem Knie. Er könne sich auf eine tüchtige Tracht Prügel gefaßt machen, wenn die Revision erst vorbei wäre. Dann sei noch da ein Malefikant Kolumbus, wo der stecke.
Eilfertig zerrte der Advokat den Jüngling, der noch verträumt an seinen wunden Lippen kaute, herbei. Der Schließer schüttelte ihn.
So, um ihn sei das ganze Geschrei entstanden. Wie er denn aussehe, was? Ob er in diesem Aufzug etwa Seiner Exzellenza unter die Augen treten wolle? Keinen Fetzen mehr am ganzen Leibe, nackt wie ein gerupfter Hahn. Er sei doch ganz anständig gekleidet hier eingeliefert worden. Aber da werde in Satans Gebetbuch geblättert und gespielt und gedroschen, bis die letzte Faser herunter sei; er kenne das. Vorwärts, auf der Stelle sollten ihm die andern seine Sachen wiedergeben.
Der Jüngling hatte eben notdürftig seine Blöße bedeckt, als auf dem Gang Stimmen laut wurden. Der Schließer

fauchte ihn noch leise an, er solle sich in drei Teufels Namen beeilen und sprang dann herzu, um die halb angelehnte Tür aufzuhalten. Er verrenkte sich fast die Schultern vor Devotion; zu seinem Entsetzen waren außer dem angekündigten Sekretär auch noch zwei offenbar sehr hohe Richter erschienen, die er gar nicht kannte. Im Hintergrunde tauchte der Gefängnisdirektor auf, ängstlich bemüht, seine Gäste vor zu eiligem Betreten der Zelle zurückzuhalten.

Der Sekretär, ein junges, sehr stutzerhaft in schwarzen Atlas mit rosa Puffen gekleidetes Herrchen, trug nach neuester Mode ein dick mit Moschus parfümiertes Taschentuch in der Hand. Angstvoll drückte er es vor den Mund, während er sich in dem dämmrigen Raum nach allen Seiten umsah. Der Gefängnisdirektor komplimentierte sich inzwischen mit den beiden hohen Richtern an der Tür herum. Die Señores wollten sich doch die Schuhe nicht schmutzig machen; es sei nicht ganz sauber in dem Raum. Er sei nur für die unterste Klasse von Verbrechern bestimmt; Gesindel der übelsten Sorte, das es nicht besser verdiente. Dann schrie er nach rückwärts, man solle schleunigst Fakkeln bringen, die Señores könnten ja so nichts erkennen. Hastige Schritte scharrten auf dem Gang, und schließlich warf flackerndes rotes Licht die staubgraue Dämmerung auseinander.

Die Richter traten ein, vorsichtig ihre taftenen schwarzen Mäntel unter dem Kinn zusammennehmend. Die Sträflinge standen gebückt an den Wänden, in großem Respekt, bemüht, das Geräusch der Ketten, mit denen sie sonst trotzig lärmten, möglichst zu dämpfen.

Der ältere der beiden Richter, ein schlanker Herr mit langgezogenem, schmalem Kopf, dem über der prachtvoll in tausend Falten geplätteten Halskrause ein wie aus Silberdraht gezogener Spitzbart in die Luft stach, sah sich aufmerksam um. Seine grauen, tief in dem braunen, schlaffen Fleisch der Höhlungen liegenden Augen musterten die Gefangenen der Reihe nach. Die Knechte sprangen beflissen vor und stießen ihnen die Fackeln fast ins Gesicht, aber er winkte mit der stark beringten Hand ab. Sie traten zurück und hielten die Fackeln in die Höhe. Niemand wagte zu sprechen.
Der Richter wandte sich an seinen Begleiter, hüstelte gemessen hinter den gespitzten Fingern und meinte auf Lateinisch: da sehe man doch die Nichtigkeit alles Ruhmes der Welt. Des großen Kolumbus Enkel hier unter Wegelagerern und Strauchdieben. Und das Schlimmste: sein Gesicht sei nicht einmal herauszukennen unter diesen Galgenphysiognomieen.
Tief beunruhigt in seinem Legitimitätsgefühl machte er noch einmal den Versuch, ihn von selbst zu bezeichnen, gab es aber dann mit einer Handbewegung auf. Der Advokat erspähte die Gelegenheit; er trat vor, aus alter Gewohnheit die Hände reibend, und wies über die schiefe Achsel hinweg auf den Jüngling. Mit triumphierender Stimme stellte er ihn als den fraglichen Christoph Kolumbus, Don Christoph Kolumbus, vor. Dabei blickte er sich im Kreise um, nicht unzufrieden mit der Wirkung, die diese Verkündigung des Adelstitels hervorbrachte.
Der junge Mensch machte aber sogleich diese stolze Bezeichnung zunichte. Er brach unter dem Blick des Richters,

der trotz seiner beherrschten Züge seinen Widerwillen nur schlecht verhehlen konnte, laut aufheulend in die Kniee. Tränen überschwemmten das kleine Gesicht und ließen es noch kindlicher erscheinen; wie gedankenlos wischte er sich mit dem Handrücken über die wunden Lippen.
Eilig sprang der duftende Sekretär herzu, zupfte ihn am Ärmel und bedeutete ihn, aufzustehen; es sei Seiner Exzellenz in höchstem Grade mißfällig, jemand in dieser Haltung vor sich zu sehen.
„Ein Kolumbus . . .", sagte der Präsident zu seinem Begleiter, nachsinnend und wie eine Möglichkeit suchend, die Situation sich zu erklären. Allerdings, man habe ja immer behauptet, daß die Familie ursprünglich aus den dunkelsten Hafenvierteln von Genua stamme.
Wie erleichtert durch diese Deutung, begann er nun in knappen Sätzen die Fragen zu stellen, die er sich vorgenommen hatte. Der Jüngling antwortete, schluckend und oft vom Weinen überwältigt. Wenn er stockte, half der Advokat ihm ein. Der Sekretär suchte ihn zum Schweigen zu bringen, aber beharrlich stieß er immer wieder von einer anderen Seite vor. Vom Präsidenten wurde er freilich zu seinem größten Kummer nicht beachtet.
Es erwies sich, daß alle Angaben des Berichtes stimmten. Wenn der Jüngling auf eine Frage keine recht präzise Auskunft zu geben vermochte, so berief er sich immer wieder auf das Zeugnis seiner alten Amme in Medellin, die man darüber nur vernehmen solle. Der Sekretär fühlte das Bedürfnis, auch seinerseits sich an dem Verhör zu beteiligen; er bat den Präsidenten mit einem Blick um Erlaubnis, schob sich die gepufften Ärmel in die Höhe und fuhr mit

heftigen Handbewegungen auf den Häftling los: ja, ja, man sei nun überzeugt, daß er tatsächlich der Enkel des Großadmirals wäre. Aber wie könne er denn nur erklären, daß er als Abkömmling einer so berühmten Familie derart heruntergekommen sei? Man sei ja gezwungen, das Dokument Seiner Majestät und dem Obersten Staatsgerichtshof vorzulegen, was, eine Eingabe, datiert aus dem Zuchthaus – die Entrüstung trieb ihm die Stimme immer mehr in die Höhe – und verfaßt von einem offenbaren Strolch und Straßenräuber. Wie er das nur erklären wolle?
Der Gefragte sah sich ratlos um und brach statt aller Antwort wieder in Tränen aus. Er machte Miene, von neuem sich dem Präsidenten zu Füßen zu werfen. Der schüttelte unmutig den Kopf über das unvorsichtige Geschwätz seines Sekretärs, winkte ab und gab zu verstehen, er habe nun genug gehört. Man werde die Sache verfolgen. Ob der Gefangene einen Wunsch zu äußern hätte? Nein? Nun, gut.
Damit wandte er sich zum Gehen. Der Gefängnisdirektor schrie nach den Fackeln; der Advokat versuchte sich noch einmal bemerklich zu machen, wurde aber mit einem Blick zur Seite gescheucht; hastig versorgte der Schließer die Tür und stürzte den Richtern nach, um womöglich noch einen Fetzen des Gesprächs zu erhaschen. Die Zelle lag wieder im staubgrauen Müll der Dämmerung.
Verlegen standen die Sträflinge um Kolumbus herum. Er war ihnen plötzlich fremd geworden; sie wußten nicht, wie sie sich zu ihm stellen sollten. Einige versuchten es zaghaft mit ein paar Witzworten, aber die fielen kraftlos zu Boden und wurden von der ungeheuren Erregung, die durch den Raum zuckte, hinweggeweht. Am liebsten hätten sie sich

wieder in Toben und Lärmen Luft gemacht, aber keiner fand den rechten Anfang dafür.
Da kam der Schließer noch einmal zurück. Er ging auf den Jüngling zu, schüttelte ihn vorsichtig und erklärte, man habe ihm eine Einzelzelle zugewiesen, aus besonderer Gnade; er solle ihm folgen.
Wie erwachend sah der sich aber um und fuhr mit ganz überraschender Festigkeit heraus: er wolle durchaus und auf alle Fälle hier bleiben, er wünsche keine andere Zelle, er dächte nicht daran, sich umzuquartieren, hier bei den Kameraden werde er ausharren wie bisher. Und als der Schließer stutzte, drängte er ungeduldig auf ihn ein: schnell, er solle hinter dem Präsidenten herlaufen, man habe ihn nach seinen Wünschen gefragt; nun gut: er wolle hier bleiben, weiter nichts . . .
Seine letzten Worte wurden unter dem ohrensprengenden Gebrüll der Zellengenossen begraben. Der Schließer verschwand augenblicks; er sah, daß einige im Taumel der Begeisterung Miene machten, sich auf ihn zu stürzen. Draußen blieb er kopfschüttelnd noch eine Weile stehen und horchte. In dumpfen, gleichmäßigen Stößen ruckte das Geheul der Stimmen immer wieder an; dazwischen zischte wie Wasser das Geräusch der Eisen auf, die sie aneinander schlugen oder gegen die Wände hieben. Jetzt fingen sie gar an zu singen. Erbost trat er wieder an die Tür und pochte mit dem Schlüssel gegen den Blechbeschlag, aber niemand hörte auf ihn.
Den ganzen Tag über wurde es in der Zelle nicht ruhig. Kolumbus sank matt in seinem Winkel zusammen; er hörte fast nichts mehr von dem, was man wirr auf ihn ein-

schrie. Gruppen bildeten sich, wurden gesprengt und schlossen sich neu zusammen. Die unsinnigsten Hoffnungen und Erwartungen stiegen wie Blasen aus dem Gemurmel auf. Selbstverständlich würde der „Admiral“ – man behielt den Spitznamen bei, der nun plötzlich so greifbaren Sinn bekommen hatte, – sofort aus der Haft entlassen werden. Der Advokat setzte auseinander, wie ein Adliger niemals vor dem gewöhnlichen Gericht, sondern nur vor einem Konvent von Standesgenossen abgeurteilt werden könne; übrigens sei der Kolumbus mit den übrigen erblichen Würden zugleich Ritter von St. Jago und dürfe als solcher ausschließlich vom Kapitel des Ordens zur Rechenschaft gezogen werden. Nicht einmal der König selbst habe die Macht, ihn zu strafen.

Nicht einmal der König selbst! He, der sei ja überhaupt Partei, der Beklagte, schrie der Kassenverwalter dazwischen. Ob man das Gesicht des Richters bemerkt hätte? Das sei ein Herr, der wohl auch gegen Seine Majestät ein Urteil fällen würde, und wenn es die königliche Kasse jährlich vier Millionen kostete.

Die ungeheure Zahl wurde nun nicht mehr verlacht; man trank sie gierig hinunter und berauschte sich an ihr. Wenn das hier geschehen konnte, mitten unter ihnen, dann mußte es doch wohl auch für sie einige Folgen haben. Unmöglich zu denken, daß der Admiral einfach verschwinden sollte, der Schließer ihn abholte, eines Tages, und dann alles wieder war wie vorher. Wie, hatte der Admiral nicht eben noch erklärt, er bliebe hier, bei seinen Kameraden, der gute Bursche? Nun, er würde auch später sich seiner Genossen erinnern, und mit vier Millionen ließ sich wohl allerhand

tun. Man malte sich aus, was man anstellen wollte, wenn man erst freigelassen wäre. Der Admiral würde wahrscheinlich nach drüben gehen, der Boden war hier immerhin noch etwas heiß für ihn. Da ging man eben mit; irgendeinen Posten würde er einem schon verschaffen.

Der erste, der sich ganz unverhohlen mit einer Bitte an ihn wandte, war der Kassenverwalter. Er habe durch den Beistand, den er ihm bisher geleistet hätte, wohl genugsam gezeigt, daß er etwas verstünde. Der Señor würde mit ihm zufrieden sein, wenn er ihn zum Rendanten für seine sämtlichen Einnahmen und Güter machen wollte.

Der Jüngling lächelte freundlich zustimmend. Die andern erhoben ein zorniges Geschrei: Unverschämtheit! Generalintendant! Das könnte ihm wohl so passen. Man wüßte ja schließlich, warum er hier säße. Aber sie seien vollkommen begnügt, wenn er sie zum Aufseher bei einer seiner Gruben, zum Sergeanten seiner Wache, zum Steuermann, zum Bootsführer ernennen würde. Der riesige Matrose Barragan trat herzu, einfältig grinsend, und erklärte, er habe zwanzig Jahre auf den Schiffen Seiner Majestät gedient; jedesmal sei er bei der Ernennung zum Maat übergangen worden. Man solle ihm aber einmal den Posten geben, dann würde sich herausstellen, ob er tüchtig genug dazu sei. Er kenne alle die Schliche und Pfiffe der Burschen auf den Galeeren; die sollten bei ihm nichts zu lachen haben.

Schließlich mischte sich auch der dürre Brigant Paisano in das Gespräch, ungeduldig die wirren Haare über all diese Vorschläge schüttelnd. Er wüßte eine Unternehmung, die dem Señor noch Geld einbringen sollte, statt ihn etwas zu kosten, wie all diese Vagabunden hier. Neuspanien sei zwar

erobert und Peru entdeckt, aber das wahre Goldland hätte man noch nicht gefunden, das echte Eldorado, wo die Pfosten der Häuser aus Gold seien, die Dächer mit goldenen Ziegeln gedeckt, die Stufen aus Gold, wo die Leute in goldenen Wannen badeten und sich über und über mit purem Goldstaub puderten. Dahin solle man eine Expedition ausrüsten; er wolle gern seine Kenntnisse dabei zur Verfügung stellen. Zu solchem Zweck würde Seine Majestät sie wohl auch sämtlich aus dem Gefängnis losgeben, und er stehe dafür ein, daß sich die dafür verwandten Gelder verzehnfachen, verhundertfachen würden. Ja, sie würden von einer solchen Fahrt zurückkommen, dermaßen mit Schätzen beladen, daß Cortes und Pizarro arme Schlucker und Hungerleider gegen sie sein sollten.

Giftig fuhr nun aber der Advokat dazwischen: he, man sei ja fleißig dabei, alle Stellen zu verteilen; an ihn dächte wohl keiner mehr, wie? Dabei hinge nach wie vor alles von ihm ab, und wenn er nicht weiter sein Hirn strapaziere und sich abquäle, um den Handel zum guten Ende zu bringen, dann könnten sie ihre Kapitänspatente und Rendantenposten an die Wand schreiben. Noch sei die Sache keineswegs so sicher, und ihm habe das Gesicht des Richters einen etwas anderen Eindruck gemacht als dem Kassenverwalter.

Davon wollten die andern aber nichts hören. Er mache sich nur wichtig, der Ausgang sei doch keineswegs mehr zweifelhaft. In dieser Stimmung blieben sie denn auch die nächsten Wochen hindurch. Die ganze Zelle war in einem fortdauernden Rausch und Taumel der Erwartung. Sogar Karten und Würfel verloren ihre Kraft ein wenig; ja, zuweilen ließ einer mitten im Spiel die Karten so weit sinken,

daß die andern hineinsehen konnten, und murmelte selbstvergessen etwas vor sich hin.
Gespeist wurde diese Zuversicht immer wieder durch die Vernehmungen, zu denen das Gericht Kolumbus vorlud. Was er darüber berichtete, klang allerdings erstaunlich und zwang sogar dem mißtrauischen Advokaten das Eingeständnis ab, es scheine ja alles nach Wunsch zu verlaufen. Man hatte die alte Amme aus Medellin vorgeladen, die Kolumbus in der Tat als den echten und einzigen Enkel des Entdeckers identifizierte, und die Richter waren daraufhin einmütig der Überzeugung, daß dem vollkommen rechtsgültigen Anspruch des Vertrages stattgegeben werden müsse. Auch der lebhafte Protest des Vertreters Seiner Majestät und des Königlichen Rechnungshofes hatte sie dabei nicht beirren können. Überdies waren sie beim weiteren Fortgang der Sache auf die früheren Akten gestoßen, aus denen unwiderleglich hervorging, daß man schon dem Großadmiral selber und späterhin dem Sohne seinerzeit auf ihre Klagen hin mit ihrer Forderung hatte recht geben müssen. Lediglich der plötzliche Tod des Sohnes und die Tatsache, daß man dem Enkel nicht ordnungsgemäß einen Vormund bestellt hatte, waren schuld an dem Steckenbleiben der Angelegenheit. Jetzt mußte sie aber zur Erledigung kommen, und es handelte sich, so behauptete Kolumbus nach seinem letzten Verhör, nur noch darum, erträgliche Modalitäten für die Zahlung der ganz ungeheuerlichen ihm zustehenden Summen zu finden. Die Hauptstadt, ja das ganze Land – sein Gesicht zuckte etwas ratlos, während er das erzählte – sei in Aufregung. Die Richter selbst hätten ihn beschworen, sich zu einem billigen

Vergleich bewegen zu lassen, denn eine buchstäbliche Erfüllung des Vertrages, geschweige die Auszahlung der rückständigen Beträge würde das Mehrfache des gesamten Einkommens aus den Kolonieen verschlingen und den ganzen Staatshaushalt gefährden. Der Königliche Rechnungshof, selbstverständlich der schärfste Gegner des ganzen Prozesses, habe sich diese Schwierigkeiten bereits zunutze gemacht. Es bestünde die Möglichkeit, so hätte man ihn von seiten des Gerichtes bedeutet, daß von dort aus der Pöbel der Stadt mit der Aussicht auf neue Steuern und Umlagen aufgereizt würde, das Gefängnis zu stürmen und ihn zu ermorden. Die Wachen seien sogar schon verstärkt worden; selbstverständlich würden sie ihn im Ernstfall nicht schützen.
Schwindel! schrie da der Advokat dazwischen, außer sich mit den spitzen Händen fuchtelnd. Schwindel! Übelste Schliche und Kniffe, wahrhaftig, er kenne das. Sieh da, diese hohen Señores, was für Mittelchen sie doch auch anwenden! Man wolle ihn nur weich machen, um ihn um den sicheren Erfolg zu prellen. Schamlos, und außerdem plump, lächerlich plump. Was, Vergleich! Nichts da, jetzt gelte es, fest zu bleiben; an dem Angebot könne man ja schon sehen, wie glänzend die Sache stünde. Übrigens würde man ihm ohnehin schon später bei der Abrechnung die Beträge verkümmern. Nicht nachgeben! Die volle Summe fordern, bis zum letzten Maravedi!
Jeden Einspruch brachte er mit dem triumphierenden Hinweis zum Schweigen, daß er, er, er es doch wohl sei, der die Angelegenheit bis hierher glorreich zum Siege geführt hätte. Schwitzend vor Aufregung hockte er sich wieder vor das Fenster und kratzte auf einem letzten, sorglich gehüteten

Bogen eine Eingabe, in der Kolumbus noch einmal unnachgiebig auf seiner Forderung bestand und volle Befriedigung verlangte. Der Jüngling unterschrieb, ein wenig nachdenklich. Einige hatten ihm abgeraten. Der Advokat bedachte sie mit entsprechenden Blicken und erklärte laut, man werde sie sich für später merken.

Acht Tage lang erfolgte nun nichts. Eine furchtbare Stille lag über der Zelle, es war, als preßte eine riesige Faust die Mauern zusammen. Der Raum wuchs zu. Unaufhörlich stießen sich die Gefangenen aneinander. Sie waren abgemagert und hatten glänzende Augen bekommen. Jeden Tag gab es rasende, verbissene Schlägereien um die nichtigsten Dinge. Sie wurden lautlos, keuchend ausgefochten; man wagte nicht zu lärmen, aus Furcht, der Gefängnisdirektor möchte sonst die Belegschaft umquartieren und trennen. Gegen Ende der Woche wurde Kolumbus noch einmal vorgeladen, diesmal aber nicht vor den Obersten Gerichtshof, sondern nur vor den gewöhnlichen Alkalden, der ihn das erstemal vernommen hatte. –Was gewesen sei? – Nichts; man habe ihm das Protokoll über seine Raubgeschichte noch einmal vorgelesen, und er habe das Geständnis unterzeichnen müssen. Die Herren seien freundlich zu ihm gewesen und hätten ihm gesagt, es handele sich um eine reine Formalität; man habe damals nicht gewußt, daß er schreiben könnte.

Die folgende Woche wurde noch schlimmer. Viele aßen nichts mehr; der Schließer trug die Hälfte der ohnehin dürftigen Mahlzeit wieder fort. Kaum einer konnte noch schlafen. Die Zelle war die ganze Nacht hindurch erfüllt von dem leisen Sirren der Ketten. Die Unruhigsten liefen

rastlos auf und ab; keiner schrie sie an, man war zu müde dafür. Auch die Ungläubigen wurden von der fanatischen Erwartung der andern überwältigt, und wenn schon einmal jemand vorsichtig äußerte, es dauere doch nun etwas lange, so fuhr der Advokat auf ihn los: wie, lange, zu lange? Das sei doch nicht, als wenn man eine Wirtshausrechnung ausschriebe; an der Aufstellung hätten ein Dutzend Sekretäre und Schreiber vollauf für einen Monat zu arbeiten. Was sie dann noch alles vergessen und unterschlagen hätten, das werde man ja sehen.

Kolumbus, den all dies fast am wenigsten anzufechten schien, hatte wieder begonnen zu spielen. Er gewann häufig; mit seinen träumerischen Bewegungen warf er die schmutzigen, vom langen Gebrauch eirund geschliffenen Karten lässig vor sich hin wie Steine, die ein Knabe spielend über das Wasser pritscht. Auch an dem Morgen, an dem der Schließer in Begleitung des stutzerhaft eleganten Sekretärs in der Zelle erschien, um ihm das Urteil zu verkünden, saß er mit Paisano beim „Einundzwanzig". Er sah sich flüchtig um und spielte weiter; da nicht die Herren des Hohen Gerichtes erschienen waren, die er erwartete, konnte es sich um nichts Wichtiges handeln. Der Sekretär schob umständlich die rosa gepufften Ärmel von den Händen zurück und räusperte sich durchdringend. Kolumbus warf die nächste Karte hin. Auch sein Partner wurde unruhig, aber der Jüngling lächelte: weiter spielen. Wie verzaubert saß er da in seiner Gewißheit, als könne ihm nichts mehr geschehen. Der Schließer trat heran und rührte ihm sachte die Schulter an: he, er schlafe wohl; der Sekretär sei da vom Gericht.



Sepiazeichnung Goethes

Von welchem Gericht? Der Sala de Justicia?
Nein, vom Alkalden.
Nun gut; er wünsche noch diesen Stich zu machen.
Aber, mein Gott, die Sache sei äußerst wichtig.
Ja; . . . und diesen Stich!
Es gehe um Leben und Tod für ihn.
Den letzten! – So, gewonnen. Nun, was habe man ihm zu sagen?
Der Sekretär tupfte sich mit dem duftenden Taschentuch das ganze Gesicht ab. Dann verlas er das Urteil. Der Alkalde, als der zuständige Strafrichter, erkannte gegen Cristoph Kolumbus wegen offenbaren und auch eingestandenen Straßenraubes auf Tod durch den Strang. Der Spruch, gegen den bei der Art des Vergehens keine Berufung statthaben könne, sei im Verlauf von längstens fünf Tagen zu vollstrecken.
Der Jüngling stand in der Mitte des Raumes und wischte sich ratlos mit dem Handrücken über die wundgekauten Lippen. Er begriff nichts. Sein Prozeß! Die Eingaben! Der Vertrag!
Mit etwas unbehaglichem Gesicht zog der Sekretär die zerknitterten und schmutzigen alten Dokumente heraus, faßte sie ganz am äußersten Rande an und überreichte sie ihm. Der Oberste Gerichtshof stelle ihm diese Papiere, da nun durch das Urteil des Alkalden die ganze Angelegenheit erledigt sei, zurück. Damit machte er kurz kehrt und ging hinaus, während der Schließer, seit langer Zeit wieder zum erstenmal, laut und umständlich mit den Schlüsseln hantierte.
Die Gefangenen waren in die äußersten Winkel der Zelle

zurückgewichen, solange das Urteil verlesen wurde. Nun kamen sie wieder hervor, mit vor Erbitterung schrillen und ruckenden Bewegungen. Sie hatten nicht übel Lust, sich auf den Jüngling zu stürzen; trotzdem wagte keiner ihn anzutasten. Paisano an der Spitze murrte: was, habe er es nicht gleich gesagt? Verfluchtes Geplärr von den Goldmillionen. Eldorado! Admiralschaft! Der Adel! Ach ja, die Señores hätten ihm da schon eine Erhebung in den Freiherrnstand zugedacht, hoch hinaus, da könne er seine Güter sich noch einmal von oben betrachten, halb Madrid . . .
Mitten im Satz hielt er inne, fuhr sich verlegen mit den Händen in die wirren Haare und schwieg. Auch die andern wurden still. Der Jüngling stand mit geschlossenen Augen in der Mitte des Raumes, das Kinn tief auf die Brust gedrückt, als sei ihm der Kopf ausgerenkt. Die Arme hingen schlaff herunter; über der Brust warf der Rock breite Falten. Eine solche Kälte wehte von ihm her, daß sie unwillkürlich wieder zurücktraten, leise, Schritt um Schritt. Keiner sprach mehr. Einige legten sich hin, wo sie eben standen; andere sanken gegen die Wand. Manche schliefen im Stehen.
Nur der Advokat schüttelte abwehrend den Kopf, spannte energisch die schiefen Schultern und stieß seine Füße vor dem Fenster hin und her. Er dachte nicht daran, das Spiel schon verloren zu geben. Langsam dämmerte ihm eine Möglichkeit. Er legte dem Jüngling die Hand auf die Schulter und fragte ihn, behutsam, damit niemand es hörte, ob er denn keine Kinder habe?
Der wandte ihm das blasse Gesicht zu und bat ihn, mit einer Handbewegung, die eine eigentümliche, ihm bisher fremde

Würde zeigte, er möge ihn doch nichts mehr fragen, da er nun bereit sei, mit dem Leben abzuschließen. Gewiß, er habe ein Kind, da hinten in Medellin; aber das sei eine Geschichte, über die er jetzt nicht mehr reden wolle.
Der Advokat ließ aber nicht ab: ob es ein Sohn sei? Ja? Und die Mutter? Verheiratet sei er ja wohl nicht. Also außer der Ehe gezeugt. Und der Stand des Mädchens? Ihre Abstammung? Sie sei doch wenigstens aus reinem, christlichem Blute? Ach, er verstehe: die wäre die Ursache, daß er hier säße, wie?
Der Jüngling hob ein wenig den Kopf: woher er denn das wüßte?
Nun, nun, das ließe sich wohl kombinieren. Aber dann sei ja doch gar nicht alles verloren. Man dürfe nur den Kampf nicht aufgeben. Er solle schleunigst das Weib kommen lassen, sich mit ihr trauen; Aufschub dazu würde man schon vom Gericht erlangen. Der Sohn – es sei doch ein Sohn? – erbe dann den Anspruch. Es könne einige Schwierigkeiten geben, weil er ja vor der Ehe gezeugt, aber die würden sich überwinden lassen. Er solle ihn nur dafür sorgen lassen. Fünf Jahre habe er hier noch, dann komme er frei; er werde sein Leben an die Sache setzen, um sie durchzufechten. Vorwärts, man wolle gleich die Eingabe aufstellen. Der Alkalde dürfe ihm diesen letzten Wunsch nicht verweigern. Notfalls würde man die Kirche zu Hilfe rufen.
Der Jüngling hob wieder abwehrend die schmale Hand. Vergeblich stellte ihm der Advokat vor, daß hier auch eine letzte, äußerste Möglichkeit liege, sich selber zu retten. Die Krone werde vielleicht nicht wagen, es nochmals auf

einen Prozeß ankommen zu lassen, und ihm einen neuen Vergleich anbieten. Und einen Vergleich müsse man ja jetzt wohl machen; auch der Sohn werde schwerlich alles bekommen.
Nein; er wolle in Ruhe sterben. Alles Geschwätz über die Sache sei ihm zuwider.
Der Alte bat ihn, ihm doch wenigstens eines der Papiere zu geben; er hoffte, er könne wie bisher das Schriftstück einfach aufsetzen und dann von ihm unterschreiben lassen.
Der Jüngling preßte statt einer Antwort stumm die Hand auf die Brust, wo er die Dokumente verwahrt hatte.
Sie stritten noch, als der Schließer von neuem erschien und den Befehl überbrachte, Kolumbus habe zu einer letzten Vernehmung vor dem Obersten Gerichtshof zu erscheinen.
Der Jüngling sah sich in der Zelle um, als wüßte er, daß er nicht hierher zurückkehren würde. Dann reichte er dem Advokaten die Hand und dankte ihm für seine Fürsorge. Er habe es gut mit ihm gemeint, aber das sei ja nun aus und vorbei. Die – damit wies er hinaus auf den Gang – würden ihm nun wohl alles weitere Appellieren ersparen.
In höchster Erregung über das Ungesetzliche dieses Verfahrens, das dem Verurteilten ja nicht einmal die allerüblichste Galgenfrist zubilligte, sprang der Alte zwischen den Gefangenen und die Wache, wie um ihn mit seinem schiefen, kleinen Körper zu decken. Die Soldaten warfen ihn in den Raum zurück, daß seine Ketten schellten, und führten Kolumbus hastig ab. Kaum konnte er den Arm erheben, um vom Gang her noch ein Zeichen zu geben.
Man brachte den Jüngling in einer Sänfte, die auf beiden Seiten verhängt war, in das Gebäude der Sala de Justicia. Der

Oberste Gerichtshof hatte sich in einem kleinen, sehr reich möblierten Saal versammelt, dessen offene Bogenfenster das schmetternd helle Licht des Flusses hereinwarfen. Kolumbus blieb mit gekrümmten Schultern stehen und rieb sich die entwöhnten Augen. Man hatte ihm die Ketten abgenommen. Zaghaft versuchte er eine Verbeugung, verfehlte aber die Richtung und geriet damit vor den Sekretär. Der sprang verlegen auf und schob ihn zurecht: dort säßen Ihre Exzellenzen. Er sah zunächst nur das schwere dunkle Rot der samtenen Talare.

Der älteste Richter hob die stark beringte Hand und wies ihm seinen Platz vor der Schranke an. Kolumbus erkannte ihn an dem scharfen, wie aus Silberdraht gezogenen Spitzbart wieder. Nun hörte er die Stimme; kalt und sehr deutlich.

Man verkündigte ihm die Begnadigung. Seine Majestät habe sich bewogen gesehen, ihm die verwirkte Todesstrafe zu erlassen, allerdings unter besonderen Bedingungen, die er sogleich hören werde.

Damit gab der Richter, dem dieser Teil der Verhandlung peinlich zu sein schien, das Wort an den Sekretär ab. Kolumbus vernahm aber nichts von dem, was der junge Mann in dem rosa gepufften Atlaskostüm vorlas. Er taumelte gegen das offene Fenster. Seine Hände krallten sich in der Brüstung fest. Die Sonnenwärme, die in allen Poren des Steins saß, rieselte ihm durch die Finger. Er atmete, fast schreiend, laut auf. Er roch den kräftig nüchternen Geruch des Wassers dort unten im Fluß. Fast hätte er den Kopf gegen den Pfeiler geschlagen. Lautlos sank er zusammen.

Man besprengte ihm die Stirn mit Wasser. Der Präsident selber bemühte sich um ihn. Er ließ ihm einen Stuhl bringen und legte deutlich Wert darauf, ihn erst wieder bei voller Besinnung zu sehen, ehe die Verlesung weiter ging. Dann gab er dem Sekretär das Zeichen.
Das Dokument enthielt eine Art Vergleich, in dem der König gegen Erlaß der Strafe von Kolumbus den vollständigen und ewigen Verzicht für sich und alle etwaigen Nachkommen auf seine Forderungen aus dem Vertrag mit dem Großvater verlangte. Er erkannte im übrigen gegen ihn auf lebenslängliche Verweisung aus seinen sämtlichen Staaten und Landen; im Übertretungsfalle sollte das erste Urteil unverzüglich wieder in Kraft treten. Schließlich billigte er ihm eine Summe von 300 Realen als Reise- und Subsistenzgeld in einmaliger Auszahlung zu.
Das gesamte Gericht erhob sich. Der Präsident fragte den Jüngling, ob er, Christoph Kolumbus, Enkel des Großadmirals und Vizekönigs Christoph Kolumbus und Sohn des Admirals Bernardo Kolumbus, im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte und nach angehörter Verlesung dieses Vertrages in allen Teilen bereit sei, ihn zu beschwören und mit seiner Unterschrift zu vollziehen.
Der Jüngling bejahte, ohne sich zu bedenken. Er leistete den Eid und griff schon nach der Feder, als der anwesende Vertreter der Krone dazwischentrat und bemerkte, es sei noch ein Punkt zu erledigen, der in dem Vergleich durch ein Versehen keine Aufnahme mehr gefunden habe. Der Inkulpat müsse nämlich den Namen Kolumbus für immer ablegen und hinfort einen anderen führen. Damit wies er ein Schriftstück der Königlichen Kanzlei vor, das die Na-

mensänderung des Christoph Kolumbus in Juan Perez verfügte. Der Präsident stutzte einen Augenblick und erklärte dann, diese Bedingung sei ungewöhnlich und bisher auch nicht erwähnt worden; er füge sich aber dem Willen Seiner Majestät, falls der Betroffene nichts dawider hätte. Der schüttelte den Kopf, halb schon dem Fenster zugewandt. Er unterschrieb, wie man ihm bedeutete: Juan Perez, ehemals Christoph Kolumbus. Dann fragte er, ob er noch einmal in seine Zelle zurückkehren dürfe?
Nein, er habe unverzüglich und noch in dieser Stunde abzureisen mit dem nächsten militärischen Transport, der auf dem Wasser nach Toledo ginge.
Ehe er abgeführt wurde, forderte ihm aber der Sekretär noch den alten Vertrag seines Großvaters ab. Und in diesem Augenblick, da er das schmutzige, zerknitterte Pergament ausliefern mußte, wurde ihm sein Verlust erst greifbar deutlich. Erst damit, schien es ihm, gab er jeden Anspruch endgültig und unwiderruflich auf, verleugnete er seine Vergangenheit. Zitternd und mit schlechtem Gewissen warf er das Dokument auf den Tisch. Hastig strich er das bereitgelegte Geld ein. Dann ging er.
Der Präsident trat an die Fensterbrüstung. Die Eile, mit der die Vertreter des Königlichen Rechnungshofes die Verträge und Akten zusammenrafften und davon stürzten, war ihm widerwärtig. Er hielt seinen Bart mit dem Handrücken in die Höhe und blickte vor sich hin. Ungeheuer glänzte das Wasser unter der Sonne auf. Das Transportboot war bereits beladen und stieß schwarz in den gelben Glast hinein. Mitschiffs saß der Jüngling unter der Wachmannschaft. Er hatte den Kopf im Nacken und ließ sich den Wind über-

mütig durch die Haare streichen. Er sprach laut und wie um seine Stimme in der jungen Freiheit zu proben. Sie würfelten wohl miteinander. Lange noch, nachdem das Schiff bereits klein geworden und fast verschwunden war, trug der Schall diese sorglose Stimme über das Wasser.

*

ERNST BERTRAM

ZWEI GEDICHTE

Die Königsfenster

IHR strengen Könige aus heiligem Glas,
Geht ihr noch immer durch die Schmerzenshallen?
Was sucht ihr noch? Die Kronen sind gefallen.
Die Erd ist ohne Herrn. Welt ohne Maß.

Ihr alten Könige aus heiliger Wahl,
Geht immer, geht im vielgebrochenen Licht!
Ein Maß der Welt war euer Angesicht.
Wir suchen, was ihr wart: das Volk. Den Strahl.

Paracelsus

IHR schreit nach fremdem Arzt. Doch jedem Land
Wächst seine Krankheit selbst und Arzenei,
Und nur der eigne Arzt dem eignen Blut.

Nicht aus Arabia noch Chaldäerland
Holt, wie die falschen Magier, den Trank,
Nicht griechisch noch italisch tönt das Heil:

Da, wo die Krankheit alter Not entspringt,
Da, wo die Seuche beulig euch umkrallt,
Dort ist heilsamen Helferwunders Ort.

Seid ihr in Todgefahr? euch alle heilt
Nur Baum, nur Kraut, nur Wurzel eures Lands
Und eures Landes Pest nur Landes Sohn.

*Aus der zweiten, vermehrten Auflage
von „Straßburg, ein Gedichtkreis"*

*

VERLIEBT?

Von David Herbert Lawrence

HÖR mal, Beste," sagte Henriett, „wenn ich mit meinem Verlobten – den ich in einem Monat heiraten soll – einen Wochenendausflug vorhätte und dabei so gequält aussähe, na! Ich würde ein anderes Gesicht machen, oder meine Gefühle verbergen, oder –"

„Sei doch still!" schnappte Hester. „Wenn dir mein Gesicht nicht gefällt, sieh woanders hin!"

„Aber, liebe Hester, nur kein Zorn! Schau mal in den Spiegel, dann wirst du verstehen, was ich meine!"

„Was du meinst, ist ganz egal. Mein Gesicht geht dich überhaupt nichts an", sagte Hester voll Verzweiflung, keineswegs gesonnen, in den Spiegel zu schauen, oder sonst den freundlichen Ratschlägen der Schwester zu folgen.

Henriett summte, als jüngere und Gott sei Dank unverlobte Schwester leise vor sich hin. Sie war erst einundzwanzig und dachte nicht daran, ihren Seelenfrieden durch

die Annahme irgendeines verhängnisvollen Ringes aufs Spiel zu setzen. Immerhin – es war angenehm, Hester „untergebracht“, wie man so sagt, zu sehen. Denn Hester war bald fünfundzwanzig, und das ist bedenklich.
Das Schlimmste aber war Hesters berühmtes „gequältes“ Aussehen, das sie neuerdings zur Schau trug, wenn von dem treuen Joe die Rede war: dunkle Schatten unter den Augen, scharfe Linien zum Kinn herunter. Und wenn Hester so aussah, war Henriett hilflos und fühlte peinvollstes, mißtönendes Echo von Qual und Sorge im eignen Herzen; und das war ihr furchtbar. Sie konnte dies plötzliche Angstgefühl einfach nicht ertragen.
„Was ich sagen wollte,“ fuhr sie fort, „es ist wirklich schäbig gegen Joe, wenn du so zu ihm kommst. Entweder sieh die Sache freundlicher an, oder –“ Aber sie hielt sich zurück. Sie hatte sagen wollen: „Geh nicht!“ Sie hoffte doch so sehr, daß Hester wirklich bis zur Heirat durchhalten würde, was ihr eine Last vom Herzen nähme.
„Hol's der Teufel!“ schrie Hester. „Laß mich in Frieden!“ Und ihre dunklen Augen sprühten Funken von Wut und Bangigkeit auf die junge Henriett.
Die setzte sich auf das Bett, hob das Kinn und machte ein Gesicht wie ein anbetender Engel. Sie war Hester in Wirklichkeit innig zugetan, und der gequälte Ausdruck war ein schrecklich schlechtes Zeichen.
„Hör mal, Hester,“ sagte sie, „soll ich mit dir nach Markbury hinunterkommen? Ich tue es gern, wenn du es möchtest!“
„Bestes Kind!“ schrie Hester verzweifelt, „was um Himmels willen soll mir das nützen?“

„Nun, ich dachte, es könnte die Sache weniger intim machen, wenn es das ist, was dich bedrückt!"
Hesters Lachen darauf war ein hohles, spöttisches Echo: „Sei doch kein solches Kind, Henriett, ich bitte dich!"
Und Hester machte sich allein auf die Reise nach Wiltshire, wo ihr Joe gerade eine kleine Farm aufgetan hatte, um heiraten zu können. Nachdem er Artillerist gewesen war, hatte ihn das Geschäftsleben angewidert und gelangweilt. Außerdem wäre Hester nie in eine kleine Vorstadtvilla gezogen. Jede Frau sieht ihr Heim durch einen Ehering; Hester hatte vorerst nur durch den Verlobungsring geschielt. Aber Golders Grün oder sogar Harrow – bei allen Göttern! Nein!
So hatte Joe ein kleines, braunes Holzhaus gebaut, zum großen Teil mit den eignen Händen; hinten war ein kleiner Bach mit zwei Weiden – alten; an den Seiten braune Schuppen und Hühnerhöfe. Es gab Schweine in einem schweinesichern Drahtgehege und zwei Kühe und ein Pferd auf der Weide. Joe hatte etwa zehn Morgen und nur einen jungen Knecht als Hilfe. Aber dann, natürlich, sollte ja Hester kommen.
Es sah alles sehr neu und ordentlich aus. Joe konnte zugreifen. Er sah auch sozusagen neu und ordentlich aus, kerngesund und mit sich selbst zufrieden. Er bemerkte nicht einmal das „gequälte Aussehen". Oder nur, um zu sagen:
„Ja, du siehst ein bißchen abgeschafft aus, Hester. Dies In-die-City-Gehen strapaziert dich mehr als du selber weißt. Hier unten wirst du ein ganz anderes Mädel werden!"
„Na, das will ich meinen!" rief Hester.

Und es gefiel ihr! All die weißen und gelben Hühner, und die Schweine voller Fidelität! Und die gelben Weidenblätter; wie schmale Messerklingen flatterten sie leise von den überhangenden alten Bäumen hinter ihrem Haus. Es gefiel ihr sehr, sehr gut; besonders die gelben Blätter auf der Erde.

Sie sagte Joe, daß sie alles wunderschön, erstklassig, fein fände! Und er war furchtbar froh. Jedenfalls sah er der Situation angemessen aus.

Die Mutter des Knechtleins brachte ihnen um halb eins das Mittagessen. Der Nachmittag war eitel Sonne, dazu allerhand zu tun, nachdem sie für die alte Frau das Geschirr abgetrocknet hatte.

„Nun dauert es nicht mehr lang, Fräulein, dann kochen Sie an diesem Herd, und ein guter kleiner Herd ist es!"

„Nein, nicht mehr lang!" echote Hester in der kleinen heißen Holzküche, die der Herd überhitzte.

Die Frau zog ab. Nach dem Tee zog auch das Knechtlein ab, und Joe und Hester sperrten die Hühner und die Schweine ein. Es dämmerte. Hester ging hinein und machte das Abendbrot zurecht; sie fühlte sich etwas verlegen. Joe zündete ein Feuer im Wohnzimmer an; er fühlte sich wichtig und wie eine überreife Frucht.

Er und Hester würden, bis das Knechtlein am nächsten Morgen wiederkäme, allein in dem Häuschen sein. Vor sechs Monaten hätte das Hester Spaß gemacht. Sie beide waren so absolut vertraut miteinander. Sie und ihre gegenseitigen Familien waren seit Jahren, seit ewigen Zeiten Freunde gewesen. Er war ein durchaus anständiger Junge und irgend etwas Zweideutiges hätte man von ihm nie zu

fürchten gehabt. Von ihr auch nicht. Bei allen Göttern, nie!

Aber, ach! seit sie versprochen hatte, ihn zu heiraten, hatte er den jämmerlichen Irrtum begangen, sich in sie zu verlieben. Vorher war er nie so gewesen. Und hätte sie gewußt, daß er jetzt so werden würde, hätte sie energisch gesagt: Wir wollen Freunde bleiben, Joe, denn dies Gehabe ist unter unserm Niveau. Wenn er anfing, sie zu herzen und zu drücken, konnte sie ihn nicht ertragen. Obgleich sie das Gefühl hatte, sie müsse. Sie bildete sich sogar ein, sie müsse das gern haben. Obgleich ihr nicht klar war, woher das „Muß" kam.

„Ich fürchte, Hester," sagte er traurig, „du bist nicht so verliebt in mich, wie ich in dich!"

„Hol's der Teufel!" schrie sie. „Wenn ich's nicht bin, solltest du Gott danken. Mehr sage ich nicht!" – welche doppelt unterstrichene Bemerkung er zwar hörte, aber nicht registrierte. Er sah den Dingen nie gern so recht mitten ins Auge. Er ließ es einfach sein, und ihre Gefühle ließ er auch behaglich im Dunkeln. Behaglich für sich nämlich.

Er hatte ganz besonders viel Geschick für Autos und für die Farm und derartige Dinge. Und sicher war sie, Hester, ebenso kompliziert wie ein Auto. Sicher gab es bei ihr ebenso viele empfindliche kleine Ventile und Magnete und Übertragungen und was sonst noch, ehe sie in Gang kam! Wenn er nur versuchen wollte, sie so sorgfältig zu behandeln, wie er seinen Wagen behandelte! Sie mußte genau ebenso in Gang gesetzt werden wie ein Auto. Selbst wenn ein Wagen einen automatischen Anlasser hatte, mußte der Führer ihn einschalten.

Hester fühlte, daß sie viel Ankurbeln nötig hatte, ehe sie mit Joe auf der Ehestraße losfahren konnte. Aber er, der Esel, saß in einem regungslosen Wagen und bildete sich ein, wer weiß wie viele Meilen in der Stunde zu fahren. Diesen Abend war sie ganz verzweifelt. Am Nachmittag, solange sie mit ihm überall herumgewirtschaftet hatte, war alles recht gewesen. Dann war sie gern bei ihm. Aber nun, am Abend, da sie allein, war ihr das dumme kleine Zimmer, das behagliche Feuer, Joe, Joes Pfeife und Joes glattes, gewissermaßen erwartungsvolles Gesicht einfach zuviel.
„Komm, setze dich hierher, Lieb", sagte Joe überredend und tätschelte das Sofa an seiner Seite. Und sie, weil sie glaubte, daß ein nettes Mädchen entzückt dort sitzen müsse, ging und setzte sich neben ihn. Aber sie kochte! Unverschämt! Überhaupt unverschämt von ihm, ein Sofa zu haben. Sie haßte diese gewöhnlichen Sofas.
Sie duldete seinen Arm und einen gewissen Druck seiner Muskeln, von dem sie annahm, daß er Zärtlichkeit sein sollte. Er hatte sorgfältig seine Pfeife ausgedrückt. Aber sie dachte, wie glatt und töricht sein Gesicht aussähe; seine ganze freie Offenheit und natürliche Unbefangenheit war fort. Wie lächerlich von ihm, ihr den Nacken zu streicheln. Wie idiotisch er sich ausnahm als gurrender Täuberich! Was für süße Nichtigkeiten hatte wohl z. B. Lord Byron seinen verschiedenen Damen zugeflüstert? Gewiß nicht so blödsinniges, so unbegabtes Zeug! Und wie geradezu haarsträubend von ihm, sie so zu küssen!
„Es wäre mir tausendmal lieber, du spieltest mir was vor, Joe", schnappte sie. „Du möchtest doch nicht, daß ich dir heute vorspiele, Lieb?" fragte er.

„Warum denn nicht heute? Ich wäre glücklich, ein wenig Tschaikowsky zu hören, etwas, das mich ein bißchen in Schwung bringt!"
Er stand gehorsam auf und ging zum Klavier. Er spielte recht gut. Sie hörte zu. Und Tschaikowsky hätte sie wohl aufgefrischt. Das heißt, die Musik. Wenn ihr nicht so verzweiflungsvoll klar gewesen wäre, daß nach den Tönen dieser Musik Joes verliebtes – wenn man es so nennen will – Wesen noch viel unmöglicher wurde. „Das war schön!" sagte sie. „Jetzt mein Lieblingsnokturno!"
Während er ganz in sein Spiel vertieft war, schlüpfte sie aus dem Haus. Oh! sie stieß in der kühlen Oktoberluft einen Seufzer der Erlösung aus. Das Dunkel war gelichtet, im Westen leuchtete frisch ein halber Mond, die Luft war regungslos. Wie ein Nebel lag die Nacht über der Erde.
Hester schüttelte ihr Haar und entfernte sich mit großen Schritten von dem Häuschen, das jetzt einer richtigen kleinen Trommel glich, wie es von ihrem Lieblingsnokturno widerklang. Sie raste einfach, um außer Hörweite zu kommen. Ah! die wunderbare Nacht! Sie schüttelte wieder ihr kurzes Haar; ihr war zumut wie Mazeppas Pferd, das in die Unendlichkeit ausbrechen will. Obgleich die Unendlichkeit nur des Nachbars Feld war. Aber Hester selbst fühlte sich in dem weichen Mondlicht überwallen. Oh, davonzurasen über die Schneide des Nirgendwo. Wenn das Nirgendwo, wie Joes Brotmesser, eine Schneide hatte! „Ich bin verrückt, ich weiß!", sagte sie zu sich selbst. Aber das nahm ihr das wilde Überschäumen nicht aus den Gliedern! Ach, wenn es doch eine andere Lösung gäbe

als Joe und sein Kosen. Ja, Kosen! Das Wort nahm ihr den letzten Fetzen Selbstachtung, aber sie sagte es laut.
Da in diesem Feld einige fremde Pferde waren, zog sie sich vorsichtig durch Joes Gatter zurück. Das sah ihm gerade ähnlich, einen so kleinen Besitz zu haben, daß man nicht einmal dem Ton seines Klaviers entgehen konnte, ohne auf fremden Boden zu geraten! Als sie sich dem Blockhaus näherte, hörte jedoch Joes Klavierspiel plötzlich auf. Himmel! Wild sah sie um sich. Eine alte Weide hing über den Bach. Sie streckte sich kriechend, und mit der Schnelligkeit einer langen Katze kletterte sie in das Netz des klingenkühlen Blattwerks.
Kaum hatte sie sich in eine erträgliche Lage gerückt, als er um die Hausecke in das Mondlicht trat, auf der Suche nach ihr. Wie durfte er das überhaupt wagen! Sie hielt sich still wie eine Fledermaus zwischen den Blättern und beobachtete ihn, wie er, eine aufrechte, langweilig männliche Gestalt, daherschlenderte und mit hochgerecktem Kopf im Dunkel spähte. Er sah, diesmal, sehr untüchtig, unbedeutend und hilflos aus. Wo war sein vorausgesetzter männlicher Zauber? Warum war er so langsam und der Situation so wenig gewachsen? Da! Er rief leise und verlegen: „Hester! Hester! Wo bist du hingekommen?"
In Wirklichkeit war er ärgerlich. Hester saß still in ihrem Baum und versuchte, sich nicht zu rühren. Sie dachte nicht von ferne daran, ihm zu antworten. Gradesogut hätte er auf einem andern Planeten sein können. Er schlenderte unsicher und unglücklich aus ihrem Gesichtskreis. Da gab es ihr einen Stich: „Wirklich, Mädchen, es

geht ein bißchen weit, wie du mit ihm umspringst. Armer, alter Joe."
Sofort fing etwas in ihr zu summen an: „Die süßen Stimmen hör' ich rufen, armer, alter Joe!" Wenn auch – sie hatte kein Verlangen, hineinzugehen und einen Abend tête-à-tête – das fehlte noch! – zu verbringen.
„Natürlich ist es absurd, zu denken, so könnte er mich zur Liebe verlócken; eher ließe ich mich in einen von seinen Schweineställen hineinlocken. So entsetzlich ordinär! Es ist ganz klar: er beweist einfach dadurch, daß er mich gar nicht liebt."
Dieser Gedanke durchfuhr sie wie ein Schuß: „Gerade die Tatsache seines Verliebtseins beweist mir, daß er mich nicht liebt. Kein Mann, der eine Frau liebt, könnte so verliebt mit ihr tun. Es ist eine solche Beleidigung." Sofort fing sie an zu weinen und wäre, als sie im Ärmel nach ihrem Sacktüchlein herumsuchte, fast vom Baum gefallen. Was sie wieder zu sich brachte.
In der dunkeln Ferne sah sie ihn nach dem Hause gehen und wurde bitter: „Warum hat er uns überhaupt diese Suppe eingerührt? Ich wollte ja gar nicht heiraten und jedenfalls habe ich mich nicht darauf einlassen wollen, daß sich jemand in mich verliebt. Und jetzt bin ich unglücklich und komme mir anormal vor. Denn die Mehrzahl der Mädchen müssen doch dies verliebte Getue schätzen, sonst würden es die Männer nicht veranstalten. Und die Mehrzahl muß normal sein. Also bin ich anormal und sitze auf einem Baum. Ich bin mir zuwider – und Joe – der hat alles kaputt gemacht, was einmal zwischen uns war, und gerade daraufhin sollen wir nun heiraten! Es ist zum Übelwerden!

Was für ein widerliches Durcheinander das Leben ist! Ich hasse widerliche Durcheinander!"
Und sofort vergoß sie ein paar weitere Tränen; während sie tropften, hörte sie, wie die Tür des Häuschens mit einem Krach zugeschlagen wurde. Er war hineingegangen und war gerecht beleidigt. Neue Besorgnis erfüllte sie. Auch war die Weide unbequem. Die Luft war kalt und feucht. Wenn sie sich erkältete, hätte sie wahrscheinlich wieder den ganzen Winter einen Schnupfen. Sie sah das warme Lampenlicht aus dem Fenster scheinen und sagte: „Verflucht!" Was, in ihrem Fall, bedeutete, daß es ihr schlecht ging.
Sie glitt vom Baum herunter und zerkratzte sich den Arm, und wahrscheinlich waren auch ihre allerhübschesten Strümpfe hin. „Oh, hol's der Teufel", sagte sie mit Nachdruck, schon auf dem Wege zum Bungalow, um sich mit dem armen, alten Joe auseinanderzusetzen. „Armer, alter Joe will ich ihn nicht nennen!"
In diesem Augenblick hörte sie ein Auto drunten auf dem Weg langsam fahren und die Hupe leise, vorsichtig tuten. Lampen schienen an Joes neuem eisernen Tor. „Diese Frechheit! Diese unausstehliche Frechheit! Das ist diese junge Henriett, die mich überfällt!" Wie eine Mänade flog sie Joes Schlackenfahrweg hinunter. „Halloh Hester", flutete Henrietts kühle junge Stimme aus dem Dunkel des Wagens. „Wie geht's?"
„Was für eine Frechheit!" schrie Hester. „Eine unerhörte Frechheit!" Sie lehnte keuchend an Joes eisernem Tor. „Na, wie geht's?" wiederholte Henrietts Stimme liebenswürdig. „Was soll das überhaupt heißen?" fragte Hester, noch keuchend.

„Aber, Beste, fahr nur nicht gleich los. Wir wollten nur hereinkommen, wenn du herausgekommen wärst. Du brauchst nicht denken, daß wir unsre Nasen in eure Angelegenheiten stecken wollen. Wir wollen drunten bei Bonamy kampieren. Ist das Wetter nicht zu himmlisch?"
Bonamy war Joes Kamerad, auch ein alter Artillerist, der ebenfalls eine Meile weiter an der Straße eine „Farm" aufgetan hatte. Ein Robinson Crusoe war Joe in seinem Blockhaus gerade nicht.
„Wer seid ihr da drinnen überhaupt?" fragte Hester.
„Na, die alten Vögel!" antwortete Donald vom Führersitz. Donald war Joes Bruder. Henriett saß vorne, neben ihm. „Immer dieselben!" rief Teddy und streckte den Kopf aus dem Wagen. Teddy war ein Vetter. „Na ja!" sagte Hester, gewissermaßen zur Erde niedersteigend, „da ihr nun mal da seid, könnt ihr ja wohl reinkommen. Habt ihr gegessen?"
„Gegessen, ja!" sagte Donald. „Aber diesmal kommen wir nicht herein, Hester! Keine Sorge!"
„Warum nicht?" funkelte Hester, kampfbereit.
„Fürchte mich vor Bruder Joe", sagte Donald.
„Außerdem, Hester," sagte Henriett besorgt, „ist es doch klar, daß wir dir nicht recht kommen."
„Henriett, sei kein Schaf!" blitzte Hester.
„Aber – Hester!" wandte die betrübte Henriett ein.
„Kommt herein und redet kein dummes Zeug!"
„Diesmal nicht, Hester!" sagte Donny.
„Nein, was seid ihr alle miteinander idiotisch! Warum denn nicht!" schrie Hester.
„Der große Bruder wird böse!" sagte Donald.

„Gut“, sagte Hester. „Dann komme ich mit euch!“
Schnell machte sie das Tor auf. Aber Henriett schwang das lange Bein rasch über die Autotüre: „Soll ich eben mal reinschauen? Ich möchte das Haus so furchtbar gern sehen!“
Die Nacht war jetzt dunkel, der Mond war untergegangen. Die zwei Mädchen ließen schweigend den Schlackenweg nach dem Hause unter ihren Schritten knirschen.
„Du mußt mir sagen, wenn du lieber hättest, ich käme nicht herein, oder Joe –“ sagte Henriett besorgt. Sie war in ihrer jungen Seele sehr beunruhigt und hoffte auf ein Stichwort. Hester ging ohne Antwort weiter. Henriett legte die Hand auf den Arm der Schwester; die schüttelte ihn ab: „Liebe Henriett, sei doch normal!“
Und sie stürzte die drei Stufen zur Tür hinauf, die sie aufriß und den lampenhellen Wohnraum samt Joe im Lehnstuhl am niedergebrannten Feuer den Blicken darbot. Joe saß mit dem Rücken gegen die Tür und wandte sich nicht um. „Hier ist Henriett!“ rief Hester in einem Ton, der hieß: „So, was sagst du nun!“
Er stand auf, die braunen Augen in dem starren Gesicht waren zornig. „Wie bist du hergekommen?“ fragte er unliebenswürdig.
„Im Auto“, antwortete die junge Henriett unschuldsvoll.
„Mit Donald und Teddy. Sie warten vor dem Tor!“ sagte Hester. – Die alte Bande!
„Kommen sie rein?“ Der Zorn in Joes Stimme wuchs.
„Du wirst doch hinausgehen und sie auffordern?“
Joe schwieg wie ein Klotz.
„Ich fürchte, du findest es entsetzlich, daß ich mich hier

so hereindränge", sagte Henriett kleinlaut. „Wir gehen gleich zu Bonamy weiter." Sie sah sich harmlos im Zimmer um. „Aber wie entzückend ist es hier –, als Cottage von bestem Geschmack. Es gefällt mir furchtbar gut. – Kann ich meine Hände wärmen?"

Joe machte am Feuer Platz. Er hatte Pantoffeln an. Henriett ließ ihre langen roten, von der Nachtluft roten Hände vor dem Kamin baumeln. „Jetzt aber fort mit mir!"

„Oh-h," zog Hester seltsam ihre Töne lang, „bitte nicht!"

„Doch, ich muß. Donald und Teddy warten." Die Tür stand weit offen, man konnte die Autolampen auf der Straße sehen.

„Oh-h" – wieder diese langgezogenen Töne von Hester. „Ich will ihnen sagen, daß du die Nacht bei mir bleibst. Mir tut ein wenig Gesellschaft ganz gut." Joe sah sie an: „Was soll das bedeuten?"

„Gar nichts. Aber wenn Tatty schon hier ist, kann sie auch bleiben." Tatty war die nicht gerade häufige Abkürzung für Henriett.

„Aber Hester! Ich gehe mit den andern zu Bonamy!"

„Nicht, wenn ich will, daß du hier bleibst", sagte Hester. Henriett war die verkörperte ergebene Hilflosigkeit.

„Was bedeutet das?" wiederholte Joe. „Hattet ihr ausgemacht, daß du heute nacht hierher kommen sollst?"

„Nein Joe, wirklich nicht", wiederholte Henriett mit ernsthafter Unschuld. „Ich hatte an gar nichts Derartiges gedacht, bis Donald heute nachmittag um vier den Vorschlag machte. Das Wetter war doch so himmlisch, wir mußten einfach irgendwo raus, so wollten wir Bonamy überfallen. Hoffentlich ist er nicht auch entsetzt!"

„Und wenn wir es verabredet hätten, so wäre es auch kein Verbrechen gewesen“, kam Hester dazwischen. „Und überhaupt, wenn du schon hier bist, kannst du ebensogut hier lagern!“
„O nein, Hester! Ich weiß, Donald kommt nicht zur Türe rein. Er war böse über mich, weil ich ihn anhalten ließ, und ich habe getutet. Er war es nicht, sondern ich. Evas Neugierde! Und nun habe ich mich, wie gewöhnlich, blamiert. Also mache ich mich besser rasch davon! Gute Nacht!“ Sie raffte den Mantel mit einem Arm um sich und ging unsicher der Türe zu. „Nun gut, dann gehe ich mit dir“, sagte Hester.
„Aber Hester!“ rief Henriett. Und sah fragend auf Joe.
„Ich weiß ebensowenig wie du, was los ist!“ sagte er. Sein Gesicht war hölzern und böse. Henriett verstand nichts.
„Hester!“ sagte sie, „sei vernünftig. Was ist passiert? Erkläre wenigstens, was du hast, so daß man doch versuchen kann ... Sei normal! Das wirfst du mir immer an den Kopf.“
Dramatisches Schweigen.
„Was ist geschehen?“ drängte Henriett mit glänzenden, angstvollen Augen und allen Anzeichen des festen Entschlusses, vernünftig zu sein.
„Gar nichts, natürlich!“ spottete Hester.
„Weißt du, Joe?“ wandte sich Henriett, eine neue Portia, voll Mitgefühl an den Mann. Einen Augenblick dachte Joe, wie viel netter doch Henriett als ihre Schwester sei. „Ich weiß nur, daß sie mich gebeten hat, Klavier zu spielen und dann ist sie aus dem Haus geschlichen. Seitdem steuert sie nicht mehr richtig.“

„Ha-ha", lachte Hester falsch und melodramatisch. „So was! Aus dem Haus soll ich geschlichen sein! Ich wollte einen Augenblick an die Luft. Ich möchte wissen, wer hier nicht richtig steuert, wenn er meint, ich hätte mich aus dem Haus geschlichen!"
„Du bist aus dem Haus geschlichen!" sagte Joe.
„So, wirklich! Und warum, bitte?"
„Du wirst ja wohl deine Gründe gehabt haben!"
Ein Augenblick starren Staunens – Joe und Hester hatten einander so gut, so lang gekannt. Und nun dieses Schauspiel!
„Aber Hester, warum hast du es getan?" fragte Henriett in ihrer atemlos kindlichsten Art.
„Warum was getan?"
Vom Auto auf der Straße tönte ein leises Tuten herauf.
„Sie rufen mich! Lebt wohl!" – Und Henriett wandte sich endgültig zur Tür, den Mantel um sich ziehend.
„Wenn du gehst, komme ich mit!" sagte Hester. „Aber warum?" erwiderte Henriett verblüfft. Wieder das Tuten. Sie öffnete die Türe und rief in die Nacht hinaus: „Eine halbe Minute!" Dann machte sie die Türe zu, leise, und wandte sich wieder verblüfft Hester zu: „Aber warum?".
Hesters Augen schielten fast vor rasender Ungeduld. Sie konnte es kaum ertragen, den zornigen, stocksteifen Joe auch nur anzusehen.
„Warum?" kam noch einmal Henrietts sanft geduldig wiederholte Frage.
„Sie weiß es selber nicht!" sagte Joe, einen Ausweg sehend.
Melodramatisch überspannt tönte Hesters Lachen: „So, ich weiß es nicht!" Ihr Gesicht überflog plötzlich eine be-

fremdende Wut: „Wenn du's durchaus wissen willst, ich kann einfach deine Verliebtheit nicht ertragen, oder wie man das nennt!"
Henriett ließ die Türe los und sank matt in einen Stuhl. Die Bombe war geplatzt. Joes Gesicht wurde purpurfarben, dann verblich es zu Gelb.
„Dann", sagte Henriett, „kannst du ihn nicht heiraten."
„Ich könnte ihn unmöglich heiraten, wenn er weiter verliebt bleibt!" Sie sprach das Wort geradezu mit knurrendem Nachdruck.
„Und du kannst ihn unmöglich heiraten, wenn er es nicht ist", wandte der Schutzengel Henriett ein.
„Warum nicht?" rief Hester. „Ich habe ihn gut leiden können, bis er es für nötig gefunden hat, verliebt zu sein. So kommt er gar nicht in Frage!"
Eine Pause und dann Henriett: „Aber, Hester, ein Mann soll doch in ein Mädchen verliebt sein, das er heiraten will!"
„Dann soll er's gefällig für sich behalten, mehr sage ich nicht!"
Joe, schweigsamer denn je, sah noch hölzerner und dummzornig aus.
„Aber Hester! Muß denn ein Mann nicht in dich verliebt sein . . ."
„Nicht in mich. Du hast das nicht durchmachen müssen, Mädel!"
Henriett seufzte hilflos. „Dann kannst du ihn nicht heiraten, das ist klar. Wie furchtbar schade!"
Pause.
„Nichts ist so absolut erniedrigend als diese Situation des Verliebtseins. Mir einfach ekelhaft!"

„Vielleicht, weil's der Unrichtige ist", meinte Henriett betrübt, mit einem Blick auf den hölzernen und schafsdummen Joe.
„Ich glaube nicht, daß ich so etwas von irgendeinem Mann ertragen könnte. Henriett, kannst du dir vorstellen, wie das ist, dieses Gestreichelt- und Geknutschtwerden? Es ist zu, zu schauerlich und blödsinnig."
„Ja", überlegte Henriett betrübt. „Als ob man eine wunderbar köstliche Wurst sei und der Hund leckt sie erst zärtlich, ehe er sie runterschlingt! Ja, es muß wirklich zuwider sein!"
„Und das Entsetzliche ist, daß ein durchaus netter und anständiger Mann so wird. Es gibt nichts Fürchterlicheres als einen verliebten Mann!"
„Ich verstehe dich, Hester. So hundeartig!" sagte Henriett traurig.
Das Auto tutete, rasend geworden. Henriett erhob sich wie eine durchgefallene Portia. Sie öffnete die Türe und schrie plötzlich wild in die Nacht hinaus: „Fahrt ohne mich weiter. Ich gehe zu Fuß. Wartet nicht."
„Wie lang dauert es?" klang eine Stimme.
„Ich weiß nicht. Ich laufe, wenn ich kommen will!"
„Wir holen dich in einer Stunde ab." „Gut!" schrie sie und schlug ihnen die Türe vor den fernen Nasen zu. Dann setzte sie sich niedergeschlagen. Sie würde zu Hester halten. Dieser Esel von Joe, wie schafsköpfig er dastand. Sie hörten den Wagen andrehen und den Weg zurückfahren. „Männer sind furchtbar!" sagte sie bekümmert.
„Du irrst dich überhaupt," sagte Joe mit plötzlichem Gift

zu Hester, „ich bin gar nicht verliebt in dich, Fräulein Siebengescheit!"
Die zwei Frauen sahen ihn an, als sei er der auferstandene Lazarus.
„Und ich war überhaupt nie auf diese Art in dich verliebt!" fügte er hinzu, und seine braunen Augen funkelten in einem Feuer verlegener Scham, in Zorn und nackter Leidenschaft.
„So, dann kann ich nur sagen, daß du ein Lügner erster Klasse bist!" erwiderte Hester kühl.
„Meinst du," fragte Henriett spitz, „daß du nur so getan hast?"
„Ich dachte, sie erwartet das von mir!" sagte er mit einem ekligen, kleinen Lächeln, das die zwei Mädchen einfach erstarren ließ. Hätte er sich in eine Boa constrictor gewandelt, sie hätten nicht verblüffter sein können. Dieses höhnische kleine Lächeln! Ihr gutmütiger Joe! –
„Ich dachte, das wird von mir erwartet", erwiderte er voll Hohn.
Hester war entsetzt. „Aber wie abscheulich von dir, so zu tun!" schrie ihn Henriett an.
„Und wie er lügt!" schrie Hester. „Gern hat er es getan!"
„Glaubst du, Hester?" sagte Henriett.
„Es hat mir schon gefallen", sagte er schamlos. „Aber es hätte mir nicht gefallen, wenn ich nicht geglaubt hätte, sie mag das!"
Hester warf die Arme hoch: „Henriett, warum können wir ihn nicht totschlagen!" „Ach, könnten wir nur!"
„Was soll man denn tun, wenn man weiß, daß ein Mädchen Grundsätze hat und man sie dafür gerade gern hat – und

bis zur Heirat dauert es noch einen Monat – und – und irgendwie muß man über die Zwischenzeit wegkommen – und wie war denn Rudolf Valentino mit dir? – den mochtest du –"
„Er ist tot, der arme, liebe Kerl. Aber in Wirklichkeit war er mir zuwider –", sagte Hester.
„Es hat anders ausgesehen."
„Jedenfalls bist du nicht Rudolf Valentino, und du bist mir in der Rolle zuwider."
„Es wird nicht wieder vorkommen! Du bist mir ganz und gar zuwider."
„Es ist mir eine große Erleichterung, das zu hören, mein Junge."
Eine längere Pause, wonach Henriett entschied: „So ist's nun eben. Hester. Willst du mit mir zu Bonamy kommen, oder soll ich hier bleiben?"
„Mir ist's gleich!" sagte Hester patzig.
„Mir ist's auch gleich, was du tust", sagte er. „Aber ich finde es ziemlich schäbig von dir, daß du mir nicht gleich Bescheid gesagt hast."
„Ich dachte, es sei dir ernst und wollte dir nicht weh tun!"
„Du machst gerade den Eindruck, als wolltest du mir nicht weh tun!"
„Oh, jetzt!! wo du nur so getan hast, als ob, ist alles egal."
„Gewiß, jetzt ist's egal!" gab er zurück.
Schweigen. Die Wanduhr, die ihre Familienuhr hätte sein sollen, tickte hastig.
„Jedenfalls", sagte er, „bin ich der Ansicht, daß du mich hast hereinfallen lassen."

„Das finde ich großartig! Nachdem, was du mir vorgemacht hast!“
Er sah ihr gerade in die Augen. Sie kannten einander so gut. Warum hatte er dieses törichte verliebte Spiel mit ihr versucht? Es war ein Verrat an ihrer schlichten Vertraulichkeit. Er sah es klar und bereute. Und sie sah seine ehrliche, geduldige Liebe in seinen Augen und das wunderbare, stille, aus der Wesensmitte kommende Verlangen. Zum erstenmal sah sie es, dieses stille, geduldige, aus der Wesensmitte kommende Verlangen des jungen Mannes, der in seiner Jugend viel gelitten hat und jetzt fast mit der Bedächtigkeit des Alters sucht. Ein heißer Strom durchflutete ihr Herz. Sie fühlte sich ihm antworten.
„Was hast du beschlossen, Hester?“ fragte Henriett.
„Ich bleibe wohl besser hier und spreche mich mit ihm aus!“
„Sehr gut! Und ich gehe zu Bonamy.“ Sie öffnete leise die Tür und war fort. Joe und Hester sahen einander aus der Entfernung an. „Es tut mir leid, Hester!“ sagte er.
„Weißt du, Joe,“ war ihre Antwort, „mir ist's gleich, was du tust, wenn du mich wirklich liebst.“

Übertragen von E. Jaffe-Richthofen

*

AUS ULRICH VON LICHTENSTEINS FRAUENDIENST

Das Turnier von Friesach

EINE glänzende Schar von Rittern fand sich zum Turnier in Friesach zusammen, die alle entschlossen waren, um der Frauen willen Ritterschaft nach Rittersitte zu pflegen...



Fechten mit dem langen Schwert (1514)
Aus dem Weißkunig

Sie zogen mit lichten reichen Bannern und wohlgeschmückt heran. Die Heide im Sommerkleid, so hell ihre Blumen aus dem grünen Grase leuchten, ist nicht so prächtig als hier manch ritterlicher Schmuck. Es waren vierzig oder mehr Kampfplätze da, wo so mancher von ritterlicher Tat Schmerzen leiden mußte, denn Ritterschaft bringt Arbeit, wer sie pflegen will, muß auf Ruhe verzichten, Ritterschaft gibt Würde, aber mit viel Mühsal.
Die Spiele währten den ganzen Tag . . . , da wurde nach ritterlicher Sitte so manches Bein entzweigeritten, oft prallten die Ritter so aneinander, daß beide stürzten und ohnmächtig auf der Erde lagen. Mancher verlor sein Roß, weil er heruntergestochen wurde, der hatte zum Schaden noch den Spott. An diesem Tage fand jeder, was er wollte: Hier turnierten sie, um ihren Mut zu zeigen, dort um Gut zu erwerben, und so mancher um nichts anderes, als um seiner Herrin willen, wieder andere zur Übung, und jene dort allein um die Ehre. Viele Splitter bedeckten den Boden, viele Ritter waren gestürzt und mußten der Ruhe pflegen, mancher litt so, daß er die Nacht nicht gerne sah. Der Tag war hin, die Nacht gekommen, ein Trost für manchen müden Mann . . .
Am Montag bei Tagesanbruch diente man Gott und hörte die Messen hier und dort singen. Dann entstand in den Gassen überall ein großes Gedränge von den Knechten. Der Lärm der Posaunen, Flöten, Hörner und Trommeln war groß. Die Herolde freuten sich und riefen überall aus: „Zieht aus, edle Ritter, zieht mutig aus, die Boten der Frauen sehen es, zieht freudig auf das Feld, dort liegt der Preis für die Liebenden." Mit Schall zogen wir aus der

Stadt. Jeder Anführer der Rotten bat die Seinen, eifrig achtzugeben, er sprach: „Wenn wir heute zueinander halten, können wir wahrlich Ehre erringen, laßt ihr euch nicht unterkriegen, so geht es euch wahrlich gut." Als die Ritter auf dem Felde waren, bot das einen herrlichen Anblick: man sah die reichen lichten Banner, die Speere nach dem Wunsch der Ritter verschieden bemalt, die Helme prächtig geschmückt. Die blitzenden Helme, die schimmernden Schilde blendeten manchen so, daß er kaum etwas sehen konnte, die leuchtenden Farben der Rüstungen wetteiferten mit der Sonne ... Da schritten die Rotten aufeinander zu, und als sie kaum Rosselaufes weit auseinander waren, kam die Zeit für den Puneis. Man gab den Rossen die Sporen, zu kräftigem Stoß sprengten die Ritter aufeinander los, Mann und Roß sah man stürzen. Mächtig krachten die Speere, heftig stießen die Schilde aneinander, davon schwollen die Kniee. Beulen und Wunden von den Speeren gab es genug, die Panzerringe bereiteten Schmerzen, und manches Glied war verrenkt. Die Ritter drängten hin und her und versuchten den Gegner zu Fall zu bringen. Mancher Helm brach ab, dort drängten sich die Ritter um einen, der gezäumt werden sollte. Klingend schlugen Schwerter auf Helme. Viele Schilde zerbrachen von den heftigen Stößen ...

Das Turnier war wirklich gut. Manch hochgemuter Ritter durchbrach mit einem Stoß den Haufen ... Man verstach wohl tausend Speere, so mancher Ritter wurde Gefangener, an hundertfünfzig gute Ritter verloren ihre Pferde. Des einen Verlust war des anderen Gewinn; so ging der Tag mit Arbeit hin. Mancher band müde den Helm ab, andere

turnierten noch so, als ob sie gerade erst begonnen hätten, ihnen dünkte der Tag und das Turnier zu kurz; so gingen die Meinungen auseinander: die einen wollten weiterkämpfen, die anderen waren ganz erschöpft. Was ich an diesem Tage dort selber geleistet habe und später noch oft anderswo. das zu verschweigen gebietet mir die gute Erziehung. Nur eines will ich euch als reine Wahrheit sagen: ich war weder der schlechteste noch der beste. Das Turnier dauerte den ganzen Tag, niemand tat etwas anderes, wie früh man auch begonnen hatte, nun senkte sich der Abend nieder. Wir banden die Helme ab und zogen alle in die Stadt, jeder in seine Herberge. Da waren für die Ritter schöne Bäder gerüstet. Mancher wurde vor Müdigkeit ohnmächtig, hier verband man den einen, dort salbte man den anderen, dem dort die Arme, dem hier die Kniee. Mancher fiel um vor Schlaf, den anderen quälten die Gedanken: „wie habe ich heute abgeschnitten? Das soll mich wundern!" Diese Nacht schliefen viele sanft.
Mit Freuden kam der nächste Tag. Da mußten alle Gefangenen zu den Juden gehen und mußten allerlei köstliche Pfänder versetzen. Wer aber etwas gewonnen hatte, war froh und hochgemut . . .

RITTER UND BÜRGER

Bilgrin von Reischach an Hans von Besserer

„Hans Beßrer von Ravensburg, da Du Dich in Deinem Schreiben vor mich gesetzt, mich gedutzt und Dich nicht gehalten hast, wie es einem Bürger gegen einen Edelmann geziemt, so mahnte ich Dich darum; Du antwortetest, Du



Grabmal Rudolfs von Habsburg im Dom zu Speier

wolltest eine gerichtliche Entscheidung, ob Du mich für besser und höher zu halten hast. Darauf sagte ich Dir, die Sache ginge nicht mich allein an, sondern meinen Bruder, unsere Freundschaft und den ganzen Adel, vor die will ich Dein Schreiben bringen und Dir dann Antwort geben. Das habe ich getan . . . und finde nicht, daß es not sei, die Stellung des Adels ferner zu erläutern, Du kümmerst Dich um Sachen, die Dir nicht zustehen. Gehe auf die Trinkstuben und forsche dort, wie der Pfeffer und ander Kaufmannsschatz von Alexandria und Barcelona gen Venedig kommen und wie die Barchenttücher getauscht werden, das ziemt Dir besser, als mit dem Adel zu rechten . . ."

*

Bankett nach der Eroberung von Gent

Herr Wilwolt von Schaumburg richtete ein Bankett her, lud den obersten englischen Kapitän mit seinem trefflichsten Adel . . . und viel andere große Herren und mächtige Leute ein. Er ließ ihnen an Fischen und Wildbret, auch an Getränken . . . und anderem, was er aufs köstlichste im Lande bekommen konnte, geben. Dazu hatte er von Brügge und Flandern die allerhübschesten Frauen, die da sein mochten, dazu die besten Spielleute bestellt. Da fingen sie an zu tanzen und waren fröhlich, und zur Nacht verehrte er einem jeden Herren eine hübsche Frau, mit ihr nach des Landes Gewohnheit zu schlafen. Des Morgens wurden sie ihm alle gütlich wieder abgeliefert, wofür er sich höchlich bedankte. Er beschenkte eine jede gebührend und schickte sie ehrlich nach Hause.

Aus Johannes Bühler: „Fürsten und Ritter" in der Sammlung „Deutsche Vergangenheit"

AUS PIETER BRUEGELS KINDHEIT

Von Felix Timmermans

Zu Ehren des morgigen Dreikönigstages hatte sich der neue Schnee über die Erde gelegt. Alles war nun frisch und hell, in dicke weiße Wolle gewickelt: die Dächer, die Wege, das flaschengrüne Eis, die Äste der Bäume, die Misthaufen, die Fensterleisten, die langen Brunnenarme. Nur was senkrecht auf der Erde stand, hatte seine Farbe behalten, aber durch das viele Weiß war sie um einen Ton dunkler geworden. Darüber hing ein brauner Himmel wie eine angerauchte Stubendecke und eine festgeschraubte Stille; darinnen aber funkelten die Farben des Hahnes auf dem Misthaufen und dort in der Ferne das fauchende Schmiedefeuer.

Und Pieter, der in seiner Bodenkammer stand, hatte angefangen, das alles zu zeichnen, die Zunge zwischen die Zähne geklemmt. Ihm war, als sähe er zum ersten Male Schnee. Er glühte vor Glück. Seine Augen suchten erstaunt und hastig. Aus Holzkohle und farbiger Kreide wuchs die Landschaft auf dem Papier. Die ganze Bodenkammer, deren Fenster bisher nur dazu gedient hatte, zur Kirmes eine Fahne hinauszuhängen, hing voll von kleinen Papierfetzen, auf denen Männlein und andere Dinge gezeichnet waren. In die Balken war sogar eine ganze Prozession eingeritzt und mit etwas Farbe angemalt.

Dort zeichnete er den großen schwarzen Nußbaum mit dem blauen Madonnenkapellchen an seinem dicken Stamm, das gelbe, vereinsamte Kirchlein, dahinter das Pflaumenblau der dunstigen Wälder und die Lehmhütten und Bauernhöfe, die ringsherum aus ihren Schornsteinen rauchten. Er

zeichnete sämtliche Kopfweiden dazu und die hohen Bäume mitten auf dem Dorfplatz. Und aus dem Bauernhof rechts machte er ‚Das gelobte Land', man erkannte es deutlich an dem Aushängeschild mit den Traubenträgern, seinem ersten



Ölgemälde; auf der Schwelle stand seine Mutter und er selbst daneben!

Durch die weiße Stille, die nach Kälte und Torf roch, schritt ein Männlein mit einem Reisigbündel auf dem Rücken. Schnell ein paar Striche, und das Männlein stand deutlich auf dem Papier und tick, tick, tick mit der Holz-

kohle, da war auch die Punktlinie seiner Fußtapfen! Eine Krähe ließ sich nieder auf eine der Kopfweiden, und eins, zwei, drei war der schwarze Vogel gezeichnet!
Pieter wartete, ob sich noch etwas zeigen würde, zielend mit dem Stift, wie ein Jäger bereit, zu schießen. Da kam hinter der Kirchhofsmauer ein dicker Mann hervor, in einen schmutzigen Schafspelz eingewickelt. Man nannte ihn die ‚Tomatenkröte'. Pieter drehte sich unwillig um.
Nein, den zeichnete er nicht. „Diesen scheußlichen Kerl," sagte er verächtlich, „den soll ich nächstens Vater nennen. Er weiß wieder, daß unsere Mutter frisches Bier im Hause hat für morgen. Den hält sie frei, den Faulpelz. Er ist kaum dreißig und sie sechzig, sie ist verrückt, sie ist total verrückt."
Er hörte ihn hineingehen mit einem fetten Grinsen, hörte seine Mutter lachen und das Anstoßen von Trinkbechern. Pieter spuckte nach der Stelle, wo er die Kröte lachen hörte.
Unlustig und voller Verachtung zeichnete er diesen Kerl: ein aufgeblasenes, stoppelbärtiges, purpurblaues Gesicht mit Schlitzaugen. Aber angeekelt strich er es gleich wieder durch, wie man schlechtes Getränk ausspuckt. Aber da sah er den fremden Barfüßermönch Cornelis, der gestern angekommen war, um die Dreikönigspredigt zu halten, und dem er heute früh bei der Messe gedient hatte, auf die Kirche zuschreiten. Er sah ihn von hinten: ein runder rötlich-glänzender, kahler Kopf über der braunen Franziskanerkutte. Und er zeichnete ihn klotzartig wie einen Butterklumpen.
„Warte", sagte Pieter aufspringend, und schon griff er eine Handvoll Schnee vom Strohdach, knetete ihn zu einem Ball

und zielte nach dem roten, glänzenden Kopf. Klatsch! Getroffen! Es war wie ein Ei, das auseinanderspritzt. Pieter bückte sich schnell und lachte wie ein Wasserfall. – Stille. Allmählich schob sich sein Kopf wieder langsam und vorsichtig in die Höhe: er sah zuerst die Kirche, dann die kleine Kapelle am Baum, aber bums! ein Schneeball platzte auseinander auf seiner Nase, und unten stand der Pater und lachte. „He, kleiner Kerl!" kicherte er, „das kann ich genau so gut wie du. Ein anderes Mal mußt du dich besser verstecken!" Pieter kratzte sich verdutzt den Schnee vom Gesicht. „Aber seh ich denn recht," rief der Pater, „hast du mir heute früh nicht bei der Messe gedient?"

„Ja, Pater Cornelis."

„Ei! ei! Am Morgen bei der Messe dienen und am Tage dem Pater auflauern, um ihn mit Schneebällen zu bewerfen . . .!"

„Nein, Pater Cornelis, ich habe mir nichts dabei gedacht, ich hatte gerade gemalt . . . sehen Sie nur", und errötend vor Verlegenheit zeigte er das Papier, das mit zwei Nägeln auf ein Brett befestigt war. Der Pater kam heran und blickte zum niedrigen Fenster empor. „Nun, schön," sagte er, „aus der Ferne sieht es gar nicht übel aus!" Er kam noch dichter heran. „Ja, das ist wirklich nicht schlecht, wenn ich es genau betrachte! Ich bin zwar kein Kenner, aber ich sage, daß du zeichnen kannst. Sapperment! das ist gut gemacht! Ah! Ah! Ich stehe auch schon drauf, wie ich sehe! Hast du das allein gemacht? Nun, das ist sehr gut! . . . Aber, mein Junge, du darfst doch keinen Schnee malen, nein, nein! Das hat noch niemand getan, das macht man nicht!"

„Aber ich finde es schön, Pater, sehen Sie nur, wie schön!"
„Nein, der Schnee hat keine Farbe. Du mußt die grüne Erde malen mit ihren Blumen und frischen Tönen und Halbtönen, wie Memling und die Brüder Van Eyck, wie Rogier van der Weyden und Geertgen van Sint-Jans es machen und wie Quinten Metsys es getan hat. Die können malen! Das kann man mit einem Vergrößerungsglas betrachten. Man riecht förmlich die Blumen!"
Pieter blickte ihn mit großen Augen an wie ein frommer Mensch, der zum erstenmal die Gnade in sich funkeln fühlt.
„Ja," fuhr der Pater fort, „du solltest einmal nach Antwerpen kommen, wo die großen Maler wohnen. Da kannst du ihre vielen Werke in den Kirchen und Klöstern sehn. Oh, Junge, die sind unbeschreiblich schön! Die ganze Welt kommt hin, um sie zu sehn, sogar aus Italien kommen sie. Kaiser Karl kauft in einem fort. Und du solltest die Grablegung von Quinten Metsys mal sehen! So groß wie ein Haus! Und so fein gemalt, daß man die Haare auf dem Kopf der Heiligen zählen kann. Die Bewunderer sind nicht davon wegzubringen! Und wenn du so weiter machst, kannst du auch so einer werden, aber nicht, wenn du Schnee malst!"
„Ja, Pater Cornelis?" fragte Pieter so glücklich, daß ihm die Beine zitterten wie Rohr.
Da kam die Mutter herausgeschossen, und die Tomatenkröte stellte sich in die Tür. Beide hatten hinter dem Fenster alles gehört. „Du wirst weiter nichts als Matrose", rief sie zu ihm hinauf. „Gleich fällst du herunter und tust dir Schaden, wenn du dich so aus dem Fenster hängst; mach dich da fort!" Und dann sagte sie zum Pater Cornelis: „Ja,

Herr Pater, als mein erster Mann starb, sagte er, daß unser Kind Matrose werden sollte, und ..."
„Der Mensch denkt, Gott lenkt," ermahnte der Pater, „und wenn Er beschlossen hat, daß Euer Sohn Maler werden



soll, dann können sich alle Matrosen auf den Kopf stellen, er wird es doch!"
„Pater," sagte nun die Geiferstimme der Tomatenkröte, „ich werde nächstens sein Vater, und dann ist es aus mit diesem Männlein-Zeichnen, dann kommt er in die Lehre: Matrose oder Töpfer; dann bin ich Herr darüber, dann bestimme ich."
„Wird das Euer neuer Mann?" fragte der Pater. „Ja? Ach Frauchen," lachte er, „wirklich, ich dachte, das wäre Euer ältester Sohn, so jung scheint mir Euer zweiter Verlobter noch zu sein. Ich gratuliere! Aber ich hoffe für Euch, daß es

nicht wahr ist, daß junge Männer alte Frauen nur fürs Geld heiraten. Auf Wiedersehen!“
Der Pater entfernte sich mit kleinen Schritten, wie eine wandelnde Glocke. Die Tür wurde heftig zugeschlagen, und Pieter hörte durch die Bretter des Fußbodens das Fluchen seines zukünftigen Stiefvaters. Aber er schlug sich auf die Schenkel vor Vergnügen um der harten Kost willen, die der Pater den beiden zu verdauen gegeben hatte.
Aber dann kam eine heilige Stimmung über ihn. Er blickte auf die verschneite Landschaft und flüsterte fortwährend die Worte des Paters Cornelis: Wenn du so weiter machst, kannst du auch ein großer Maler werden. Er verbrannte innerlich. Wie ein aufgerissener Vorhang lag sein Leben vor ihm. Er sah leuchtende Visionen von Antwerpen und von tausend Gemälden. „Wenn du so weiter machst, kannst du auch ein großer Maler werden“, murmelte er.
Die Mutter rief ihn zum Essen, aber er rief zurück, daß er keinen Hunger hätte.
Der Mittag ging still und kalt vorüber, und der Mond zog früh auf, rotbraun über dem blauen Schnee. „Nach Antwerpen“, seufzte er. Unten hörte er ein Dreikönigslied singen, weiter im Dorf ebenfalls. Er sah, wie seine Freunde, lustig verkleidet, durch den Schnee zogen, mit einem drehenden Stern. Aber dieses Mal dachte er nicht daran, mitzumachen. Er brannte von einem neuen Leben. Abends hörte er dreimal, wie unten gerauft wurde, aber er horchte gar nicht hin. Er erlebte eine neue Geburt. Eine alte Haut fiel von ihm ab. Und plötzlich sprang er auf wie eine Flamme, trommelte mit den Fäusten gegen die Wand und rief hartnäckig und zäh, als kämpfte er gegen etwas: „Ich will! Ich

will! Ich will Maler werden!" Mit diesem mühevollen Wort hatte er sein Herz befreit. Er war wie eine Mutter, die ihr Kind aus der Feuersbrunst gerettet hat.

Aus dem Roman „Pieter Bruegel",
übertragen von Peter Mertens

*

DIE ÄGYPTISCHE HELENA

Von Hugo von Hofmannsthal

Es ist mißlich, von seinen eigenen Sachen zu reden, aber es ist zugleich anziehend, und dieser Moment vor dem Stapellauf hat seine besondere Spannung. Schickt man sich an, zu enthüllen, so wird man gewahr, wie vieles sich verbirgt, auch dem noch, dem alles offen daliegen sollte. Nie stellt das Gebilde sich selbständiger als in dem Augenblick, da man meinte, zu irgendeinem profanen Zweck ganz darüber verfügen zu können. Der Kommentator des eigenen Werkes, der „berufenste", wie man sich gern ausdrückt, ist zugleich der behindertste. Er findet am wenigsten den Mut, das Gewebe der Motive aufzulösen; er hat ja gerade alle Mühe darangesetzt, das Außen mit dem Innern, Faden um Faden zu verknüpfen und nirgends den Faden hängen zu lassen, den man herausziehen könnte. Der Anfang schon ist Verlegenheit.

Man spricht vom Dichter und Musiker, die sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden. Corneille mit Lully, Calzabigi mit Gluck, Daponte und Schikaneder mit Mozart. Aber abgesehen davon, daß dies existiert . . . man macht sich kaum eine Vorstellung, wie notwendig ich zu dieser Form komme. Ich finde dieses Wort in dem mich betreffenden Abschnitt von Nadlers Literaturgeschichte: Schon

meine ersten Dramen hätten unbewußt nach Musik verlangt, und das Wort „lyrisch" deute dies nur ungenau an. Er hat durchaus recht; aber das Wort, für mein Gefühl, deutet es ganz genau an. Die Franzosen nennen eine Oper un drame lyrique, und vielleicht waren sie darin instinktiv der Antike immer näher als wir; sie vergaßen nie ganz, daß die antike Tragödie eine gesungene Tragödie war.
So kam es zu dieser Kollaboration, an welche man sich im Laufe von achtzehn Jahren allmählich gewöhnt hat. Aber diese Kollaboration hatte ihre Pausen. Die letzte währte acht oder neun Jahre. Es war durchaus kein Müdesein dieser Form, sondern andere Dinge wollten zur Existenz kommen. Aber seit 1920 spiegelte sich in der Phantasie – glitzernd und ungreifbar, wie halbverdeckt fließendes Wasser – ein Stoff, eine Gruppierung von Figuren: eben dieser nunmehr ausgeführte Stoff: jene Heimreise der Helena und des Menelas. Eine Art Neugierde hatte sich der Phantasie bemächtigt, sie war auf diese mythischen Gestalten gerichtet wie auf lebende Personen, von deren Leben man einen Teil kennt, für eine wichtige Zeitspanne aber auf Kombination angewiesen ist. In jener Nacht, als die Griechen in das brennende Troja eindrangen (es liegt uns einigermaßen näher, uns die Schrecken einer solchen Nacht vorzustellen, als den Menschen vor 1914) – in jener Nacht muß Menelas in einem dieser brennenden Paläste seine Frau gefunden und zwischen einstürzenden Mauern herausgetragen haben, diese Frau, die seine geliebte gestohlene Gattin und nebenbei die schönste Frau der Welt, die Ursache dieses Krieges, dieser furchtbaren zehn Jahre, dieser Ebene voll toter Männer und dieses Brandes war, und nebenbei noch die

Witwe des Paris und die Freundin von zehn oder zwölf anderen Söhnen des Priamos, die nun alle tot oder sterbend dalagen – – – Welche Situation für einen Ehemann! Sie übersteigt die Einbildungskraft – kein Text, auch den ein Shakespeare finden könnte, reicht an sie heran, und ich bin sicher, daß Menelas schweigend diese Frau, die auch in dieser Situation die schönste Frau der Welt war, zu seinem Schiff hinabgetragen hat. Was sich dann begab, davon sind wir ohne Nachricht. Aber einige Jahre später bereist der Sohn des Odysseus die griechischen Königreiche, Nachrichten über seinen verschollenen Vater einzuholen. Er kommt auch nach Sparta – und was er dort findet, davon haben wir im vierten Gesang der Odyssee das deutlichste Abbild, in Farben so frisch, als wäre es gestern gemacht. Er findet Menelas in seinem Palast, einen gastfreien großen Herrn „schön wie ein Gott", und Helena als Hausfrau in diesem Palast, so schön wie je, Königin in dieser friedlichen Landschaft – anscheinend glücklich – gerade feiern sie die Hochzeit ihrer Kinder, eines Sohnes und einer Tochter – von Troja und dem Krieg redend, wie man eben vom Vergangenen redet, Menelas mit gelassener Würde, als von dem großen Erlebnis seines Lebens – Helena aber in dieser ganz überlegenen souveränen Art, die ihr Homer immer gibt – das Geschehene und auch ihre eigene Verschuldung streifend, in einer so eleganten leichten Weise, indem sie von dem Krieg sagt (nur zur Bezeichnung des Zeitpunktes): damals, als die Achäer um „meines hündischen Äugelns willen" dorthin vor die Feste gezogen waren –.

Wie erstaunlich, in dieser leichten Art ein so berühmtes

und schreckliches Ereignis zu behandeln – und das Wort drängt sich auf die Zunge – wie modern – wie nahe den Ausdrucksformen unserer Zeit. Aber, fragt man sich unwillkürlich, was ist inzwischen geschehen? Was liegt für diese beiden Menschen zwischen jener Nacht damals und dieser behaglichen Situation, in der Telemach sie vorfindet? Was kann sich zugetragen haben, daß aus dieser Ehe wieder ein friedliches, von der Sonne bestrahltes Zusammenleben wurde? Dies ist außerordentlich – auch wenn man Heroen und Halbgöttern große Zugeständnisse in bezug auf die Linie ihres Lebens macht. Auch Neugierde kann zur Inspiration werden, wenn sie stark genug ist. Hier lag ein Stoff – wenn es gelang, die Neugierde ins Produktive zu wenden – vielleicht ein lyrischer, nach Musik verlangender Stoff (doch erkannte ich letzteres nicht sogleich). Der Stoff beschäftigte meine Phantasie von dem Jahre 1920 an. – Da existiert nun die Helena des Euripides, das einzige antike Gedicht, das sich mit dieser Zeitspanne befaßt: Helena und Menelas auf der Rückreise von Troja. Hier taucht jenes Motiv eines „Phantoms" Helena auf – jene zweite Helena, nicht die trojanische, sondern die ägyptische. Wir sind in Ägypten oder auf der zu Ägypten gehörigen Insel Pharos, vor einer Königsburg, Menelas tritt auf, allein, auf der Rückfahrt von Troja. Seit Monaten irrt sein Schiff umher, von Strand zu Strand verschlagen, immer von der Heimkehr abgetrieben. Helena, seine zurückeroberte Frau, hat er mit seinen Kriegern in einer verdeckten Bucht zurückgelassen; er sucht einen Rat, eine Hilfe, ein Orakel, das ihn belehren soll, wie er den Heimweg findet. Da tritt ihm aus dem Säulengang der Burg – Helena entgegen, nicht die

schöne, allzu berühmte, die er im Schiff zurückgelassen hat, sondern eine andere, und doch die gleiche. Und sie behauptet, seine Frau zu sein – die andere dort im Schiff sei niemand und nichts, ein Phantom, ein Trugbild, von Hera damals dem Paris in den Arm gelegt, um die Griechen zu narren. Um dieses Phantoms willen ist zehn Jahre Krieg geführt worden, sind Zehntausende der besten Männer gefallen, ist die blühendste Stadt von Asien in Asche gesunken. Sie aber, Helena, die einzig wirkliche, habe indessen – von Hermes übers Meer getragen – hier in dieser Königsburg gelebt, von dem alten Proteus geehrt und beschützt; nun aber sei dessen Sohn auf dem Thron, der nichts begehre, als sie zu heiraten. So handle es sich darum, daß Menelas, dem sie immer treu war, sie nun schnell und heimlich entführe, und in der Tat, die Anstalten zu dieser Flucht, die Durchführung und schließlich das Auftreten der Dioskuren, welche den erzürnten ägyptischen König begütigen, dies alles bildet den Inhalt des euripideischen Dramas.

Es ist begreiflich, daß Menelas diesem Wesen, das vor ihn tritt, um ihm zu sagen, daß er zehn Jahre lang um eines Luftgespenstes willen zu Felde gelegen, einem Luftgespenst das Blut von zehntausenden Griechen aufgeopfert und um eines Luftgespenstes willen eine große Stadt angezündet hat und dann mit einem Luftgespenst nach Hause gefahren ist, nicht ohne weiteres glaubt. Sie reden lange gegeneinander, in echt euripideischen scharfen Argumenten. Und aus seinem Mund kommt dies schöne wahre Wort: Der Wucht erlittener Leiden trau ich mehr als dir! In der Tat, diese Lösung so furchtbarer Verschuldungen muß

ihm allzu billig erscheinen. Aber in diesem Augenblick kommt ein Bote und meldet wirklich, auf dem Schiff habe sich das Wesen, das man für Helena hielt, in ein Streifchen feuriger Luft aufgelöst. Was bleibt Menelas übrig, als sich an die zu halten, die nun allein übrig ist, und noch als Zugabe rein und unschuldig – und mit ihr zu fliehen, bevor der ägyptische König ihm auch noch diese wegnimmt? So weit Euripides. Aber wenn um eines Phantoms willen der Trojanische Krieg geführt worden und diese, die ägyptische Helena, die einzig wirkliche ist, dann war der Trojanische Krieg ein böser Traum, und das Ganze fällt in zwei Hälften auseinander – eine Gespenstergeschichte und eine Idylle, die beide nichts miteinander zu tun haben, und dies alles ist nicht sehr interessant. Ich vergaß den Euripides wieder, aber meine Einbildungskraft ließ nicht ab, sich um die Episode der zusammen rückkehrenden Ehegatten zu bewegen, und was Furchtbares und schließlich Sühnendes zwischen beiden vorgefallen sein könne. Das Ganze schien mir so rätselhaft, lösbar fast nur durch Zaubereien; aber die Zaubereien lösen für unser Gefühl nichts. Naturkräfte mußten einen Anteil haben, eine Atmosphäre der webenden, teilnahmslos, doch zugleich hilfreichen Naturwesen. Weniger um die Halbgöttin zu heilen als ihn, Menelas; wie furchtbar gestört mußte seine Seele sein! So viel Schicksal, so viel Verstrickung und Verschuldung – und er war doch nur ein Mensch. Das Edle, Tragische dieser viel verspotteten Figur stand sogleich vor mir. Er war mir die Verkörperung des Abendländischen, in ihr die nie erschöpfte Stärke des Morgenlandes. Er stand ein für die Satzung, die Ehe, die Vaterschaft. Sie schwebte über dem

allen, unheimlich bezaubernde, nicht zu bindende Göttin. In meinem Notizbuch stand, vor Jahren eingetragen, dieser Satz von Bachofen: „Nicht dazu ist Helena mit allen Reizen Pandoras ausgestattet, damit sie nur einem zu ausschließlichem Besitz sich hingebe." Welche Dämonie entströmt einem solchen Satz! Er könnte auf dem ersten Blatt von Wedekinds „Erdgeist" stehen; das war der Mann, den Gehalt eines solchen Satzes mit ganzem Ernst in sich auszutragen und etwas Merkwürdiges und Fürchterliches daraus zu machen.

*

Zwei oder drei Jahre später bat ich Strauß, mich in seinem Bureau in der Oper zu erwarten. „Ich erzähle Ihnen", sagte ich, „eine Handlung in zwei Akten. Wenn der Vorhang aufgeht, sind wir in einem Palast am Meer. Der Palast gehört einer schönen jungen Zauberin, welche die Tochter irgendeines Königs ist und die Geliebte des Poseidon."

„Kommt Poseidon vor?"

„Nein, Poseidon kommt nicht vor. Überhaupt keine Götter. Nehmen Sie überhaupt alles so, wie wenn es sich vor zwei oder drei Jahren irgendwo zwischen Moskau und Neuyork zugetragen hätte. Diese junge Zauberin – ich nenne sie Aithra – wird von ihrem Geliebten viel allein gelassen. Aber sein Kommen ist immer möglich. So läßt sie jeden Abend für zwei decken – so ist auch jetzt für zwei gedeckt, und die Bühne ist schön erleuchtet. Sie hat Dienerinnen und ein wohleingerichtetes Haus, aber nicht viel Gesellschaft.

Unter den Einrichtungsgegenständen des Saales, in dem

wir uns befinden, ist aber eine Muschel, die alles weiß, was draußen auf dem Meere vorgeht, und die, um Aithra zu zerstreuen, alles erzählt, was sie weiß.
An diesem Abend meldet die Muschel, daß in einiger Entfernung ein Schiff vorbeifährt, in dem etwas Merkwürdiges vorgeht. Ein Mann auf diesem Schiff steigt vom Steuer, das er einem andern übergibt, in den Schiffsraum hinab, betrachtet eine sehr schöne Frau, die dort im Schlaf liegt, bedeckt leise ihr schönes Gesicht mit einem Tuch, zieht dann einen gekrümmten Dolch hervor und schickt sich an, die Schlafende zu töten. – „Schick einen Sturm hin!" schreit die Muschel, ganz aufgeregt von ihrer eigenen Erzählung, „aber augenblicklich! Sonst ist die Frau verloren."
„Kann das die Aithra?"
„Ja. Der Sturm fliegt hin, packt das Schiff, daß alle Planken krachen, und verhindert so den Mord. Aber Aithra hat vorher noch ganz schnell gefragt, wer denn diese Frau und der Mann sind – und die Muschel hat gesagt, es ist Helena von Troja und ihr Mann Menelas. Aithra weiß sich vor Vergnügen nicht zu fassen und fängt aus der Prosa heraus eine kleine Arie des Jubels an. Dann aber läuft sie ins Nebenzimmer, versteckt sich dort und läßt eine Dienerin mit einer Fackel den Schiffbrüchigen entgegengehen. Denn das hat die Muschel noch gemeldet, daß der Mann, der eben seine Frau ermorden wollte, nun – da beide über Bord gespült sind – alle Anstrengung macht, sie schwimmend zu retten, und Aithra hat sogleich dem Sturm sich zu legen befohlen.
Die Bühne ist also leer, und nun erscheint in der Tür des

85.

Mors ultima linea rerum.

Trajecti Francorum
ad Moenum.
d. IV Aug. MDCCLXIV.

Haecce, in sui sem-
piternam memori-
am, huic inserere
voluit libello
JWGoethe

Die erste Stammbuch-Eintragung Goethes
(1764)

schön erleuchteten Saales ein Mann, der einen krummen Dolch zwischen den Zähnen trägt und eine sehr schöne blonde Frau an der Hand hinter sich dreinzieht. Denn augenblicklich, wie er festes Land unter den Füßen fühlt, ist der Mörder und Rächer wieder in ihm erwacht und ist willens, seinen Dolch wieder in die Hand zu nehmen und ein Ende zu machen. Helena weiß das – sie weiß alles, was in ihm vorgeht, das ist ihre Stärke, und sie bleibt dabei Herrin der Lage, sonst wäre sie nicht Helena. Sie geht an den Spiegel, richtet ihr Haar, und da ein schön gedeckter Tisch dasteht, mit zwei Stühlen, wie für einen König und eine Königin, so fordert sie ihren Mann auf, Platz zu nehmen und mit ihr zu Nacht zu speisen."

„Und Menelas?"

„Er hat seit neun Tagen und neun Nächten – so lange sind sie von Troja unterwegs – weder eine Mahlzeit mit ihr genommen, noch sie auch nur mit der Fingerspitze berührt. Er sinnt seit neun Tagen darüber nach, ob es richtiger ist, sie auf dem Schiff zu töten oder sie am Tage nach der Rückkehr nach Sparta dort zu opfern. Denn, daß sie sterben muß und von seiner Hand und durch den gleichen gekrümmten Dolch, mit dem er Paris die Kehle abgeschnitten hat, das steht für ihn fest. Und sie weiß es ebensogut wie er – so wie sie weiß, daß er sie bis zum Wahnsinn liebt und es trotzdem tun wird. Dies Wissen und Verstehen dessen, den sie liebt (und sie liebt eben den Mann, dem sie gehört, ausschließlich – solange sie ihm gehört), das ist, wie ich schon sagte, ihre Stärke. Und außerdem ist noch Aithra da."

„Wie kann die Aithra sie aus dieser Situation retten?"

„Durch einen Betrug. Menelas ist in einem Zustand, der dem eines Wahnsinnigen ganz nahe ist. Er ist dem, was er in diesen neun Tagen erlebt hat, nicht mehr gewachsen. Er ist vor allem dem, was er sich selbst auferlegt hat, nicht gewachsen. Er ist von der Nähe dieser Frau, von dem Gefühl, sie wiederzuhaben, und von der unabwendbaren Notwendigkeit, sie mit eigenen Händen zu töten, zerrüttet. Und ein kleiner Einfall der Aithra reicht hin, diese Zerrüttung vollständig zu machen. Der Einfall ist dieser: sie ruft ihre Elfen auf, lemurische Halbwesen, mehr boshaft als gutmütig, die draußen zwischen den Strandfelsen im Mondlicht hocken, und heißt sie etwas anstellen, was Menelas mindestens für einen Augenblick aus der Fassung bringt. Denn der Dolch ist gezückt, es handelt sich buchstäblich um den nächsten Augenblick. Die Elfen sind schnell und geschickt. Sie machen einen wilden, kriegerischen Lärm. Menelas glaubt, die trojanischen Signale wieder zu hören, Geklirr trojanischer Waffen. Er hört ganz deutlich die Stimme des Paris, der ihn zum Kampfe herausfordert. Einer solchen kleinen Zauberei widersteht sein übermüdeter Kopf nicht mehr. Er stürzt hinaus, den toten Paris noch einmal zu töten – oder, wenn es ein Gespenst ist, das Gespenst zu erwürgen. Die beiden Frauen sind allein, Hausfrau und Gast. Sie verstehen sich mit wenigen Worten. Aithra hat einen wunderbaren Trank zur Hand, einen Beruhigungstrank ohnegleichen, aus Lotos bereitet, schnelles Vergessen jeglichen Übels. Helena trinkt, wird ruhig wie ein Kind; unter den berührenden Fingern der Freundin blüht sie auf wie eine halbwelke Rose, wenn man sie ins Wasser stellt. Sie hat fast vergessen, was ihr bevor-

steht, wenn der Mann mit dem Dolch zurückkommt. Aber Aithra hat Geistesgegenwart für beide. Sie läßt von ihren Dienerinnen Helena wegführen und auf ihrem eigenen Bette zur Ruhe legen, dann wendet sie sich, nimmt die ruhigste Miene von der Welt an und tritt Menelas in den Weg. Denn dieser stürmt jetzt herein, hochgeschwungen den Dolch, von dem er Blut herabträufeln sieht (nur er – wir dagegen sehen, daß der Dolch blank und trocken ist); denn er hat ihn draußen zwei Truggestalten durch den Rücken gestoßen, von denen er glaubte, sie wären Helena und Paris. Wie der tote Paris wieder dagewesen sein könnte, um die lebende Helena zu umschlingen, wie das alles zusammenhängen könne, das kann sein Kopf nicht mehr auseinanderhalten. Er ist kein Wahnsinniger, aber er ist in dem Zustand völliger Zerrüttung, den man in so vielen Kriegslazaretten bei denen, die aus allzu furchtbaren Situationen kamen, tage- und wochenlang beobachtet hat; doch ist er anderseits nicht so völlig außer sich, daß er gegen die junge Dame, die ihm entgegentritt und in deren Haus er sich offenbar befindet, sich nicht mit Anstand betragen würde – um so mehr, da sie ihn mit seinem Namen anredet: Fürst von Sparta – und ihn bittet, sich zu setzen. Nun erzählt ihm Aithra ein Märchen, das sie mit frauenhaftem Instinkt genau berechnet auf den Zustand, in dem er sich befindet, den Zustand eines Verstörten, der selber seinen Sinnen und seinem Kopf nicht mehr traut – und dem nichts mehr völlig unmöglich erscheint, nachdem er das Unmöglichste und Fürchterlichste eben selbst begangen vermeint. Sie erzählt ihm, daß er seit zehn Jahren das Opfer eines Phantoms sei, er und die Griechen alle;

daß es ein Gespenst sei, welches er in jener Brandnacht aus der brennenden Stadt herausgetragen, ein Gespenst, um das die Tausende der Griechen in diesen zehn Jahren gestorben sind, ein Gespenst, das er eben auf seinem Nacken aus dem Meer herausgetragen habe und dem er anscheinend jetzt vor wenigen Minuten seinen Dolch in den Rücken gestoßen habe – und zugleich gießt sie ihm von diesem Trank ein, der die Nerven so seltsam beruhigt und das Bewußtsein in einen schaukelnden, sanften, halbträumenden Zustand hinüberführt, und bittet ihn dann, nicht zu laut zu sprechen, sonst störe er den Schlaf der schönsten Frau, die im Nebenzimmer auf ihrem Bette liege ..."
„Welcher schönsten Frau?"
„Eben der seinen, eben Helenas, der wirklichen – hier reicht sie ihm noch einmal den Becher mit dem Lotossaft – der einzigen, die es gibt – Helena, welche damals vor zehn Jahren die Götter entrückten; im Schlaf trug man sie übers Meer hieher zu uns nach Ägypten, in die Burg meines Vaters. Da verbrachte sie die Jahre wohlbehütet, halb schlummernd, ohne zu altern, immer das gleiche Lächeln auf ihren Lippen; sie meint, in deinen Armen eingeschlafen zu sein – und gleich, gleich wird sie erwachen. Bereite dich vor, sie in deine Arme zu nehmen."
Das Nebengemach ist plötzlich strahlend erhellt, ein Vorhang teilt sich, auf einem breiten Lager schlägt Helena die Augen auf, erquickt vom Schlummer, schöner und jünger als je. Wie könnte ein von Selbstqual zerrissenes Herz, wie Menelas', diesem Übermaß von unverhofftem Glück widerstehen? Einen Augenblick huscht dies über den verdunkelten Spiegel seines Gemütes: das sei die Erscheinung

seiner längst toten wirklichen Frau, von einer Hexe und Totenbeschwörerin ihm hier entgegengeführt – aber dann vergeht dieses Dunkel vor dem Glanz der Erscheinung, in seinen Adern wirkt der Trank: sanftes Vergessen gräßlichen Übels, ein inneres Einswerden, ein unsagbarer Friede – er geht auf das schöne Wesen zu, völlig mädchenhaft lehnt sie den Kopf an seine Schulter, sie ist es, Helena von Sparta, die nichts von Paris weiß – ihre Stimmen verschränken sich, die helle Stimme Aithras schlingt sich hinein."
„Und das Stück ist doch aus? Was soll jetzt im zweiten Akt noch vorkommen?"
„Ja, das Stück könnte aus sein. Dann wäre es ein kleines, frivoles Lustspiel, worin ein Ehemann nach furchtbaren Abenteuern von zwei Frauen genarrt wird. Aber so waren doch diese Figuren nicht angelegt? Meinen Sie nicht? Dieser Menelas und diese Helena sahen doch nicht so aus, daß dies der Abschluß sein könnte?"
„Nein – aber wie?"
„Auch die Elfen sind nicht der Meinung, daß das Stück aus sein könnte. Diese Elfen sind als ein unsichtbarer Chor immer anwesend. Sie sehen dem Ganzen zu wie einem Theaterstück. Und dieser Ausgang ist ihnen zu billig. Sie wollen nicht, daß man so leichten Kaufes aus einem solchen Handel herauskomme. Sie höhnen unsichtbar, aber sehr deutlich hörbar – in die Handlung hinein. Das darf nicht sein! zischen sie – so billig kommt ihr nicht davon."
„Und also der zweite Akt? Er spielt, denke ich, am nächsten Morgen?"
„Ja, er spielt am nächsten Morgen, aber nicht dort im Hause der Aithra."

„Sondern?"
„Anderswo. Weit weg von dort. In der Wüste unweit des großen Atlas. Im ersten Akt ganz am Schluß sagt noch Helena leise zu Aithra, ob sie sie nicht wegzaubern könnte, sie und Menelas, irgendwohin, wo niemand von ihr wisse, wo der Name Helena ganz unbekannt sei und vom ganzen Trojanischen Krieg nie jemand gehört habe. Menelas aber hat diese kleine, geflüsterte Besprechung nicht gehört. Somit erwachen sie miteinander in einem Palmenhain am Fuße des Atlas, in tiefer Einsamkeit. Aber ich werde Ihnen jetzt den zweiten Akt nicht im einzelnen erzählen, nur den Kern davon. Nebenbei: sie bleiben dort nicht lange allein. In der Wüste gibt es Wüstenscheichs, herumschweifende, ritterliche Könige, damals wie heute, und einer von denen mit seinem Sohn und seinem Gefolge stößt auf die zwei einsamen Fremdlinge – und sofort stellt sich um die schönste Frau, ob man gleich ihren Namen hier nie gehört, die gleiche Situation her, wie dort in der Heimat: man verliebt sich in sie, der Vater wie der Sohn, man will sie dem Menelas entreißen, man ist bereit, sich um ihretwillen wechselseitig zu töten, aber das ist ein Detail – ich komme zum Kern, und der Kern ist Helena: dies ist die Stärke dieser Frau, darin liegt ihre Genialität – daß sie den Mann, dem sie gehört, ganz haben muß. Der scheinbar gelungene Betrug aber hat ihr nur den halben Menelas zurückgegeben, ja weniger als den halben. Wie er jetzt erwacht nach dieser Liebesnacht, streift er sie mit einem scheuen Blick. Eigentlich hat er Angst vor ihr. Sein ganzes Herz füllt die vermeintlich Tote aus – die ihm soviel Leid zugefügt hat, um die er so gräßliche Nächte erduldet hat, um die er den Paris getötet

hat – und die er dann selbst ermordet hat gestern nacht dort auf der Insel mit der gleichen furchtbaren Waffe, seinem gekrümmten Dolch. Denn daran hält seine verstörte Einbildung fest: er ist der Mörder der wirklichen, der schuldvollen Helena – und diese da, diese allzu junge, mit der schuldlosen Miene, dieses Spiegelbild, diese ägyptische Luftsirene, die hat ihm dort die Zauberin zum Trost in die Arme gelegt. Er aber ist Menelas von Troja, er ist der Witwer und der Mörder der trojanischen Helena. Sie ist ihm alles, mit der eine Welt von Schuld und von Leiden ihn verbindet – die schöne Luftsirene vor seinen Augen ist ihm nichts."
„Und Helena?"
„Versteht ihn wiederum, versteht ihn tiefer, als er sich selber versteht, und faßt einen Entschluß."
„Welchen?"
„Diesen: ihn aufzuwecken – wie man jemanden aus dem Trance aufweckt. Ihn dazu zu bringen, daß der Betrug von ihm abfällt, daß er in ihr die Schuldvolle erkennt – die, welche zu strafen ihm auferlegt – kurz: zwischen ihm und ihr selbst genau die Situation von gestern abend wieder herzustellen."
„Und es gelingt ihr?"
„Ihr gelingt alles, worauf sie ihren Willen setzt. Sie hat eine dämonische Kraft. Auch Aithra kommt ihr zu Hilfe, sie hat einen Trank, der die Wirkung jenes Vergessenheitstrankes aufhebt. Das ist es, was Helena will. Sie stellt sich ihm, stellt sich unter den gezückten Dolch – ist überzeugt, daß er sie töten wird, und lächelt dem Dolch entgegen – und dem Mörder entgegen genau in der gleichen Haltung, wie vor zwölf Stunden dort auf der Insel."

„Und er?"
„Sowie er sie erkannt hat, aber ganz erkannt, im äußersten Moment – läßt er den Dolch sinken und fällt in ihre Arme."
„Ja, es ist eine Oper. Wenigstens eine Oper für mich, vielleicht nicht für einen andern. Sie haben den Stoff doch keinem Menschen erzählt? Übrigens: er ist erstaunlich modern. Ist Ihnen nicht der Gedanke gekommen, ein Theaterstück in Prosa daraus zu machen?"
„Ja, ich denke selbst, unter der Hand eines französischen oder amerikanischen Autors wäre es ein psychologisches Konversationsstück geworden. Durch ganz kleine Veränderungen wären alle diese mythischen Elemente zu beseitigen; alle diese kleinen Zaubereien sind ja nur Verkürzungen, der Trank, das Vergessen, das Wiedererinnern, lauter Verkürzungen für Seelenvorgänge. Die Elfen eine Ausdrucksform für die Kritik des Unterbewußtseins – all das hätte sich auf die Ebene der Dialektik projizieren lassen, es wäre das richtige psychologische Konversationsstück geworden: Ehe als Problem, Schönheit als Problem, ein Rattenschwanz von Problemen."
„Aber?"
„Ich liebe es nicht, wenn das Drama sich auf der dialektischen Ebene bewegt. Ich mißtraue dem zweckvollen Gespräch als einem Vehikel des Dramatischen. Ich scheue die Worte; sie bringen uns um das Beste."
„Aber der Dichter hat doch nichts anderes, um seine Figuren zur Existenz zu bringen, als daß er sie reden läßt. Für sie sind doch die Worte, was für mich die Töne und für einen Maler die Farben sind."
„Gewiß. Die Worte ja. Aber nicht die zweckhafte, ausgeklügelte Rede. Nicht das, was man Kunst des Dialogs

oder psychologischen Dialog nennt, und was von Hebbel bis Ibsen und darüber hinaus so hoch im Kurse zu stehen schien, auch übrigens schon bei Euripides – und auch bei Shaw, aber sehr gemildert durch seine Lust an Witz, der die Dialektik des Dialogs wieder aufhebt."

„Und bei Shakespeare?"

„Oh, nicht die Spur davon! Bei ihm ist das Wort immer Ausdruck, niemals Mitteilung. Shakespeare hat in diesem Sinn lauter Opern geschrieben, er ist ganz bei Äschylos und meilenfern von Euripides. – Aber ist Ihnen nie aufgefallen, daß im Leben durch Reden nie etwas entschieden wird? Man ist nie so überzeugt von der Unlösbarkeit einer Situation, als nachdem man sie durch Reden zu lösen versucht hat. Die fälschende Gewalt der Rede geht so weit, daß sie den Charakter des Redenden nicht nur verzerrt, sondern geradezu aufhebt. Die Dialektik drängt das Ich aus der Existenz. Ich behaupte, ein Dichter hat die Wahl, Reden zu schaffen oder Gestalten!"

„Das ist mir zu paradox! Der Dichter hat doch kein anderes Kunstmittel als die Rede."

„Doch, er hat andere; die geheimsten, kostbarsten, wenigst bekannten – die einzig wirksamen. Er ist zu allem fähig, wenn er darauf verzichtet, daß seine Figuren durch direkte Mitteilung ihre Existenz beglaubigen sollen."

„Was sind das für Kunstmittel?"

„Er kann vermöge der Erfindung seiner Handlung etwas übermitteln, ohne es mitzuteilen. Er kann etwas im Zuhörer leben machen, ohne daß der Zuhörer ahnt, auf welchem Wege ihm dies zugekommen ist. Er kann fühlen machen, wie zusammengesetzt das scheinbar Einfache,

wie nahe beisammen das weit Auseinanderliegende ist. Er kann zeigen, wie aus einer Frau eine Göttin wird, wie aus einem Lebendigen ein Totes heraustritt – er kann das ungeheure Gemenge ahnen lassen, das durch eine Maske des Ich zur Person wird. Darum nannten die Alten ja Maske und Person mit dem gleichen Wort. Er kann das Verschwiegene anklingen, das Ferne plötzlich dasein lassen. Er kann seine Gestalten über sich selbst ins Riesige hinauswachsen lassen, denn das tun Sterbliche in gewissen seltenen Momenten. In einem ‚natürlich' geführten Dialog aber ist dafür kein Raum. Das ‚Natürliche" ist die Projektion des ungreifbaren Lebens auf eine sehr willkürlich gewählte soziale Ebene. Das Maximum unserer kosmisch bewegten, Zeiten und Räume umspannenden Menschennatur läßt sich nicht durch die Natürlichkeit einfangen."

„Was sind das für Kunstmittel? Können Sie sie nicht definieren?"

„Wie ich die Handlung führe, die Motive verstricke, das Verborgene anklingen lasse, das Angeklungene wieder verschwinden – durch Ähnlichkeit der Gestalten, durch Analogieen der Situation, durch den Tonfall, der oft mehr sagt als die Worte."

„Aber das sind ja meine – das sind ja die Kunstmittel des Musikers!"

„Es sind die Kunstmittel des lyrischen Dramas, und sie scheinen mir die einzigen, durch welche die Atmosphäre der Gegenwart ausgedrückt werden kann. Denn wenn sie etwas ist, diese Gegenwart, so ist sie mythisch – ich weiß keinen anderen Ausdruck für eine Existenz, die sich vor so ungeheuren Horizonten vollzieht – für dieses Umgeben-

sein mit Jahrtausenden, für dies Hereinfluten von Orient und Okzident in unser Ich, für diese ungeheure innere Weite, diese rasenden inneren Spannungen, dieses Hier und Anderswo, das die Signatur unseres Lebens ist. Es ist nicht möglich, dies in bürgerlichen Dialogen aufzufangen. Machen wir mythologische Opern, es ist die wahrste aller Formen. Sie können mir glauben."

*

KRONPRINZ RUDOLF
LUDWIG II., QUEEN VICTORIA UND DER PRINZ VON WALES

Von Oscar von Mitis

IM August und September 1877 finden wir den Kronprinzen Rudolf auf einer Fahrt durch Süd-Dalmatien und nach Korfu, im September in der Schweiz, wo er der Habsburg einen Besuch abstattete, dann, wie schon früher öfters, in München.

Bayern war das Land seiner Mutter, und in manches Haus in der Isarstadt trat er vielleicht lieber ein als in dieses oder jenes Palais seiner habsburgischen Verwandtschaft. Auch einige bayerische Vettern hatten für Rudolf nicht viel übrig, ein eigenartiges Band der Freundschaft zog ihn indes zu dem Einsamen im königlichen Schloß, dem schon damals so viel Geheimnisvolles anhaftete. Ludwig II., dessen phantastische und nie erkaltende Verehrung für die Kaiserin Elisabeth mit einer „affection de sœur aînée" erwidert wurde, war auch seinem wesentlich jüngeren Vetter, dem Kronprinzen Rudolf, mit schwärmerischer Freundschaft

zugetan, mit Gefühlen, die in der bekannten Art des Königs – ohne daß sie mißdeutet werden dürfen – nur in Superlativen Ausdruck fanden. Seine überströmenden Empfindungen lösten bei dem Jüngeren – das ist wieder für dessen kühlere Eigenart ungemein bezeichnend – Versicherungen der Ergebenheit aus, die in der geistigen Wertschätzung des Königs wurzelten.

Die Aufmerksamkeiten, mit welchen Ludwig seinen Vetter überhäufte, blieben selbstverständlich nicht unbemerkt und machten viel von sich reden, weil sie bei der Eigenart des bayerischen Souveräns tatsächlich zu vereinzelten Fällen zählten. Allerdings, so hörte man, übte Rudolf auf den König einen merkwürdigen Zauber aus, und in den Kreisen des Münchener Hofes war man überdies geneigt, in dem Verhalten Ludwigs auch eine gegen Preußen gerichtete Spitze zu finden. Um die Feste im Wintergarten woben sich Legenden. Im März 1880 gab dort der König einzig und allein für den Kronprinzen ein großes Fest, nach welchem die beiden Stunden lang, bis zum Morgen, im Gespräch blieben.

Als ungleiches Paar leben sie in unserer Vorstellung: der ältere ein phantastischer Träumer, ohne eigentlichen Sinn für Natur, aber voll und ganz der Poesie und der Kunst ergeben, keine andere Sehnsucht im Herzen als die, unerkannt Italien zu genießen – der jüngere ein Anbeter der Natur, sonst ein nüchterner Beobachter und Realist, der das Land, wo die Zitronen blühen, am liebsten als siegreicher Feldherr betreten hätte. Und doch einigte sie – bewußt und unbewußt – unendlich viel: scharfes Auffassungsvermögen und hohe geistige Begabung, die unbedingt gewinnende Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr, be-

gleitet von unleugbarer Vorstellungskunst, die Abneigung gegen die Mitglieder der eigenen Familie, aber auch psychopathische Erscheinungen, wie Verfolgungswahn und unbegründete Furcht vor Attentaten, und nicht zuletzt die tiefe Abneigung gegen Preußen. Sie hatten sich viel zu sagen. Einem Manne, der „in dem Hauch der Grüfte" nicht leben konnte, dessen „Atem die Freiheit" war, der dabei seine Kammern durchaus nicht liebte und zähe an seinen Souveränitätsrechten hielt, lauschte der jugendliche Kronprinz wohl mit Freude, und andrerseits war er selbst wieder, dank seiner glänzenden Erziehung, dem älteren Vetter gegenüber, dem es an allgemeiner Bildung und an Systematik des Denkens gebrach, der Gebende. Das Schicksal hat diese Parallele noch durch grausame Gaben ergänzt: durch frühe Erscheinungen physischer Dekadenz, durch frühen Verfall des Lebenswillens und schließlich durch einen von ungelösten Fragen begleiteten Untergang. Ob König Ludwig schon damals im Wintergarten von Abdankung sprach, von Lebensunlust und der Möglichkeit, sich ein Ende zu bereiten? Ob Rudolf von dem älteren Vetter nicht nur politische Gedanken übernahm, sondern auch den Lebenspessimismus, den Keim zur Todesbereitschaft in seine Seele gebettet bekam? Noch war er jung und tatendurstig, der persönliche und der schriftliche Gedankenaustausch mit dem König erstarb allmählich, und, von Bayern, vom König der Träume weg, zogen den Kronprinzen große Reisen in das Reich der Wirklichkeit, ins volle Leben.

Der lange Aufenthalt in England hatte für Rudolfs Ausbildung zweifellos hohe Bedeutung.

Am Hofe Victorias feierte Rudolf einen unbestrittenen

Sieg: die Königin bezeugte ihm wiederholt ihre besondere Gunst und lud ihn – das galt als Zeichen hoher Gnade – selbst nach Osborne. „It will be a success", äußerte Lord Beaconsfield, und Prinzessin Mary von Cambridge scherzte darüber zu Beust: „Die Königin ist in den Kronprinzen verliebt, aber seien Sie ruhig, sie will ihn nicht heiraten." – Ohne Zeremoniell und Traditionen ging es freilich nicht ab. Der Prinz von Wales konnte es nicht durchsetzen, daß Rudolf den Order of the Garter bekam, und als der Thronfolger in Dublin beim Ball des Vizekönigs, des Herzogs von Marlborough, erschien, ließ ihn dieser seelenvergnügt neben sich stehen – nicht um alles in der Welt wäre er, da er eben die Königin repräsentierte, von seinem Fauteuil aufgestanden. Die strenge Königin! Wer litt mehr unter den Verhältnissen als ihr eigener Sohn, der Prinz von Wales, dem es erst sehr spät gelang, in die Regierungsgeschäfte eingeweiht zu werden, und der dazumal, weit davon entfernt, ein bevollmächtigter Träger der britischen Politik zu sein, seine Lebensführung nur schwer mit dem langweiligen viktorianischen Hofhalt in Einklang zu bringen wußte. Auch er hatte an Rudolf, der ihm schon vor Jahren als „a very nice boy" begegnet war, großen Gefallen gefunden und unterhielt sich gern in dessen Gesellschaft. Zu Rudolfs Hochzeit zu fahren, verwehrte ihm dann allerdings das mütterliche Verbot, das durch ungünstige Gerüchte über des Kronprinzen „dissolute life" veranlaßt war. Dieser böse Leumund schien allerdings vergessen, als die Königin den Wiener Hof zu ihrem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum lud und hierbei wissen ließ, wie sehr sie sich über das Erscheinen des Thronfolgers freuen und dies auch vom poli-

tischen Standpunkte für nützlich halten würde. Man wollte damals mit der Monarchie in bessere Fühlung kommen, und am Ballhausplatz ergriff man gern die dargebotene Hand. Graf Kálwky schrieb dem Botschafter in London, Grafen Kárdyi, am 27. Februar 1887 in einer eigenhändig entworfenen Weisung: „Wir haben gewiß keinen Anlaß, uns diesem Entgegenkommen des englischen Hofes, der mit dergleichen Liebenswürdigkeiten nicht verschwenderisch ist, spröde gegenüberzustellen. Es geht diese wärmere Strömung parallel mit den engeren politischen Beziehungen, die sich in der letzten Zeit präziser gestalten zu sollen scheinen. Ich kann Ihnen nur empfehlen, auch in Ihrem Verkehr mit Lord Salisbury dies zu markieren, um seinem offenbaren Wunsch größerer Intimität entgegenkommende Rechnung zu tragen.“ Das lag gewiß auch im Sinne des Prinzen Eduard, den Jagdreisen sehr häufig in die Donaumonarchie führten und hier immer wieder mit dem Thronfolger zusammenkommen ließen. Es überkam zwar den Kaiser Franz Joseph wegen der Jagdlust des englischen Vetters ein bißchen Sorge, und auch Rudolf sprach davon, daß sein „Lehnbedientendienst beim guten Wales, der alle fünf Minuten etwas anderes will, ziemlich streng“ sei, indes war ihm der Umgang mit Eduard doch willkommen, hatte er ja mit diesem nicht nur die Freude am Weidwerk, sondern auch jene Vorurteilslosigkeit gemein, die nichts Anstößiges daran sah, mit dem bekannten Geldmann Baron Hirsch in einem Wiener Hotel gemeinsam zu frühstücken. Die beiden Thronanwärter verstanden sich aber auch in einem andern Punkte vortrefflich: in der tiefen Abneigung gegen Wilhelm II. Gerade im Herbst 1888 hatte

Eduard, seinem deutschen Neffen weichend, den Aufenthalt in Österreich unterbrechen müssen, weil dieser ausdrücklich gewünscht hatte, dort „der einzige königliche Gast zu sein". Den Haß gegen Wilhelm im Herzen, hat es der Prinz von Wales in seinen Gesprächen mit dem Kronprinzen gewiß nicht unversucht gelassen, die gleichgestimmte Seele für Zukunftspläne zu gewinnen. Es überrascht nicht, daß in jenen Tagen in der Presse davon gemunkelt wurde, es sei die Absicht des englischen Prinzen, eine Annäherung zwischen Österreich und Frankreich herbeizuführen. *Aus dem Werk „Kronprinz Rudolf"*

*

RAHEL RECHTET MIT GOTT

Eine Legende

von Stefan Zweig

ABERMALENS hatte das halsstarrige und wetterwendische Volk zu Jerusalem des geschworenen Bundes vergessen, abermalens hatten sie den erzenen Götzen von Tyr und Ammon blutige Gabe gebracht. Und nicht genug des Frevels, daß sie jenen räucherten auf Höhen und steinernen Altären — auch in Gottes leibeigenes Haus, das Salomo, sein Knecht, ihm gebaut, stellten sie Bildnis des Baals und schwemmten die Fliesen mit Schlachtwerk, bis die heilige Stätte stank von Räucher und Blut.

Wie nun Gott sah, daß sie seiner spotteten bis in das innerste Herz seines Heiligtums, da entbrannte mächtig sein Zorn. Er reckte die Rechte, und sein Schrei zerschlug lang alle Himmel: zu Ende sei nun seine Langmut, austilgen



Kronprinz Rudolf von Österreich
(1888)

wolle er die sündige Stadt und ihre Völker wie Streu zersprengen über den Rücken der Erde. Ein Donner sprang diese Verkündigung auf und dröhnte von einem bis zum andern Ende seiner Unendlichkeit.
Schauernd erbebten, als so der Ingrimm Gottes zur Stimme ward, die gefesselte Erde und die Höhen des Himmels. Es flohen die Ströme davon und beugten sich die Meere, es wankten die Berge, Trunkenen gleich, und sanken die Felsen ins Knie. Die Vögel stürzten tot aus den Lüften, und selbst die Engel bargen ihr Haupt unter die reisigen Flügel, denn auch sie, die Fühllosen, vermochten den Blitz seines Zornblicks nicht zu schauen, und der Schrei seines Ingrimms fuhr ehern in ihr Ohr.
Einzig tief unten die Menschen in ihrer gerichteten Stadt, dem Himmlischen taub, sie wußten nichts von dem Spruch ihres Endes. Nur dies gewahrten sie, daß mit einem Male die Festen der Erde erbebten und auslosch das Helle im leuchtenden Tag und daß Sturmwind anhub, unter dem die Zedern wie Halme brachen und die Büsche sich duckten wie kleines Getier. Auf dem Rücken des Sturmes aber kamen Wolken gefahren und verhängten den Himmel mit Finsternis, ob ihren Häuptern hob Verderbnis sich und unter ihren Füßen schwankte gleich Wasser der Grund. Da entstürzten jäh die Geschreckten ihren Häusern, damit der First nicht über sie falle, und als sie aufsahen, erschraken sie abermals, denn schon hing das Gewölke über ihnen härter als Fels, und feurig von Schwefelfaden schmeckte die sausende Luft. Vergebens, daß sie nun, Irrwitzigen gleich, ihre Kleider sich rissen und die Haare vollwühlten mit Staub, vergebens, daß sie ihr Antlitz zur Erde warfen und den Herrn um Ver-

gebung anriefen für ihren Vorwitz – die Wolke wuchs weiterhin schwarz und auslöschte das lebendige Licht über dem Lande.
So dröhnend aber war Gottes Ingrimm ins Wort gefahren, daß nicht nur die Lebendigen seine Kündung hörten; auch die Toten erwachten in ihren Gräbern, und die Seelen der Verstorbenen schraken wach aus ihrem beinernen Schlaf. Denn so ist es geteilt und bestimmt: nicht dürfen die Toten Gottes Antlitz schauen – einzig die Engel ertragen solch ein Unmaß lodernden Lichts –, doch die Posaunen des Gerichts zu hören und seine Stimme zu vernehmen, ist ihnen gegönnt. So stunden die Toten senkrecht auf in ihren Gräbern und fuhren nach oben. Flatternd wie Vögel wider großen Wind, scharten sich die Seelen der Väter und Urväter alldort im Kreise, damit sie vereint den Allmächtigen anflehten und die Rache wendeten von ihren Kindern und den Zinnen der heiligen Stadt. Isaak und Jakob und Abraham, die Erzväter, einer gedrängt an den andern, traten vor zur rauschenden Bitte. Doch der Donner zerbrach ihren Ruf, und in ihr Stammeln fuhr neuerdings des Herren Wort: überlang schon habe er geduldet das Unmaß des Undanks, jetzt aber wolle er den Tempel zerschmettern, damit im Zorn ihn erkenneten, die seiner Liebe sich gewehrt. Und da nun die Erzväter hinsanken in die Ohnmacht des Worts, traten vor die Propheten Moses, Samuel, Elia und Elisa, die Gottes eigene Rede im Munde trugen, sie traten vor, die Männer der feurigen Zunge, und hoben ihr Herz an die Lippe. Doch der Herr achtete ihrer Rede nicht, und sein Wind schlug den Uralten ihr Wort zurück in die Bärte. Und schon schärften sich die Blitze,

um ihr fressendes Feuer in Turm und Tempel zu werfen. So war den heiligen Männern der Mut genommen, wie zertreten Gras schauerten ihre Seelen leer vor dem Herrn, und kein Wort wagte zu atmen wider seinen Zorn. Verschüchtert schwieg jede irdische Stimme, – da trat Rahel, die Erzmutter Israels, allein aus dem Wald ihres Ängstens. Auch sie hatte in ihrem Grabe zu Ramah Gottes Zornwort vernommen, und die Tränen rannen ihr nieder, da sie ihrer Kindeskinder gedachte. So packte sie stark die Kraft im eigenen Leibe und stieß sich hin vor den Unsichtbaren. Knieend erhob sie ihre Hände, knieend erhob sie ihr Wort zu dem Herrn:

„Das Herz bebt mir im Leibe, zu dir zu sprechen, Allmächtiger, doch wer denn du schufst dies Herz mir im Leibe, daß es bebend werde deiner Furcht, und wer die Lippe, daß sie ihre Angst ausgieße ins Gebet? Aus deiner Furcht schreie ich mich auf in deine Liebe, aus meiner Kinder Not hebe ich mein klein Wort in deine Unendlichkeit. Nicht Klugheit gabst du mir noch List, und kein Wissen weiß ich, dein Zürnen zu beschwichten, denn von mir selber zu sprechen, wie ich einstens meinem Zorn obsiegte. Nicht täusche ich mich: du kennst meine Rede, ehe sie geredet, ist doch in dir jedes Wort längst gestaltet, ehe es Laut wird an eines Menschen Lippe, und jede Tat, ehe sie ausfährt unserer irdischen Hand. Dennoch aber, ich flehe dich an, höre mich geduldig um der Sündigen willen."

So geredet, beugte Rahel ihr Antlitz. Gott aber sah die Gebeugte und sah ihre Tränen. Da hielt er einen Atemzug inne in seinem Ingrimm, auf daß er der Leidenden lausche. Das Lauschen Gottes aber in seinen Himmeln füllt alle

Räume mit Leere und tötet die Zeit. Kein Wind wagte zu wehen, es verbarg sich der Donner, das Kriechende kroch nicht, das Beflügelte flog nicht, und kein Hauch ging keinem vom Munde. Stille standen die Stunden, und erzen harrten die Cherubim. Denn das Lauschen Gottes zieht den Atem ein alles Lebens und endet das Rauschen der Himmel; selbst die Sonne wandelte nicht, und es rastete der Mond, und alle Ströme gingen stumm ein in seine Gewärtigkeit. Tief unten aber auf Erden kauerten die Menschen und ahndeten von Rahels Fürspruch nichts und nichts vom Lauschen in Gottes Ohr. Denn unwissend sind sie allzeit des Göttlichen und können nicht raten, was in den Himmeln geschieht. Nur dies gewahrten sie, daß mit einemmal das Stürmen innehielt ob ihrer Häupter. Aber als sie hoffend aufblickten zur Höhe, stand die Wolke noch schwarz gefügt wie der ebene Deckel eines Sarges, und ohne Atem drohte die Finsternis. Da erschraken sie abermals sehr, und so kalt umfing sie die Stille wie das Hemd der Toten den verstorbenen Leib.

Rahel aber, da sie das Lauschen Gottes fühlte, sich zugewandt, hob das Antlitz aus ihren Tränen und sprach mit dem Mute der Angst:

„Hirtin war ich, Labans Tochter – du weißt es –, im Lande Haran, das gen Morgen liegt, und hütete meines Vaters Schafe nach seinem Gebot. Da wir sie aber eines Morgens zur Tränke führten und die Mägde nicht wußten den Stein des Brunnens zu rücken, sprang ein Jüngling helfend vor, fremd und wohlgestalt, und wir standen erstaunt von seines Leibes Kraft. Jakob war es, den du uns gesandt, meines Vaters Schwestersohn, und kaum er sich nannte, führte ich

ihn hin in meines Vaters Haus. Nur eine Stunde war es, daß wir einer den andern gesehen, und schon brannten unsere Blicke inwendig uns ein, und unsere Herzen sehnten sich eines dem andern zu. Und ich lag nachts wach, seiner begehrend –, doch siehe, Herr, ich schämte mich meines Blutes nicht, denn wer, wenn nicht du, Herr, hast dies in uns getan, daß jählings das Herz uns aufbricht zum flammenden Dornbusch der Liebe? Von dir, Herr, von dir allein ist es gewollt, daß die Jungfrau sich öffne dem Manne, daß Blick in Blick und Leib zum Leibe stürmig sich drängt. Darum wehrten wir auch unserem Feuer nicht, sondern tauschten ein Gelöbnis der Verbindung an jenem ersten Tage noch, da Jakob mich, Rahel, ersah.
Mein Vater Laban aber – Herr, du weißt es – war ein harter Mann, hart wie die steinige Erde, die er wundriß mit dem Pfluge, hart wie das Horn seiner Stiere, die er niederbeugte ins Joch. Und als Jakob mich heimzuführen begehrte, wollte er erstlich erproben, ob jener Mann wäre nach seinem Willen, hart im Dienste und ehern in Geduld. So heischte er von dem Werbenden – Herr, du weißt es –, daß er ihm vorerst sieben Jahre um meinetwillen diene. Meine Seele erbebte, dies lauschend, und abstarb das Blut in Jakobs Wangen, so unendlich lang schien uns Ungeduldigen die Frist. Denn sieben Jahre, Herr, ich weiß es, für dich sind sie bloß ein Tropfen, der niederfällt, ein Wimperschlag kaum deinem ewigen Auge, geht doch wie Rauch die Zeit durch die Himmel deiner Urewigkeit. Doch sieben Jahre, Herr, geruhe es zu bedenken, uns Menschen sind sie ein Zehent des Lebens, denn kaum wir die Augen aufschlagen vom Dunkel in dein heiliges Licht, schon schließt sie uns

neu die Nacht unseres Todes. Wie ein Strom im Frühling strömt rasch unser Leben, und keine Welle kehrt uns nochmals zurück. Sieben Jahre darum, eine Ewigkeit dünkte sie uns Ungeduldigen, nie zu durchmessen, sieben Jahre der Ferne, indes doch ein Leib nahe weilte dem andern und die Lippe verdurstete nach des Geliebtesten Kuß. Aber dennoch, Herr, beugte sich Jakob dem Spruche, dennoch bog ich mich meines Vaters Geheiß. Und wir faßten unser Herz in die Hände, daß wir es zähmten zu Gehorsam und großer Geduld.

Herr, aber wie schwer ist dies Gedulden deinen Geschöpfen, denn heiß hast du uns das Herz in den lebendigen Leib getan und tief innen ein wissend Ängsten gepflanzt um die Kürze unserer irdischen Frist. Wir wissen, Herr, nah hängt der Herbst unserem Frühling, und der Sommer unseres Lebens, er währet nicht lange; darum wogt solch ein Ungeduldem in unserem irdischen Blut, darum fährt so gierig unsere Hand aus, Geliebtes zu greifen und selbst des Vergänglichen sich eilends zu freuen. Wie sollten wir warten lernen, die wir altern in der Zeit, wie uns gedulden, die wir auslöschen über Nacht, wie sollten wir nicht brennen, an denen Zeit zehrt mit sausender Flamme, und nicht eilen, die verfolgt sind von tödlichem Schritt! Dennoch aber, Herr, dennoch haben wir uns bezähmt und blieben mächtig wider unser Verlangen. Jeder Tag dauerte tausend Tage unserer Sehnsucht, so liebten wir einander. Und doch, als sie vergangen waren, dünkten die sieben Jahre des Wartens uns nicht mehr denn ein einziger Tag. So habe ich, Herr, auf Jakob gewartet, so hat mich Jakob geliebt.

Als dann zum siebentenmal das Jahr sich wendete, trat ich

freudig vor Laban, meinen Vater, und heischte das Zelt der Vermählung. Doch Laban, mein Vater, sah hinweg über meine Freude, eine Wolke war seine Braue und ein starres Siegel sein Mund. Dann aber befahl er mir, Lea zu holen, meine Schwester.

Lea, meine Schwester – Herr, du weißt es – war die Erstgeborene und zwei Jahre vor mir kommen aus meiner Mutter Schoß. Unschön hattest du das Antlitz ihr gestaltet –, so achteten die Männer ihrer nicht, und daß keiner ihrer begehrte, grämte sie sehr. Eben aber um ihres Leides willen und ihrer Linde war sie mir lieb. Doch da mein Vater mir gebot, sie vor ihn zu führen und mich auswies vom Zelte, da ahnte mir eilends, er wolle ein Trügliches mit ihr sinnen. So verbarg ich mich nebenan, ihrer Abrede zu lauschen. Mein Vater aber redete so:

‚Höre, Lea, mein Schwestersohn Jakob ist gekommen und dient sieben Jahre schon, um Rahel zu freien. Doch dies dulde ich nicht um deinetwillen, denn wie ginge es an, daß eine Jüngere das Haus vor der Älteren lasse und die Erstgeborene unbemannt bleibe, den Mägden zum Spott. Wider Gottes Willen, lästerlich und töricht wäre solcher Brauch. Denn an den Anfang der Welt, in die Morgenfrühe der Erde hat der Herr uns gesetzt, daß wir sein Weltall ihm füllten mit Menschen und daß Myriaden einst seien, seinen Namen zu loben. Nicht will er, daß sein Boden brach bleibe und, was er lebend gezeugt, ohne Zeugung hingehe und Frucht. Kein Widder und keine Färse nächtet in meinem Stalle, ohne daß sie sich mehrte – wie sollte ich da dulden, daß mein eigen Kind verschlossen bleibe in Schande und Scham! Darum rüste dich, Lea, nimm den bräutlichen Schleier und

schließe ihn dicht über deinem Antlitz, daß ich dich zu Jakob hinführe an Rahels Statt.' So sprach mein Vater zu Lea, die ängstlich erbebte und schwieg.
Kaum hatte mein Herz solche Trugrede vernommen, und schon brannte es in Zorn wider Laban, meinen Vater, und wider Lea, meine Schwester – verzeihe es, Herr! Aber bedenke, Herr, bedenke doch nur, sieben Jahre hatte jener gedient einzig um meinetwillen, sieben Jahre hatten wir liebend gedarbt, einer des andern, und nun sollte die Schwester umfangen, der meiner Seele inniger war denn der eigene Leib? Da stemmte mein Sinn sich störrig auf, und ich empörte mich wider meinen Vater, – Herr, ich empörte mich wider meinen Vater so wie meine Kinder sich empörten wider dich, ihren ewigen Vater, denn auch dies, Herr, hast du in uns getan, daß starr uns der Nacken wächst im Zorn, sobald uns ein Unrecht geschieht. So drängte ich mich heimlich zu Jakob und warnte ihn flüsternd, er möge sich wahren, daß morgen mein Vater nicht eine andere ihm zulege an meiner Statt. Und damit er kundig sei wider jedweden Trug, lehrte ich ihn ein Zeichen des Erkennens. Dies Zeichen des Erkennens aber war, daß die Braut zu dreienmalen ihm die Stirn küßte, ehe sie eintrat in sein Zelt. Und Jakob verstand mich und merkte das Zeichen.
Des Abends ließ Laban die bräutlichen Schleier für Lea rüsten. Zwiefach umtat er ihr Antlitz, damit Jakob nicht vorzeit, ehe er ihren Leib erkannt, die Unterschobene erkenne. Mich aber verwies er in den Speicher, daß nicht einer der Diener mich gewahre und vorzeit den Betrogenen warne. Eine Eule, saß dort ich im Dunkel, und wie die Stunde wuchs gegen Abend, wuchs auch der Ingrimm in meinem

Herzen, daß ich meinte, ausspringen müßte das schmerzhafte meiner zuckenden Brust, denn – Herr, du weißt es – ich gönnte meiner Schwester Jakobs Beilager nicht. Und ich biß die Zähne in die Fäuste, als unten der Zymbeln Frohlocken anhub, und Schmerz und Neid zerrissen wie zwei Löwen meine Seele.
So lag ich versperrt und vergessen und fraß meinen eigenen Zorn, und schon ward es dunkel unter dem Dache, gleich dem Dunkel mir innen, da ging mit einem Male leise die Tür. Und siehe, Lea, meine Schwester, sie war es, die heimlich zu mir schlich vor ihrem bräutlichen Weg. Schon an dem Schritt erkannte ich sie, allein obzwar sie erkennend, wandte ich mich feindlich ab, als erkennete ich sie nicht, denn mein Herz stand starr gegen sie. Milde jedoch nahte mir Lea, zart rührend an mein Haar mit ihren Händen, und als ich aufschaute, gewahrte ich, daß eine Wolke der Angst den Stern ihrer Augen verhüllte. Siehe, Herr – ja, ich gestehe es dir –, in diesem Augenblick frohlockte das Böse in mir. Wohl tat mir ihre Bangigkeit, wohl tat mir ihr Ängsten, und wie Rache letzte dies Fühlen mich, daß auch ihr bitter worden mein eigener bräutlicher Tag. Sie aber, die Unselige, sie ahndete nichts von meiner bösen Freude, hatten wir doch die Milch der Mutter geschwisterlich geteilt und liebten einander ohne Abbruch von Kindzeit her. So kam sie vertraulich und umfing meine Schulter. Ihre Lippen aber bebten noch blaß vor Angst, da sie klagte:
‚Wie soll das werden, Rahel, meine Schwester? Mir ist so weh dessen, was der Vater getan. Dir hat er den Geliebten genommen und mir ihn gegeben – mich aber widerts, den Arglosen zu trügen, denn wie könnte ich aufrechten Haup-

tes zu ihm gehen, der deiner begehrt, und mich ihm zugesellen? Ich fühle es, mein Schritt will mich nicht tragen, und mein Herz redet mir ab, ich habe Angst, Rahel, ich habe Angst, denn wie könnte es sein, daß jener mich nicht erkennete beim ersten Blick? Und Schande, wird sie nicht siebenfach auf mich fallen, wenn er mich unerbrochen jagt aus seinem Haus und Gezelt? Bis ins dritte Geschlecht werden die Kinder dann wider mich spotten: Lea ist dies, die Häßliche, die läufig zu einem Manne lief, damit er sie erkenne, und die er von sich gejagt wie ein räudiges Tier. Was soll ich tun, Rahel, hilf mir, du lieb Geschwister, soll ich es wagen, oder soll ich Trotz bieten dem Vater, dessen Hand schwer auf uns liegt? Was soll ich tun, Rahel, damit Jakob nicht vorzeit mich erkenne und nicht Schande auf mich Schuldlose falle? Hilf mir, Schwester Rahel, hilf mir, ich flehe dich an um des Allerbarmenden willen!"

Herr, noch stand der Zorn mir aufrecht im Leibe, und obzwar ich jene liebte, frohlockte noch immer das Böse in mir, und ihre Angst letzte mich wie ein köstlich Gericht. Da sie aber deinen heiligen Namen nannte, Herr, deinen heiligsten Namen, den Namen des Allerbarmers – Herr, da durchfuhrs mich wie ein feuriger Strahl, umgeschüttelt ward mir mein Herz im geweiteten Leibe, und deiner Güte Gewalt, deines Erbarmens rauschende Macht, Herr, süß fühlte ich sie eindringen in die verdunkelte Seele. Denn dies ist deiner ewigen Wunder eines, Herr, daß die Wand des eigenen Leibes von uns fällt, sobald wir die Qualen des Nächsten erkennen und wissend eingehen in seine schmerzende Brust. Als die meine fühlte ich meiner Schwester Angst mit einemmal innen, und nicht meiner dachte ich

mehr, sondern einzig ihrer schreienden Not. Und mitleidend meiner Schwester Leid, erbarmte ich mich ihrer, ich, deine törichte Magd – Herr, höre jetzt wohl auf mein Wort! – ich erbarmte mich ihrer zu jener Stunde, weil sie in Tränen vor mir stand, so wie ich in Tränen vor dir stehe. Ich erbarmte mich ihrer, weil sie meine Barmherzigkeit anrief, so wie ich die deine nun anrufe mit brennendem Mund. Und wider mich selber lehrte ich sie, Jakob zu trügen, und verriet ihr das abgeredete Zeichen. Ich hieß sie, dreimal die Stirn ihm zu küssen, ehe sie eintrete in sein Zelt – so Herr, schlug ich, Rahel, meiner Eifersucht ins Antlitz, so verriet ich Jakob und meine eigene Liebe um deiner Liebe willen.

Da ich also getan und Lea meinen Sinn erkannte, da vermochte sie nicht mehr an sich zu halten, sie fiel hin zu meinen Füßen und küßte meine Hände und meiner Kleider Saum, denn auch dies hast du in den Menschen getan, daß, wo immer sie deiner heiligen Güte ein Zeichen spüren, die Demut sie faßt und der Dank sie bewegt. Und wir umhalsten einander und küßten uns und näßten die Wangen mit unserer Tränen Salz. Schon war Lea getröstet und wollte hinab in das bräutliche Zelt. Doch da sie aufstund von der Erde, dunkelte ihr abermals das Auge in Sorge, und abermals bebte blaß ihre Lippe.

‚Ich danke dir, Schwester, du Gütige', sprach sie zu mir. ‚Ich danke dir und will tun nach deinem Geheiß. Aber wie, wenn auch dies Zeichen ihn nicht täuschte? Noch einmal rate mir, Schwester, noch einmal berate mich. Sag mir an, was soll ich tun, so er mich anspricht mit deinem Namen? Kann ich denn schweigsam verharren, so er mich an-

spricht, der Bräutigam die Braut, und darf doch nicht reden mit der eigenen Stimme, ohne daß er vorzeit den Trug schon erkundete? Was soll ich tun, Schwester, wenn er zu mir spricht, wie soll ich ihm antworten mit deiner Stimme, wenn er mich fragt? Hilf mir, Rahel, hilf mir, du Hilfreiche, um des Allerbarmenden willen!'
Und abermals, Herr, da sie mich anrief mit dem heiligsten deiner Namen, abermals ging dieser feurige Strahl durch mich hin und zertrennte jedwede Härte in meiner Seele, daß sie helle ward und offen ihrer klagenden Not. Und zum andern Male nahm ich mein eigenes schreiendes Herz, abermals trat ich das schmerzhafte hin unter die Füße. Und als ich es aufhob und wieder faßte, war es lind in Erbarmen und jedem Opfer bereit. So antwortete ich ihr:
,Sei getrost, Lea, meine Schwester, und sorge dich nicht. Denn um des Allerbarmenden willen will ich dies auf mich nehmen, daß Jakob dich nicht erkenne, ehe er nicht deinen Leib erkannt. So will ich's tun: indes der Vater dich ihm verschleiert bindet, will ich mich einschleichen in Jakobs Kammer und dort im Dunkeln kauern neben eurem bräutlichen Lager. Und spricht er dich an, so will ich mit meiner Stimme ihm antworten an deiner Statt. Derart wird sein Argwohn weichen, und er wird dich umfangen und deinen Leib segnen mit seinem Samen. Dies aber will ich tun, Lea, um der Liebe willen, die wir eine zur andern hegten von Kindheit an, und um des Allbarmherzigen, den du angerufen, damit auch Er dereinst barmherzig sei meinen Kindern, wann immer sie ihn anrufen mit seinem heiligsten Namen.'
Herr, da umfaßte mich Lea, küßte die Lippen mir, eine

Andere und Erneute stand die Gebeugte auf von ihren Knieen. Ohne Sorge nun ging sie hinab, sich im Schatten des Schleiers Jakob darzubieten. Ich aber tat meine bittere Tat: in Jakobs Zelt schlich ich mich heimlich und barg mich im Dunkel hart neben seinem Lager. Bald dröhnten die Zymbeln jauchzend heran, die Bräutlichen zu geleiten, und schon standen sie beide im Schatten des Eingangs. Ehe aber Jakob das Linnen aufhob, der Verschleierten den Segen des Eingangs zu geben, zögerte er eine Weile, meines heimlichen Zeichens gewärtig. Da küßte ihm Lea, wie ich sie gewiesen, dreimalens die Stirn. Und Jakob, zufrieden des Zeichens, nahm, mich vermeinend, Lea liebend an sich und trug sie hin auf die Lagerstatt, einen Atem nah von meiner zuckenden Lippe. Aber ehe er sie umfaßte, fragte er noch einmal: ‚Bist du es wahrhaft, Rahel, die ich fühle?' Und da, Herr – hart ward es mir, du weißt es, Allwissender! –, da riß ich die Stimme aus mir wie einen Nagel vom Fleische und flüsterte von nahe: ‚Ich bin es, Jakob, mein Gemahl.' Des ward er getröstet und brach in sie ein mit seiner Liebe Gewalt. Ich aber – Herr, du weißt es, denn wie die Sense das Gras, so schneidet dein Blick durch die Dunkel –, ich aber, Herr, ich kauerte eines Fingers Spanne nur von ihnen, und mir war, als läge ich lebendigen Leibes im Feuer, da jener liebend Lea umfaßte und meinte mich zu nehmen, die ihm offen stand mit aller Glut ihres Blutes. Herr, entsinne dich, Allgegenwärtiger du, entsinne dich jener Nacht, da ich sieben Stunden mit schmerzenden Knieen und schmerzender Seele neben ihnen kauerte und hören mußte, was mir galt und mir selbst zu fühlen versagt war! Sieben Stunden, sieben Ewigkeiten lag ich ge-

bückt, den Atem verpreßt, und rang wider den eigenen Schrei, wie Jakob einst rang mit deinem Engel, und siebenzigmal dünkten sie mich länger, diese Stunden, als die sieben Jahre des Wartens. Und ich hätte sie nicht ertragen, diese Nacht meiner Langmut, hätte ich nicht immer wieder deinen heiligen Namen angerufen und mich gestärkt im Gedanken deiner unendlichen Geduld.
Dies, Herr, war meine Tat, die einzige, der ich mich rühme auf Erden, weil ich in ihr selber dir ähnlich ward in Langmut und Erbarmen – denn über aller Menschen Maß litt meine Seele Not, und ich weiß nicht, ob du jemals, Herr, ein Weib so hart versucht hast auf Erden, denn mich in jener unseligen Nacht. Und doch, Herr, habe ich sie durchduldet, diese Nacht aller Nächte, und als die Hähne krähten, raffte ich mich auf mit ausgeschöpftem Leib, indes jene ruhten in großer Müdigkeit. Eilig flüchtete ich hin in meines Vaters Haus, denn bald mußte doch klärlich werden, was wir trügerisch getan, und die Kiefer bebten mir im Munde vor Jakobs Zorn. Und wehe, wie ich's geahndet, so erfüllte sich's. Kaum ruhte ich im Hause meines Vaters, so brüllte des Getrogenen Stimme her wie die eines zornigen Stieres, und er stürmte heran, ein Schlagbeil in Händen, daß er Laban, meinen Vater, treffe. Meinem Vater Laban, dem alten, ihm lähmte Schrecken die Hände, da er den Wütigen hörte. Schauernd sank er zur Erde und rief deinen heiligen Namen. Und abermals, Herr, da ich deinen heiligsten Namen hörte, überkam mich jenen heiligen Mutes Kraft, und ich warf mich dem Stürmenden entgegen, damit sein Wüten über mich fahre an meines Vaters Statt. Jakobs Augen aber hitzte das Blut des Zornes, und kaum

er mich sah, die ihn trügen geholfen, schlug er mit den Fäusten in mein Antlitz, daß ich stürzte. Aber, Herr, ich duldete es ohne Klage, wußte ich doch, daß ein großes Lieben in seinem Zorne war. Und hätte er mich damals getötet – schon hob er rasend das Beil –, Herr, ich wäre nicht klagend getreten vor deinen ewigen Thron, denn um eines großen Leidens willen hatte ich ihn getrogen, und ich wußte, um einer großen Liebe willen wütete sein Zorn.
Kaum aber der Wütige mich hingeschlagen zu seinen Füßen sah, blutend und verstörten Blicks – siehe, Herr, da kam auch über ihn das Erbarmen. Lahm fiel das Beil, das gehobene, aus seinen Händen, er beugte sich nieder und küßte mein Blut von der Lippe. Und nicht nur meiner erbarmte er sich, auch meinem Vater, Laban, verzieh er um meinetwillen und verstieß nicht Lea aus seinem Zelte. Mein Vater gab mich nach sieben Tagen als zweite Gattin ihm zu, und er weckte mir Kinder aus meinem Schoß – Kinder, die ich nährte mit der Milch meines Leibes und dem Wort deiner Verheißung, Kinder, die ich mahnte, in höchster Not kühnlich dich anzurufen mit dem Geheimnis deines unverstellten Namens. Und mit diesem deinem Namen des Allerbarmers, Herr, rufe ich dich heute aus meiner letztlichen Not: tue, wie jener getan, lasse sinken das Schlagbeil deines Ingrimms und verwehen die Wolke deines Zornes! Um Rahels Erbarmens willen erbarme dich noch einmal, Herr, übe Geduld für meine Geduld, und spare die heilige Stadt! Schone, Herr, meiner Kinder und Enkel, schone, verschone Jerusalem!“
Rahel hatte die Stimme aufgehoben, als müßte sie hundert Himmel durchfahren; so entsank nach dem flehenden An-

ruf ihrer Seele die Kraft. Sie brach in die Kniee, das erschütterte Haupt beugte sich nieder zur Erde, und wie ein schwarzrinnend Wasser strömten die Strähnen ihres Haares über den zitternden Leib. – So kniete Rahel und bebte und wartete auf Gottes Antwort.

Gott – aber – schwieg. Und nichts ist furchtbarer auf Erden und in den Himmeln und in den schwebenden Welten zwischen ihnen denn Gottes Schweigen. Wenn Gott schweigt, dann endet die Zeit und vergehet das Licht, dann ist Tag von Nacht nicht mehr geschieden und in allen Welten nur mehr das Leere des Anbeginns. Was Regung hat, hört auf, sich zu regen, was fließt, stockt in dem Flusse, das Blühende kann nicht mehr blühen, das Meer nicht mehr strömen ohne sein innerlich Wort. Kein irdisches Ohr aber kann es tragen, das Dröhnen dieser Stille, kein irdisches Herz sich halten wider den Andrang dieses Leeren, darin nur Gott ist und er selbst der Lebendige nicht, solange er schweigt, das Leben allen Lebens.

Und auch Rahel, auch sie, die Geduldigste, auch sie konnte es nicht ertragen, dieses endlose Schweigen Gottes über ihrer schreienden Not. Noch einmal hob sie ihre Augen wider den Unsichtbaren, noch einmal stieß sie auf ihre mütterlichen Hände, und der Zündstein des Zorns schlug ihr das Wort rot wie einen Funken vom Munde:

„Hast du mich denn nicht gehört, Allgegenwärtiger, hast du mich nicht verstanden, Allverstehender – oder muß ich mein Wort dir noch deuten, ich, deine unkunde Magd? So begreife, Harthöriger – auch ich war in Eifersucht verfallen, weil Jakob an meine Schwester sich ausgoß, so wie du nun eiferst, weil meine Kinder andern Göttern räucher-

ten an deiner Statt. Aber doch, ich schwach Weib, ich bezähmte mein Grollen, ich erbarmte mich um deinetwillen, den ich einen Barmherzigen meinte, ich erbarmte mich Leas, und Jakob erbarmte sich meiner, merke es, Gott: wir alle, die wir nur Menschen sind, arm und vergänglich, wir bezwangen das Böse des Neidens – du aber, du Allmächtiger, der alles erschaffen und alles erschöpft, du, aller Wesen Anbeginn und Übermaß, du, dem alles Meer ward, des wir nur Tropfen haben – du wolltest dich nicht erbarmen? Wohl weiß ich's, ein starrnackig Volk ist mein Kindvolk, und immer löken sie wider dein heilig Joch, aber doch, so du Gott bist und Herr aller Fülle, muß da nicht deine Langmut ihren Übermut übermessen und dein Erbarmen ihre Fehle? Denn dies darf nicht sein, Gott, dies darf nicht sein, daß vor deiner Engel Antlitz ein Mensch dich beschämte und jene redeten: es war ein Weib einst auf Erden, ein schwach, sterblich Weib, Rahel genannt, die bezähmte ihren Ingrimm, Er aber, Gott, der Herr aller ist und des Alls, er diente seinem Zorn als ein Knecht. Nein, Gott, das darf nicht sein, denn so dein Erbarmen nicht ohne Ende ist, dann bist du selber unendlich nicht – dann – bist – du – nicht – Gott. Dann bist du der Gott nicht, den ich schuf aus meinen Tränen und dessen Stimme mich anrief in meiner Schwester geängstetem Schrei – ein Fremdgott dann bist du, ein Zorngott, ein Strafegott, ein Rachegott, und ich, Rahel, ich, die nur den Liebenden liebt und nur dem Barmherzigen diente, ich, Rahel – ich verwerfe dich vor dem Antlitz deiner Engel! Mögen diese hier, mögen deine Erwählten und Propheten sich beugen – siehe, ich, Rahel, die Mutter, ich beuge mich

nicht – aufrecht recke ich mich auf und trete hin in deine eigene Mitte, ich trete zwischen dich und dein Wort. Denn ich will rechten mit dir, ehe du rechtest mit meinen Kindern, und so klage ich dich an: Dein Wort, Gott, ist Widerspruch wider dein Wesen, und dein zorniger Mund verleugnet dein eigentlich Herz. So richte, Gott, zwischen dir und deinem Wort! Bist du wahrhaft der Zornige, den du kündest, dann wirf auch mich in Finsternis zu meinen Kindern, denn als eines Zorngottes Antlitz will ich das deine nicht schauen, und mich widert die Wut deiner Eifersucht. So du aber der Barmherzige bist, den ich liebte von Anfang an und dessen Lehre ich lebte – dann laß dich endlich erkennen von mir, dann sieh mir ins Antlitz mit dem Leuchten deiner Milde, und spare die Kinder, verschone die heilige Stadt."

Nachdem Rahel so das Schwert ihres Worts in die Himmel gestoßen, brach ihr abermals die Kraft. Sie fiel hin in die Kniee, rückgelehnt das Haupt in Erwartung des oberen Wortes, und ihre Lider lagen verschlossen gleich der einer Toten.
Ängstend aber wichen die Erzväter und Propheten von Rahels Nähe, denn ein Blitz, fürchteten sie, müsse niederfahren auf die Frevlerin, die mit Gott gerechtet. Scheuen Auges starrten sie in die Himmel. Kein Zeichen jedoch kam ihnen zu.
Die Engel aber, die vor Gottes düsterer Braue ihr Haupt unter den Fittichen verborgen und schauernd hin auf die Verwegene blickten, die ihres Herrn Allmacht geleugnet, sie sahen, daß mit einem Male ein Licht ausging von Rahels Antlitz, und ihre Stirne erglänzte. Wie von innen hob ihres Leibes Haut an zu strahlen, und die Tränen auf ihren

Wangen, den mütterlichen, funkelten morgenrötlich wie Tau. Des erkannten die Engel, daß Gott mit all seiner atmenden Liebe Rahel ins Antlitz gesehen. Und sie erkannten, daß Gott die Leugnerin seines Spruchs mehr liebte um ihres Glaubens Unmaß und Ungeduld willen, denn die Diener, die frommen seines Worts, um ihrer Hörigkeit. Da schwand der Engel Ängsten, sie hoben getrost ihre Augen, und siehe: es war wieder Helle und Herrlichkeit um Gottes Gegenwart, und seines Lächelns beseligend Blau überglänzte unendlich die Räume. Da rauschten die Cherubim auf mit klingenden Flügeln, und silbernen Fußes sprang der Wind ihren Fittichen nach, daß ein flüssig Tönen ging wie von Chorälen in des Himmels weißem Gezelt. Das Leuchten aber auf Gottes Antlitz wuchs zu unendlichem Glanz, bis die Firmamente solche Fülle nicht mehr trugen und zu strömen begannen vom Brausen des Lichts. Und aufklangen darin heiliger Eintracht die Stimmen der Engel und die Stimmen der Toten und aller jener, die Gott noch nicht zur Erde gerufen, bis alles ein selig Atmen ward und ein großer Gesang.

Die Menschen aber tief unten, ewig dem Ratschluß der Himmlischen fremd, sie ahnten noch immer nichts, was ob ihren Häupten geschah. In Sterbegewänder gehüllt, beugten sie dumpf die Stirn zur verdunkelten Erde. Da war plötzlich dem einen und andern, als ob über ihnen ein sanftes Sausen anhübe gleich einem märzlichen Wind. Unsicher blickten sie aufwärts und erstaunten. Denn längs der zerspaltenen Wand des Gewölks stieg mit einmal ein Regenbogen herrlich nach oben, uraltes Zeichen des Bunds zwischen Himmel und Erde, und trug in den sieben Farben des Lichts ihre Tränen Rahel, der Mutter, entgegen.

DREI BRIEFE DES UHRMACHERS KARL WILHELM NAUNDORFF, DES ANGEBLICHEN SOHNES LUDWIGS XVI.

An Madame,

Die Herzogin von Angoulème

in Paris.

Meine vielgeliebte Schwester, verzeihe mir, wenn die Zärtlichkeit eines Bruders, der Dich niemals vergessen hat, unter Vernachlässigung aller Hofetikette diese Zeilen diktiert; denn ich sage Dir: Ich bin am Leben, ich bins, Dein wahrhaftiger Bruder. Fordere Beweise; ich verpflichte mich, sie Dir zu liefern, aber unter einer Bedingung: diese Bedingung ist, daß Du mich zu Dir rufst und das tiefste Schweigen bewahrst; ich will weder die Ruhe unserer Familie stören noch ihrem Glücke schaden, denn ich wünsche mehr als alles andere, unserer Heimat den inneren Frieden zu bewahren, dessen sie leider nur zu lange beraubt war. Zweifle nicht mehr daran, daß ich am Leben bin. Habe ich nicht dasselbe wie Du im Temple erlitten und zur gleichen Zeit? Brauche ich, um Dich von allem zu überzeugen, Dir den Tag ins Gedächtnis zurückzurufen, wo ich Dich mit so unendlicher Freude wiedersah, nachdem ich grausam von unserer guten Tante getrennt worden war? Weiter. Ich möchte Dich daran erinnern, daß Du am selben Tage vor die Richter gezerrt wurdest und daß nur ich allein auf der Welt, Dein Bruder, Dir den Ort beschreiben könnte, wo ich Dich dann wiedersah. Nur ich allein könnte Dir auch das Verhör, das diese Ungeheuer von Menschen Dir und unserer edlen Tante zumuteten, wiederholen.

Diese Umstände schon wären geeignet, Dir Klarheit und Wahrheit zu verschaffen und die Bitte, die ich heute an Dich richte, zu rechtfertigen. Aber es gibt noch viele andere vertrauliche Mitteilungen, die ich Dir machen möchte, wenn ich nicht Angst hätte, sie dem Papier anzuvertrauen. Wenn Du nicht wagst, allein einen Entschluß zu treffen, so wende Dich an unseren Onkel, den König Ludwig XVIII., dem ich alles dieses durch einen ihm gesandten Kurier mitteilte, ohne ihm jedoch zu gestehen, daß ich Dir geschrieben habe.

Ich wußte es immer, schon in meiner Kindheit, daß ich der unanfechtbare direkte Erbe meines Vaters bin. Ich wußte auch, daß man mich anfangs Charles Louis, Herzog der Normandie, welchen Titel man mir in der Wiege beilegte, später Ludwig XVII. nennen würde, wie man meinen Vater Ludwig XVI. nannte. Mein Vater ist tot, und man will nicht, daß ich seinen Namen trage. Außerdem aber widersetzt man sich dem, daß ich meinen eigenen trage. Und wer tut das? Meine eigne Familie.

Ich will mich an die Gesetzgebung meines Vaterlandes, an diese für alle gleiche Gesetzgebung, an meinen natürlichen Richter, an die französischen Gerichte, wenden, um einen Namen zu fordern, der vielleicht meine einzige Erbschaft sein wird.

Charles Louis, Herzog der Normandie.

Naundorff entschloß sich, weiter im Dunkeln zu leben, und heiratete am 18. Oktober 1818 die Tochter eines Fabrikanten aus Havelberg, Johanna Einert, die noch nicht sechzehn Jahre alt und von außergewöhnlicher Schönheit war. Ende

August des nächsten Jahres wurde er Vater. Es wurde ihm eine Tochter geboren, die den Namen Amalie erhielt, den gleichen Namen, den man der Herzogin von Angoulème gelegentlich der Flucht nach Varennes gegeben hatte. Anläßlich dieses Ereignisses schrieb Naundorff an die Herzogin; vorher schon hatte er sich an den Herzog von Berry gewandt.
Am 18. September 1818 hatte der Prätendent an den Herzog von Berry folgenden Brief gerichtet:

Mein Herr,

Alles, was ich bisher unternommen habe, um mich mit meiner Schwester zu vereinigen, ist ohne Erfolg geblieben. Meine Existenz und meine Identität können Ihnen nicht unbekannt sein. Deswegen wende ich mich an Sie, um von Ihnen einen Akt der Gerechtigkeit zu erbitten, der mir nicht abgeschlagen werden kann und um endlich vom König zu erlangen, daß ich von ihm gehört werde. Ich habe nicht die Absicht, ihn in dem unrechtmäßigen Besitz der Rechte, die mir von meinem Vater her zukommen, zu stören; aber ich fordere, daß der unglückliche Sohn Ludwigs XVI. in seinem eigenen Kreise nicht ohne Vater und ohne Namen bleibe.
Ich bin entschlossen, meine Zukunft mit der einer bescheidenen Bürgerstochter zu vereinen. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Ihnen dieses mitzuteilen; und wenn einem Bourbon von Frankreich noch ein Gefühl von Ehre geblieben ist, so hoffe ich, daß dieser Brief nicht ohne Antwort bleiben wird. Wenn bei Ihnen noch ein Zweifel über meine Identität ist, so wenden Sie sich an die Schwester

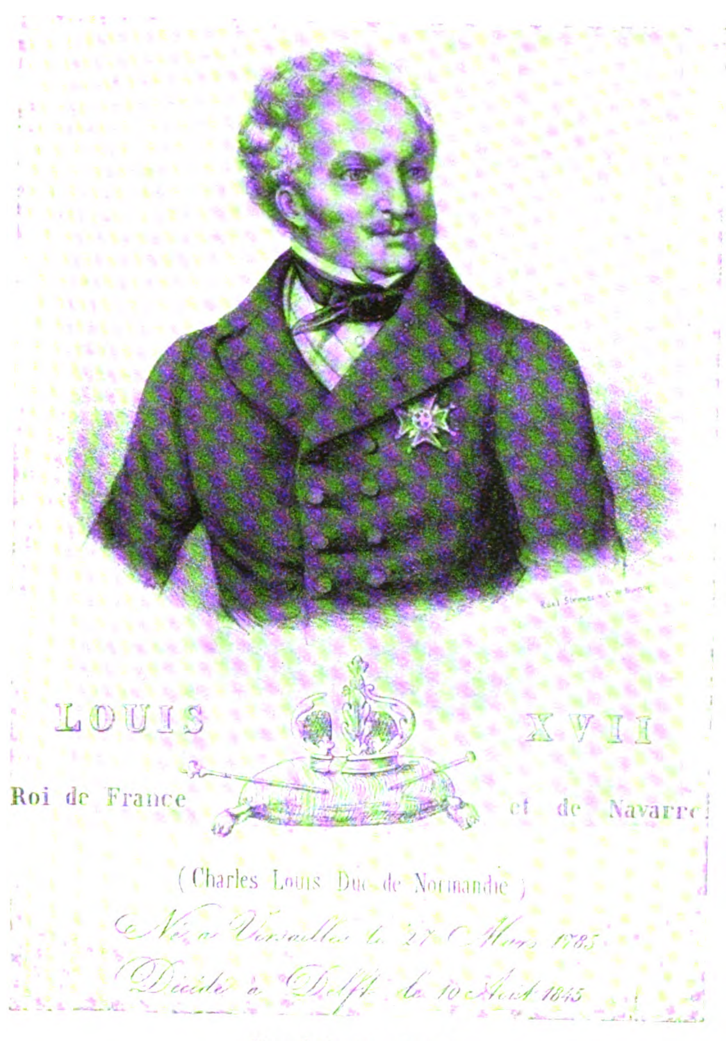
des niederträchtigen Robespierre; niemand wird Ihnen besser Klarheit verschaffen können als sie. Wenn ich Sie aber zu meinen Feinden zählen müßte und wenn Sie an dem Plan, meinen Ursprung auszulöschen, mitwirken wollen, überlasse ich es Gott, Sie zu richten; denken Sie daran, daß der Fluch des Himmels bis zu Ihren Kindern reichen wird. Louis Charles.

Als dem Prätendenten das erste Kind geboren wurde, schrieb er der Herzogin von Angoulème:
Madame, mein Herz kann nicht davon lassen, Sie zärtlich zu umfangen, wenn auch die Briefe, die ich an Sie gerichtet habe, unbeantwortet geblieben sind.
Ich muß annehmen, daß Ihnen meine Eheschließung bekannt ist; ich beeile mich, Ihnen anzuzeigen, daß meine junge Frau mich am letzten 31. August zum Vater eines Mädchens gemacht hat; dieses Kind ist das Bild eines Engels, ich rufe mir Ihre Züge zurück und finde sie auf dem Gesicht dieses Kindes wieder. Ich wage nicht, ihm Ihren Namen zu geben, er würde mir zu stark die grausame Vergangenheit zurückrufen; aber ich habe ihm den Namen Amelie gegeben. Diese Wahl soll die Einzelheiten der unglücklichen Reise von Varennes in meinem Gedächtnis festhalten und Sie davon überzeugen, daß ich nichts von meiner frühen Kindheit vergessen habe.
Wer würde mir gesagt haben, daß ich so viele Jahre später meinem ersten Kind den Namen Amelie geben würde, den Sie während dieser Reise trugen? O meine Schwester! Wenn Sie in diesem Augenblick Zeuge sein würden von der mit so vielem Kummer gemischten Freude, die mein Herz

empfindet, sicher würden Sie Ihren Bruder nicht länger zurückstoßen.
Auch dieser Brief blieb ohne jede Antwort. Deshalb schrieb Naundorff im März 1820 noch einmal an den Staatskanzler Hardenberg.
Aber auch dieser Brief wurde nicht erwidert.
Als der Bürgermeister Daberkow Spandau auf Grund von Unstimmigkeiten verließ und seinen Aufenthalt in Brandenburg nahm, folgte ihm Naundorff dahin. Um dort das Bürgerrecht zu erhalten, mußte er sich aus Spandau eine Empfehlung senden lassen, die auch erfolgte und in der er als das Muster eines Bürgers dargestellt wurde. Naundorff vermutete, daß der Bürgermeister von Brandenburg, Kattfuß, von seinem Geheimnis wußte. Im Laufe des Jahres 1820 schrieb er ein letztes Mal an den Herzog von Berry, der ihm, wie er erklärte, in einem Antwortschreiben zu erkennen gab, daß er bisher über ihn getäuscht worden sei. Zehn Tage darauf wurde der Herzog in rätselhafter Weise ermordet. Der Mörder hatte erklärt, er habe die Bourbonen ausrotten wollen. Die Herzogin aber war bereits in anderen Umständen und brachte einige Monate darauf einen gesunden Knaben, den Herzog von Bordeaux, später Graf von Chambord (als Heinrich V., Kronprätendent der Legitimisten) zur Welt. – Die wahren Motive des Mordes sind in der Öffentlichkeit niemals bekannt geworden.

Aus Hans Roger Madol, Der Schattenkönig. Das Leben König Ludwigs XVII. von Frankreich





Der Schattenkönig

EPISTEL AUS DEN BERGEN

(vom Herbst 1919)

Von Albrecht Schaeffer

Tretend frühe hinaus auf den von Weinlaub umgrünten
Kleinen Altan, ein grünes Gewölb im Schatten des Morgens,
Über gestillten Gärten voll Obst und alternden Dächern –
Frisch aus Schlummer getaucht, gehärtet in den Kristallen,
Drin sich neu die Seele gebildet, untrüglich zu leuchten,
Offen im Antlitz – stand ich, gerichtet gen Ost, wo der Äther,
Weiß noch, glühte bereits, da noch die Kante des Berges,
Feurig brennend schon auch, den Glanz der Großen versperrte,
Der entströmenden Gottheit, die Liebe strahlt wie ein Herz aus.

Feierlich ruhte die Welt der östlichen Berge; ich schaute
Nieder ins Tal, wo die dehnbaren Weiher der Nebel, die weißen,
Stille schwebten, beflutend die Straßenbäum' und die Mühle.
Andacht großer Erwartung, die schwieg sich aus in der sanften
Eben erwachten Natur, und ruhig erwartend das Zeichen
Zum Beginn und Geschäft des immer liebenden Austauschs,
Welches Bäume und Blumen vereint mit Faltern und Vögeln,
Scholle der Wolke verknüpft, doch alles mündet zur Sonne.
Gern da wartet' ich mit. Es führt' indessen das Auge
Südwärts ferner mich fort ins verengerte Tal zwischen Bergen,
Und mit goldenem Schreck erkannt ich am äußersten Ende,
Daß die Ferne mir dort verschlossen nicht war wie immer,
Sondern ein Tor ging auf, und in dem Tore beisammen
Glänzende Pilgerschar erschien. Es waren die Berge
Die tirolischen dort, unendlich entfernt, aber greifbar
Fast, die Häupter des Schnees. Und einen wußt ich mit Namen,
Welcher Großer Venediger hieß, der höchste von ihnen,
Schön mit Namen gekrönt von einem versunkenen Ruhme;
Er aber glänzte wie je. – Die winkten, freundliche Geister,
Wie Gefährten es tun der Morgenwandrung, die Einem,
Der sich versäumte vielleicht in allzu zärtlichem Traumbild,

Winken herunter vom Paß – doch er schleicht noch im Schatten
der Bergwand –
Mit erglänzender Hand, im Feuer bereits, ihm hinunter,
Ihn herauf und hinüber ins sonnige Land und die Wärme.

Aber siehe, wohin sie mir winkten, war das verschloßne
Land Italien nicht; denn nordwärts ward mir das Auge
Magischer aufgetan. Was schaut ich? Schaute das gelbe
Wogen des Roggens, getupft von roten Flecken des Mohnes,
Unübersehbar gedehnt, am sandig fließenden Wege,
Und die Lerche hört ich im Raum. Über Hügeln der Haide
Dächer erschienen von Stroh und glührot Mauern, und plötzlich
Blies ein Odem mich an aus dem Unsichtbaren mit Schauder.
Noch ersah ich sie nicht, sah nur die Leere, – und wie dies
Weg wie ein Luftzug schlug – die Nordsee war es, da wußt ich's.
Aber da stand ich auch in purpurn' und grünem Gefunkel,
Blind erstarrt in die Sonne, nicht auszuweichen vermögend,
Die mit Göttergewalt das tosende Flammenrad drehte,
Glorienvoll erhellend die Welt. Sie aber, die andre
Eingeschlossene innere Welt, sie lag in dem Innern
Farblos, schattig und still in einer verklingenden Wehmut,
Einem endlosen Grauen von Morgen, traurigem Halblicht,
Weil die Sonne nicht dorthin kommt. Denn was wir entbehren,
Selber entbehrt es des Lichts; es liegt in unserem Schatten,
Während wir stehen im Glanz. Und frierend stand ich, erschauend
Jene versunkene Welt der Bilder schaffenden Seele
Mir im Innern, gesäumt vom flimmernden Rande der niemals
Dort aufgehenden Sonne, des Heimwehs lieblicher Glorie:
Insel, Düne und Sand und das unsichtbare Gewässer.

Da gedachte ich dein. Es war mir not. Denn verschlossen
Nicht, wie des Erdballs Länder von äußeren Mauern, gewährt uns
Liebe Brücke und Steg zu jeglicher Stunde, und Wetter
Sind, die schwarzen, ihr lieb, um freudig niederzusenken
Siebenfarbige Bahnen aus Licht mit Händen der Engel.
Du – was früher uns trennte, wo war es jetzt? Ach, ich wußte:

Daß zwar süßeste Kost der Liebe immer nicht mundet,
Oder mit Bitternis ist sie zu würzen, Galle und Tränsalz,
Doch daß in vielerlei Not und Verfolgung ein und dasselbe,
Das Geliebte es ist, zu dessen Knieen wir fliehen,
Das unwandelbar auch wie das nie sich wandelnde Frühjahr
Glänzt aus Gehagel und Schnee und glänzt aus November, Dezember.
Denn weil einzig Eine nur ist die irdische Liebe,
Hat sie auch eine Gestalt, um offenbar zu erscheinen,
Und das dauernde Band, sie hälts, das Schmerz mit dem Schmerze,
Kummer mit Kummer verknüpft, daß wo ein neuer sich einstellt,
Da auch die Freundin, der Freund. O wahrlich: „Trübe wie keiner
Ist vom verlorenen Gott zu ihm der Weg, dem gesuchten!"
Strahlend aber das Glück: wenn du ihn endlich gefunden:
Daß es der einstige war, der verlorene war, welcher ewig
Einzig und einer ist, wie der einzige Freund in Verfolgung.

*

Freundin, ja du lebst! Und auch ich. Doch sage mir dieses:
Was verleiht uns die Kraft der Dauer? In gottlosen Jahren
Was, gesperrt in den Topf lebendig verwesender Würmer,
Was erhält uns denn hier? O sieh hier mich, und ich lebe!
Ja ich lagere mir noch über dem eigenen Hausdach,
Halte mit klafterndem Arm von oben Säulen und Balken,
Halte das ganze, mein Haus, zusammen, da mir der Grund wankt,
Halt ich's von außen zusammen und trotze, obdachlos selber,
Noch den Wettern und weiß den Blitz mit Händen zu fangen,
Ab ihn schleudernd in Sand. Denn horch, was hör ich in Nächten?
Hämmern hör ich im Haus und Schleppen von Säulen und Balken,
Bohren und Pochen, Geächz, dieweil ein gehorchender Dämon
Mir ein neues erbaut in dem Geheimnis der Nächte,
Haus in dem alten Gehäus, und schon die Stunde herankommt,
Wo mit eigener Hand ich das Dach zerreiße, das alte,
All auseinander es fliegt, und farbig steht in dem Sonntag
Stumm die neue Geburt und dröhnt vom Hammer des Morgens.

Weißt du aber, was ist's, was hier noch glüht nach Verjüngung,
Was hinter Trübsal genug und aller Folter des Schicksals
Mir die Wonne verschafft, doch wieder beide, die Arme
Auszubreiten, zu stehn als Waage offener Schalen,
Flehend: Fülle mich, füll! und kräftig, beide zu wägen,
Lust und Schmerz und Eins zu vergleichen wägend dem Andern?
Ja was treibt mich und drängt, noch einmal unter den Schicksals-
Gießbach unterzuhalten das krachende Herz, zu empfangen
Das Gerölle und Sturz der regenbogigen Wässer,
Dröhnend, stöhnend im Schrei: Ja diesen noch, und auch diesen
Strahl, von Jammer mir den und den von Sommer und Wonne!

Es ist Eine allein, die es kann: die Lust, auf der Erde
Mensch beim Menschen zu sein! Und Gnade ist die Verleihung,
Wandelbarer zu sein als Stein und Stern und die Menschen,
Frisch zu sein, wenn der Tag, der neue erscheint, als geschenkten,
Eben geborenen ihn zu empfinden, und jeglichen Morgens
Ausgesetzt sich zu sehn am schattigen Berge des Schicksals,
Staunend zum blauen Gebirg unendlicher Ferne vom Gestern,
Kindlich nackt, doch gefaßt, den flammenden Gott zu erwarten,
Der eine goldene Haut von Horn wirft über den Nackten,
Und die Nägel ihm schleift diamanten, in den basaltnen
Berg sich Stufen zu haun und Wohnung auch und den Stollen
Einzugraben und Schacht hinab zu Schätzen der Tiefe,
Mit kristallenem Paar der Augen leuchtend ins Finster.

Reiche mir, Ferne, die Hand! Es ist nun Abend geworden.
Von den westlichen Bergen, erglühend wie dampfendes Eisen,
Rollt auf dem Wagen herab die ungehinderte Gottheit.
Komme, sie läßt ihn uns für die Nacht! Aus Osten und Westen
Von den Rändern des Himmels, wir beiden, ferne Getrennten
Schwingen uns hoch in den Sitz und fahren mit schnobernden
Hengsten,
Fahren auf strahlendem Rad, selber erleuchtend die Nacht.

*

IM LANDE DER ASKETEN

Von Franz Spunda

NUN bimmelt wieder das Glöcklein am Halse des trottenden Maultiers. Die Große Lawra lieh es mir mit dem nachhumpelnden Treiber. Apostoli ist ein richtiger Idiot, aus Thasos gebürtig, nun seit gut sechzig Jahren im Dienste des Klosters. Er kann nur bellen, nicht sprechen. Sein Mund speit Wortkatarakte aus, Sprechbrei, der ihm über den grauen Bart rinnt. Mit diesem Halbtier bin ich nun allein im unübersehbaren Gewirr von Felsen und Schluchten. Unaufhörlich bellte er mir „Kerasià" ins Ohr und trompetet ein Kauderwelsch, von dem ich kaum den zehnten Brocken verstehe. Seine Kleidung besteht nur aus Fetzen, die Hosen sind aus Sackleinwand, mit rotem Kattun und blauem Militärtuch geflickt, das fragmentarische Hemd hat nur einen Ärmel und einen Teil des Rückens, die Brust ist frei und zeigt ein zottiges Gorillafell.

Megisti Lawra liegt bald tief unter uns, gleich einer mittelalterlichen Stadt mit drohenden Türmen und Zinnen, inmitten prangender Haine und Gärten, eine Heilsburg des Glaubens, unten umdonnert von Wogen, nach oben auslaufend bis an den Abhang des Athoskegels. Schon rückt seine Steilwand bedrohlich immer näher heran, grellflimmernde Hänge mit tief eingerissenen Runsen.

Zur Sattelhöhe geht hochklimmend der Saumpfad durch stachlige Büsche, Stechpalmen und karges Arbutusgebüsch. Nach einer Stunde sind wir am südlichsten Kap der Halbinsel, hoch oben bei haushohen Blöcken, im Schottergeröll, das weiß wie gefallener Schnee das Auge betäubt. Ein

eisiger Gipfelwind stürzt von oben urplötzlich hernieder. Noch eine Krümmung – und die ganze Ägäis liegt vor meinen Blicken. Tief unter uns, fast senkrecht, leuchtet grasgrün ihr durchsichtiger Spiegel. Unendlich nach Süden hin ertrinkt das entzückte Auge im Luftkreis des ebenen Horizonts, an dessen Saum wie zartes Gewölk die nördlichsten der Sporaden aufblinken: Psathuri und Strati. Weißzahnige Wogen benagen die klotzigen Klippen, doch kein Laut dringt von ihrem Anprall empor in meine schwindlichte Höhe. Überall Wildnis, nur links, tief unten, versteckt hinter Bäumen, das kleine rumänische Kloster Prodromos und noch weiter abwärts die Siedlung Kawsokalywia, ein Puppenkloster, aus zierlichen Steinchen erbaut.
Nun raste ich aus im Felslabyrinth. Apostoli schnarcht. Von den Steinen prallt der Brutglanz der Sonne und mischt sich aufzischend mit dem Eishauch des Gipfels. Ich steige empor über die Trümmer und bin nun allein auf einer Platte, die wie ein luftiger Altan überhängt. Über mir die unendliche Bläue und die Steilstürze der Südwand, vor mir tief unten das Smaragdgefunkel des trunkenen Meers. Nichts als das Sausen der kämpfenden Winde, nur einmal zerreißt der Schrei eines Habichts die zitternde Luft.
Apostoli ist aufgewacht, hält mich für entwischt und tobt wie in Tollsucht. Ich melde mich ihm, er beschimpft mich wüst, und weiter geht nun der Ritt. Vom Passe abwärts zerklüftet sich vollends der Steig in ein Gerinnsel von Wegen. Das Gebimmel belästigt, ich lasse das Glöcklein verstummen. Doch Apostoli verbietet es. „Hier muß man läuten wegen der Asketen,“ setzt er mir umständlich auseinander, „so will es der Brauch.“ Hier beginnt die ehrwür-

digste Landschaft am Athos, das Land der Asketen. Hoch oben in der Felswand hausen noch jetzt die strengsten der Büßer, die sich der Gemeinschaft der Klöster entzogen und wie wilde Tiere, halbnackt, die hallenden Höhlen bewohnen. Nur Wurzeln und Kräuter sind ihre Nahrung. Die Stellen ihres Verweilens werden geheim gehalten, damit niemand sie in ihrer Einsamkeit störe.
Gelegentlich bringt man ihnen aus der Großen Lawra Brot und Salz, auch geistlichen Zuspruch, denn die meisten verlassen auch an hohen Festtagen ihre Behausung nicht; fremd sind sie allen geworden. Nur ihr Beichtiger darf sie besuchen, dem sie ihre schwerlosen Sünden bekennen. So gottnah sind sie in ihrer Einsamkeit geworden, daß niemand ihnen – unter schwerer Sündenstrafe – nahen darf. Deshalb sind alle Treiber verpflichtet, das Glöcklein der Tiere erklingen zu lassen, damit sich die aus der Versenkung aufgeschreckten Asketen rasch in ihre unzugänglichen Schlupfwinkel verbergen können.
So heilig sind sie, daß keine Sprache ihre Verklärung zu schildern vermöchte. Bei ihnen – so sagt man – lebe das mystische Athoslicht im gereinigten Herzen: wer ganz den Körper besiegt hat und in jahrelangen Gebeten zu Gott um Erleuchtung gerungen, dem werde die Gnade zuteil, den göttlichen Glanz zu schauen, nicht mit den Augen des Körpers, sondern mit geistigen Augen. Dann zerschmettert ein Wonneglanz den heilig Ergriffenen, alle Schwere des Körpers fällt von ihm ab, und er fühlt die angelischen Schauer der Seraphim, die vor dem Feuerthron des Allerhöchsten anbetend erglühen. Das unnennbare Licht, das sie sehen, ist dasselbe, das einst auf dem Berge Tabor den Herrn transfigurierte.

Über das Wesen dieses mystischen Gottlichts war einst auf dem Hagion Oros heftige Fehde entbrannt: ist es Ausfluß der Gotteswesenheit selber, seiner Usia, oder ist es nur seine Kraft, seine Energia? Der lateinische Mönch Barlaam war Gegner der Mystiker (Hesychasten), doch die Synode entschied nach langem Zaudern für sie. In unserer Zeit schweigt man darüber und hütet das tiefste Geheimnis des Urlichts. Kein Fremder darf Einblick in das Mysterium gewinnen. Stumm waren alle Zungen, die ich darüber befragte, oder man verwies mich auf die Philokalia, das mystisch-asketische Werk. Und einmal sagte man mir: „Einst glühte der Südhang vom Seelenfeuer verzückter Anachoreten. Schwerlos waren ihre Körper geworden durch Fasten, Gebet und tiefe Versenkung. Oft sah man sie schweben zur Nachtzeit wie leuchtende Wolken zwischen Bäumen und Felsen, ein heilig Geschlecht. Auch in unseren Tagen leben vereinzelt dort oben mystische Greise, die der Gnade teilhaftig sind, das unerschaffene Licht zu erschauen. Doch keiner wird das Geheimnis verraten. Kommt ein Jüngling zu ihnen, ihr Schüler zu werden, so muß er sich jahrzehntelang den strengsten Prüfungen unterwerfen, ehe er gewürdigt wird, die mystische Einweihung zu empfangen. So pflanzt sich das Licht des Tabor durch die Jahrhunderte fort und wird erglühen bis ans Ende der Welt."

Man hat die Mysten des Athos auch christliche Jogin genannt. Sicher ist der mystische Akt der Versenkung der gleiche wie jener am Ganges: Körperstellung, Regulierung des Atems, Wiederholung bestimmter Formeln. Wer die verschleiernde Schreibweise der Philokalia zu deuten versteht, wird manches Geheimnis enträtseln können. Aber

Hof des Klosters Zographos
(Berg Athos)

immer wieder wird beteuert, daß das Training des Körpers nur Beiwerk sei, der Hauptinhalt der Philokalia sei eine Schulung der Tugend. Eine Wirkung nach außen hin wird nicht beabsichtigt im Gegensatz zu den Methoden der Jogin. Der Asiate will durch seine Askese eine Verklärung erzwingen, der Christ aber weiß, daß alles letzten Endes doch nur von der Gnade Gottes abhängt. –
Das Urlicht der Welt, einst in Asiens Tiefen verborgen, flog über Palästina dahin und wurde durch die Verklärung des Herrn dem Christentum eingefügt. Dann flog es wie die Lichtlein von Iwiron über die Ägäis nach Norden und barg sich in den Schluchten des Athos, wo es heute noch in vereinzelten Seelen erglimmt. –
Im Mittelalter ertönte der Berg aus allen Grotten und Schlünden vom Psalmengesang gottseliger Büßer. Doch heute sind die vom Heiltum durchflammten Höhlen verlassen. Nur da und dort haust im Sommer in abseitig versteckten Hüttchen ein frommer Siedler; die meisten sind aber im Skiti von Kerasià zu geistlicher Bindung vereinigt. Auch im Mönchsdorf Karuli wohnen strengbüßende Greise, die sich auf Monate in die alten Höhlen zurückziehen, ergeben dem Werk der Askese. Gar mancher von ihnen wurde vom Geiste entzückt, und Weissagungen erblühten aus seinem Mund. Viele von ihnen sind Russen. Vater Porphyri genießt das höchste Ansehen als Lenker der Seelen in Kerasià und Karuli. Viele seiner Prophezeiungen haben sich schon erfüllt; er sieht die geheimsten Gedanken der Menschen. –
Es wäre sträfliche Neugier, die Ruhe der Eremiten zu stören. Reportage mit dem Heiligsten zu treiben, ist taktlos

und gemein. Wohl lockte es mich, ins Antlitz eines Verklärten zu schauen. Doch wie darf ich es wagen, vor ihm zu erscheinen, wie müßte ich schamrot werden vor ihm! Er durchschaut mich ja ganz und erkennt, wie sündig ich bin. Soll bloße Neugier mich verführen? Und: einen Heiligen, der sich interviewen läßt, überlasse ich anderen. Wie, wenn der gottnahe Büßer wirklich mir Rede stünde – wäre es nicht eine Entzauberung aller Athoswunder? Man darf nichts erzwingen. Wenn Gott will, führt er mich mit einem Asketen zusammen. Doch wozu die Begier? War nicht der Starez im Kellion des Onuphrios das erschütterndste Erleben?

So reite ich ruhig weiter durch die wunderbezeugende Welt, mit laut bimmelndem Glöcklein, eines Sieges froh, den mein Gewissen über den Literaten errungen. Apostoli torkelt und plärrt, das Halbtier an der Stätte der Engelgleichen.

Tiefer senkt sich der Weg. Schon nimmt uns der Eichwald auf, hochragende Bäume, Platanen mit riesigen Wurzeln, die wie gebäumte Schlangen den Weg überkreuzen. Kiefern und Edeltannen knarren im Wind. Bald sind wir im Urwald. Aus samtigen Moosen sickert zartes Wassergeriesel hervor. Almblumen sprießen zwischen modernden Baumleichen, scharfduftende Kräuter durchwürzen die Luft: Fenchel, Arnika, Minze, Salbei. Erika überflutet mit Blutlicht die sandigen Stellen.

Da qualmt es in hellblauen Wirbeln vor uns: ein Kohlenmeiler glost am lehmigen Abhang, drei Männer stehen davor. Apostoli kennt die Leute und wirft ihnen einige Worte in einem Dialekt zu, den ich nicht verstehe. Einer

will mir den Weg zu einem Höhlenasketen zeigen, der zweite erzählt mir von einem anderen Anachoreten, der Wunder verrichtet; er will mich für zwanzig Drachmen zu ihm führen. Doch ich merke ihre Absicht, von mir Geld zu erpressen, und lehne ab. Das verstimmt sie offensichtlich. Sie wissen, daß alle Fremden auf Wunder und Anachoreten erpicht sind, und wollen italienische Sitten einführen. Die drei machen mir den Eindruck von verwegenen Burschen, die im Wald ganz verwildert sind. Sie bereden sich untereinander, mit scheelen Blicken auf mich: soll ich Räuberromantik an heiliger Stätte kosten? Am besten ists, ich zeige, daß ich sie durchschaut habe, und sage: „Der Gendarmerieleutnant von Karyäs ist mein Freund. Er weiß, daß ich hier bin. Wenn ihr mir etwas antut, faßt er euch gleich. Auf Räuberei ist Todesstrafe gesetzt. Übrigens habe ich auch einen guten Revolver bei mir.“ Apostoli nimmt eine kriegerische Pose ein, alle lachen über den Narren, und mit Gelächter, doch verächtlich ausspuckend, lassen sie mich ungeschoren weiterziehen.

Zerfallene Anachoretenhüttchen vermodern zwischen gesprenkelten Moosen. In eines dieser Hesychastirieen (Orte der Stille) trete ich ein. Der gebrechliche Bau ist zur Kapelle umgewandelt und zeigt an den Wänden Spuren von Fresken. Ich erkenne die Geschichte des heiligen Nilos, der diese Hütte im dreizehnten Jahrhundert bewohnt hat. Damals war der ganze Athos noch Urwald: Wölfe, Bären und Tiger umdrohen den Eremiten, der, nur mit einem Binsengeflecht begleitet, furchtlos unter ihnen steht. Jetzt sind diese großen Raubtiere hier verschwunden, nur Bergziegen, Wildkatzen und Äskulap-Nattern bewohnen die Athos-Urwälder.

Der Weg ist uns im moorigen Boden verloren gegangen. Apostoli aber ist unbesorgt und führt mich mitten durch Gebüsch und Gestrüpp. Hell tönt das Glöcklein durch den Wind der Almen. Brombeeren und reifende Haselnüsse bieten auf gebeugten Zweigen bekömmliche Kost. Den Nadelbäumen entquillt hellgelbes, wohlriechendes Harz, von Enzianwiesen weht erlabender Duft.

Auf einmal wiehert das Maultier auf: ein weißes Häuschen schimmert vom Schluchtrand eines Gießbaches herüber. Ein Mönch steht davor und winkt mit einladenden Gesten mir zu. Ein Birkenbrücklein, zierlich wie aus einem englischen Park, führt zu ihm hinüber. Wir gehn drüber hin, und ich trete in die weit geöffnete Hütte. Der Eremit, ein recht sauber gekleideter, etwa fünfzigjähriger Mann, begrüßt mich auf rumänisch. Er kann aber auch leidlich Griechisch und freut sich offenkundig, mit dem Fremden reden zu können. Seine Worte sind freundlich, doch in seinen Augen ist ein so seltsames Flackern, daß mich plötzlich ein unangenehmes Gefühl überkommt. In seinen Gesten und Worten gleicht er eher einem Wirt als einem Asketen. Kränze von Zwiebeln und Knoblauch hängen vom Balken herab, schwerduftendes Paradeismark dörrt auf flachen Steinen, Maiskolben rösten über dem schwach glimmenden Feuer.

Die saubere Stube, in der ich mich jetzt umsehe, ist über und über mit geschnitzten Bildchen behängt. Ich bewundere seine Kunst, er lächelt nur über mein Lob. Akakios – so heißt er – schnitzt aus Zypressenplatten die zierlichsten Bilder in jahrelangem Bemühn. Er hat diese Kunst auf dem Athos von einem Starez gelernt: so setzt sich die Überlieferung durch die Jahrhunderte fort. Die Arbeit erfüllt

ihn mit Glück; nach strengster Ertötung der Sinne geht nicht sein Bestreben. So viel läßt er aus seinen Worten durchblicken: In seiner Jugend hat ihn sein Jähzorn zu einer Untat hingerissen, die noch jetzt sein Gewissen beschwert. Nicht Fasten und Gebet, nur Arbeit kann die Last seiner Sünde erleichtern.

Im Vergleich zu den Russen und Griechen ist er gebildet zu nennen. Aber gerade seine Bildung macht ihm Pein. „Ich war im Gymnasium, das lastet das ganze Leben auf mir, ich kann nicht so fromm sein wie dort unten die Brüder in Kerasià. Ich gehöre gar nicht hierher", und dabei lachte er breit mit vollem Gebiß. „So, nun weißt du es, und ich sehe dir an, daß du enttäuscht bist. Die Fremden wollen immer nur Heilige und Wundertäter sehen und nicht mich, der ich ein sehr Unheiliger bin. Um Leute wie mich zu sehen, steht es nicht dafür, auf den Athos zu gehen. Die dort oben," und er wies gegen die Felswand, „die allerdings könnten dir mehr sagen als ich. Aber du wirst den Weg zu ihnen nicht finden, und ich darf ihn dir nicht zeigen. Jeden Freitag geißeln sie sich den Rücken blutig, und ich höre ihr Toben, wenn sie mit dem Widersacher kämpfen."

„Hat jemals ein Fremder sie gesehen?" fragte ich, etwas ungläubig.

„Gesehen schon, was man so sehen nennt. – Es war vor sechs oder sieben Jahren, da kam ein Photógraphos her, ein Amerikaner, mit seinem Dolmetsch. Beide lauerten den beiden Asketen auf, brachten den Apparat mit und machten von ihnen mehrere Aufnahmen. Die beiden Väter haben nichts zu ihnen gesprochen und sind bei der Aufnahme ruhig gestanden. Nur machten sie, als die Fremden fort-

gingen, über den schwarzen Kasten das Kreuzeszeichen. Als dann der Amerikaner die Platten bei mir in der Nacht entwickelte – er hatte rotes Licht mit –, war nichts darauf, nur die leere Felswand. Die Heiligen wollten nicht, daß die Welt von ihnen etwas erfahren solle."

Aus: Der heilige Berg Athos. Landschaft und Legende

*

MONOLOG DES ALTEN TASCHENSPIELERS

Aus einem unvollendeten weltlichen Mysterium

Von Hans Carossa

EINE Vorstellung der „Magischen Kammerspiele" ist zu Ende. Der alte Zauberer und seine Enkelin, die als Gehilfin mit ihm reist, haben sich eben hinter dem geschlossenen Vorhang der Varieté-Bühne über den Erfolg des Abends unterhalten. Der Alte meint, er habe nie so schlecht gespielt, hört es aber doch gern, als ihm die Kleine mit Entzücken das Gegenteil beteuert. Sie ist überhaupt als hochbegabte Schülerin voll Begeisterung bei dem Gauklerhandwerk, und möchte am liebsten täglich mit dem Großvater auftreten; der Beifall der Leute macht ihr unbändiges Vergnügen. Der Greis dagegen, müde des Wanderns, vielleicht auch im Vorgefühl naher großer Erschütterungen, gedenkt das Gewerbe aufzugeben und sich auf einem kleinen Landgute, das er aus dem Ertrage seiner Darbietungen unterhält, zur Ruhe zu setzen. Gerade geht das Mädchen fort, um Wein und Essen zu bestellen und nach der Kasse zu sehen. Der Zauberer hat ein Fenster geöffnet und sieht auf den verschneiten Platz hinaus.

Unsre fröhlichen Gäste, nun sind sie verstummt.
Schon eilen sie weiter, in Mäntel gemummt.
Im Schneelicht schwinden sie schattenschnell;
Der Stadtplatz leuchtet elektrisch grell,
In den Lüften löst sich das Winterliche;
Hoch fliegt überall
Schmales Papierband vom Karneval,
Zweige stehen wie silberne Striche
Über dunklen umgitterten Beeten.
O da weilt auf engem Raum
Noch ein blauer Gartentraum!
Keiner darf den Schnee betreten,
Jeder muß die Hegung schonen,
Wo vielleicht noch Amseln wohnen
Und Blumenkeim in der Gefriere harrt.
Rings ist klirrende Gegenwart!
Rollen Wagen auf glatten Schienen
Mit schaurig sphärischem Getön.
Sturm reißt Feuer aus hohen Kaminen,
Jäh röten sich die Nebelhöhn.
Und alle Gänger haben Eile.
Von schwarzem Turm schießt grünes Licht.
An Säulen haften gelbe Pfeile;
Wohin die weisen, frag ich nicht.
Sie glühen wie stumme Befehle.
Sie deuten wohl neue Lebensbahn.
Vergeblich. Die müde Seele
Wird keinem Zeiger mehr untertan.
Ost, West, Süd, Nord
Gehn von ihr fort.

Nur in sich selbst mag sie noch reisen,
Da braucht ihr niemand Wege zu weisen.
Und glückt mir nur abends mein Zauberspiel,
So steh ich Tag um Tag am Ziel.
Ja, nur die Kunst ist fest und echt!
Von gar nichts anderm weiß ich's recht.
Leben scheint oft so verführt, so verfangen.
Besonders die Weltstadt weckt mir ein Bangen.
Auf ihrem Pflaster und Asphalt
Bin ich Steinalter doppelt alt
Und oft im Hirn so zittrig schwer,
Als könnt ich bald gar nicht gut zaubern mehr.
Zwar ist sie voll herrlicher heimlicher Chiffern,
Wie sie nie mir erschienen auf ländlicher Flur;
Jedoch ich kann sie nicht entziffern,
Sie reden wohl zur Jugend nur.
Und ihre Nächte sind überwach,
Voll eisigen Feuers auf jedem Dach,
Lichter so viel! Wie sie dort wieder klettern!
Reihen sich zu gewaltigem Rahmen,
Schreiben steile, flammende Lettern,
Bilder erscheinen, leuchtende Namen,
Wie zu riesigen Entwürfen
Von Dämonen hingezündet
Über Volk und nächtig Land;
Aber was die Lichtschrift kündet,
Ist uns nicht weither gesandt.
Nur dem dürftigsten Bedürfen,
Billigen Waren und billigen Freuden,
Gilt ihr blendendes Vergeuden,



Kloster in Dochiariu
(Berg Athos)

Und nun hat es die Nacht verschlungen.
Aber schon ist ein neues entsprungen;
Der Sinn wird von Irrlicht zu Irrlicht gezwungen,
Große Schwarzkünstler müssen wo wirken im Wind,
Welche Tag und Nacht magisch vermengen
Und immer dorthin die Blicke drängen,
Wo die wahren Geister der Stadt gar nicht sind . . .
Und alle die Damen und Herren, die hundert,
Die vorhin mein Spiel beklatscht und bewundert,
Sie starren jetzt wohl verzückt in dies wilde Gefieber –
Mag's ihnen frommen! Mir, – mir ist
Mein eigener Hokuspokus lieber,
Wo jeder frei sich selbst vergißt
Und kaum erfährt, was ihn begeistert.
Viel Kräfte werden da schön gemeistert,
Und heißer Fleiß von Tag und Jahr
Bringt sich in goldenen Späßen dar.
Bald ist mein kleiner Kreis umschritten.
Der Welt hab ich nichts abzubitten.
Mein Handwerk war ein dicht Gespinst,
Ein Traumschatz, der sich gut verzinst.
Hab Altes erneut, Neues erdacht,
Bettler und Könige froh gemacht,
Viele getäuscht, keinen geprellt,
Redlich erworben mein Gut und Geld.
Zur Heimfahrt will ich mich bereiten.
Das dunkle Kind soll mich begleiten.
Im Rebenhaus, am sonnigen Hang,
Wird ihr gewiß die Weile nicht lang.
Einen Garten will ich ihr anlegen,

Schöne Tiere ihr halten in Gehegen,
Fischlein in Teichen . . Und manchesmal,
Im getäfelten Abendsaal,
Beim warmen Schwelen wachsener Kerzen
Prüfen wir uns in den alten Scherzen!
Gibt ja noch manchen raren Trick,
Manch überschwierig's Zauberstück,
Wo sogar Großmeister versagen!
An so was möcht ich mich noch wagen,
Nicht mehr für lose fremde Schau,
Nur daß ich selber mich dran erbau!
Und wenn es auch nicht rein gelingt,
Wer weiß, was Ahnung draus entspringt!

Indem ich so die Kunst vermehre,
Die kluge Schülerin sacht belehre,
Wandl' ich mich selig fort vom Leben,
Immer noch bunt von dir umgeben,
Mein liebes windiges Altgerät!
Samtvorhang rot, mit Glas benäht,
Inschriften wirr, zum Schein okkult,
Erhandelt auf der Tandeldult,
Scharlachgewand mit Silberzindel,
Verschoßner Zauberblumenschwindel,
Der leise noch nach Moschus riecht,
Goldbälle, die ihr Monden glicht,
Wenn ich euch kreisen ließ um sternige Wände!
Erfahrne, wache Gegenstände,
Die ihr, zu treuem Dienst gewöhnt,
Genauen Griffen flugs entgegeneilt

Und wunderhübsche Dinge könnt,
Wenn man euch nur den rechten Schwung erteilt, –
In euch bin ich. Ihr seid mein sechster Sinn!
Doch dürft ihr nicht mit mir vergehen.
Denkt an die liebe kleine Partnerin!
Sie würde ohne euch zu leben nicht verstehen
Und bald verblühn in leerem Waisentume.
O spielt mit ihr, doch macht ihr's ja nicht leicht!
Beschützt sie vor der Welt und vor dem Ruhme!
Und während manche schon zum Spiel der Liebe schleicht,
Umwerbt sie noch mit meisterlichen Zwecken
Unschuldiger beglückender Magie!
Laßt sie das Ewige nicht zu früh entdecken,
Das tief im Blute wandert! Führet sie
Gehorsam-streng auf immer freieren Stufen
Ins heilig offene Leben ein!
Dann lasset sie mit ihrem Los allein!
Kehrt in den Schwall zurück, aus dem ich euch berufen!

*

HAUSIERER ALFRED ALOYSIUS HORN WIRD SCHRIFTSTELLER

DIES ist die wahre Geschichte eines wirklichen Mannes. So wahr, daß ich es für nötig hielt, verschiedene Namen zu ändern, und sogar seinen eigenen Zunamen. Seine Vornamen habe ich beibehalten, sie gefielen mir zu gut: Der erste, der einen Duft an sich hat von vornormannischen Tagen, in denen sein Geist noch befangen scheint, – und der zweite, der sozusagen auf Wache zieht, über alte, halb-

begrabene katholische Instinkte, und ihn sicher durch das Himmelstor bringen wird, falls das heidnischere „Alfred" keinen guten Eindruck auf Petrus machen sollte. In seinen eigenen Worten: „Aloysius", 's ist der Name eines Heiligen. Es ist bei uns der Brauch, einem Knaben zwei Namen zu geben. Den einen für den Weg durchs Leben und den anderen zum Ausposaunen, wenn er am Himmelstor klopft. Das wird das Ende meiner Fahrten sein".

Als Aloysius Horn zum erstenmal in meinen Gesichtskreis trat, war ich gerade dabei, mich für meine Morgenarbeit auf dem Vorplatz einzurichten. Es war gegen zehn Uhr vormittags, an einem sonnigen, friedlichen Dienstag, und ich näherte mich der Treppe, in Gedanken bei Kapitel Vierzehn meines Romans, das mir vor dem Frühstück sehr deutlich vorgeschwebt hatte.

Auf der Matte stand ein alter Mann. Ich hatte nicht gehört, wie er die acht Stufen vom Garten heraufgestiegen war; er war einfach da.

In der Hand hielt er einen Haufen Küchengeräte aus Draht, die in der Sonne wie Kupfer blitzten: Bratenroste, Röstgabeln und ähnliches.

Er schaute mir mit einem milden, aber prüfenden Blick in die Augen und begann das undankbare Geschäft, einer Person etwas zu verkaufen, die nicht kaufen will. Die Schlacht war kurz. Ich schützte eine Küche vor, die von Bratenrosten und Röstgabeln strotze. Ich sagte, ich hätte keine Zeit. Ich behauptete, es sei mein Grundsatz, nie auf dem Vorplatz, der mein einziges Arbeitszimmer sei, etwas zu kaufen.

Mit einem zerstreuten Blick auf mein Notizbuch sagte er freundlich, das sei ein guter Grundsatz, den er wohl ver-

stehen könne. Und um zu zeigen, daß seine Worte kein leeres Prahlen seien, schulterte er sein Bündel Waren und wandte sich mit einem fröhlichen „Guten Morgen“ der Treppe zu.

Aber er gewann natürlich die Schlacht. Ich warf meinen Sieg fort, wie es England meistens tut, wenn er ihm gehört, und rief ihm nach: „Ich glaube, ich könnte doch einen neuen Bratenrost brauchen.“

Denn diesen so bereitwillig hingenommenen Mißerfolg konnte ich nicht ertragen. Was für eine Belohnung, dachte ich, für einen Mann, der zu höflich ist, um zu überreden; zu englisch, um zu feilschen, zu beschwatzen oder zu betteln!

Ich glaube, er ahnte, daß es so kommen würde. Als ob sein Stichwort in einem Theaterstück gefallen und er nur für einen Augenblick in die Kulisse gegangen wäre, kam er zurück und lud die Drahtwaren zu meinen Füßen ab.

„Aber selbstverständlich, liebe Frau. Es ist ja ganz natürlich, daß wir unsere Ansichten ändern. Im kleinen und im großen. Und wir beide, Sie und ich, sind bloß Kinder der Natur.“

Es war eine milde Stimme, und sie stieg aus einer Vergangenheit empor, voll von Ruhe und Bewegung, von versenkten Schätzen, Knochengespenstern und Klabautermännern, wie das Meer; voll von jener Zeitlosigkeit, die jeden Wanderer, von Odysseus bis Kolumbus, und von Kolumbus bis heute, bis Aloysius Horn, ungebeugt erhält, von Jahr zu Jahr, als ob die Klippen der Zeit ihnen gehörten, daß sie sich wie Möwen, sicher gewiegt auf wildester See, dem Strom und den peitschenden Winden anvertrauen können, die ihr Lebensodem sind.

Nachdem ich den Bratenrost erstanden hatte, hätte ich den Alten fast wieder fortgehen lassen. Mein Kopf war voll von Kapitel Vierzehn, mein Notizbuch und der Bleistift hüpften vor Lebenslust; aber sie hüpften nicht für Kapitel Vierzehn, – jetzt weiß ich, daß sie meine Aufmerksamkeit auf größere Möglichkeiten lenken wollten. Wir sagten einander Dank und Lebewohl, und der alte Mann wandte seine Schritte der Straße zu. Plötzlich blieb er stehen und sagte: „Wenn Sie wünschen, liebe Frau, könnte ich Ihnen erklären, wie man Haferkuchen macht; Sie könnten es für das Ding brauchen, das Sie da gekauft haben."
In diesem Augenblick sagte ich mir: „Dieser Mann hat etwas von einem Künstler; nachdem er eine Sache gut verkauft hat, gibt er sich nicht damit zufrieden, wie eine gewöhnliche Seele; es ist ihm ein Bedürfnis, dem Geschäft eine Art von Glanz und Vollendung zu geben, die es vom Gewerbe zur Kunst, vom Handel zur Freundlichkeit erhebt.
Er erklärte mir die einzige Art, gute Haferkuchen zu machen, mit so viel Eifer und Liebe, daß ich sagte: „Sie müssen Schotte sein."
„Wenn ich sage, daß ich in Schottland geboren wurde, so bedeutet das noch nicht, daß ich Schotte bin. Das ist eine armselige Gesellschaft, alles in allem. Lancashire ist immer gut genug gewesen für einen von der alten Garde. Mein Name ist Horn. Aloysius Horn von der alten Garde."
Er seufzte, als ob dieser Austausch von Höflichkeiten irgendwelche Gedanken in ihm erweckt hätte. Seine Augen, die weitblickenden, abwartenden Augen des Alten prüften mich nachdenklich. Sie hatten keine bestimmte Farbe mehr, aber

sie waren noch groß und klar, beobachteten ruhig und schienen doch auf das Unsichtbare gerichtet.
„Ja ja, die von der alten Garde. Ich könnte Ihnen erzählen ... ich habe Dinge gesehn ...“
Er kam näher, seine ausgestreckte Hand berührte fast meine Schulter, seine Züge hatten einen Ausdruck, der mir damals noch ein Rätsel war; jetzt weiß ich, daß sie den Kampf einer Seele spiegelten, die den letzten Versuch macht, sich auszudrücken, bevor die Mauern des Alters und der Hinfälligkeit sie für immer einschließen.
Während er sprach, sah er aus, wie Kolumbus ausgesehen haben mag, als er von Türe zu Türe betteln ging, während seine Gedanken weit über Länder und Meere flogen.
Ich stand so still wie der „Steinerne Gast“, oder wie wenn ein scheuer Vogel näher kommt als sonst, zum Beispiel ein Reiher, wenn man am Ufer eines Stromes steht.
„Afrika, liebe Frau. Afrika ... wie es die Natur geschaffen hat, Heimat des schwarzen Mannes und des ruhigen Elefanten. Kein Laut in einer großen Landschaft um Mittag... nur das Rascheln der Elefanten im Gras. Ein paar liegen still im Wasser, und ich bin der erste Mann, der sie in ihrer Glückseligkeit belauscht.
Bin nach dem Ritus der Egbo[1] Blutsbruder der Kannibalen geworden. Schauen Sie meinen Daumen an, der wurde abgehackt, als ich achtzehn war, bei einem Kampf mit einem Wilden, und wuchs nicht mehr nach. Ich? Ich bin Blutsbruder der Priester und habe die Skalpe im Josch-Haus gesehn, das vor mir kein weißer Mann betrat ... Und ich war noch so jung.

[1] Egbo ist ein an der Westküste Afrikas weitverbreiteter Geheimbund.

Und ich kannte Lola D., das grausamste Weib Westafrikas ... so sagt man. Aber sie hatte braunrote Haare ... Göttin war sie, dort im Josch-Haus ...
Gott, und ich war noch so jung, als ich die Leiche der anderen armen Dame den Fluß hinunterschaffte, um sie in Kangwe christlich begraben zu lassen. Sie hatten nie vorher ein weißes Weib gesehn, dort oben, bei den Sambafällen. Natürlich wollten sie so einen einzigartigen Körper als ‚Muti' haben. Was treiben wir alles nicht für Magie? Jetzt nennen wir es ‚Glück' ... und das ist der einzige Unterschied. Hundert Meilen weit brachte ich sie, und es traf mich kein Pfeil. Ein Bursche von achtzehn hat eine natürliche Ritterlichkeit. Ja ja, sie wächst wie eine Blume in ihm ..."
Seine Stimme sank, als ob er innehielt, um sich an etwas lang Vergangenes zu erinnern.
„Ei, liebe Frau, Sie würden es nicht glauben, aber ich kann Französisch sprechen: Oui, Monsieur, je baragouine ce jargon-là toujours assez bien pour me tirer d'affaires dans le commerce. Er redete wie ein Papagei, denn er hatte den gleichen Satz wohl schon an vielen Türen wiederholt.
Französisch ... eine Sprache für die Engherzigen. Wenn Gott jemals einen schlechteren Kolonisten geschaffen hat, ... mir hat er ihn nicht gezeigt. Man braucht mehr als ein Strohhütchen, eine Zigarette und einen Becher Absinth, um Afrika zu erschließen ...
Ach, wenn ein junger Bursch zum erstenmal den Morgenschrei der Gorilla hört und seine Ohren zustopft ... und wenn er Sklaven sieht – Weiber –
Siebzehn mag ich gewesen sein. Oder sechzehn ... weiß es nicht bestimmt. Aber ich darf Sie nicht aufhalten, liebe

Frau. Will machen, daß ich fortkomme. Guten Tag wünsch ich Ihnen."

Ich kam zu mir und läutete die Torglocke. Ruth, meine schwarze Haushälterin und Freundin, erschien, und ich flüsterte: „Bitte, Tee, Ruth. Sehr stark, und gießen Sie ihn nicht ein. Der Herr wird es vorziehen, ihn selbst einzuschenken. Brot und Butter dazu, das Hausgemachte."

Der alte Gast schwankte hilflos auf der Kante der Treppe, die Vision war aus seinen Augen verschwunden. Als ich zu ihm sagte: „Wollen Sie nicht bleiben und eine Tasse Tee trinken?", meinte er: „Gewiß, sehr gern, das wäre sehr angenehm", und sank mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung auf die Stufen.

Oder war es der Seufzer des Künstlers im Augenblick der Vollendung? Ich setzte mich neben ihn und sagte: „Mister Horn – bitte, Ihre Adresse. Und wäre es Ihnen möglich, nächste Woche herzukommen und zu erzählen?"

Wir beschlossen, daß er einmal in der Woche, statt mit Drahtwaren an den Türen empfänglicher Hausfrauen zu hausieren, zu mir kommen, ein bis zwei Stunden erzählen und dabei etwas mehr verdienen würde als sonst an einem Tage. Das war vor sechs Monaten. Und was wir gesprochen haben, steht in diesem Buch.

*

Gerade als er aufstand, um fortzugehen, fiel mein Blick auf den blitzenden Bratenrost, und plötzlich kam mir ein Gedanke. Mehr als ein Gedanke – ein Verdacht.

„Mister Horn," sagte ich, „Sie haben mir erklärt, wie man

Haferkuchen macht, aber kein Mensch könnte sie auf diesem offenen Rost machen!"

„Ei sicher nicht, liebe Frau, das gebe ich zu. Es wäre gegen das Gravitationsgesetz, wenn Sie es wörtlich nähmen. Er sprach besänftigend. „Aber da Sie aus dem Land der Kuchen stammen, dachte ich, es würde Ihnen Vergnügen machen. Ich habe eine ganze Menge wissenswerter Sachen während meiner Wanderungen aufgeschnappt, und wenn Sie so freundlich wären, mir einen Bleistift zu borgen, werde ich Ihnen Botha zeichnen." Er beugte sich einen Augenblick über mein Notizbuch. „Hier ist er, liebe Frau. Diese Fertigkeit hat meinem leeren Magen ab und zu geholfen, als Botha Mode war. Smuts war nie so populär in Südafrika wie Botha. Keiner verstand es so, die Herzen zu bewegen, wie er. Ich kann Ihnen auch eine Pfeife zeichnen, aus dem Schnabel eines Albatros. Eine Zeitlang waren sie bei den Matrosen im Schwange. Keiner ging ohne sie ans Land."

„Aber ich dachte, ihr tötetet nicht den glückbringenden Albatros?"

„Das heißt: Nicht auf dem Heimweg. Als ich jung war, hätte ihn jeder Matrose ruhig auf der Ausfahrt getötet. Aber ich nicht. Ich war immer für den Schutz der Natur, wenn es menschenmöglich war. Und glauben Sie mir, liebe Frau, wenn ein Junge, der nur die Reiher und Möwen von Lancashire kennt, zum erstenmal diese große, weiße Schönheit sieht, die die Menschen Albatros nennen, wird er sie nicht um ihren Atem bringen. Sechs Fuß wehender Schnee . . ."

Er stieg die Treppe hinab.

„Guten Tag wünsch ich Ihnen, liebe Frau, ich darf nicht länger bleiben, als ich gerne gesehen bin. Hab so eine Ahnung, daß ich etwas kindisch werde – mit der Zeit."
Auf halbem Wege blieb er stehen.
„Ich denke mir oft, es war ein guter Einfall der Natur, daß sie ein helles Licht auf die Tage der Jugend wirft, wenn man alt wird. Ei, sie verwirrt ein bißchen die Perspektive, wenn man über siebzig ist und gesehn hat, was ich sah. Aber es ist nur zu unserem Besten. Wenn man in der Goldenen Stadt in einem Asyl für einen Schilling den Tag wohnt, ist es gut, wenn man seine Umgebung ein bißchen verschleiert sieht. Sonst wäre man versucht, sich Klagen hinzugeben, und das zu tun, wäre mir leid. Es ziemt einem gebildeten Manne nicht, sich etwas anderem hinzugeben als der Philosophie."
Wir standen nun an der Gittertür. Er schloß sie sorgsam hinter sich zu, lüftete sein zerdrücktes Jägerhütchen und schlürfte fort, langsam und aufrecht, die Augen gesenkt, mit dem geschmeidigen und vorsichtigen Gang gewisser alter Männer.
Ich kehrte zu meinem Tisch zurück und schrieb diese Notizen auf.

*

Während der ersten zwei oder drei Wochen flatterte der alte Pilger von einem Gegenstand zum anderen, vergaß, was er mir schon erzählt hatte, und wiederholte sich immer wieder, wie es die Alten zu tun pflegen.
„Egbo, liebe Frau? Ich bin Blutsbruder der Kannibalen gewesen. Nicht gewesen, bins noch immer. Nur der Tod kann das Band zerreißen. Kannibalen ... die sittlichste

Rasse auf der Welt. Die Weiber keusch und die Männer treu. Ja ja, ich habe wie ein Bruder unter ihnen gelebt, ein junger, unverdorbener Bursch. Sicherer als etwa in London oder in anderen Zentren der Zivilisation, Victoria Street, Westminster usw. Wenn Sie mir nicht glauben, schauen Sie meinen Daumen an. Ein Zoll kürzer als der andere. Wuchs nicht mehr, nach jener Schlacht am Ogowe . . .
Habe ich Ihnen erzählt, daß ich den Gorilla zum ersten Male hörte, als ich siebzehn war? Er ist verrückt, sagt man. Die Eingeborenen sagen einem immer, daß er verrückt ist. Sein Gehirn ist irgendwie dem Gehirn eines Geisteskranken ähnlich. Die Natur liebt Experimente . . ."

Erst beim dritten oder vierten Besuch kam mir der Gedanke, wieviel weniger Zeit wir verlieren würden, wenn der alte Mann seine Abenteuer selber niederschreiben und ich etwa zwei Stunden seines allwöchentlichen Besuchs dazu verwenden würde, mir Notizen zu machen, nicht so sehr über seine Abenteuer, wie über seine Lebensanschauung und über verschiedene Erlebnisse, die er sicher nicht zu Papier bringen würde. Diese Notizen könnte ich dann als eine Art Chorus zwischen seine Kapitel einschieben.

Der Plan bewährte sich. Unbewußt fand ich den Schlüssel zu diesem außergewöhnlichen Gedächtnis, das der Kampf ums Leben bei fortschreitendem Alter beinahe für immer zugeschlossen hatte.

Wie leicht er für immer verloren gegangen wäre, kann man aus dem Umstand ersehen, daß Aloysius Horn selbst bei der vierten und fünften Zusammenkunft anfing, mir – wie wenn ich nie vorher davon gehört hätte – von den vier oder fünf Dingen zu erzählen, die sich seinem Gedächtnis in der

Jugend unauslöschlich eingeprägt hatten: Egbo, Lola D., die bösen Franzosen, Gorillas, sein verkürzter Daumen; er verflocht sie zu einem lebhaften Monolog, in wechselnder Reihenfolge, wie sie ihm gerade einfielen, und sah immer mehr von den Einzelheiten der Vergangenheit, je länger er dabei verweilte.

Manchmal kam ein Schimmer von Wiedersehensfreude in seine Augen, als ob er in der Erinnerung einem Freundesgesicht oder einer Szene begegnet wäre, die wiederzusehen er nicht mehr erwartet hatte.

Er schrieb an Montagen, wenn jedermann das Asyl nach dem drückenden Sonntag verließ und niemand in der Nähe war, der all sein Tun ausspionieren konnte; denen, die ihn nur als Limpopo Jack, den alten Drahtbinder, kannten, mag er oft wie ein Verrückter vorgekommen sein.

Jetzt, nach sechs Monaten, erfüllt das Schreiben seinen ganzen Sinn. Er ist wie besessen von diesen seinen erhaltenen Erinnerungen, die schon so nahe der Schwelle der Vergessenheit waren. Die neue Aufgabe beschäftigt nicht nur am Tage all seine Gedanken, sondern weckt ihn auch in der Nacht, rührt leise an seinem Gedächtnis mit einem wiedergefundenen Bild aus Jugendtagen, mit einem alten Lied oder ein paar Versen, die ihm keine Ruhe geben, bevor er sie erzählt hat.

Einmal in der Woche kam mein Kollege mit einer Rolle von acht bis zehn eng mit Bleistift bekritzelten Bogen und der ganzen Ungeduld des Schriftstellers, der die Wirkung auf den Leser sehen und das nächste Kapitel entwerfen will; bald wurde sein Besuch ein fast ebenso wichtiger Punkt in meiner Woche wie in der seinen. Dies nächste Kapitel sah

er immer in Bildern und Worten vor sich, Worte, die ihn manchmal mit heller Begeisterung erfüllten, wenn er sie mir vorsprach. Doch niemals behielten diese Worte dasselbe bunte Leben, wenn er sie niederschrieb. Flüchtig, wie seine Träume, fielen sie nur unbewußt während seiner Rede, die wie der Ausbruch eines langgedämmten Stromes war.

Einleitung zu dem Buche Alfred Aloysius Horn: Abenteuer an der Elfenbeinküste, mit einem Vorwort versehen von John Galsworthy, herausgegeben von Ethelreda Lewis

*

ZWEI ANEKDOTEN

Von Friedrich von Stendhal

Rossinis Oper in Venedig

Im Frühjahr 1819 hatte der Unternehmer des Theaters San Benedetto zu Venedig sich Rossini für vier- oder fünfhundert Zechinen – enorm viel für Italien! – verschrieben und ihm ein Libretto nach Neapel geschickt mit dem Titel: *Odoardo e Cristina.* Rossini war gerade toll verliebt in Mademoiselle Chaumel (Comeli), so daß er sich erst vierzehn Tage vor der Eröffnung des Theaters in Venedig von Neapel losriß. Um den Impresario zu beruhigen, hatte er ihm von Zeit zu Zeit einzelne schöne Stücke gesandt. Der Text dazu deckte sich zwar nicht recht mit dem, den man ihm geschickt hatte, aber wer fragt bei einer Oper nach dem Text? Und in Venedig liest überhaupt niemand ernstlich ein Textbuch; ich glaube, nicht einmal der Impresario, der die ganze Geschichte bezahlt. Endlich, neun

Tage vor der ersten Vorstellung, die auf den 24. April gelegt war, erscheint Maëstro Rossini an Ort und Stelle. Die Aufführung findet statt. Man applaudiert begeistert. Da beginnt ein Handelsmann im Parkett die Melodieen aller Stücke immer vor dem Vortrage der Sänger vor sich hinzusingen. Seine Nachbarn fragen ihn erstaunt: Mensch, hast du die neue Oper irgendwo schon gehört? – Freilich, freilich, erwidert der musikalische Biedermann, ich war vor einem halben Jahre in Mailand, und was euch Rossini heute als Novität vorsetzt, habe ich da als *Ricciardo und Zoraide* bereits beklatscht. Ich möchte nur wissen, warum ihr Venezianer den Titel der Mailänder Oper geändert habt.

Im Zwischenakt und während des Balletts verbreitet sich die unangenehme Kunde, auch im Kaffeehause, wo die ersten Dilettanti der Stadt damit beschäftigt sind, die Reize der neuen Oper zu glorifizieren. In Mailand oder in Neapel hätte sich die Lokal-Eitelkeit wütend gerächt, aber die Venezianer lachen über derlei, und Ancillo, der charmante Poet der Stadt, macht auf der Stelle ein spaßiges Sonett auf das Unglück Venedigs und das Glück der Comeli. Inzwischen hatte der Impresario den Skandal vernommen. Seinen sicheren Ruin voraussehend, sucht er seinen Komponisten wutentbrannt auf.

Was willst du, Impresario – antwortet ihm Rossini auf eine Flut von Vorwürfen kühl und kalt –, habe ich dir mehr versprochen als eine Musik, die allen gefällt? Meine Oper hat gefallen. Basta! Übrigens hättest du bei gesundem Menschenverstand schon an den abgegriffenen Notenblättern merken können, daß ich dir etwas Antiquarisches

geschickt habe. Laß mich zufrieden! Für einen Impresario, der ein halber Spitzbube sein muß, bist du mir ein zu großer Tor.
Jeder andere hätte mit einem Dolchstiche geantwortet, aber der venezianische Impresario war Freund der Musik. Noch entzückt von der, die er eben als Première gehört hatte, verzieh er dem genialen Manne seine Schwäche aus Liebe.

*

Die Geschichte vom Maulwurf und der Nachtigall

Eines Abends bei Frau Tambroni plauderten wir im Freundeskreise in Canovas Anwesenheit. Der gute Ton von heutzutage – meinte ich – verbietet die Gebärde. Dieses Aufhören der Gebärde wird sich nach und nach bei allen Nationen einbürgern und sie auch an den Werken der Skulptur unliebsam machen ...
Canova hörte leider nicht auf das Gespräch der Gäste seiner Freundin. Er machte sich nichts aus ästhetischen Erörterungen und zog es wie immer vor, sich abseits von uns mit einer Vision zu beschäftigen. Von schlichter Herkunft, bewahrte er sich seine glückliche Unwissenheit vor jedweder Kunstlehre, von Lessing und Winckelmann, die über Apoll phantasieren, bis zu Wilhelm Schlegel, von dem er hätte lernen können, daß die antike Tragödie nichts als Plastik ist. Solche Theorieen über die Kunst unter gelehrten Kennern machten uns anderen die Abende im Hause Tambroni gerade darum reizvoll, weil wir selber keine Bildner waren. In unserm Streit über göttliche Werke der Skulptur

oder Musik traten sie uns deutlich in die Vorstellung. Dieses Schauen im Geist ist es, warum die Theorieen dem Dilettanten so angenehm und den Künstlern so überflüssig sind. Der gütige Canova begnügte sich damit, uns nicht zuzuhören. Gleichwohl gab sich der geistreiche Melchior Gioja[1] einmal alle Mühe, ihn ins Gespräch zu ziehen. Er sagte: In den Künsten, die der Mathematik fern liegen, gipfelt alle Ästhetik in folgendem kleinen Zwiegespräch. Es war einmal ein Maulwurf und eine Nachtigall. Der Maulwurf war an den Eingang seiner Höhle gekrochen, und wie er die Nachtigall auf ihrem Baume erblickt, ruft er ihr zu: Nachtigall, du bist ein verrückter Matz, daß du für dein Leben gern in so unangenehmer Lage sitzest, auf einem wackligen Zweige, vom Winde geschüttelt und vom schrecklichen Lichte geblendet. Mir würde ganz übel dabei. – Der Vogel hält in seinem Lied inne. Der schwarze Kerl da unten ist blödsinnig, denkt er bei sich. Dann aber lacht er hell auf und liest dem Freunde aus der Unterwelt ordentlich die Leviten ... Wer hatte nun recht? Ich glaube, alle beide.

Canova ließ sich die Geschichte vom Maulwurf und der Nachtigall sofort noch einmal erzählen. Und still lächelnd sagte er: Morgen soll mir mein Lieblingsschüler ein Relief mit den beiden köstlichen Schwätzern machen.

Aus: Friedrich von Stendhal, Gedanken, Meinungen, Geschichten

---

[1] Melchior Gioja (1767–1829) aus Piacenza, Freund Beyles aus der Mailänder Zeit, zum Kreise des Conciliatore gehörend, 1796 Anhänger Bonapartes, 1805 Historiker des Königreichs Italien, später aber verbannt. Von den Österreichern 1820 als Karbonaro angeklagt, wurde er freigesprochen.

DIE ROLLE DER ROTHSCHILD BEIM ERSTEN AUFKOMMEN DER EISENBAHNEN IN EUROPA

Von Egon Caesar Conte Corti

DIE Verwendung der ersten Schienen und damit die Grundlage für die modernen Eisenbahnen geht bereits ins siebzehnte Jahrhundert zurück. Man gebrauchte in Bergwerken, besonders in England, schon damals vielfach Holzschienen, um die mit Kohlen beladenen Wägelchen leichter und schneller an die Oberfläche befördern zu können. Aber erst 1793 kam ein Engländer, Mr. Outram, auf den Gedanken, die Holzschienen durch solche aus Eisen zu ersetzen, worauf die Bahnen nach dem Namen ihres Erfinders Outramways, später kurzweg Tramways genannt wurden. Man kam bald darauf, daß ein Pferd, wenn es Lasten auf solchen Schienen fortbewegte, eine elfmal größere Leistung aufweisen konnte als auf der normalen Landstraße, und hier und da begann man schon in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, insbesondere bei Bergwerken, wo große Lasten bis zum nächsten schiffbaren Wasser zu befördern waren, solche Bahnen zu bauen, auf denen die Waren, von Pferden gezogen, ihren fernen Zielen zurollten. Seit im Jahre 1807 Foultons Dampfschiff „The Folly" (Die Narrheit) auf dem Hudsonfluß seine erste erfolgreiche Fahrt gemacht, war der Gedanke, die neu erfundene Dampfmaschine zur Fortbewegung von Schiffen zu benutzen, mit Erfolg ausgestaltet worden, und George Stephenson, ursprünglich ein Schmied in einem Bergwerk, kam auf den Gedanken, die bisher nur zur See angewandte Maschine nun

auch zur Fortbewegung von Wagen auf dem Festlande zu benutzen. Er installierte die selbstgefertigten ersten Dampfwagen auf seiner Grubenbahn und baute dann im Jahre 1825 mit Hilfe von mehreren weitblickenden Kapitalisten die erste Eisenbahn der Welt, die teilweise mit Lokomotiven betrieben wurde, nämlich jene von Stockton nach Darlington, deren Hauptaufgabe der Transport der Produkte des Durhamer Kohlenfeldes war. Stephenson hatte auf allen Seiten mit den größten Widerständen, mit kleinlichen Sonderinteressen, ja mit Hohn und Spott zu kämpfen. Ein damals als „Eisenbahnsachverständiger" angesehener Mann, namens Nicola Wood, erklärte wörtlich: „Ich bin weit davon, in der ganzen Welt zu verbreiten, daß die lächerlichen Erwartungen oder, besser gesagt, Prophezeiungen der enthusiastischen Spekulanten zur Wirklichkeit werden könnten und daß wir Dampfwagen mit 12, 16, 18 oder gar 20 Meilen in der Stunde fahren sehen werden. Niemand könnte dem Bau oder dessen allgemeiner Verbesserung mehr schaden als durch Verbreitung solchen Unsinnes."
Aber schon am 27. September 1825, als Stephensons Eisenbahn eröffnet wurde, sah man einen Zug mit ca. achtzig Tonnen Nutzlast, mit zehn bis fünfzehn Meilen Geschwindigkeit dahinfliegen. Zunächst herrschte auf dieser Bahn noch gemischter Betrieb. Man fuhr auch noch mit Pferden und spannte diese stellenweise auf schiefen Ebenen aus. Die Schnelligkeit der Lokomotivzüge wurde dadurch paralysiert, daß ein eigenes Gesetz vorschrieb: fünfzig Schritte vor der Lokomotive müsse ein Postillion reiten, um die Anrainer vor dem herankommenden Ungetüm zu warnen. Aber aller Widersinn konnte den nun einmal von einem

genialen Mann verfolgten Fortschritt nicht mehr hemmen. Die für damalige Verhältnisse großen Leistungen der Stockton-Darlington-Bahn wurden allgemein bekannt und führten dazu, daß nicht weniger als achtzehn neue Bahnen geplant und konzessioniert wurden, unter ihnen die Bahn von Liverpool nach Manchester, die man als nächste in Angriff nahm. Auf ihr waren nur noch Lokomotiven Stephensons, der in dem Dampfwagenwettbewerb vom Oktober 1829 zu Rainhill mit seiner „Rocket" (Rakete) den Sieg davon getragen, in Betrieb. Hatte noch jemand zweifeln können, so mußte er nach der am 15. September 1830 erfolgten Eröffnung der Liverpool-Manchester-Bahn, die eine Ära mächtigen Gewinnes für Handel und Industrie der beiden Schwesterstädte und damit auch des Unternehmens selbst einleitete, die Waffen strecken. Nun erkannte man erst allgemein die unabsehbaren Aussichten, die die neue Erfindung eröffnete, und von diesem Jahre datiert die beginnende allgemeine Verbreitung des Eisenbahnwesens über die Welt.

Nathan Rothschild hatte gleich so vielen andern die Stephensonschen Versuche zwar mit Interesse, aber auch mit Mißtrauen verfolgt. Jedenfalls war er entschlossen, keinen Heller an ein Unternehmen zu wagen, das nicht nur die Allgemeinheit, sondern auch sehr geschätzte und gewiegte Männer für hirnverbrannt erklärten. Auch er war zunächst der Meinung, daß die überallhin gelangenden Pferde durch eine Maschine niemals übertroffen oder gar verdrängt werden könnten. Darum ließ er mit Vergnügen andere Firmen sowie die unerfahrenen Provinzbankleute ihr gutes Geld an diese mehr als unsicheren Unternehmen

wagen. Er handelte dabei ebenso wie die anderen großen Bankfirmen, wie z. B. Baring & Ricardo, die sich gleichfalls vor der Beteiligung daran hüteten. Als sich aber die Erfolge Stephensons mehr und mehr aussprachen, als nach dem Bau der ersten und der zweiten Bahn in England ein wahres Eisenbahnfieber das Land ergriff und sich unzählige Gesellschaften für neue Bahnprojekte bildeten, da sagte sich Nathan, der diese Entwicklung trotz seiner Nichtbeteiligung aufs genaueste verfolgt hatte, daß in dieser neuen Erfindung unabsehbare Gewinnmöglichkeiten lägen, die für sein Haus nicht verloren gehen dürften. In England freilich war es in gewissem Sinne zu spät; da gab es schon genug Unternehmer. Anders aber war es auf dem Festland, wo seine Brüder lebten; noch nirgends am Kontinent gab es eine mit Lokomotiven betriebene Eisenbahn; nur spärlich hier und dort kurze Strecken von Pferdeeisenbahnen. Das war ein Feld für das große Vermögen seines Hauses. Wenn seine Brüder in Österreich, in Frankreich, in Deutschland die Initiative zur Herstellung von Dampfeisenbahnen ergriffen und allen anderen zuvorkämen, so konnte das eine Quelle ungeheueren Gewinnes an Macht und Geld für sein Haus werden. Nathan gab seinen Brüdern Kenntnis von diesem Gedankengang und fand sogleich auch das nötige Verständnis dafür. Insbesondere auf Salomon Rothschild in Wien machten die Ausführungen Nathans Eindruck; das kam zum Teil daher, daß Salomon auch von anderer Seite, von einem gleichfalls hochbegabten, ja genial zu nennenden Manne auf die glänzenden Aussichten eines großzügigen Bahnbaues hingewiesen worden war.

Dieser Mann, Franz Xaver Riepel, damals Professor am

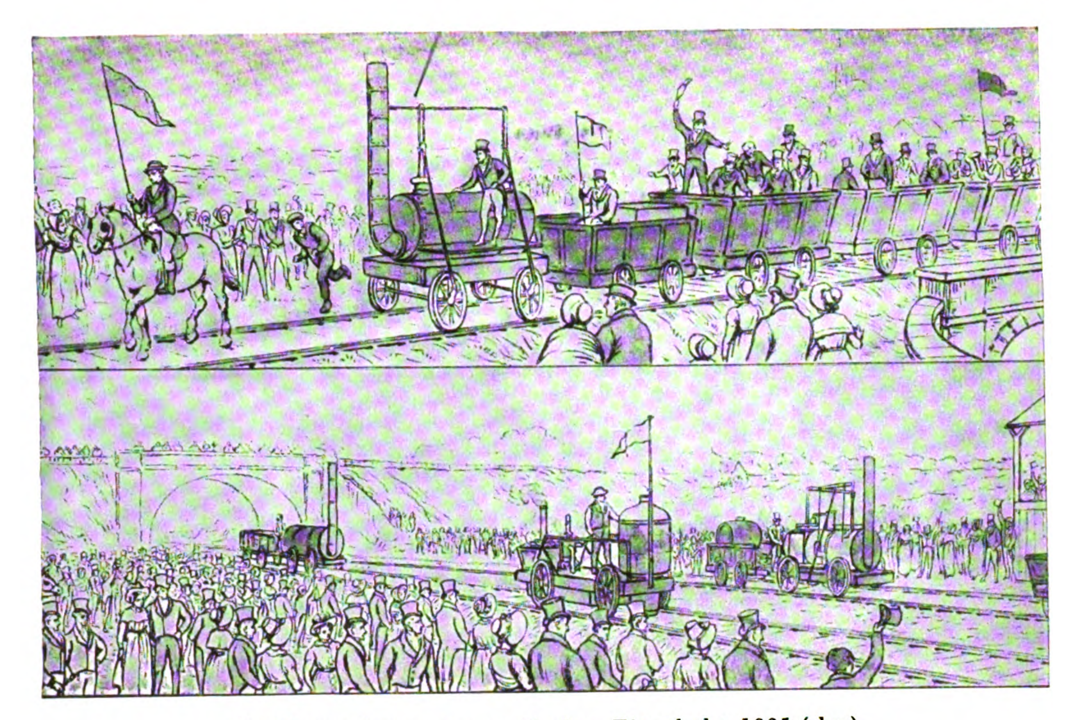
Wiener k. k. polytechnischen Institut, ein ausgezeichneter Fachmann im Montanwesen, hatte lange Jahre im Eisenwerk von Witkowitz gearbeitet. Witkowitz liegt in der Nähe des gewaltigen Kohlenbeckens zwischen Mährisch-Ostrau und Karwin. Die Eisenwerke waren dort entstanden, weil man die nahegelegenen Kohlenvorkommen ausnützen wollte und das Wegführen der Kohle auf weitere Strecken wegen der schlechten und teueren Verkehrsmittel damals unmöglich war. Nun wollte Riepel, ähnlich wie man es in England tat, die Kohle mittels Bahn an die große Wasserstraße der Donau schaffen. Bei näherem Studium gedachte er gleich auch die großen Salztransporte von Wieliczka in Galizien auf diese Bahn zu leiten und dergestalt schließlich eine Bahn von Bochnia südöstlich von Krakau, über Mährisch-Ostrau und Brünn bis nach Wien, etwa im Ausmaße von sechzig Meilen, zu bauen. Riepel fand besonderes Interesse bei einem Großhändler namens Samuel Biedermann, der mit Salomon Rothschild in naher Geschäftsverbindung stand. Der Großhändler brachte nun, in der klaren Erkenntnis, daß nur eine große Finanzmacht die Riepelschen Pläne der Verwirklichung näher bringen könne, Riepel mit Salomon Rothschild zusammen und dies gerade in dem glücklichen Augenblick, da dieser die so günstigen Berichte und Anregungen zu Eisenbahnbauten von seinem Bruder Nathan bekommen hatte. Bei den Darlegungen Riepels sah Salomon vor seinem geistigen Auge schon die ungeheueren Schätze in seine Kasse fließen, die die Nutzbarmachung und der leichte Transport all der kostbaren Erze und des lebenswichtigen Salzes nach der Hauptstadt des Reiches mit sich bringen mußte. Voll Begeisterung

griff er den Plan auf und entschloß sich, sofort den ersten Schritt zu dessen Verwirklichung zu tun. Salomon sandte also nach der Darlegung der Pläne Riepels diesen vorläufig in Begleitung seines Sekretärs Leopold von Wertheimstein zu Anfang des Jahres 1830 zur Orientierung über die dort schon bestehenden Eisenbahnen nach England, um sie in Augenschein zu nehmen, sich mit allen ihren Verhältnissen in bezug auf Anlage und Betrieb genau bekannt zu machen und die gesamten reichen Erfahrungen seinerzeit bei Ausführung der geplanten Eisenbahn nach Galizien in Anwendung zu bringen.

Salomon Rothschild betonte in späteren Jahren ausdrücklich, daß Riepel das Hauptverdienst an dem Gedanken der Nordbahn zukomme. „Ich erfülle", schrieb er dem obersten Kanzler Graf Mittrowsky, „gerne eine Pflicht der Gerechtigkeit, indem ich es hier ausdrücklich wiederhole, daß der Professor am polytechnischen Institut, Herr Franz Riepel, es war, welcher im Jahre 1829 zuerst die großartige Idee der Galizischen Eisenbahn ins Leben rief, mir solche mittheilte und mich zu dem Entschluß bestimmte, die nöthigen Vorarbeiten und Erhebungen zur gründlichen Würdigung des Unternehmens in technischer, kommerzieller und finanzieller Beziehung bewerkstelligen zu lassen, um, wenn solche dem vorhabenden Zwecke entsprechen würden, mich unverzüglich mit der Ausführung dieses wahrhaft nationalen Projektes zu beschäftigen."

Salomon Rothschild wollte schon ernstlich daran gehen, die Voraussetzungen für den Bahnbau zu schaffen, als der plötzliche Ausbruch der Julirevolution in Frankreich einen Strich auch durch diese Rechnung machte.

Das Haus kämpfte in dieser Zeit geradezu um seine Existenz, und auch die dann eintretende Beruhigung und Erholung erforderte Jahre. Erst um 1832 war die Position der Rothschild so weit wieder gefestigt, daß das Haus zugleich mit zwei anderen Handlungshäusern das verunglückte Unternehmen einer Pferdeeisenbahn des Ingenieurs Zola, Vaters des berühmten Romanschriftstellers, zwischen der Donau und dem Gmundener See übernahm.
Inzwischen war in England ein wahres Eisenbahnfieber ausgebrochen. Alle Welt beteiligte sich an Gründung und Bau von Eisenbahnen, und sobald Nathan sein Haus wieder halbwegs konsolidiert sah, gab er seinen Brüdern den Wink, die Pläne wieder aufzunehmen. Salomon ordnete infolgedessen auf seine Kosten die Untersuchung der ganzen Strecke, auf welcher die Eisenbahn angelegt werden sollte, durch sachverständige Ingenieure unter Anleitung Riepels an, um die beste Trasse auszusuchen. Das Ergebnis dieser Untersuchungen war die Feststellung, daß auf diese Weise „die größten und entferntesten Provinzen des österreichischen Kaiserstaates untereinander und mit der Hauptstadt leicht in nähere Verbindung gebracht und ganz neue Konjunkturen in industrieller, kommerzieller, politischer und militärischer Hinsicht" sich ergeben würden.
Daraufhin entschloß sich Salomon am 15. April 1835 auf Anraten Metternichs, der dem Bankier bei der Willenlosigkeit des neuen Kaisers Ferdinand von vornherein die günstige Erledigung zusagen konnte, mit dem offiziellen Gesuch um die Bewilligung des Privilegs zum Bahnbau vorerst der Linie Bochnia–Wien hervorzutreten. Kaiser Franz war bekanntlich allen solchen Bestrebungen feind-



Eröffnung der ersten englischen Eisenbahn 1825 (oben)
Dampfwagen-Wettbewerb zu Rainhill 1829 (unten)

lich gesinnt gewesen, und Salomon beeilte sich nun, kaum sechs Wochen nach dem Tode des Kaisers, die neuen Verhältnisse zu nützen.
Das Gesuch war sehr geschickt abgefaßt und zeigte wiederum das Bestreben Rothschilds, die Vorteile für den Staat, die ja in diesem Falle wirklich eminent waren, hervortreten zu lassen und die eigenen Absichten und materiellen Beweggründe möglichst in den Hintergrund zu schieben.
Wie gewöhnlich wurde dieses Gesuch dem zuständigen Referenten, Freiherrn von Drohsdick, freilich mit dem entsprechenden Wink Metternichs aus der Staatskanzlei, daß man dort der Bewilligung günstig gegenüberstehe, zur Begutachtung übersandt. In Wien wandte sich die öffentliche Meinung gegen die Eisenbahnen. In den Wiener Zeitungen dieser Jahre gab eine Reihe von „Fachmännern“ Gutachten ab, die die Torheiten einer solchen Unternehmung darlegen sollten. Sie bewiesen, daß schon die menschlichen Atmungsorgane eine Geschwindigkeit von fünf Meilen in der Stunde nicht aushalten könnten. Es wäre daher eine unerhörte Tollkühnheit, eine solche Fahrt zu unternehmen. Kein halbwegs kluger Mann würde sich dergleichen aussetzen. Die ersten Reisenden müßten gleich ihre Ärzte mitnehmen u. dgl. Diese „Fachmänner“ erklärten, daß den Reisenden das Blut aus Nase, Mund und Ohren austreten, bei der Durchfahrt eines Tunnels von mehr als 60 m Länge die Reisenden ersticken, ja sogar bei den Fahrten nicht nur diese gefährdet, sondern auch die bloßen Zuseher durch die rasende Schnelligkeit beim Vorüberfahren wahnsinnig werden würden.

Trotzdem war das Drohsdicksche Gutachten für den Bittsteller günstig.
„Die Errichtung einer Eisenbahn," schreibt der Referent, „welche von Wien aus als dem Zentralpunkte des österreichischen Handels drei Provinzen durchläuft . . ., ist für den Staat in kommerzieller Rücksicht von so einem leuchtenden und auffallenden Nutzen und der Bankier Rothschild ist durch seine bedeutenden, eigenen Fonde, seinen großen Kredit, und seine ausgebreiteten Verbindungen so vorzüglich geeignet, einen Aktienverein zu diesem Zwecke zustande zu bringen, daß es schon im allgemeinen wohl keinem Bedenken unterliegen dürfte, zu dieser neuen Eisenbahnunternehmung ein Privilegium . . . zu erteilen und dem Bittsteller auch die Bildung eines Aktienvereins zu gestatten."
Welche Gründe immer böswillige Kritiker als Ursache für diese wohlwollende Beurteilung und Befürwortung von Seite der Staatsgewalt, hinter der Metternich stand, anführen mögen, es bleibt eine Großtat, daß sie im Gegensatz zu den meisten Fachleuten und der öffentlichen Meinung so warm für ein Projekt eintrat, das den Ausgangspunkt für eine weltumwälzende Einrichtung bedeutete.
Unter dem 11. November 1835 war die Allerhöchste Entschließung herabgelangt, wonach dem Freiherrn von Rothschild das Privilegium zum Bau der Bahn von Bochnia nach Wien erteilt wurde.
Salomon begrüßte mit Freuden und „innigstem Dankgefühle" die Allerhöchste Entschließung. „Heil dem Monarchen," schrieb er, „welcher den weisen Beschluß der

Wohlfahrt seiner Völker Allergnädigst zu widmen geruht hat!“

Aus dem zweibändigen Werk: Der Aufstieg des Hauses Rothschild und das Haus Rothschild in der Zeit seiner Blüte

*

CHATTERTONS SELTSAME GEBURT UND KINDHEIT

Von Ernst Penzoldt

CHATTERTON hatte prophezeit, das Kind werde wieder nur ein Mädchen werden. Aber am Abend des 20. Novembers 1752 gebar Susanne einen Knaben, den sie nach dem Vater Thomas nannte. Es war Vollmond, und Susanne sah von ihrem Bett aus sein großes sehnsüchtiges Gesicht, von erborgtem Lichte leuchtend, gerade über dem Dom schweben und fürchtete sich vor ihm. Frau Edkins stand bei ihr, eine junge hurtige Nachbarin mit pfiffigem Gesichtsausdruck, die sich etwas darauf zugute tat, in ihrem Leben schon unsäglich viel Schweres durchgemacht zu haben. Auch jetzt, während sie rasch und zuverlässig hantierte, erzählte sie davon. Noch jemand war in der Stube, die uralte Frau Chatterton, des Küsters Mutter. Sie sah nur zu von einem Stuhle, den sie in die äußerste Ecke ins Dunkel gerückt hatte. Denn sie lehnte jede Verantwortung ab. Frau Edkins aber sprach heute von unglücklichen Geburten, deren Zeugin sie leider allzuoft gewesen war. So habe eines Sheriffs Tochter ein Mädchen mit zwei Köpfen und ach! tot zur Welt gebracht, und eine andere Frau, eines gesunden Knaben ledig, sei gleich danach in Wahnsinn verfallen.

„Wie traurig, nicht wahr!“ setzte sie hinzu. Vom Eifer des Erzählens bekam sie immer rote Bäckchen, und ihre begierigen Augen glänzten.
„Ist es noch nicht bald vorüber,“ sagte die Alte verdrießlich, „es ist ja nicht auszuhalten. Wenn das nur gut geht!“ Susanne getraute sich nicht zu schreien, einmal, damit die kleine Mary nebenan nicht davon erwache, vor allem aber der Nerven der alten Frau Chatterton wegen.
„Susanne,“ sagte diese an einem Brote kauend, als sie in ihrer Ecke das leise Wimmern der Gebärenden vernahm, „ich bitte dich herzlich, nimm dich etwas zusammen. Ich vertrage nicht viel und kann in meinem Alter wohl etwas Rücksicht verlangen.“ Dabei kraute sie den weißen Kater, der schnurrend in ihrem Schoße lag.
Als Thomas endlich mühselig zur Welt gebracht war, atmete er nicht und würde es wohl auch nie getan haben, da Frau Edkins, ohne zu verstummen, ihre ganze Sorgfalt an die fast verlöschende Susanne wenden mußte, wenn nicht John Philipps, sein Grabscheit auf der eckigen Schulter, gerade im Vorübergehen zum Fenster hereingeschaut hätte.
„Ach Gott, ach Gott,“ sagte die Alte, „jetzt kommt schon Philipps.“
Der Totengräber aber nahm sich, wie immer lautlos lächelnd, sachkundig des kleinen Thomas an, indem er ihn, zum Entsetzen der Alten, an beiden Beinen faßte und, des Platzes wegen ins Freie tretend, gleich einer Keule kreisend um sein Haupt schwang, ihn also erst zum Leben zu erwecken. Auch Susanne vergaß es nie, wie angesichts des Mondes und von ihm fahl beschienen Thomas' kleiner

Körper durch die Luft wirbelte. Sie sah sein Haar flattern, denn er war mit langen, messinggelben Haaren geboren, was Frau Edkins zu allerlei unglücklichen Deutungen für seine Zukunft Anlaß gab. Susanne sah ihn atmen, als Philipps ihn daraufhin dick in Windeln packte, um ihn so (in diesem Augenblick verließ Frau Chatterton das Zimmer) ohne weiteres in das warme Ofenrohr zu schieben, darin Thomas alsbald mit leiser, heiserer Stimme kläglich zu schreien begann. Zufrieden entfernte sich Philipps. Er nickte, das Grabscheit auf der Schulter, noch kurz und knapp zum Fenster herein, ehe er mit raschen huschenden Schrittchen im Schatten des Domes verschwand. Als es dann still geworden war (Frau Edkins war in einem Stuhle eingenickt), vernahm die erschöpfte Susanne vom nahen Gottesacker her das knirschende Geräusch von John Philipps' Schaufel und das Aufwerfen der Erdschollen.
Anfangs erinnerte sie des kleinen Thomas' Gesicht an das seines Vaters, namentlich durch die gesunden Farben der Wangen wie durch die Schönheit und den hoffärtigen Ausdruck seines Mundes. Aber die Augen waren anders. Sie stimmten nicht dazu. Sie hatten nach Philipps' Aussage die Farbe von Schieferdächern bei aufziehendem Gewitter und waren nicht leicht je wieder zu vergessen. Zudem waren sie ungleich, das rechte war ein wenig größer. Sie weinten oft. Sie waren zu finster, zu bedrohlich aus der Tiefe für das gelbe Haar, das störrig in geknickten Halmen sein rundes Gesicht umstand, wie aus Stroh gemacht. Brauen und Wimpern aber waren fast weiß.
Mary spielte nicht gern mit dem Bruder, so zärtlich sie ihn liebte, ja wenn er so dalag und nur schaute, von ganz

weit her, legte sie ihre possierlichen kleinen Hände auf seine Lider, damit sie sich schlössen. Alle liebten ihn, solange er ein Kind war, alle die nähenden Frauen und Mädchen, aber am meisten liebte ihn der karge Onkel Philipps, der ihn bald mit sich „in seinen Garten“ nahm, wenn Tom auch eigentlich viel lieber im Zimmer spielte. Für Mary konnte eine Blume oder ein Kochlöffel sehr wohl eine Puppe sein, die, in eine Schachtel gelegt, in ihrer Wiege schlief, mit einem Kartenblatte zugedeckt. Für Tom dagegen konnten die Dinge nicht einfach etwas anderes vorstellen, und die Spielkarten aus des Vaters Rock (der noch im Spinde hing) blieben Karten mit flachen, bunten Königen darauf, seltsamen Doppelgestalten, die ihr eigenes Bild, gleichsam bis an die Hüften in einem Weiher stehend, seltsam verkehrt widerspiegelten. Er nahm es auch wörtlich, als Mary ihm das Bild des Vaters zeigte und sagte, dies sei sein Vater. Von nun an war das Bild sein Vater; Tom war eines Bildes Sohn. Daß Mary nicht gern mit ihm spielte, daran waren nicht nur seine nächtlichen Augen schuld, in die sie furchtsam sah wie durch ein Schlüsselloch in ein dunkles Zimmer. Mühelos verwandelte das kleine Mädchen etwa einen der steilen Stühle mit dem strohgeflochtenen Sitz in ein Pferd, den umgekehrten Kindertisch dazu in einen Wagen, das Brüderlein darin spazieren zu fahren. Unglücklich aber und ganz betroffen, saß Tom in dem also leichtfertig entehrten Tisch, der, gleichsam alle viere von sich streckend, auf dem Rücken lag und Wagen spielen mußte.
Frau Susanne liebte Tom ängstlich, ohne zu ahnen, was ihn eigentlich so von Marys reizender Phantasie unterschied, wenn sie auch verwundert einsah, in welch seltsamem,

geradezu ehrfürchtigem Verhältnis der Knabe zu allen Gegenständen und Werken von Menschenhand zu stehen schien, so auch zu ihren Kleidern, bei deren mühsamer Entstehung er stundenlang zusah bis zu ihrer festlichen Vollendung. Das Antlitz des Teekessels, die Person der Standuhr fesselten ihn. Wenn Marys Bett ein Schiff sein konnte, so liebte und fürchtete er das seine, weil es eben kein Schiff, sondern ein Bett war. Tom war ein Ding, brüderlich unter seinesgleichen.
Frau Susanne diente zu ihrem Beruf eine Anprobepuppe, aus Rohr geflochten, lebensgroß. Der Kopf war steif aus Holz geschnitzt mit gläsernen Augen und echten Wimpern. Das Gesicht war regungslos, weiß und (nach der Mode) wie gepudert, desgleichen das wirkliche Haar. Tom kroch zuweilen darunter wie unter ein Zelt und saß dann lange still in Dämmerung und Duft eines neuen, schönen Kleides. Er konnte darin aufrecht stehen, und zuweilen wandelte er darin langsam in der Stube auf und ab, seltsam anzuschauen. Tom hatte die Puppe lieb und nannte sie Ellinor.
Er unterschied auch deutlich zwischen Spielzeug und verantwortlichen, schon erwachsenen Gegenständen, doch über alles ging ihm der Dom, der an sonnigen Tagen die Stube mit seinem roten Schein erfüllte, dessen Schatten so früh darin Abend werden ließ. Als Tom fünf Jahre alt war, verlor er sich denn auch einmal darin, das Mittagessen vergessend, und seine Mutter fand ihn endlich, wie schlafend mit geschlossenen Augen regungslos flach an der Wand, ein lebendes Epitaph, in der roten Dämmerung des frommen Raumes stehen, die Hände, wie ein Buch geschlossen, steil vor der kaum atmenden Brust. Er erwachte durch Anruf aus der Erstarrung und brach in Tränen aus.

Frau Edkins, die am Leben des Knaben, das vor ihren Augen unglücklicherweise mit einer Art Tod begonnen hatte, stets neugierigen Anteil nahm, machte, als sie von Thomas' Gebaren erfuhr, eine so eindeutige Geste vor der Stirn, daß die Nähschülerinnen und vor allem die alte Frau Chatterton das Kind mit abergläubigem Entsetzen betrachteten. Dazu kam, daß Tom, der bald darauf lesen und schreiben lernen sollte, schon nach wenigen Tagen vom Lehrer nach Hause geschickt wurde, da er zu dumm dazu und überdies gar noch widerspenstig sei. Neben dem Geräusch des Griffels auf der Schiefertafel war vor allem das spitze i schuld an Toms Widerstand. Denn er begriff nur zu wohl den Buchstaben und was er in seiner Splitternacktheit aussagen mußte. Die ganze Tafel war voll davon und schrie ihn an. Da weigerte er sich einfach, lesen und schreiben zu lernen. „Ich will doch nicht", rief er außer sich, wie sehr ihn der Lehrer schlug. Die betrübte Susanne nahm ihn deshalb ernstlich vor, aber während sie ihn wegen der Schande schalt und beschwor, zog er die Nadeln, die gerade über ihrem Herzen wie stets im schwarzen Brusttuch staken, eine nach der andern behutsam heraus und umarmte tröstlich die Unglückliche.
Dennoch lernte er bald lesen. Sein Name Chatterton war das erste, was er las. Das Wort stand tief und kunstvoll in die Lehne des Stuhles eingeschnitten, auf den sich nicht gern jemand setzen mochte außer Tom, denn es stand darauf noch immer (von seines Vaters Hand): Dieser ist Chattertons Stuhl.

Aus dem Buche, Der arme Chatterton, Geschichte eines Wunderkindes

*

BÜCHER
AUS DEM
INSEL-VERLAG

Dieses Verzeichnis enthält eine Auswahl der wichtigsten Bücher. Vollständige Verlagsverzeichnisse, sowie Sonderverzeichnisse einzelner Werke, der Insel-Bücherei und der Liebhaberausgaben sind durch jede gute Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

IM JAHRE 1928 SIND NEU ERSCHIENEN:

ANDREAS-SALOMÉ, LOU: RAINER MARIA RILKE. Mit 8 Bildtafeln. In Leinen M 6.—.
Es ist über Rainer Maria Rilke noch nie so Außerordentliches und Aufschlußreiches gesagt worden, wie in dieser aus einer wundervollen Verbindung von Erinnerungen und Briefen entstandenen Deutung seiner körperlichen und geistigen Existenz durch die mit ihm nahezu drei Jahrzehnte lang in Freundschaft verbundene Frau.

BERTRAM, ERNST: STRASSBURG. Ein Gedichtkreis. *Dritte, vermehrte Auflage.* In Pappband M 5.—.
Vorzugsausgabe: 30 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Halbpergament (Handband) M 30.—.

BILLINGER, RICHARD: DAS PERCHTENSPIEL. Ein Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen. Geheftet M 2.—; gebunden M 3.—.

CABELL, JAMES BRANCH: JÜRGEN. Eine Komödie von der Gerechtigkeit. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Karl Lerbs. In Leinen M 10.—.
Die Geschichte des Pfandleihers, der auszog, die Gerechtigkeit zu suchen, ist eine Lebensdeutung von tiefdringender Kraft: die scheinbar spielerisch gefügte, aber von Ironie funkelnde Mythe wächst ins Legendenhafte. Amerika hatte das Buch anfangs verboten; in Europa wird man es unter die großen Schöpfungen einreihen, die von Bestand sind.

CAROSSA, HANS: VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. In Leinen M 6.—.
Wie schon die „Kindheit" Carossas zu den edelsten Büchern unserer heutigen Prosa gehört, wird auch diese Spiegelung des zweiten Lebensjahrzehntes, emporgehoben über das bloße Einzelerlebnis, als das gereifte und meisterliche Werk eines wahrhaft großen Dichters gepriesen werden.

CORTI, EGON CONTE: DER AUFSTIEG DES HAUSES ROTHSCHILD. 1730–1830. Mit 24 Bildtafeln und einem Brieffaksimile. 11.–15. Tausend. In Leinen M 14.—.

— DAS HAUS ROTHSCHILD IN DER ZEIT SEINER BLÜTE. 1830–1871. Mit einem Ausblick in die neueste Zeit. Mit 30 Bildtafeln und einer Stammtafel. In Leinen M 14.—.
Beide Bände sind zusammen in Leinen für M 28.—, in Halbleder für M 36.— lieferbar.

DURTAIN, LUC: VIERZIGSTE ETAGE. Drei Novellen. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch*. In Leinen M 5.50.

DUHAMEL, GEORGES: GEWITTERNACHT. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Wilhelm Friedmann.* In Leinen M 5.50.

Ein Problemroman, eine Auseinandersetzung mit der Seelenlage geistiger Menschen nach dem Kriege! George Duhamel gibt mit diesem Werke einen neuen Beweis seiner geistigen und künstlerischen Führerschaft.

FRANK, LEONHARD: KARL UND ANNA. Schauspiel in vier Akten. Geheftet M 2.50; gebunden M 3.50.
Erscheint anläßlich der Uraufführung im Berliner Staatstheater.

GERSTENBERG, KURT: HANS MULTSCHER. Mit 174 Abbildungen. In Leinen M 18.—.
Der Name des Malers und Bildhauers Multscher beginnt langsam berühmt zu werden; hier legt der Hallenser Kunsthistoriker die erstaunliche Fülle eines bisher völlig unbekannten Materials vor und zeigt zum ersten Male zahlreiche neu aufgefundene Werke aus der Schule des großen Meisters.

GIRAUDOUX, JEAN: EGLANTINE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch.* In Leinen M 5.50.
„Eglantine" ist der Roman eines modernen jungen Mädchens zwischen zwei Alten. Doch keine Susanne, die vom Alter versucht wird, sondern ein Mädchen der letzten Generation, das infolge seiner natürlichen Anlage, seines Triebs nach Wirklichkeit in den Alten das Beständige einer schwankenden und veränderlichen Welt sucht. Giraudoux hat den ganzen Zauber seiner exakten Phantasie, seinen verblüffenden Reichtum an geistigen Beziehungen über die Gestalt des jungen Mädchens gebreitet, das als ein neuer Typus den klassischen und romantischen Heroinen der großen Literatur sich würdig anreiht.

GRIMMELSHAUSEN, H. J. CHR. VON: DER ABENTEUERLICHE SIMPLIZISSIMUS. Vollständige Taschenausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50; in Pergament M 14.—.

HARDY, THOMAS: DER ANGEKÜNDIGTE GAST. Erzählung. Mit 13 Zeichnungen von *Alfred Kubin.* Vorzugsausgabe in 120 numerierten und vom Künstler signierten Exemplaren auf handgeschöpftem Büttenpapier. In Interimsband M 22.—; in Halbpergament M 26.—; in Maroquinleder M 60.—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DIE ÄGYPTISCHE HELENA. Einmalige Liebhaberausgabe in 200 numerierten Exemplaren, hergestellt als erster Druck der neu gegründeten Mainzer Presse unter Leitung von *Christian Heinrich Kleukens.* Nr. 1–75 auf Japanpapier, vom Dichter signiert, mit der Hand in Maroquinleder gebunden (vergriffen). Nr. 76–200 auf holländischem Büttenpapier, in Halbpergament M 30.—.

HORN, ALFRED ALOYSIUS: ABENTEUER AN DER ELFENBEINKÜSTE. Herausgegeben von *Ethelreda Lewis*. Mit einem Vorwort von *John Galsworthy*. Übertragen von *Helen Fanta-Stutz*. In Leinen M 7.—.

„Dies ist ein ganz erstaunliches Buch und hat mehr Würze als irgendeines, das man finden könnte, wenn man einen ganzen Tag lang durch die Buchläden wandert." Mit diesen Worten hat Galsworthy das Erscheinen eines Buches begrüßt, das in kurzer Zeit eines der meist gelesenen Bücher und dessen Verfasser in England und Amerika eine der populärsten Persönlichkeiten geworden ist.

KASSNER, RUDOLF: NARCISS ODER MYTHOS UND EINBILDUNGSKRAFT. In Leinen M 6.—.

Mit Narziß setzt Kaßner den Schlußstein an seine physiognomische Weltschau. Narziß beantwortet die Frage, wie Einbildungskraft und Maß zusammengehen. Denn für Kaßner ist die Einbildungskraft eine zentrale Kraft der Seele, der Magie verwandt. Daran schließen sich Essays über Pascal, Sterne, Gogol, Rilke, Thomas Mann, in denen immer wieder das eine große Thema oder Motiv: Die Verbindung von Einbildungskraft und Maß, abgewandelt wird.

KERNER, JUSTINUS UND SEIN MÜNCHENER FREUNDESKREIS. Eine Sammlung von Briefen. Herausgegeben von *Franz Pocci*. Mit 8 Bildtafeln. In Leinen M 9.—.

Graf Franz Pocci übergibt mit diesem Buch der Öffentlichkeit eine stattliche Reihe von bisher unbekannten Briefen des schwäbischen Dichters, Arztes und Mystikers Justinus Kerner. Sie sind gerichtet an die Könige Ludwig I. und Max II., den Prinzen Adalbert von Bayern, den Grafen Wilhelm von Württemberg, an Franz Pocci, den Dichter der Kasperle-Stücke, an Breslau, Ringseis, Martius und Geibel. Den Anhängern des Okkultismus mag es ein besonderer Reiz sein, zu erfahren, wie Kerner eine wissenschaftliche Grundlegung des Okkultismus versucht.

KATALOG DER SAMMLUNG KIPPENBERG. (Goethe–Faust–Alt-Weimar.) Zweite Ausgabe. Mit 70 Lichtdrucktafeln und Faksimiles. 600 numerierte Exemplare. Zwei Bände und ein Registerband. In Halbleder M 160.—.

In dieser neuen Ausgabe des Kataloges ist eine Art Kompendium der Goethezeit geschaffen worden, das nicht nur Sammlern unentbehrlich sein sollte, sondern auch vielen Liebhabern des schönen Buches Freude machen wird. Die vielen Tafeln geben u. a. wieder: Handschriften von Goethe, Schiller, Mendelssohn, Beethoven, Herder, Marianne v. Willemer, Minchen Herzlieb, Corona Schröter, Wieland; Handzeichnungen Goethes und Chodowieckis; Büsten, Medaillen, Plaketten; seltene Einblattdrucke, Silhouetten u. a. m.

JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG. Siebenter Band. Mit 8 Bildtafeln. In Halbleinen je M 6.—.

Der Band enthält u. a. einen umfangreichen Aufsatz von Romain Rolland über Goethe und Beethoven.

KÖNNECKE, GUSTAV: QUELLEN UND FORSCHUNGEN ZUR LEBENSGESCHICHTE GRIMMELSHAUSENS. Herausgegeben von *J. H. Scholte.* Zwei Bände. Geheftet M 24.—; in Leinen M 30.—.

Wie nur je bei einem Klassiker unserer Sprache sind hier Leben und Werke dieses Dichters von ihren Wurzeln an in allen ihren Verzweigungen bloßgelegt worden; eine ungeheure Aufgabe, deren Sichtbarwerdung der greise Verfasser leider nicht mehr erleben sollte. Der beste lebende Kenner Grimmelshausens, Dr. J. H. Scholte, hat mit höchster Pietät die Herausgabe des Werkes geleitet.

LAWRENCE, DAVID HERBERT: DIE FRAU, DIE DAVON RITT. Novellen. Übertragen von *Else Jaffe-Richthofen.* In Leinen M 7.—.

Lawrence, der als einer der stärksten Dichter Englands gilt, hat mit den sechs Novellen dieses Bandes dort vor kurzem einen großen Erfolg erzielt. Wie immer für Lawrence ist die Beziehung zwischen Mann und Frau der Mittelpunkt, diesmal behandelt er das Thema gedämpft, in den breiten Lebensstrom hineingestellt. In „der Frau, die davon ritt", ist das Problem ganz vom Persönlichen gelöst, der Opfertod der weißen Frau bei dem versprengten Aztekenstamm ins mystisch Allgemeingültige erhoben. Diese letzte Novelle allein schon macht Lawrence zu einer bleibenden Gestalt in der europäischen Literatur.

MADOL, HANS ROGER: DER SCHATTENKÖNIG. Das Leben Ludwigs XVII. von Frankreich und die Schicksale der Familie Naundorff-Bourbon. Mit 16 Bildtafeln und 5 Faksimiles. In Leinen M 12.—.

Die Geschichte des Potsdamer Uhrmachers Naundorff, dessen Nachkommen heute in Frankreich den Namen Bourbon tragen, ohne die Anerkennung ihrer Legitimität erreicht zu haben, ist ein Roman, wie ihn erregender und spannender kein Dichter erfinden könnte.

MAURIAC, FRANÇOIS: DIE TAT DER THERESE DESQUEYROUX. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer.* In Leinen M 5.50.

Diese Therese Desqueyroux, eine „Wölfin hinter dem Gitter der Familie", ist die tödliche Feindin des Mannes aus der Gebundenheit an ihn, sie ist der Explosivstoff unter den spießbürgerlichen Großagrariern, die, um die Untadeligkeit des Namens zu wahren, vergeblich sie zu bändigen versuchen.

MAUROIS, ANDRÉ: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Roman. Aus dem Französischen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 5.50. *„Wenn man, ohne irgend etwas von Shelleys Dichtungen zu kennen, dieses wundervolle Buch liest, in dem nichts über Shelleys Dichtungen gesagt wird: so weiß man mit intuitiver Klarheit, wie Shelley gedichtet hat – und vielleicht auch, daß seine Persönlichkeit und sein Leben uns mehr als seine Dichtung bedeuten. Diese dichterische Darstellung einer innerlich immer reinen und von außen immer mit Schmutz beworfenen Persönlichkeit ist ein Erlebnis, das nur vollendete schriftstellerische Meisterschaft dem Leser bereiten kann."*

MITIS, OSKAR FREIHERR VON: DAS LEBEN DES KRONPRINZEN RUDOLF. Mit Briefen und Schriften aus dessen Nachlaß. Mit 10 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 14.—.

Die wahre Gestalt des Legendenprinzen. Der letzte Freidenker am Habsburger Hof. Briefe und Schriften aus seinem Nachlaß. Eine Fülle des Neuen über das Deutschtum und den Orient, Franz Joseph, Elisabeth, Ludwig von Bayern, Johann Orth, Bismarck, Clemenceau, den damaligen Prinzen von Wales. Die erste authentische Quelle über das Drama von Mayerling.

MORAND, PAUL: DER LEBENDE BUDDHA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 5.50.

In diesem Roman voller Spannung, getränkt mit Geist und feinster Ironie, wird in Schicksal und Erlebnissen eines in Europa und Amerika wandernden indischen Prinzen die Krisis des Abendlandes von einem Dichter dargestellt.

PENZOLDT, ERNST: DER ARME CHATTERTON. Geschichte eines Wunderkindes. Roman. In Leinen M 6.—.

Hier schreibt ein junger Dichter das ergreifende Lebensschicksal des armen Dichters Chatterton nieder. Er beschwört mit magischer Kraft in einer edlen, durchaus dichterischen Sprache vergangene Zeiten, verloschene Gestalten. Was aber diese Dichtung im Besonderen auszeichnet, ist die im deutschen Schrifttum so seltene Vereinigung des Tragischen und des Humorvollen zu einer organischen Schöpfung.

POZZI, CATHARINA: AGNES. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. Gebunden M 3.—.

Die Konfession eines jungen Mädchens – niedergeschrieben kurz vor dem selbstgewählten Tode – für den imaginären Geliebten. Ein Buch, das in Frankreich bei seinem Erscheinen Aufsehen erregt hat.

RILKE, RAINER MARIA: ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN AUS DER FRÜHZEIT. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 11.—. Gleichzeitig Ergänzungsband der „Gesammelten Werke".

Die hier vereinigten Novellensammlungen „Am Leben hin", „Zwei Prager Geschichten", „Die Letzten", sowie die kleinen Prosawerke aus meist verschollenen Zeitschriften zeigen den Dichter im Ringen um die Vertiefung seines seelischen Gehalts und seiner Ausdrucksmittel. Wir verehren in diesen Prosawerken Rilkes die Vorboten seiner späteren Größe.

SCHAEFFER, ALBRECHT: MITTERNACHT. Zwölf Novellen. In Leinen M 6.—.

Inhalt: Zwillingsbrüder – Der Schmied – Vom Fäßchen, Vom gelöschten Namen, Vom goldenen Griffel und den wissenden Füßen – Christacker – Herschel und das Gespenst – Der höllische Sebastian – Die Geige – Drei Menschen – Orest und die Eumenide – Gotteswand – Vollkommenheit – Der Apfel vom Baum der Erkenntnis.

SPUNDA, FRANZ: DER HEILIGE BERG ATHOS. Landschaft und Legende. Mit 40 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

Franz Spunda hat in mehrwöchiger Wanderung sämtliche Klöster auf der Athos-Halbinsel besucht. Seine Kenntnis des Neugriechischen ermöglicht es ihm, im Gespräch mit Mönchen die bisher unveröffentlichten Legenden zu sammeln, die aus der gläubigen Inbrunst der Herzen und der paradiesischen Schönheit der Landschaft erblüht sind.

STENDHAL, FRIEDRICH VON (HENRI BEYLE): ARMANCE. Stendhals erster Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 6.—; in Leder M 12.—.

„Unter allen Büchern Stendhals halte ich dies Buch für das feinste und anmutigste." André Gide.

— GEDANKEN, MEINUNGEN, GESCHICHTEN aus den Büchern über Mozart, Rossini, Bonaparte, Literatur, Länder und Leute. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

„Hier ist kein Satz ohne Glanzlicht. Alles Unbeträchtliche ist von Schurig gestrichen: jede Perle ist gerettet. In bequemstem Taschenformat erhält man über 700 Seiten geistige ‚Sachlichkeit'. Dies Buch im Reisekoffer erspart uns für Wochen alle weitere Lektüre." Frankfurter Zeitung.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Kalkuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. In Leinen M 60.—; in Leder M 110.—.

Nach jahrelanger Arbeit liegt das gewaltige Übersetzungswerk nun abgeschlossen vor. Diese vollständigste aller deutschen Übertragungen umfaßt über 5000 Seiten; ein Nachwort des Übersetzers über die Geschichte der berühmten Sammlung bildet den Schluß des sechsten Bandes.

TIMMERMANS, FELIX: PIETER BRUEGEL. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens.* In Leinen M 7.—.

Der neue Roman vom Dichter des „Pallieter".

VALÉRY, PAUL: REDE BEI DER AUFNAHME IN DIE ACADÉMIE FRANÇAISE. Übertragen von *Erhard Schiffer.* Gebunden M 3.—.

„Ein kleines Meisterwerk architektonischen Aufbaues und klarer Gedankenstruktur, und eine prachtvoll gelungene Lösung des Problems der gesprochenen Rede: die Mittellage der Plauderei zu halten, ohne die Höhenlage eines dichterisch-metaphysischen Weltbildes preiszugeben."
Willy Haas.

VETTER, AUGUST: FRÖMMIGKEIT ALS LEIDENSCHAFT. Eine Deutung Kierkegaards. In Leinen M 9.—.

Vetter versucht Kierkegaards „Frömmigkeit aus Widersinn, aus Leidenschaft" zu erklären und mit Nietzsches Antichristentum zu vergleichen. Nietzsches Übermensch und Kierkegaards Ausnahmechrist, der Schaffende und der Leidende, sind ihm zusammengehörige Ausstrahlungen des Menschen der Gegenwart, der sich aus zerfallender Gemeinschaft als der „Einzelne" erhebt.

WOOLF, VIRGINIA: EINE FRAU VON FÜNFZIG JAHREN (MRS. DALLOWAY). Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher.* In Leinen M 6.50.

Der Tag einer Dame der Londoner Gesellschaft wird hier gegenwärtig, und dahinter die Stadt selbst mit einer zuvor nie erreichten Eindringlichkeit. Der Selbstmord eines kleinen Angestellten und die Abendgesellschaft einer Lady – was haben sie miteinander zu tun? Aber die zwingende Verknüpfung scheinbar völlig fremder Schicksalsfäden gibt dem Roman seinen besonderen Reiz.

ZWEIG, STEFAN: DREI DICHTER IHRES LEBENS. (Casanova – Stendhal – Tolstoi). 20. Tausend. In Leinen M 8.—.

„Das neueste Buch von Stefan Zweig. Gegenstand dieser mit psychologischer und sprachlicher Meisterschaft geformten Bildnisreihe ist jener Typus des sich selbst zugewandten Künstlers, der mit seinem Schaffen vor allem sich selbst autobiographisch zur Anschauung bringt. Casanova stellt die unterste, die bloß sachlich naive Stufe solcher „Dichter ihres Lebens" dar, Stendhal die psychologische, Tolstoi die höchste, die ethisch-religiöse, und dieser plastisch gegebene Vergleich so markanter Individualitäten eröffnet das ganze, noch unerschlossene Problem der Möglichkeiten und Grenzen jeder irdischen Selbstdarstellung.

VOR 1928 SIND ERSCHIENEN:

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte Auflage. Auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband M 5.—; in Halbleder M 7.50.

ALTE UND NEUE LIEDER. MIT BILDERN UND WEISEN. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde und der Preußischen Volkslied-Kommission. Mit 190 Bildern und Zeichnungen alter und neuer Künstler. Zweistimmig gesetzt mit Lautenbegleitung. In Leinen M 6.80.

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. Dritte Auflage. In Leinen M 7.50.

ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: MÄRCHEN. Unter Benutzung der von *Andersen* selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann*. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 16. Tausend. In Leinen M 16.—; in Halbleder M 20.—.

ANDERSEN-NEXÖ, MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier (1250 Seiten). Geheftet M 8.—; in Leinen M 12.—.

ANDERSON, SHERWOOD: DER ARME WEISSE. Amerikanischer Roman. Übertragung von *Karl Lerbs*. In Leinen M 7.50.

— **DAS EI TRIUMPHIERT.** Amerikanische Novellen. Übertragung von *Karl Lerbs*. In Leinen M 6.50.

— **DER ERZÄHLER ERZÄHLT SEIN LEBEN.** Übertragung von *Karl Lerbs*. In Leinen M 8.50.

„Sherwood Anderson ist ein Dichter vom Schlage Hamsuns, ein neuer Stern am Himmel der Weltliteratur, der sich nicht nur den Amerikanern, sondern auch bald den Deutschen gezeigt hat.“ *Hamb. Fremdenbl.*

BALZAC, HONORÉ DE: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. Jeder Band in Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder M 16.—.

Jeder Band ist e i n z e l n l i e f e r b a r; Sonderverzeichnisse stehen zur Verfügung.

— **DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN,** genannt **CONTES DROLATIQUES.** Übertragen von *Benno Rüttenauer*. In einem Bande auf Dünndruckpapier. 31. Tausend. In Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder M 16.—.

BALZAC, HONORÉ DE: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Mit den 425 Holzschnitten von *Gustave Doré*, gedruckt mit Galvanos, die von den Originalholzstöcken zur ersten französischen Ausgabe genommen wurden. Zwei Bände. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 30.—.

— PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Übertragung von *Heinrich Conrad*. 14. Tausend. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 6.—.

BÉDIER, JOSEPH: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Autorisierte Übertragung von *Rudolf G. Binding*. 18. Tausend. In Leinen M 5.—.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 22. Taus. In Lein. M 6.50; in Schweinsled. M 16.—.

BOCCACCIO, GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Eingeleitet von *André Jolles*. Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). 42. Tausend. In Leinen M 10; in Leder M 17.—.

DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von *M. J. bin Gorion*. 9. Tausend. Sechs Bände. In Pappbänden M 32.—; in Halbpergament M 48.—.

Ein Seitenstück zu Tausendundeine Nacht, minder üppig vielleicht im Fabulieren und in sinnlicher Fülle, aber besinnlicher, bedeutsamer mit kluger Lehre durchwürzt . . . Volksgeschichten, Brot und Wasser des Tages nennt sie der „Sammler", und darum den Tag überlebend.

BRAUN, FELIX: AGNES ALTKIRCHNER. Roman in sieben Büchern (995 Seiten). In Leinen M 12.—.

„Der Untergang des alten Österreich in den Jahren 1913—1919, geschildert und empfunden mit den Sinnen und Nerven eines wahren Dichters . . . Wundersame Verstrickungen der Menschenleben eines kleinen Kreises des Wiener Bürgertums sind mit inniger Sorgfalt gedacht; mit zartestem Kolorit zeichnet Braun die Gestalten, und eine Sprache, die reichsten Wortschatz und blühende Schönheit ihr eigen nennt, umfängt den Geist des Lesers."

— DAS INNERE LEBEN. Gedichte. In Leinen M 7.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS. In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—; in Halbleder M 8.—.

BÜCHNER, GEORG: WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 9. Tausend. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

BÜRGER, GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen*, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustave Doré*. 11. Tausend. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch*. Mit 16 Bildtafeln. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

CAROSSA, HANS: EINE KINDHEIT. 7. Tausend. In Leinen M 6.—.

— **RUMÄNISCHES TAGEBUCH.** 6. Tausend. In Leinen M 6.—.

— **DOKTOR BÜRGERS ENDE.** Letzte Blätter eines Tagebuchs. 4. Tausend. In Leinen M 3.50.

— **GEDICHTE.** 4. Tausend. In Pappband M 4.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier, unter Benutzung der anonymen Ausgabe von 1837 besorgt von *Konrad Thorer*. Mit einem Essay von *Turgenjeff*. 15. Tausend. In Leinen M 12.—; in Leder M 24.—.

CORTES, FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes'* an *Kaiser Karl V*. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig*. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

DE COSTER, CHARLES: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. 44. Tausend. In Leinen M 4.50.

DÄUBLER, THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Neue, durchaus veränderte Genfer Ausgabe. Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.—.

DICKENS, CHARLES: WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben von *Cruikschank*, *Cattermole*, *Hablot K. Browne* und anderen. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 54.—; in Leder M 108.—.

Hiervon erschienen als Einzelausgaben:

DAVID COPPERFIELD. — DER RARITÄTENLADEN. — DIE PICKWICKIER. — MARTIN CHUZZLEWIT. — NIKOLAUS NICKLEBY. — OLIVER TWIST und WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN.

Jeder Band in Leinen M 9.—; in Leder M 18.—.

DOSTOJEWSKI: DIE BRÜDER KARAMASOFF. Übertragen von *Karl Nötzel*. 31.–35. Tausend. Drei Bände. In Leinen M 13.50.

— AUS EINEM TOTENHAUSE. 15. Tausend. In Leinen M 4.50.

— SCHULD UND SÜHNE (Raskolnikow). 36.–40. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M 4.50.

— DER SPIELER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. 26. Tausend. In Leinen M 4.50.

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit, aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn*. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

FRANK, LEONHARD: DAS OCHSENFURTER MÄNNERQUARTETT. Roman. In Leinen M 6.—.

„Dieser Roman ist süß wie eine köstliche Frucht, er hat ihre Herbe und Süße und die ganze Schönheit ihrer naturhaften Bildung."
Fritz Gaupp in der Vossischen Zeitung.

— DIE RÄUBERBANDE. Roman. 25. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DIE URSACHE. Roman. 20. Tausend. In Halbleinen M 3.50.

FREYTAG, GUSTAV: BILDER AUS DER DEUTSCHEN VERGANGENHEIT. Vollständige Ausgabe. Herausgegeben von *Johannes Bühler*. Zwei Bände auf Dünndruckpapier (2400 Seiten). In Leinen M 20.—; in Leder M 32.—.

FRIEDENTHAL, RICHARD: MARIE REBSCHEIDER. Vier Novellen. In Leinen M 6.—.

„Jede dieser Novellen erhebt ein Leben zum Schicksal, und jede zwingt uns, dies fremde und erfabelte wie ein eigenes mit erschüttertem Anteil mitzuerleben." *Stefan Zweig.*

GIRAUDOUX, JEAN: BELLA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch*. In Leinen M 5.50.

Bella ist eine wundervoll einfache Liebesgeschichte zeitloser Art, dabei vollgesogen mit der politischen Wirklichkeit des letzten Jahrzehnts. Es war in Frankreich vom Tage des Erscheinens des Romans an kein Geheimnis, wer hinter den beiden feindlichen Familien Rebendart und Dubardeau zu suchen sei; sogleich nannte man die Namen Poincaré und Berthelot.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 82. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.50.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles.* Große Liebhaber-Ausgabe. Mit 24 Tafeln in Lichtdruck. 17. Tausend. In Halbleder M 22.—; in Schweinsleder M 30.—.

GOETHE: SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf.* Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 275.—.

Diese Ausgabe kann nunmehr als die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben bezeichnet werden. Der Text umfaßt 15000 Seiten. Die Bände sind auch einzeln ohne Bandbezeichnung lieferbar.

GOETHES BRIEFE UND TAGEBÜCHER. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 20.—; in Leder M 34.—.

GOETHES GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 28. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 16.—.

Diese beiden Ausgaben bilden zugleich die Ergänzungsbände zu der siebzehnbändigen Gesamtausgabe.

GOETHES WERKE in sechs Bänden (Volksgoethe). Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von *Erich Schmidt.* 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 38.—.

— ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen *Goethes* und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom *Goethe-Nationalmuseum.* (Folio.) In Halbleder M 60.—; in Leder M 90.—.

— FARBENLEHRE. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. Mit 32 farbigen Tafeln. Eingeleitet von *Gunther Ipsen.* In Leinen M 12.—; in Leder M 18.—.

— DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki.* Siebente Auflage. In Pappband M 9.—; in Halbleder M 12.—.

BETTINAS LEBEN UND BRIEFWECHSEL MIT GOETHE. Auf Grund des von *Reinhold Steig* bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von *Fritz Bergemann.* Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 9.50.

Dadurch, daß der Herausgeber auf fast 200 Seiten eine seelische Biographie Bettinas voranstellt, ist es ihm gelungen, den Briefwechsel rein und schlackenfrei wie einen künstlerischen Dialog auf den Leser wirken zu lassen. Das Rätsel, das uns die dämonische Gestalt Bettinens so lange aufgegeben hat, findet hier seine endgültige Lösung.

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 10. Tausend. In Leinen M 12.—; in Halbleder M 16.—.

HAUFF, WILHELM: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 8. Tausend. In Leinen M 6.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbleinen M 9.—; in Halbpergament M 12.—.

HEINE, HEINRICH: SÄMTLICHE GEDICHTE. Herausgegeben von *Jonas Fränkel*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 8.—; in Leder M 16.—.
Auf 1000 Seiten vereinigt dieser Band das gesamte lyrische Werk Heines.

— **BUCH DER LIEDER.** Taschenausgabe. 54. Tausend. In Leinen M 3.50; in Leder M 7.—.

HENSEL, SEBASTIAN: DIE FAMILIE MENDELSSOHN, 1729 bis 1847. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben. Achtzehnte Auflage. Mit 20 Bildtafeln. Zwei Bände. In Leinen M 16.—.

HERODOT: DAS GESCHICHTSWERK DES HERODOTOS VON HALI-KARNASSOS. Neue Übertragung von *Theodor Braun*. Dünndruckausgabe in einem Bande. In Leinen M 12.—; in Leder M 18.—.
„Die Welt wird des Herodot so wenig satt werden wie der Geschichten des Alten Testaments.“ *Ulrich v. Wilamowitz.*

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 50. Tausend. In Leinen M 4.—; in Halbleder M 7.—.

— **DREI ERZÄHLUNGEN.** Mit 25 Zeichnungen von *Alfred Kubin*. Einmalige Auflage in 640 Exemplaren. In Leinen M 24.—.

HÖLDERLIN; SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 17. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 25. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

HUCH, RICARDA: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 18. Tausend. In Leinen M 8.50.

— **DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND.** Drei Bände. 16. Tausend. In Leinen M 24.—.
Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

HUCH, RICARDA: DER LETZTE SOMMER. Eine Erzählung in Briefen. Neue wohlfeile Ausgabe (14. Tausend). In Leinen M 3.50.

— DER WIEDERKEHRENDE CHRISTUS. Eine groteske Erzählung. 7. Tausend. In Leinen M 7.—.

— ENTPERSÖNLICHUNG. 10. Tausend. In Halbleinen M 6.—.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Achte Auflage. In Leinen M 7.—.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 19. Tausend. In Halbleinen M 6.—.

— MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. 8. Tausend. In Leinen M 7.—.

— MICHAEL UNGER. Des Romans „Vita somnium breve“. 28. Tausend. In Leinen M 8.50.

— DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 12. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 10. Tausend. In Leinen M 8.—.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 12. Tausend. In Leinen M 7.—.

JACOBSEN, JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande auf Dünndruckpapier. 33. Tausend. In Leinen M 8.50; in Leder M 16.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Felix Groß*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 80.—.

— KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 15. Tausend. In Leinen M 9.—.

KATHARINA II. VON RUSSLAND: MEMOIREN. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildnissen. 19. Tausend. In Leinen M 8.—.

KELLER, GOTTFRIED: DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausgabe in einem Bande, auf Dünndruckpapier. 21. Tausend. In Leinen M 5.—; in Leder M 12.—.

KLEIST, HEINRICH VON: SÄMTLICHE WERKE in einem Band auf Dünndruckpapier. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.



LACLOS, CHODERLOS DE: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (LIAISONS DANGEREUSES). Übertragen und eingeleitet von *Heinrich Mann*. 9. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

LAGERLÖF, SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. 48. Tausend. In Leinen M 4.50.

LAWRENCE, DAVID HERBERT: DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Fransius*. In Halbleinen M 7.—.

— SÖHNE UND LIEBHABER. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Fransius*. In Halbleinen M 7.—.

— LIEBENDE FRAUEN. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 8.50.

DIE RACHE DES JUNGEN MEH ODER DAS WUNDER DER ZWEITEN PFLAUMENBLÜTE. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. Nach Art der chinesischen Blockbücher gedruckt; in Leinen M 7.50.

WOLFGANG AMADEUS MOZARTS LEBEN in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

„*Viele gute Stunden habe ich in diesem Buche gelesen, dessen Berichte wie holde Märchen klingen, da sie das Höchste und Liebenswerteste zum Gegenstand haben, was Deutschland hervorgebracht hat: Mozart.*“

Hermann Hesse.

MUNK, GEORG (PAULA BUBER): IRREGANG. Roman. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

„*Irregang*“ *ist einer der dichterischsten Frauenromane, die seit Ricarda Huch geschrieben wurden. Sprachgewalt, Landschaftsverdichtung und eine innere Melodik vereinen sich hier in ganz seltenem Maße zu einer in sich geschlossenen Dichtung, die noch dazu von einer unmittelbar fühlbar werdenden Lebensechtheit erfüllt ist.* Orplid.

NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler*. 25. Tausend. In Leinen M 5.50.

— BRIEFE AN MUTTER UND SCHWESTER. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche*. Neue Ausgabe. Mit 3 Bildnissen in Lichtdruck. In Leinen M 12.—.

PONTOPPIDAN, HENRIK: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. Fünfte Auflage. In Leinen M 12.—.

PRÉVOST D'EXILES, ABBÉ: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von *Rud. G. Binding. Fünfte Auflage.* In Leinen M 5.50. Illustrierte Ausgabe mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797, in Halbleder M 14.—.

REISINGER, ERNST: GRIECHENLAND. 11.–15. Tausend. Mit 90 ganzseitigen Bildtafeln, davon 62 nach Aufnahmen der *Preußischen Meßbildanstalt.* In Halbleinen M 8.—.

RILKE, RAINER MARIA: GESAMMELTE WERKE in sechs Bänden. In Leinen M 40.—; in Halbleder M 58.—.
Inhalt: I. Band: Erste Gedichte – Frühe Gedichte. II. Band: Das Buch der Bilder – Das Stundenbuch – Das Marienleben – Requiem. III. Band: Neue Gedichte – Duineser Elegien – Die Sonette an Orpheus – Letzte Gedichte und Fragmentarisches. IV. Band: Cornet Christoph Rilke – Geschichten vom lieben Gott – Prosafragmente – Auguste Rodin. V. Band: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. VI. Band: Übertragungen.

— **ERSTE GEDICHTE.** 19. Tausend. In Leinen M 6.—.

— **DIE FRÜHEN GEDICHTE.** 23. Tausend. In Leinen M 5.—.

— **DAS BUCH DER BILDER.** 28. Tausend. In Leinen M 5.—.

— **DIE NEUEN GEDICHTE.** Beide Teile in einem Bande. 23. Tausend. In Leinen M 6.—.

— **DAS STUNDEN-BUCH.** 65.–75. Tausend. In Halbleinen M 5.—.

— **DIE SONETTE AN ORPHEUS.** In Pappband M 3.50.

— **DUINESER ELEGIEN.** In Leinen M 4.—.

— **GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT.** 37.–39. Tausend. In Leinen M 5.—.

— **DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE.** 23.–25. Tausend. In Leinen M 7.50.

— **AUGUSTE RODIN.** Mit 96 Bildtafeln. 46.–48. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

ROUSSEAU: BEKENNTNISSE. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt.* In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—.

SACHS, HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer, Beham* u. a. 10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M 12.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden: in Halbpergament M 20.—; in Schweinsleder M 34.—.

SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des *Herzogs von Saint-Simon* herausgegeben von *Wilhelm Weigand.* Übertragen von *Arthur Schurig.* Mit 34 zeitgenössischen Bildern. 11. Tausend. In Leinen M 20.—; in Halbleder M 24.—; in Leder M 32.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtung. In Pappband M 6.50; in Halbleder M 10.—.

— DER GOLDENE WAGEN. Legenden und Mythen. In Leinen M 6.50.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DIE GESCHICHTE DER BRÜDER CHAMADE. Roman. In Leinen M 6.—.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 11.—13. Tausend. In Leinen M. 5.50.

— HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. 12. Tausend. In Leinen M 18.—.

— JOSEF MONTFORT. Roman. 14. Tausend. In Leinen M. 7.50.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen M 10.—.

— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. 10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50.

SCHEFFLER, KARL: ITALIEN. Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. 15. Tausend. In Leinen M 16.—.

— DER GEIST DER GOTIK. Mit 103 Vollbildern. 40. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

— PARIS. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 16.—.

— DER JUNGE TOBIAS. Eine Jugend und ihre Umwelt. In Leinen M 8.50.

SCHILLER: SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 90.—.

SCHNEIDER, EDUARD: ELEONORA DUSE. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Übertragen von *Th. Mutzenbecher.* Mit 7 Bildern und einem Faksimile. 8. Tausend. In Leinen M 8.50.

SCHOPENHAUER: WERKE in fünf Bänden. Herausgegeben von *Ed. Grisebach, Max Brahn* und *Hans Henning.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 40.—; in Leder M 75.—.

SCHULZE-MAIZIER, FRIEDRICH: DIE OSTERINSEL. Mit 23 Tafeln, 3 Karten und 3 Abbildungen im Text. In Leinen M 12.—.

SCHURIG, ARTHUR: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 9. Tausend. In Leinen M 18.—.

SCHWAB, GUSTAV: DIE SCHÖNSTEN SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden, besorgt von *Ernst Beutler*. 8. Tausend. In Leinen M 12.—.

SHAKESPEARE: MEISTERDRAMEN in sechs Bänden. Ausgewählt und mit einem Vorwort versehen von *Max J. Wolff*. In Leinen M 28.—; in Halbleder M 38.—.

STEINDORFF, GEORG: DIE KUNST DER ÄGYPTER. Bauten – Plastik – Kunstgewerbe. Mit 200 ganzseitigen Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 14.—.

STENDHAL, FRIEDRICH VON (HENRI BEYLE): DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Die autobiographischen Fragmente, ergänzt durch Briefstellen, Aufzeichnungen, Dokumente. Übertragen von *Arthur Schurig*. 8. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. 13. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

— ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. 19. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

— DIE KARTAUSE VON PARMA. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

— ZWÖLF NOVELLEN. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

STEVENSON, R. L.: DIE SCHATZINSEL. Ein Abenteurerroman. Übertragen von *Franz Franzius*. In Leinen M 4.50.

STIFTER, ADALBERT: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Felix Braun*. In Leinen M 36.—; in Leder M 70.—.

Als Einzelausgaben erschienen:

STUDIEN. (Erzählungen.) Zwei Bände. — DER NACHSOMMER. Roman. — WITIKO. Roman. — BUNTE STEINE. NACHLESE. Jeder Band in Leinen M 7.50; in Leder M 14.—.

Als Ergänzungsband in gleicher Ausstattung:

— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

STORM, THEODOR: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 21. Tausend. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 45.—.

STRAUSS, DAVID FRIEDRICH: ULRICH VON HUTTEN. Neu herausgegeben von *Otto Clemen*. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M 22.—; in weißem Schweinsleder M 40.—.

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: DAS OPFERFEST. Roman. In Leinen M 8.—.

— DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M 5.—.

— DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. 17. Tausend. In Halbleinen M 6.50; in Halbleder M 9.—.
Diese schöne Auswahl ist besonders auch geeignet als Geschenk für jugendliche „Insel"-Freunde.

TAUSENDUNDEIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst*. Übertragen von *Felix P. Greve* und *Paul Hausmann*. 7. Tausend. Zwei Bände in der Ausstattung der sechsbändigen Ausgabe von 1001 Nacht. In Leinen M 20.—; in Leder M 36.—.

TIMMERMANS, FELIX: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. 17. Tausend. In Leinen M 6.50.

— PALLIETER. Aus dem Flämischen übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. 30. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. Mit Zeichnungen des Verfassers. 14. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG. Roman. Übertragen von *Peter Mertens*. 16. Tausend. In Leinen M 6.50.

TOLSTOI, LEON.: SÄMTLICHE ROMANE UND ERZÄHLUNGEN in zwölf Bänden. Eingeleitet von *Arthur Luther*. In Leinen M 48.—; in Halbleder M 78.—.
Diese nunmehr vollständig abgeschlossene Tolstoi-Ausgabe umfaßt die sämtlichen dichterischen Werke Tolstois: die großen Romane (Anna Karenina – Auferstehung – Krieg und Frieden – Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre) sowie die zahlreichen kleineren Romane und Novellen, Erzählungen und Legenden.

VILLERS, ALEXANDER VON: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand*. Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 9.—.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Ernst Hardt*. In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

WALDMANN, EMIL: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. In Halbleder M 14.—.
Einzeln erschienen:

— **ALBRECHT DÜRER.** Mit 80 Bildtafeln nach Gemälden des Meisters. 24. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

— **ALBRECHT DÜRERS STICHE UND HOLZSCHNITTE.** Mit 80 Bildtafeln. 20. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

— **ALBRECHT DÜRERS HANDZEICHNUNGEN.** Mit 80 Bildtafeln. 20. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

WILDE, OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Übertragen von *Franz Blei* und *Felix Paul Greve.* Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede.* 140. Tausend. In Halbleinen M 5.50; in Halbpergament M 8.—; in Leder M 15.—.

WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von *Annette Kolb.* Mit 10 Bildtafeln. 13. Tausend. In Leinen M 8.—.

WINCKELMANN, JOACHIM: KLEINE SCHRIFTEN UND BRIEFE. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays.* Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Halbpergament M 18.—.

ZOLA, EMILE: ROM. Roman. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M 8.—.

ZWEIG, STEFAN: ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 40. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

— **AMOK.** Novellen einer Leidenschaft. 60. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

— **VERWIRRUNG DER GEFÜHLE.** Drei Novellen. 75. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

— **DREI MEISTER** (Balzac – Dickens – Dostojewski). 25. Tausend. In Leinen M 7.50.

— **DER KAMPF MIT DEM DÄMON** (Hölderlin – Kleist – Nietzsche). 27. Tausend. In Leinen M 8.—.

— **MARCELINE DESBORDES-VALMORE.** Das Lebensbild einer Dichterin. 10. Tausend. Mit 4 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.50.

— **JEREMIAS.** Dramatische Dichtung in neun Bildern. 28. Tausend. Endgültige Ausgabe. In Leinen M 5.—.

— **GESAMMELTE GEDICHTE.** In Halbleinen M 6.50.



DEUTSCHE VERGANGENHEIT

Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler*.
Jeder Band mit 16 Bildtafeln, in Halbleinen M 9.—;
in Halbleder M 12.—

Erste Reihe

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG.
DAS FRANKENREICH.
DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER.
DIE HOHENSTAUFEN.

Zweite Reihe

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER.
DEUTSCHES GEISTESLEBEN IM MITTELALTER.
ORDENSRITTER UND KIRCHENFÜRSTEN.
FÜRSTEN UND RITTER (Erschien 1928).

VIER-MARK-BÜCHER

Jeder Band in Leinen mit reicher Rückenvergoldung M 4.—;
in Halbleinen M 2.60.

FICHTES REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Revidierte Ausgabe von *Rudolf Eucken. 29. Tausend.*

GOETHES BRIEFE AN FRAU VON STEIN. In Auswahl herausgegeben von *Julius Petersen.* Mit 6 Silhouetten. *30. Tausend.*

DIE BRIEFE DES JUNGEN GOETHE. Herausgegeben und eingeleitet von *Gustav Roethe.*

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster.* Mit einer Silhouette der Frau Rath. *63. Tausend.* (Nur in Leinen.)

WILHELM VON HUMBOLDT: BRIEFE AN EINE FREUNDIN (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann. 31. Tausend.*

KANT-AUSSPRÜCHE. Herausgegeben von *Raoul Richter. 14. Tausend.*

BRIEFE HEINRICH VON KLEISTS. Herausgegeben von *Friedrich Michael.*

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke. 20. Tausend.*

ADALBERT STIFTER: ERZÄHLUNGEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Felix Braun.*

INHALT

DIE BILDER

Gedruckt bei Poeschel & Trepte in Leipzig
Kalendarium und Umschlag zeichnete Jan Tschichold



